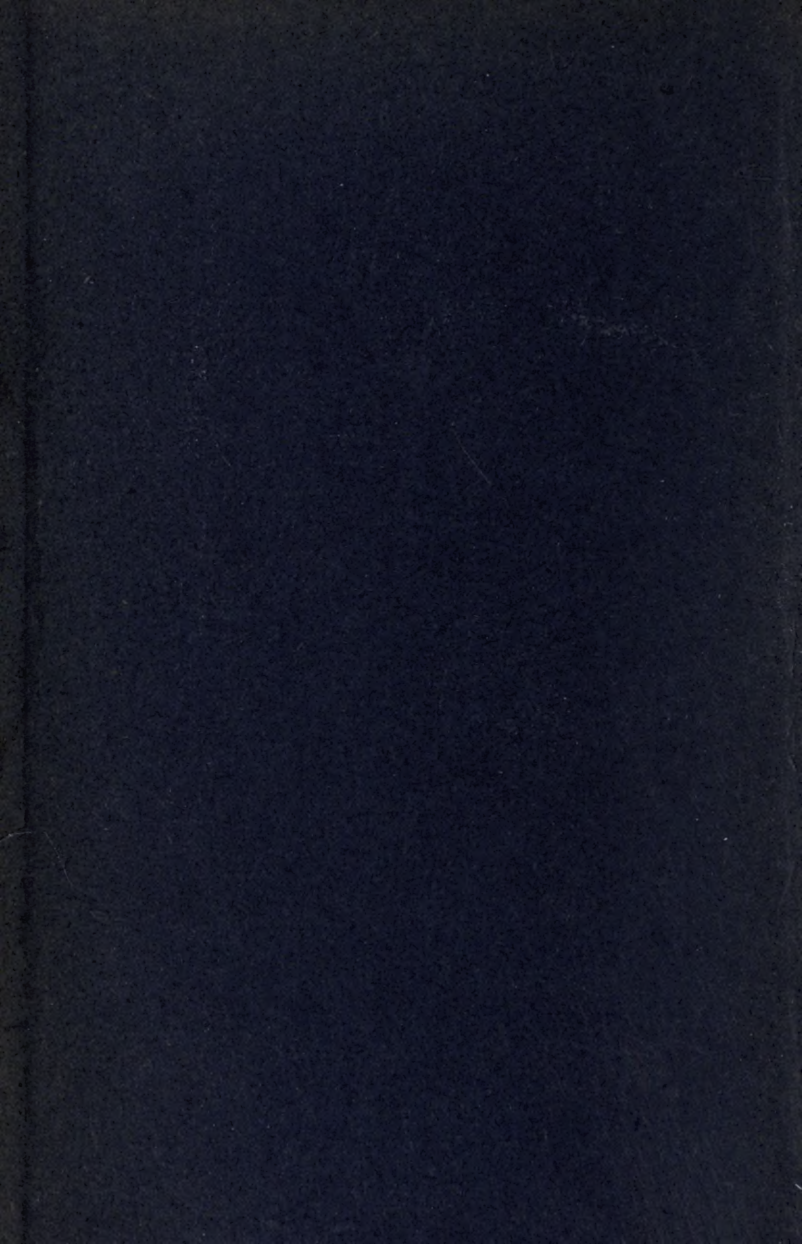
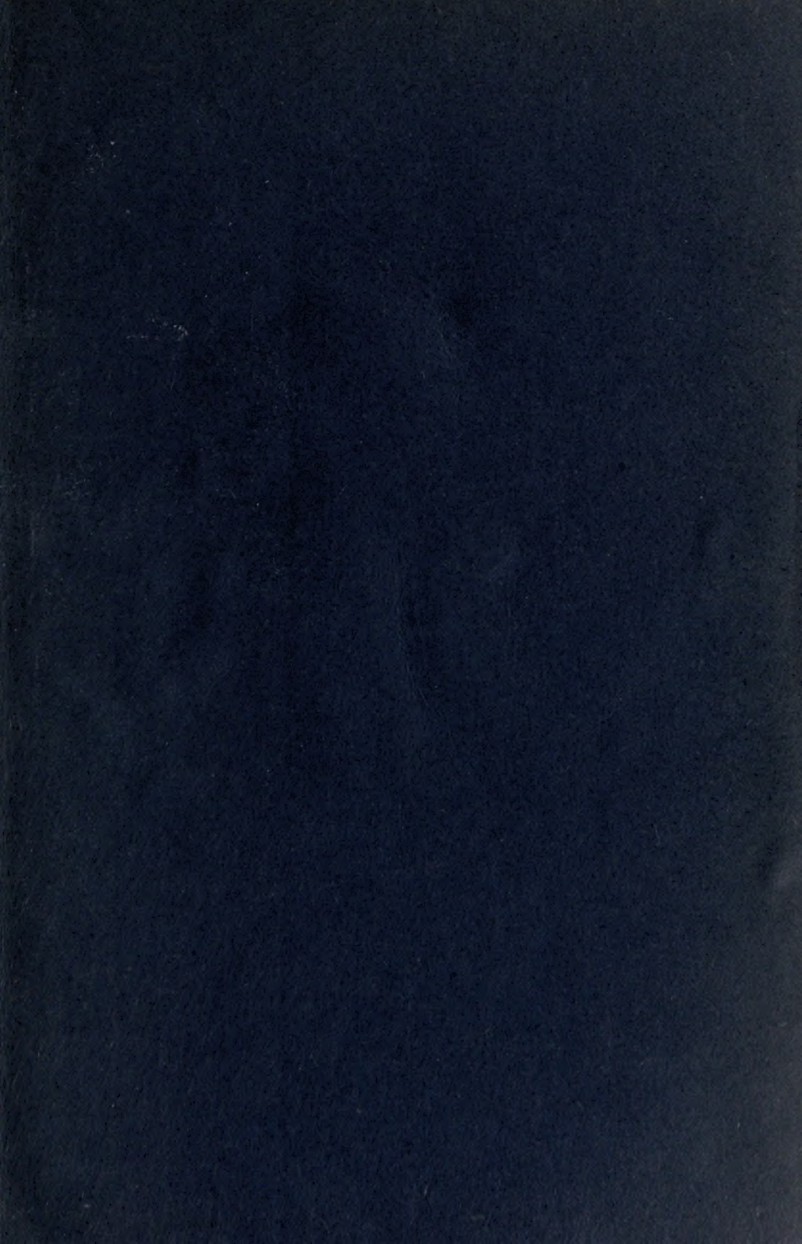
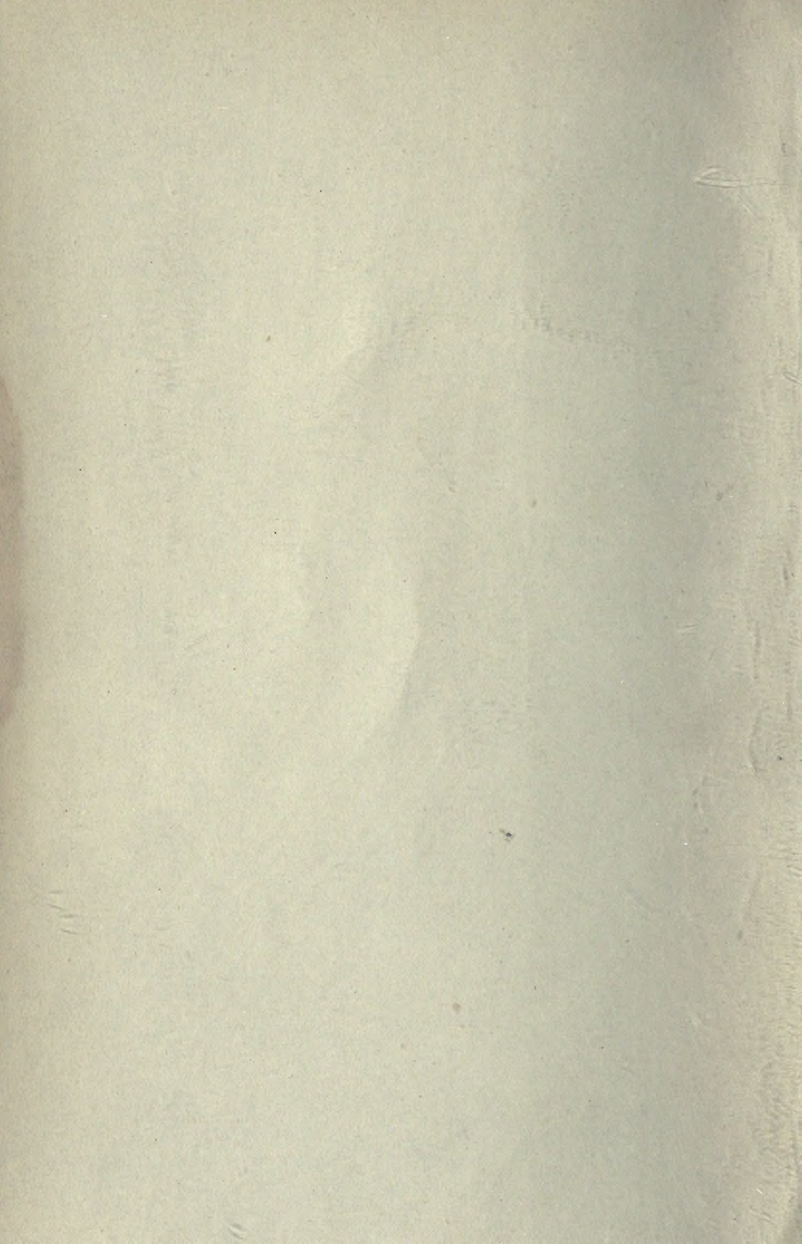
E. T. A. Hoffmann's
Schriften







Nachtstücke

herausgegeben

von

dem Verfasser der Phantasiestücke in Callots Manier.

Zwei Theile.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hosemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1872.

E. T. A. Hoffmann's gesammelte Schriften.

Fünfter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hosemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1872.

Nachtstücke.

Erster Theil.

Der Sandmann.

Nathanael an Lothar.

Gewiß seid Ihr alle voll Unruhe, daß ich so lange — lange nicht geschrieben. Mutter zürnt wohl, und Clara mag glauben, ich lebe hier in Saus und Braus und vergesse mein holdes Engelsbild, so tief mir in Herz und Sinn eingeprägt, ganz und gar. — Dem ist aber nicht so; täglich und stündlich gedenke ich Eurer Aller und in süßen Träumen geht meines holden Clärchens freundliche Gestalt vorüber und lächelt mich mit ihren hellen Augen so anmuthig an, wie sie wohl pflegte, wenn ich zu Euch hineintrat. — Ach wie vermochte ich denn Euch zu schreiben, in der zerrissenen Stimmung des Geistes, die mir bisher alle Gedanken verstörte! — Etwas Entsetzliches ist in mein Leben getreten! — Dunkle Ahnungen eines gräßlichen mir drohenden Geschicks breiten sich wie schwarze Wolkenschatten über mich aus, undurchdringlich jedem freundlichen Sonnenstrahl. — Nun soll ich Dir sagen, was mir widerfuhr. Ich muß es, das sehe ich ein, aber nur es denkend, lacht es wie toll aus mir heraus. — Ach mein herzlieber Lothar! wie fange ich es denn an, Dich nur einigermaßen empfinden zu lassen, daß das, was mir vor einigen Tagen geschah, denn wirklich mein Leben so feindlich zerstören konnte! Wärst Du nur hier, so könntest Du selbst schauen; aber jetzt hältst Du mich gewiß für einen aberwitzigen Geisterseher. — Kurz und gut, das Entsetzliche, was mir geschah, dessen tödtlichen Eindruck zu vermeiden ich mich vergebens bemühe, besteht in nichts Anderm, als daß vor einigen Tagen, nämlich am 30. October Mittags um 12 Uhr, ein Wetterglashändler in meine Stube trat und mir seine Waare anbot. Ich kaufte nichts und drohte, ihn die Treppe herabzuwerfen, worauf er aber von selbst fortging. —

Du ahnest, daß nur ganz eigne, tief in mein Leben eingreifende Beziehungen diesem Vorfall Bedeutung geben können, ja, daß wohl die Person jenes unglückseligen Krämers gar feindlich auf mich wirken muß. So ist es in der That. Mit aller Kraft fasse ich mich zusammen, um ruhig und geduldig Dir aus meiner frühern Jugendzeit so viel zu erzählen, daß deinem regen Sinn alles klar und deutlich in leuchtenden Bildern aufgehen wird. Indem ich anfangen will, höre ich Dich lachen und Clara sagen: das sind ja rechte Kindereien! — Lacht, ich bitte Euch, lacht mich recht herzlich aus! — ich bitt' Euch sehr! — Aber Gott im Himmel! die Haare sträuben sich mir und es ist, als flehe ich Euch an, mich auszulachen, in wahnsinniger Verzweiflung, wie Franz Moor den Daniel. — Nun fort zur Sache! —

Außer dem Mittagsessen sahen wir, ich und mein Geschwister, Tag über den Vater wenig. Er mochte mit seinem Dienst viel beschäftigt seyn. Nach dem Abendessen, das alter Sitte gemäß schon um sieben Uhr aufgetragen wurde, gingen wir alle, die Mutter mit uns, in des Vaters Arbeitszimmer und setzten uns um einen runden Tisch. Der Vater rauchte Taback und trank ein großes Glas Bier dazu. Oft erzählte er uns viele wunderbare Geschichten und gerieth darüber so in Eifer, daß ihm die Pfeife immer ausging, die ich, ihm brennend Papier hinhaltend, wieder anzünden mußte, welches mir denn ein Hauptspaß war. Oft gab er uns aber Bilderbücher in die Hände, saß stumm und starr in seinem Lehnstuhl und blies starke Dampfwolken von sich, daß wir alle wie im Nebel schwammen. An solchen Abenden war die Mutter sehr traurig und kaum schlug die Uhr neun, so sprach sie: Nun Kinder! — zu Bette! zu Bette! der Sandmann kommt, ich merk' es schon. Wirklich hörte ich dann jedesmal Etwas schweren langsamen Tritts die Treppe heraufpoltern; das mußte der Sandmann seyn. Einmal war mir jenes dumpfe Treten und Poltern besonders graulich; ich frug die Mutter, indem sie uns fortführte: Ei Mama! wer ist denn der böse Sandmann, der uns immer von Papa forttreibt? — wie sieht er denn aus? „Es gibt keinen Sandmann, mein liebes Kind, erwiederte die Mutter: wenn ich sage, der Sandmann kommt, so will das nur heißen, ihr seyd schläfrig und könnt die Augen nicht offen behalten, als hätte man Euch Sand hineingestreut." — Der Mutter Antwort befriedigte

mich nicht, ja in meinem kindischen Gemüth entfaltete sich deutlich der Gedanke, daß die Mutter den Sandmann nur verläugne, damit wir uns vor ihm nicht fürchten sollten, ich hörte ihn ja immer die Treppe heraufkommen. Voll Neugierde, Näheres von diesem Sandmann und seiner Beziehung auf uns Kinder zu erfahren, frug ich endlich die alte Frau, die meine jüngste Schwester wartete: was denn das für ein Mann sei, der Sandmann? „Ei Thanelchen, erwiederte diese, weißt du das noch nicht? Das ist ein böser Mann, der kommt zu den Kindern, wenn sie nicht zu Bett' gehen wollen und wirft ihnen Händevoll Sand in die Augen, daß sie blutig zum Kopf herausspringen, die wirft er dann in den Sack und trägt sie in den Halbmond zur Atzung für seine Kinderchen; die sitzen dort im Nest und haben krumme Schnäbel, wie die Eulen, damit picken sie der unartigen Menschenkindlein Augen auf." — Gräßlich malte sich nun im Innern mir das Bild des grausamen Sandmanns aus; so wie es Abends die Treppe heraufpolterte, zitterte ich vor Angst und Entsetzen. Nichts als den unter Thränen hergestotterten Ruf: der Sandmann! der Sandmann! konnte die Mutter aus mir herausbringen. Ich lief darauf in das Schlafzimmmer, und wohl die ganze Nacht über quälte mich die fürchterliche Erscheinung des Sandmanns. — Schon alt genug war ich geworden, um einzusehen, daß das mit dem Sandmann und seinem Kindernest im Halbmonde, so wie es mir die Wartefrau erzählt hatte, wohl nicht ganz seine Richtigkeit haben könne; indessen blieb mir der Sandmann ein fürchterliches Gespennst, und Grauen — Entsetzen ergriff mich, wenn ich ihn nicht allein die Treppe heraufkommen, sondern auch meines Vaters Stubenthür heftig aufreißen und hineintreten hörte. Manchmal blieb er lange weg, dann kam er öfter hintereinander. Jahre lang dauerte das, und nicht gewöhnen konnte ich mich an den unheimlichen Spuk, nicht bleicher wurde in mir das Bild des grausigen Sandmanns. Sein Umgang mit dem Vater fing an meine Phantasie immer mehr und mehr zu beschäftigen; den Vater darum zu befragen hielt mich eine unüberwindliche Scheu zurück, aber selbst — selbst das Geheimniß zu erforschen, den fabelhaften Sandmann zu sehen, dazu keimte mit den Jahren immer mehr die Lust in mir empor. Der Sandmann hatte mich auf die Bahn des Wunderbaren, Abenteuerlichen gebracht, das so schon leicht im kindlichen Gemüth sich einnistet. Nichts war

mir lieber, als schauerliche Geschichten von Kobolten, Hexen, Däumlingen u. s. w. zu hören oder zu lesen; aber obenan stand immer der Sandmann, den ich in den seltsamsten, abscheulichsten Gestalten überall auf Tische, Schränke und Wände mit Kreide, Kohle, hinzeichnete. Als ich zehn Jahre alt geworden, wies mich die Mutter aus der Kinderstube in ein Kämmerchen, das auf dem Corridor unfern von meines Vaters Zimmer lag. Noch immer mußten wir uns, wenn auf den Schlag Neun Uhr sich jener Unbekannte im Hause hören ließ, schnell entfernen. In meinem Kämmerchen vernahm ich, wie er bei dem Vater hineintrat und bald darauf war es mir dann, als verbreite sich im Hause ein feiner seltsam riechender Dampf. Immer höher mit der Neugierde wuchs der Muth, auf irgend eine Weise des Sandmanns Bekanntschaft zu machen. Oft schlich ich schnell aus dem Kämmerchen auf den Corridor, wenn die Mutter vorübergegangen, aber nichts konnte ich erlauschen, denn immer war der Sandmann schon zur Thüre hinein, wenn ich den Platz erreicht hatte, wo er mir sichtbar werden mußte. Endlich von unwiderstehlichem Drange getrieben, beschloß ich, im Zimmer des Vaters selbst mich zu verbergen und den Sandmann zu erwarten.

An des Vaters Schweigen, an der Mutter Traurigkeit merkte ich eines Abends, daß der Sandmann kommen werde; ich schützte daher große Müdigkeit vor, verließ schon vor neun Uhr das Zimmer und verbarg mich dicht neben der Thüre in einen Schlupfwinkel. Die Hausthüre knarrte, durch den Flur ging es, langsamen, schweren, dröhnenden Schrittes nach der Treppe. Die Mutter eilte mit dem Geschwister mir vorüber. Leise — leise öffnete ich des Vaters Stubenthür. Er saß, wie gewöhnlich, stumm und starr den Rücken der Thüre zugekehrt, er bemerkte mich nicht, schnell war ich hinein und hinter der Gardine, die einem gleich neben der Thüre stehenden offenen Schrank, worin meines Vaters Kleider hingen, vorgezogen war. — Näher — immer näher dröhnten die Tritte — es hustete und scharrte und brummte seltsam draußen. Das Herz bebte mir vor Angst und Erwartung. — Dicht, dicht vor der Thüre ein scharfer Tritt — ein heftiger Schlag auf die Klinke, die Thür springt rasselnd auf! — Mit Gewalt mich ermannend gucke ich behutsam hervor. Der Sandmann steht mitten in der Stube vor meinem Vater, der helle Schein der Lichter brennt ihm ins Gesicht! — Der Sandmann, der fürchter-

liche Sandmann ist der alte Advokat Coppelius, der manchmal bei uns zu Mittage ißt! —

Aber die gräßlichste Gestalt hätte mir nicht tieferes Entsetzen erregen können, als eben dieser Coppelius. — Denke Dir einen großen breitschultrigen Mann mit einem unförmlich dicken Kopf, erdgelbem Gesicht, buschigten grauen Augenbrauen, unter denen ein Paar grünliche Katzenaugen stechend hervorfunkeln, großer, starker über die Oberlippe gezogener Nase. Das schiefe Maul verzieht sich oft zum hämischen Lachen; dann werden auf den Backen ein Paar dunkelrothe Flecke sichtbar und ein seltsam zischender Ton fährt durch die zusammengekniffenen Zähne. Coppelius erschien immer in einem altmodisch zugeschnittenen aschgrauen Rocke, eben solcher Weste und gleichen Beinkleidern, aber dazu schwarze Strümpfe und Schuhe mit kleinen Steinschnallen. Die kleine Perücke reichte kaum bis über den Kopfwirbel heraus, die Kleblocken standen hoch über den großen rothen Ohren und ein breiter verschlossener Haarbeutel starrte von dem Nacken weg, so daß man die silberne Schnalle sah, die die gefältelte Halsbinde schloß. Die ganze Figur war überhaupt widrig und abscheulich; aber vor allem waren uns Kindern seine großen knotigten, haarigten Fäuste zuwider, so daß wir, was er damit berührte, nicht mehr mochten. Das hatte er bemerkt, und nun war es seine Freude, irgend ein Stückchen Kuchen, oder eine süße Frucht, die uns die gute Mutter heimlich auf den Teller gelegt, unter diesem, oder jenem Vorwande zu berühren, daß wir, helle Thränen in den Augen, die Näscherei, der wir uns erfreuen sollten, nicht mehr genießen mochten vor Ekel und Abscheu. Eben so machte er es, wenn uns an Feiertagen der Vater ein gut Gläschen süßen Weins eingeschenkt hatte. Dann fuhr er schnell mit der Faust herüber, oder brachte wohl gar das Glas an die blauen Lippen und lachte recht teuflisch, wenn wir unsern Aerger nur leise schluchzend äußern durften. Er pflegte uns nur immer die kleinen Bestien zu nennen! wir durften, war er zugegen, keinen Laut von uns geben und verwünschten den häßlichen, feindlichen Mann, der uns recht mit Bedacht und Absicht auch die kleinste Freude verdarb. Die Mutter schien eben so, wie wir, den widerwärtigen Coppelius zu hassen; denn so wie er sich zeigte, war ihr Frohsinn, ihr heiteres unbefangenes Wesen umgewandelt in traurigen, düstern Ernst. Der Vater betrug sich gegen ihn, als sei er ein höheres

Wesen, dessen Unarten man dulden und das man auf jede Weise bei guter Laune erhalten müsse. Er durfte nur leise andeuten und Lieblingsgerichte wurden gekocht und seltene Weine kredenzt.

Als ich nun diesen Coppelius sah, ging es grausig und entsetzlich in meiner Seele auf, daß ja niemand anders, als er, der Sandmann seyn könne, aber der Sandmann war mir nicht mehr jener Popanz aus dem Ammenmährchen, der dem Eulennest im Halbmonde Kinderaugen zur Atzung holt. — Nein! — ein häßlicher gespenstischer Unhold, der überall, wo er einschreitet, Jammer — Noth — zeitliches, ewiges Verderben bringt.

Ich war fest gezaubert. Auf die Gefahr entdeckt und, wie ich deutlich dachte, hart gestraft zu werden, blieb ich stehen, den Kopf lauschend durch die Gardine hervorgestreckt. Mein Vater empfing den Coppelius feierlich. „Auf! — zum Werk,“ rief dieser mit heiserer schnarrender Stimme und warf den Rock ab. Der Vater zog still und finster seinen Schlafrock aus und beide kleideten sich in lange schwarze Kittel. Wo sie die hernahmen, hatte ich übersehen. Der Vater öffnete die Flügelthür eines Wandschranks; aber ich sah, daß das, was ich so lange dafür gehalten, kein Wandschrank, sondern vielmehr eine schwarze Höhlung war, in der ein kleiner Heerd stand. Coppelius trat hinzu und eine blaue Flamme knisterte auf dem Heerde empor. Allerlei seltsames Geräth stand umher. Ach Gott! — wie sich nun mein alter Vater zum Feuer herabbückte, da sah er ganz anders aus. Ein gräßlicher krampfhafter Schmerz schien seine sanften ehrlichen Züge zum häßlichen widerwärtigen Teufelsbilde verzogen zu haben. Er sah dem Coppelius ähnlich. Dieser schwang die gluthrothe Zange und holte damit hellblinkende Massen aus dem dicken Qualm, die er dann ämsig hämmerte. Mir war es als würden Menschengesichter ringsumher sichtbar, aber ohne Augen — scheußliche, tiefe schwarze Höhlen statt ihrer. „Augen her, Augen her!“ rief Coppelius mit dumpfer dröhnender Stimme. Ich kreischte auf von wildem Entsetzen gewaltig erfaßt und stürzte aus meinem Versteck heraus auf den Boden. Da ergriff mich Coppelius; kleine Bestie! — kleine Bestie! meckerte er zähnfletschend! — riß mich auf und warf mich auf den Heerd, daß die Flamme mein Haar zu sengen begann: „Nun haben wir Augen — Augen — ein schön Paar Kinderaugen.“ So flüsterte Coppelius, und griff mit den Fäusten gluthrothe Körner

aus der Flamme, die er mir in die Augen streuen wollte. Da hob mein Vater flehend die Hände empor und rief: Meister! Meister! laß meinem Nathanael die Augen — laß sie ihm! Coppelius lachte gellend auf und rief: „Mag denn der Junge die Augen behalten und sein Pensum flennen in der Welt: aber nun wollen wir doch den Mechanismus der Hände und der Füße recht observiren.“ Und damit faßte er mich gewaltig, daß die Gelenke knackten, und schrob mir die Hände ab und die Füße und setzte sie bald hier, bald dort wieder ein. „'S steht doch überall nicht recht! 's gut so wie es war! — Der Alte hat's verstanden!“ So zischte und lispelte Coppelius; aber alles um mich her wurde schwarz und finster, ein jäher Krampf durchzuckte Nerv und Gebein — ich fühlte nichts mehr. Ein sanfter warmer Hauch glitt über mein Gesicht, ich erwachte wie aus dem Todesschlaf, die Mutter hatte sich über mich hingebeugt. „Ist der Sandmann noch da?“ stammelte ich. „Nein, mein liebes Kind, der ist lange, lange fort, der thut dir keinen Schaden!“ — So sprach die Mutter und küßte und herzte den wieder gewonnenen Liebling.

Was soll ich Dich ermüden, mein herzlieber Lothar! was soll ich so weitläuftig Einzelnes her erzählen, da noch so Vieles zu sagen übrig bleibt? Genug! — ich war bei der Lauscherei entdeckt, und von Coppelius gemißhandelt worden. Angst und Schrecken hatten mir ein hitziges Fieber zugezogen, an dem ich mehrere Wochen krank lag. „Ist der Sandmann noch da?“ — Das war mein erstes gesundes Wort und das Zeichen meiner Genesung, meiner Rettung. — Nur noch den schrecklichsten Moment meiner Jugendjahre darf ich Dir erzählen; dann wirst Du überzeugt seyn, daß es nicht meiner Augen Blödigkeit ist, wenn mir nun alles farblos erscheint, sondern, daß ein dunkles Verhängniß wirklich einen trüben Wolkenschleier über mein Leben gehängt hat, den ich vielleicht nur sterbend zerreisse. —

Coppelius ließ sich nicht mehr sehen, es hieß, er habe die Stadt verlassen.

Ein Jahr mochte vergangen seyn, als wir der alten unveränderten Sitte gemäß Abends an dem runden Tische saßen. Der Vater war sehr heiter und erzählte viel Ergötzliches von den Reisen, die er in seiner Jugend gemacht. Da hörten wir als es Neune schlug, plötzlich die Hausthür in den Angeln knarren und langsame eisenschwere Schritte dröhnten durch den Hausflur die Treppe herauf. „Das ist

Coppelius," sagte meine Mutter erblassend. „Ja! — es ist Coppelius," wiederholte der Vater mit matter gebrochener Stimme. Die Thränen stürzten der Mutter aus den Augen. „Aber Vater, Vater rief sie, muß es denn so seyn?" „Zum letztenmale! erwiederte jener, zum letztenmale kommt er zu mir, ich verspreche es Dir. Geh' nur, geh' mit den Kindern! — Geht — geht zu Bette! Gute Nacht!"

Mir war es, als sey ich in schweren kalten Stein eingepreßt — mein Athem stockte! — Die Mutter ergriff mich beim Arm als ich unbeweglich stehen blieb: „Komm Nathanael, komme nur!" — Ich ließ mich fortführen, ich trat in meine Kammer. „Sei ruhig, sei ruhig, lege Dich ins Bette! — schlafe — schlafe," rief mir die Mutter nach; aber von unbeschreiblicher innerer Angst und Unruhe gequält, konnte ich kein Auge zuthun. Der verhaßte abscheuliche Coppelius stand vor mir mit funkelnden Augen und lachte mich hämisch an, vergebens trachtete ich sein Bild los zu werden. Es mochte wohl schon Mitternacht seyn, als ein entsetzlicher Schlag geschah, wie wenn ein Geschütz losgefeuert würde. Das ganze Haus erdröhnte, es rasselte und rauschte bei meiner Thüre vorüber, die Hausthüre wurde klirrend zugeworfen. „Das ist Coppelius!" rief ich entsetzt und sprang aus dem Bette. Da kreischte es auf in schneidendem trostlosen Jammer, fort stürzte ich nach des Vaters Zimmer, die Thüre stand offen, erstickender Dampf quoll mir entgegen, das Dienstmädchen schrie: Ach, der Herr! — der Herr! — Vor dem dampfenden Heerde auf dem Boden lag mein Vater todt mit schwarz verbranntem gräßlich verzerrtem Gesicht, um ihn herum heulten und winselten die Schwestern — die Mutter ohnmächtig daneben! — „Coppelius, verruchter Satan, du hast den Vater erschlagen!" — So schrie ich auf; mir vergingen die Sinne. Als man zwei Tage darauf meinen Vater in den Sarg legte, waren seine Gesichtszüge wieder mild und sanft geworden, wie sie im Leben waren. Tröstend ging es in meiner Seele auf, daß sein Bund mit dem teuflischen Coppelius ihn nicht ins ewige Verderben gestürzt haben könne. —

Die Explosion hatte die Nachbarn geweckt, der Vorfall wurde ruchbar und kam vor die Obrigkeit, welche den Coppelius zur Verantwortung vorfordern wollte. Der war aber spurlos vom Orte verschwunden.

Wenn ich Dir nun sage, mein herzlieber Freund! daß jener

Wetterglashändler eben der verruchte Coppelius war, so wirst Du mir es nicht verargen, daß ich die feindliche Erscheinung als schweres Unheil bringend deute. Er war anders gekleidet, aber Coppelius Figur und Gesichtszüge sind zu tief in mein Innerstes eingeprägt, als daß hier ein Irrthum möglich seyn sollte. Zudem hat Coppelius nicht einmal seinen Namen geändert. Er gibt sich hier, wie ich höre, für einen piemontesischen Mechanicus aus, und nennt sich Giuseppe Coppola.

Ich bin entschlossen es mit ihm aufzunehmen und des Vaters Tod zu rächen, mag es denn nun gehen wie es will.

Der Mutter erzähle nichts von dem Erscheinen des gräßlichen Unholds — Grüße meine liebe holde Clara, ich schreibe ihr in ruhigerer Gemüthsstimmung. Lebe wohl 2c. 2c.

Clara an Nathanael.

Wahr ist es, daß Du recht lange mir nicht geschrieben hast, aber dennoch glaube ich, daß Du mich in Sinn und Gedanken trägst. Denn meiner gedachtest Du wohl recht lebhaft, als Du Deinen letzten Brief an Bruder Lothar absenden wolltest und die Aufschrift, statt an ihn, an mich richtetest. Freudig erbrach ich den Brief und wurde den Irrthum erst bei den Worten inne: Ach mein herzlieber Lothar! — Nun hätte ich nicht weiter lesen, sondern den Brief dem Bruder geben sollen. Aber, hast Du mir auch sonst manchmal in kindischer Neckerei vorgeworfen, ich hätte solch' ruhiges, weiblich besonnenes Gemüth, daß ich wie jene Frau, drohe das Haus den Einsturz, noch vor schneller Flucht ganz geschwinde einen falschen Kniff in der Fenstergardine glattstreichen würde, so darf ich doch wohl kaum versichern, daß Deines Briefes Anfang mich tief erschütterte. Ich konnte kaum athmen, es flimmerte mir vor den Augen. — Ach, mein herzgeliebter Nathanael! was konnte so Entsetzliches in Dein Leben getreten seyn! Trennung von Dir, Dich niemals wieder sehen, der Gedanke durchfuhr meine Brust wie ein glühender Dolchstich. — Ich las und las! — Deine Schilderung des widerwärtigen Coppelius ist gräßlich. Erst jetzt vernahm ich, wie Dein guter alter Vater solch' entsetzlichen, gewaltsamen Todes starb. Bruder Lothar, dem ich sein Eigenthum zustellte, suchte mich zu beruhigen, aber es gelang ihm

schlecht. Der fatale Wetterglashändler Giuseppe Coppola verfolgte mich auf Schritt und Tritt und beinahe schäme ich mich, es zu gestehen, daß er selbst meinen gesunden, sonst so ruhigen Schlaf in allerlei wunderlichen Traumgebilden zerstören konnte. Doch bald, schon den andern Tag, hatte sich Alles anders in mir gestaltet. Sei mir nur nicht böse, mein Inniggeliebter, wenn Lothar Dir etwa sagen möchte, daß ich trotz Deiner seltsamen Ahnung, Coppelius werde Dir etwas Böses anthun, ganz heitern unbefangenen Sinnes bin, wie immer.

Gerade heraus will ich es Dir nur gestehen, daß, wie ich meine, alles Entsetzliche und Schreckliche, wovon Du sprichst, nnr in Deinem Innern vorging, die wahre wirkliche Außenwelt aber daran wohl wenig Theil hatte. Widerwärtig genug mag der alte Coppelius gewesen seyn, aber daß er Kinder haßte, das brachte in Euch Kindern wahren Abscheu gegen ihn hervor.

Natürlich verknüpfte sich nun in Deinem kindischen Gemüth der schreckliche Sandmann aus dem Ammenmährchen mit dem alten Coppelius, der Dir, glaubtest Du auch nicht an den Sandmann, ein gespenstischer, Kindern vorzüglich gefährlicher, Unhold blieb. Das unheimliche Treiben mit Deinem Vater zur Nachtzeit war wohl nichts anders, als daß beide insgeheim alchymistische Versuche machten, womit die Mutter nicht zufrieden seyn konnte, da gewiß viel Geld unnütz verschleudert und obendrein, wie es immer mit solchen Laboranten der Fall seyn soll, des Vaters Gemüth ganz von dem trügerischen Drange nach hoher Weisheit erfüllt, der Familie abwendig gemacht wurde. Der Vater hat wohl gewiß durch eigene Unvorsichtigkeit seinen Tod herbeigeführt, und Coppelius ist nicht Schuld daran! Glaubst Du, daß ich den erfahrnen Nachbar Apotheker gestern frug, ob wohl bei chemischen Versuchen eine solche augenblicklich töddtende Explosion möglich sey? Der sagte: Ei allerdings und beschrieb mir nach seiner Art gar weitläuftig und umständlich, wie das zugehen könne, und nannte dabei so viel sonderbar klingende Namen, die ich gar nicht zu behalten vermochte. — Nun wirst Du wohl unwillig werden über deine Clara, Du wirst sagen: in dies kalte Gemüth dringt kein Strahl des Geheimnißvollen, das den Menschen oft mit unsichtbaren Armen umfaßt! sie erschaut nur die bunte Oberfläche der Welt und freut sich, wie das kindische Kind über die goldgleißende Frucht, in deren Innerm tödtliches Gift verborgen.

Ach mein herzgeliebter Nathanael! glaubst Du denn nicht, daß auch in heitern — unbefangenen — sorglosen Gemüthern die Ahnung wohnen könne von einer dunklen Macht, die feindlich Uns in Unserm eignen Selbst zu verderben strebt? — Aber verzeih' es mir, wenn ich einfältig' Mädchen mich unterfange, auf irgend eine Weise Dir anzudeuten, was ich eigentlich von solchem Kampfe im Innern glaube. — Ich finde wohl gar am Ende nicht die rechten Worte und Du lachst mich aus, nicht, weil ich was Dummes meine, sondern weil ich mich so ungeschickt anstelle, es zu sagen. —

Giebt es eine dunkle Macht, die so recht feindlich und verrätherisch einen Faden in unser Inneres legt, woran sie uns dann festpackt und fortzieht auf einem gefahrvollen verderblichen Wege, den wir sonst nicht betreten haben würden — giebt es eine solche Macht, so muß sie in Uns sich, wie wir selbst gestalten, ja unser Selbst werden; denn nur so glauben wir an sie und räumen ihr den Platz ein, dessen sie bedarf, um jenes geheime Werk zu vollbringen. Haben wir festen, durch das heitre Leben gestärkten Sinn genug, um fremdes feindliches Einwirken als solches stets zu erkennen und den Weg, in den uns Neigung und Beruf geschoben, ruhigen Schrittes zu verfolgen, so geht wohl jene unheimliche Macht unter in dem vergeblichen Ringen nach der Gestaltung, die unser eignes Spiegelbild seyn sollte. Es ist auch gewiß, fügt Lothar hinzu, daß die dunkle physische Macht, haben wir uns durch uns selbst ihr hingegeben, oft fremde Gestalten, die die Außenwelt uns in den Weg wirft, in unser Inneres hineinzieht, so, daß wir selbst nur den Geist entzünden, der, wie wir in wunderlicher Täuschung glauben, aus jener Gestalt spricht. Es ist das Phantom unseres eigenen Ichs, dessen innige Verwandtschaft und dessen tiefe Einwirkung auf unser Gemüth uns in die Hölle wirft, oder in den Himmel verzückt. — Du merkst, mein herzlieber Nathanael! daß wir, ich und Bruder Lothar uns recht über die Materie von dunklen Mächten und Gewalten ausgesprochen haben, die mir nun, nachdem ich nicht ohne Mühe das Hauptsächlichste aufgeschrieben, ordentlich tiefsinnig vorkommt. Lothars letzte Worte verstehe ich nicht ganz, ich ahne nur, was er meint, und doch ist es mir, als sei Alles sehr wahr. Ich bitte Dich, schlage Dir den häßlichen Advokaten Coppelius und den Wetterglasmann Giuseppe Coppola ganz aus dem Sinn. Sey überzeugt, daß diese fremden

Gestalten nichts über Dich vermögen; nur der Glaube an ihre feindliche Gewalt kann sie Dir in der That feindlich machen. Spräche nicht aus jeder Zeile Deines Briefes die tiefste Aufregung Deines Gemüths, schmerzte mich nicht Dein Zustand recht in innerster Seele, wahrhaftig, ich könnte über den Advokaten Sandmann und den Wetterglashändler Coppelius scherzen. Sey heiter — heiter! — Ich habe mir vorgenommen, bei Dir zu erscheinen, wie Dein Schutzgeist, und den häßlichen Coppola, sollte er es sich etwa beikommen lassen, Dir im Traum beschwerlich zu fallen, mit lautem Lachen fortzubannen. Ganz und gar nicht fürchte ich mich vor ihm und vor seinen garstigen Fäusten, er soll mir weder als Advokat eine Näscherei, noch als Sandmann die Augen verderben.

Ewig, mein herzinnigstgeliebter Nathanael ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Nathanael an Lothar.

Sehr unlieb ist es mir, daß Clara neulich den Brief an Dich aus, freilich durch meine Zerstreutheit veranlaßtem, Irrthum erbrach und las. Sie hat mir einen sehr tiefsinnigen philosophischen Brief geschrieben, worin sie ausführlich beweiset, daß Coppelius und Coppola nur in meinem Innern existiren und Phantome meines Ich's sind, die augenblicklich zerstäuben, wenn ich sie als solche erkenne. In der That, man sollte gar nicht glauben, daß der Geist, der aus solch' hellen holdlächelnden Kindesaugen, oft wie ein lieblicher süßer Traum, hervorleuchtet, so gar verständig, so magistermäßig distinguiren könne. Sie beruft sich auf Dich. Ihr habt über mich gesprochen. Du liesest ihr wohl logische Collegia, damit sie alles fein sichten und sondern lerne. — Laß das bleiben! — Uebrigens ist es wohl gewiß, daß der Wetterglashändler Giuseppe Coppola keinesweges der alte Advokat Coppelius ist. Ich höre bei dem erst neuerdings angekommenen Professor der Physik, der, wie jener berühmte Naturforscher, Spalanzani heißt und italiänischer Abkunft ist, Collegia. Der kennt den Coppola schon seit vielen Jahren und überdem hört man es auch seiner Aussprache an, daß er wirklich Piemonteser ist. Coppelius war ein Deutscher, aber wie mich dünkt, kein ehrlicher. Ganz beruhigt bin ich nicht. Haltet Ihr, Du und Clara, mich immerhin für einen düstern Träumer, aber nicht los

kann ich den Eindruck werden, den Coppelius verfluchtes Gesicht auf mich macht. Ich bin froh, daß er fort ist aus der Stadt, wie mir Spalanzani sagt. Dieser Professor ist ein wunderlicher Kauz. Ein kleiner rundlicher Mann, das Gesicht mit starken Backenknochen, feiner Nase, aufgeworfenen Lippen, kleinen stechenden Augen. Doch besser, als in jeder Beschreibung, siehst Du ihn, wenn Du den Cagliostro, wie er von Chodowiecki in irgend einem Berlinischen Taschenkalender steht, anschauest. — So sieht Spalanzani aus. — Neulich steige ich die Treppe herauf und nehme wahr, daß die sonst einer Glasthüre dicht vorgezogene Gardine zur Seite einen kleinen Spalt läßt. Selbst weiß ich nicht, wie ich dazu kam, neugierig durchzublicken. Ein hohes, sehr schlank im reinsten Ebenmaß gewachsenes, herrlich gekleidetes Frauenzimmer saß im Zimmer vor einem kleinen Tisch, auf den sie beide Arme, die Hände zusammengefaltet, gelegt hatte. Sie saß der Thüre gegenüber, so, daß ich ihr engelschönes Gesicht ganz erblickte. Sie schien mich nicht zu bemerken, und überhaupt hatten ihre Augen etwas Starres, beinahe möcht' ich sagen, keine Sehkraft, es war mir so, als schliefe sie mit offnen Augen. Mir wurde ganz unheimlich und deshalb schlich ich leise fort ins Auditorium, das daneben gelegen. Nachher erfuhr ich, daß die Gestalt, die ich gesehen, Spalanzani's Tochter, Olimpia war, die er sonderbarer und schlechter Weise einsperrt, so, daß durchaus kein Mensch in ihre Nähe kommen darf. — Am Ende hat es eine Bewandtniß mit ihr, sie ist vielleicht blödsinnig oder sonst. — Weshalb schreibe ich Dir aber das Alles? Besser und ausführlicher hätte ich Dir das mündlich erzählen können. Wisse nämlich, daß ich über vierzehn Tage bei Euch bin. Ich muß mein süßes liebes Engelsbild, meine Clara, wiedersehen. Weggehaucht wird dann die Verstimmung seyn, die sich (ich muß das gestehen) nach dem fatalen verständigen Briefe meiner bemeistern wollte. Deshalb schreibe ich auch heute nicht an sie.

Tausend Grüße ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Seltsamer und wunderlicher kann nichts erfunden werden, als dasjenige ist, was sich mit meinem armen Freunde, dem jungen Studenten Nathanael, zugetragen, und was ich Dir, günstiger Leser!

zu erzählen unternommen. Hast Du, Geneigtester! wohl jemals etwas erlebt, das Deine Brust, Sinn und Gedanken ganz und gar erfüllte, alles Andere daraus verdrängend? Es gährte und kochte in Dir, zur siedenden Gluth entzündet sprang das Blut durch die Adern und färbte höher Deine Wangen. Dein Blick war so seltsam als wolle er Gestalten, keinem andern Auge sichtbar, im leeren Raum erfassen und die Rede zerfloß in dunkle Seufzer. Da frugen Dich die Freunde: Wie ist Ihnen, Verehrter? — Was haben Sie, Theurer? Und nun wolltest Du das innere Gebilde mit allen glühenden Farben und Schatten und Lichtern aussprechen und mühtest Dich ab, Worte zu finden, um nur anzufangen. Aber es war Dir, als müßtest Du nun gleich im ersten Wort alles Wunderbare, Herrliche, Entsetzliche, Lustige, Grauenhafte, das sich zugetragen, recht zusammengreifen, so daß es, wie ein elektrischer Schlag, alle treffe. Doch jedes Wort, Alles was Rede vermag, schien Dir farblos und frostig und todt. Du suchst und suchst, und stotterst und stammelst, und die nüchternen Fragen der Freunde schlagen, wie eisige Windeshauche, hinein in Deine innere Gluth, bis sie verlöschen will. Hattest Du aber, wie ein kecker Maler, erst mit einigen verwegenen Strichen den Umriß Deines innern Bildes hingeworfen, so trugst Du mit leichter Mühe immer glühender und glühender die Farben auf und das lebendige Gewühl mannigfacher Gestalten riß die Freunde fort und sie sahen, wie Du, sich selbst mitten im Bilde, das aus Deinem Gemüth hervorgegangen! — Mich hat, wie ich es Dir, geneigter Leser! gestehen muß, eigentlich niemand nach der Geschichte des jungen Nathanael gefragt; Du weißt ja aber wohl, daß ich zu dem wunderlichen Geschlechte der Autoren gehöre, denen, tragen sie etwas so in sich, wie ich es vorhin beschrieben, so zu Muthe wird, als frage jeder, der in ihre Nähe kommt und nebenher auch wohl noch die ganze Welt: Was ist es denn? Erzählen Sie Liebster! — So trieb es mich denn gar gewaltig, von Nathanaels verhängnißvollem Leben zu Dir zu sprechen. Das Wunderbare, Seltsame davon erfüllte meine ganze Seele, aber eben deshalb und weil ich Dich, o mein Leser! gleich geneigt machen mußte, Wunderliches zu ertragen, welches nichts Geringes ist, quälte ich mich ab, Nathanaels Geschichte, bedeutend — originell, ergreifend, anzufangen: „Es war einmal" — der schönste Anfang jeder Erzählung, zu nüchtern! — „In der

kleinen Provinzial-Stadt S. lebte“ — etwas besser, wenigstens ausholend zum Climax. — Oder gleich medias in res: „Scheer' er sich zum Teufel, rief, Wuth und Entsetzen im wilden Blick, der Student Nathanael, als der Wetterglashändler Giuseppe Coppola“ — Das hatte ich in der That schon aufgeschrieben, als ich in dem wilden Blick des Studenten Nathanael etwas Possirliches zu verspüren glaubte; die Geschichte ist aber gar nicht spaßhaft. Mir kam keine Rede in den Sinn, die nur im mindesten etwas von dem Farbenglanz des innern Bildes abzuspiegeln schien. Ich beschloß gar nicht anzufangen. Nimm, geneigter Leser! die drei Briefe, welche Freund Lothar mir gütigst mittheilte, für den Umriß des Gebildes, in das ich nun erzählend immer mehr und mehr Farbe hineinzutragen mich bemühen werde. Vielleicht gelingt es mir, manche Gestalt, wie ein guter Portraitmaler, so aufzufassen, daß Du sie ähnlich findest, ohne das Original zu kennen, ja daß es Dir ist, als hättest Du die Person recht oft schon mit leibhaftigen Augen gesehen. Vielleicht wirst Du, o mein Leser! dann glauben, daß nichts wunderlicher und toller sei, als das wirkliche Leben und daß dieses der Dichter doch nur, wie in eines matt geschliffnen Spiegels dunklem Widerschein, auffassen könne.

Damit klarer werde, was gleich anfangs zu wissen nöthig, ist jenen Briefen noch hinzuzufügen, daß bald darauf, als Nathanaels Vater gestorben, Clara und Lothar, Kinder eines weitläuftigen Verwandten, der ebenfalls gestorben und sie verwaist nachgelassen, von Nathanaels Mutter ins Haus genommen wurden. Clara und Nathanael faßten eine heftige Zuneigung zu einander, wogegen kein Mensch auf Erden etwas einzuwenden hatte; sie waren daher Verlobte, als Nathanael den Ort verließ, um seine Studien in G. — fortzusetzen. Da ist er nun in seinem letzten Briefe und hört Collegia bei dem berühmten Professor Physices, Spalanzani.

Nun könnte ich getrost in der Erzählung fortfahren; aber in dem Augenblick steht Clara's Bild so lebendig mir vor Augen, daß ich nicht wegschauen kann, so wie es immer geschah, wenn sie mich holdlächelnd anblickte. — Für schön konnte Clara keinesweges gelten; das meinten alle, die sich von Amtswegen auf Schönheit verstehen. Doch lobten die Architekten die reinen Verhältnisse ihres Wuchses, die Maler fanden Nacken, Schultern und Brust beinahe zu

keusch geformt, verliebten sich dagegen sämmtlich in das wunderbare Magdalenenhaar und faselten überhaupt viel von Battonischem Colorit. Einer von ihnen, ein wirklicher Phantast, verglich aber höchstseltsamer Weise Clara's Augen mit einem See von Ruisdael, in dem sich des wolkenlosen Himmels reines Azur, Wald- und Blumenflur, der reichen Landschaft ganzes buntes, heitres Leben spiegelt. Dichter und Meister gingen aber weiter und sprachen: Was See — was Spiegel! — Können wir denn das Mädchen anschauen, ohne daß uns aus ihrem Blick wunderbare himmlische Gesänge und Klänge entgegenstrahlen, die in unser Innerstes dringen, daß da alles wach und rege wird? Singen wir selbst denn nichts wahrhaft Gescheutes, so ist überhaupt nicht viel an uns und das lesen wir denn auch deutlich in dem um Clara's Lippen schwebenden feinen Lächeln, wenn wir uns unterfangen, ihr etwas vorzuquinkeliren, das so thun will als sey es Gesang, unerachtet nur einzelne Töne verworren durch einander springen. Es war dem so. Clara hatte die lebenskräftige Phantasie des heitern unbefangenen kindischen Kindes, ein tiefes weiblich zartes Gemüth, einen gar hellen scharf sichtenden Verstand. Die Nebler und Schwebler hatten bei ihr böses Spiel; denn ohne zu viel zu reden, was überhaupt in Clara's schweigsamer Natur nicht lag, sagte ihnen der helle Blick, und jenes feine ironische Lächeln: Lieben Freunde! wie möget ihr mir denn zumuthen, daß ich Eure verfließende Schattengebilde für wahre Gestalten ansehen soll, mit Leben und Regung? — Clara wurde deshalb von vielen kalt, gefühllos, prosaisch gescholten; aber andere, die das Leben in klarer Tiefe aufgefaßt, liebten ungemein das gemüthvolle, verständige, kindliche Mädchen, doch keiner so sehr, als Nathanael, der sich in Wissenschaft und Kunst kräftig und heiter bewegte. Clara hing an dem Geliebten mit ganzer Seele; die ersten Wolkenschatten zogen durch ihr Leben, als er sich von ihr trennte. Mit welchem Entzücken flog sie in seine Arme, als er nun, wie er im letzten Briefe an Lothar es verheißen, wirklich in seiner Vaterstadt in's Zimmer der Mutter eintrat. Es geschah so wie Nathanael geglaubt; denn in dem Augenblick, als er Clara wieder sah, dachte er weder an den Advokaten Coppelius, noch an Clara's verständigen Brief, jede Verstimmung war verschwunden.

Recht hatte aber Nathanael doch, als er seinem Freunde Lo-

thar schrieb, daß des widerwärtigen Wetterglashändlers Coppola Gestalt recht feindlich in sein Leben getreten sei. Alle fühlten das, da Nathanael gleich in den ersten Tagen in seinem ganzen Wesen durchaus verändert sich zeigte. Er versank in düstre Träumereien, und trieb es bald so seltsam, wie man es niemals von ihm gewohnt gewesen. Alles, das ganze Leben war ihm Traum und Ahnung geworden; immer sprach er davon, wie jeder Mensch, sich frei wähnend, nur dunklen Mächten zum grausamen Spiel diene, vergeblich lehne man sich dagegen auf, demüthig müsse man sich dem fügen, was das Schicksal verhängt habe. Er ging so weit, zu behaupten, daß es thöricht sei, wenn man glaube, in Kunst und Wissenschaft nach selbstthätiger Willkür zu schaffen; denn die Begeisterung, in der man nur zu schaffen fähig sei, komme nicht aus dem eignen Innern, sondern sei das Einwirken irgend eines außer uns selbst liegenden höheren Prinzips.

Der verständigen Clara war diese mystische Schwärmerei im höchsten Grade zuwider, doch schien es vergebens, sich auf Widerlegung einzulassen. Nun dann, wenn Nathanael bewies, daß Coppelius das böse Prinzig sei, was ihn in dem Augenblick erfaßt habe, als er hinter dem Vorhange lauschte, und daß dieser widerwärtige Dämon auf entsetzliche Weise ihr Liebesglück stören werde, da wurde Clara lehr ernst und sprach: „Ja Nathanael! Du hast Recht, Coppelius ist ein böses feindliches Prinzip, er kann entsetzliches wirken, wie eine teuflische Macht, die sichtbarlich in das Leben trat, aber nur dann, wenn Du ihn nicht aus Sinn und Gedanken verbannst. So lange Du an ihn glaubst, ist er auch und wirkt, nur Dein Glaube ist seine Macht.“ — Nathanael, ganz erzürnt, daß Clara die Existenz des Dämon nur in seinem eignen Innern statuire, wollte dann hervorrücken mit der ganzen mystischen Lehre von Teufeln und grausen Mächten, Clara brach aber verdrießlich ab, indem sie irgend etwas Gleichgültiges dazwischen schob, zu Nathanaels nicht geringem Aerger. Der dachte, kalten unempfänglichen Gemüthern verschließen sich solche tiefe Geheimnisse, ohne sich deutlich bewußt zu seyn, daß er Clara eben zu solchen untergeordneten Naturen zähle, weshalb er nicht abließ mit Versuchen, sie in jene Geheimnisse einzuweihen. Am frühen Morgen, wenn Clara das Frühstück bereiten half, stand er bei ihr und las ihr aus allerlei mystischen Büchern vor, daß Clara bat: Aber lieber Nathanael, wenn

ich Dich nun das böse Prinzip schelten wollte, das feindlich auf meinen Kaffee wirkt? — Denn, wenn ich, wie Du es willst, alles stehen und liegen lassen und Dir, indem Du liesest, in die Augen schauen soll, so läuft mir der Kaffee ins Feuer und ihr bekommt alle kein Frühstück! — Nathanael klappte das Buch heftig zu und rannte voll Unmuth fort in sein Zimmer. Sonst hatte er eine besondere Stärke in anmuthigen, lebendigen Erzählungen, die er aufschrieb, und die Clara mit dem innigsten Vergnügen anhörte; jetzt waren seine Dichtungen düster, unverständlich, gestaltlos, so daß, wenn Clara schonend es auch nicht sagte, er doch wohl fühlte, wie wenig sie davon angesprochen wurde. Nichts war für Clara tödtender, als das Langweilige; in Blick und Rede sprach sich dann ihre nicht zu besiegende geistige Schläfrigkeit aus. Nathanaels Dichtungen waren in der That sehr langweilig. Sein Verdruß über Clara's kaltes prosaisches Gemüth stieg höher, Clara konnte ihren Unmuth über Nathanaels dunkle, düstere, langweilige Mystik nicht überwinden, und so entfernten beide im Innern sich immer mehr von einander, ohne es selbst zu bemerken. Die Gestalt des häßlichen Coppelius war, wie Nathanael selbst es sich gestehen mußte, in seiner Phantasie erbleicht und es kostete ihm oft Mühe, ihn in seinen Dichtungen, wo er als grauser Schicksalspopanz auftrat, recht lebendig zu coloriren. Es kam ihm endlich ein, jene düstre Ahnung, daß Coppelius sein Liebesglück stören werde, zum Gegenstande eines Gedichtes zu machen. Er stellte sich und Clara dar, in treuer Liebe verbunden, aber dann und wann war es, als griffe eine schwarze Faust in ihr Leben und risse irgend eine Freude heraus, die ihnen aufgegangen. Endlich, als sie schon am Traualter stehen, erscheint der entsetzliche Coppelius und berührt Clara's holde Augen; die springen in Nathanaels Brust wie blutige Funken sengend und brennend, Coppelius faßt ihn und wirft ihn in einen flammenden Feuerkreis, der sich dreht mit der Schnelligkeit des Sturmes und ihn sausend und brausend fortreißt. Es ist ein Tosen, als wenn der Orkan grimmig hineinpeitscht in die schäumenden Meereswellen, die sich wie schwarze, weißhauptige Riesen emporbäumen in wüthendem Kampfe. Aber durch dies wilde Tosen hört er Clara's Stimme: Kannst Du mich denn nicht erschauen? Coppelius hat Dich getäuscht, das waren ja nicht meine Augen, die so in Deiner Brust brannten, das

waren ja glühende Tropfen Deines eignen Herzbluts — ich habe ja meine Augen, sieh' mich doch nur an! — Nathanael denkt: das ist Clara, und ich bin ihr Eigen ewiglich. — Da ist es, als faßt der Gedanke gewaltig in den Feuerkreis hinein, daß er stehen bleibt, und im schwarzen Abgrund verrauscht dumpf das Getöse. Nathanael blickt in Clara's Augen; aber es ist der Tod, der mit Clara's Augen ihn freundlich anschaut.

Während Nathanael dies dichtete, war er sehr ruhig und besonnen, er feilte und besserte an jeder Zeile und da er sich dem metrischen Zwange unterworfen, ruhte er nicht, bis alles rein und wohlklingend sich fügte. Als er jedoch nun endlich fertig worden, und das Gedicht für sich laut las, da faßte ihn Grausen und wildes Entsetzen und er schrie auf: Wessen grauenvolle Stimme ist das? — Bald schien ihm jedoch das Ganze wieder nur eine sehr gelungene Dichtung, und es war ihm, als müsse Clara's kaltes Gemüth dadurch entzündet werden, wiewohl er nicht deutlich dachte, wozu denn Clara entzündet, und wozu es denn nun eigentlich führen solle, sie mit den grauenvollen Bildern zu ängstigen, die ein entsetzliches, ihre Liebe zerstörendes Geschick weissagten. — Sie, Nathanael und Clara, saßen in der Mutter kleinem Garten, Clara war sehr heiter, weil Nathanael sie seit drei Tagen, in denen er an jener Dichtung schrieb, nicht mit seinen Träumen und Ahnungen geplagt hatte. Auch Nathanael sprach lebhaft und froh von lustigen Dingen wie sonst, so, daß Clara sagte: Nun erst habe ich Dich ganz wieder, siehst Du es wohl, wie wir den häßlichen Coppelius vertrieben haben? Da fiel dem Nathanael erst ein, daß er ja die Dichtung in der Tasche trage, die er habe vorlesen wollen. Er zog auch sogleich die Blätter hervor und fing an zu lesen: Clara, etwas langweiliges wie gewöhnlich vermuthend und sich darein ergebend, fing an, ruhig zu stricken. Aber so wie immer schwärzer und schwärzer das düstre Gewölk aufstieg, ließ sie den Strickstrumpf sinken und blickte starr dem Nathanael ins Auge. Den riß seine Dichtung unaufhaltsam fort, hochroth färbte seine Wangen die innere Gluth, Thränen quollen ihm aus den Augen. — Endlich hatte er geschlossen, er stöhnte in tiefer Ermattung — er faßte Clara's Hand und seufzte wie aufgelöst in trostlosem Jammer: Ach! — Clara — Clara! — Clara drückte ihn sanft an ihren Busen und sagte leise, aber sehr langsam und

ernst: Nathanael — mein herzlieber Nathanael! — wirf das tolle — unsinnige — wahnsinnige Mährchen ins Feuer. Da sprang Nathanael entrüstet auf und rief, Clara von sich stoßend: Du lebloses, verdammtes Automat! Er rannte fort, bittre Thränen vergoß die tief verletzte Clara: Ach er hat mich niemals geliebt, denn er versteht mich nicht, schluchzte sie laut. — Lothar trat in die Laube; Clara mußte ihm erzählen was vorgefallen; er liebte seine Schwester mit ganzer Seele, jedes Wort ihrer Anklage fiel wie ein Funke in sein Inneres, so, daß der Unmuth, den er wider den träumerischen Nathanael lange im Herzen getragen, sich entzündete zum wilden Zorn. Er lief zu Nathanael, er warf ihm das unsinnige Betragen gegen die geliebte Schwester in harten Worten vor, die der aufbrausende Nathanael eben so erwiederte. Ein hpantastischer, wahnsinniger Geck wurde mit einem miserablen, gemeinen Alltagsmenschen erwiedert. Der Zweikampf war unvermeidlich. Sie beschlossen, sich am folgenden Morgen hinter dem Garten nach dortiger akademischer Sitte mit scharf geschliffenen Stoßrappieren zu schlagen. Stumm und finster schlichen sie umher, Clara hatte den heftigen Streit gehört und gesehen, daß der Fechtmeister in der Dämmerung die Rappiere brachte. Sie ahnte was geschehen sollte. Auf dem Kampfplatz angekommen hatten Lothar und Nathanael so eben düsterschweigend die Röcke abgeworfen, blutdürstige Kampflust im brennenden Auge wollten sie gegen einander ausfallen, als Clara durch die Gartenthür herbeistürzte. Schluchzend rief sie laut: Ihr wilden entsetzlichen Menschen! — stoßt mich nur gleich nieder, ehe ihr Euch anfallt; denn wie soll ich denn länger leben auf der Welt, wenn der Geliebte den Bruder, oder wenn der Bruder den Geliebten ermordet hat! — Lothar ließ die Waffe sinken und sah schweigend zur Erde nieder, aber in Nathanaels Innerm ging in herzzerreißender Wehmuth alle Liebe wieder auf, wie er sie jemals in der herrlichen Jugendzeit schönster Tagen für die holde Clara empfunden. Das Mordgewehr entfiel seiner Hand, er stürzte zu Clara's Füßen. Kannst Du mir denn jemals verzeihen, Du meine einzige, meine herzgeliebte Clara! — Kannst Du mir verzeihen, mein herzlieber Bruder Lothar! — Lothar wurde gerührt von des Freundes tiefem Schmerz; unter tausend Thränen umarmten sich die drei versöhnten Menschen und schwuren, nicht von einander zu lassen in steter Liebe und Treue.

Dem Nathanael war es zu Muthe, als sei eine schwere Last, die ihn zu Boden gedrückt, von ihm abgewälzt, ja als habe er, Widerstand leistend der finstern Macht, die ihn befangen, sein ganzes Seyn, dem Vernichtung drohte, gerettet. Noch drei selige Tage verlebte er bei den Lieben, dann kehrte er zurück nach G., wo er noch ein Jahr zu bleiben, dann aber auf immer nach seiner Vaterstadt zurückzukehren gedachte.

Der Mutter war alles, was sich auf Coppelius bezog, verschwiegen worden; denn man wußte, daß sie nicht ohne Entsetzen an ihn denken konnte, weil sie, wie Nathanael, ihm den Tod ihres Mannes Schuld gab.

Wie erstaunte Nathanael, als er in seine Wohnung wollte und sah, daß das ganze Haus niedergebrannt war, so daß aus dem Schutthaufen nur die nackten Feuermauern hervorragten. Unerachtet das Feuer in dem Laboratorium des Apothekers, der im untern Stocke wohnte, ausgebrochen war, das Haus daher von unten herauf gebrannt hatte, so war es doch den kühnen, rüstigen Freunden gelungen, noch zu rechter Zeit in Nathanaels im obern Stock gelegenes Zimmer zu dringen, und Bücher, Manuscripte, Instrumente zu retten. Alles hatten sie unversehrt in ein anderes Haus getragen, und dort ein Zimmer in Beschlag genommen, welches Nathanael nun sogleich bezog. Nicht sonderlich achtete er darauf, daß er dem Professor Spalanzani gegenüber wohnte, und eben so wenig schien es ihm etwas Besonderes, als er bemerkte, daß er aus seinem Fenster gerade hinein in das Zimmer blickte, wo oft Olimpia einsam saß, so, daß er ihre Figur deutlich erkennen konnte, wiewohl die Züge des Gesichts undeutlich und verworren blieben. Wohl fiel es ihm endlich auf, daß Olimpia oft Stundenlang in derselben Stellung, wie er sie einst durch die Glasthüre entdeckte, ohne irgend eine Beschäftigung an einem kleinen Tische saß und daß sie offenbar unverwandten Blickes nach ihm herüberschaute; er mußte sich auch selbst gestehen, daß er nie einen schöneren Wuchs gesehen; indessen, Clara im Herzen, blieb ihm die steife, starre Olimpia höchst gleichgültig und nur zuweilen sah' er flüchtig über sein Compendium herüber nach der schönen Bildsäule, das war Alles. — Eben schrieb er an Clara, als es leise

an die Thüre klopfte; sie öffnete sich auf seinen Zuruf und Coppola's widerwärtiges Gesicht sah hinein. Nathanael fühlte sich im Innersten erbeben; eingedenk dessen, was ihm Spalanzani über den Landsmann Coppola gesagt und was er auch Rücksichts des Sandmanns Coppelius der Geliebten so heilig versprochen, schämte er sich aber selbst seiner kindischen Gespensterfurcht, nahm sich mit aller Gewalt zusammen und sprach so sanft und gelassen, als möglich: „Ich kaufe kein Wetterglas, mein lieber Freund! gehen Sie nur!“ Da trat aber Coppola vollends in die Stube und sprach mit heiserem Ton, indem sich das weite Maul zum häßlichen Lachen verzog und die kleinen Augen unter den grauen langen Wimpern stechend hervorfunkelten: „Ei, nix Wetterglas, nix Wetterglas! — hab auch sköne Oke — sköne Oke!“ — Entsetzt rief Nathanael: „Toller Mensch, wie kannst Du Augen haben? — Augen — Augen? —“ Aber in dem Augenblick hatte Coppola seine Wettergläser bei Seite gesetzt, griff in die weiten Rocktaschen und holte Lorgnetten und Brillen heraus, die er auf den Tisch legte. — „Nu — Nu — Brill' — Brill' auf der Nas' su setze, das seyn meine Oke — sköne Oke!“ — Und damit holte er immer mehr und mehr Brillen heraus, so, daß es auf dem ganzen Tisch seltsam zu flimmern und zu funkeln begann. Tausend Augen blickten und zuckten krampfhaft und starrten auf zum Nathanael; aber er konnte nicht wegschauen von dem Tisch, und immer mehr Brillen legte Coppola hin, und immer wilder und wilder sprangen flammende Blicke durch einander und schossen ihre blutrothe Strahlen in Nathanaels Brust. Uebermannt von tollem Entsetzen schrie er auf: halt ein! halt ein, fürchterlicher Mensch! — Er hatte Coppola, der eben in die Tasche griff, um noch mehr Brillen herauszubringen, unerachtet schon der ganze Tisch überdeckt war, beim Arm festgepackt. Coppola machte sich mit heiserem widrigem Lachen sanft los und mit den Worten: „Ah! — nix für Sie — aber hier sköne Glas“ — hatte er alle Brillen zusammengerafft, eingesteckt und aus der Seitentasche des Rocks eine Menge großer und kleiner Perspektive hervorgeholt. So wie die Brillen nur fort waren, wurde Nathanael ganz ruhig und an Clara denkend sah' er wohl ein, daß der entsetzliche Spuk nur aus seinem Innern hervorgegangen, so wie daß Coppola ein höchst ehrlicher Mechanicus und Opticus, keineswegs aber Coppelii verfluchter

Doppeltgänger und Revenant seyn könne. Zudem hatten alle Gläser, die Coppola nun auf den Tisch gelegt, gar nichts besonderes, am wenigsten so etwas gespenstisches wie die Brillen und, um alles wieder gut zu machen, beschloß Nathanael dem Coppola jetzt wirklich etwas abzukaufen. Er ergriff ein kleines sehr sauber gearbeitetes Taschenperspektiv und sah, um es zu prüfen, durch das Fenster. Noch im Leben war ihm kein Glas vorgekommen, das die Gegenstände so rein, scharf und deutlich dicht vor die Augen rückte. Unwillkürlich sah' er hinein in Spalanzani's Zimmer; Olimpia saß, wie gewöhnlich, vor dem kleinen Tisch, die Arme darauf gelegt, die Hände gefaltet. — Nun erschaute Nathanael erst Olimpia's wunderschön geformtes Gesicht. Nur die Augen schienen ihm gar seltsam starr und todt. Doch wie er immer schärfer und schärfer durch das Glas hinschaute, war es, als gingen in Olimpia's Augen feuchte Mondesstrahlen auf. Es schien, als wenn nun erst die Sehkraft entzündet würde; immer lebendiger und lebendiger flammten die Blicke. Nathanael lag wie festgezaubert im Fenster, immer fort und fort die himmlisch-schöne Olimpia betrachtend. Ein Räuspern und Scharren weckte ihn, wie aus tiefem Traum. Coppola stand hinter ihm: Tre Zechini — drei Dukat — Nathanael hatte den Opticus rein vergessen, rasch zahlte er das verlangte. „Nick so? — sköne Glas — sköne Glas!“ frug Coppola mit seiner widerwärtigen heisern Stimme und dem hämischen Lächeln. „Ja, ja, ja!“ erwiederte Nathanael verdrießlich; „Adieu, lieber Freund!“ — Coppola verließ nicht ohne viele seltsame Seitenblicke auf Nathanael, das Zimmer. Er hörte ihn auf der Treppe laut lachen. „Nun ja, meinte Nathanael, er lacht mich aus, weil ich ihm das kleine Perspektiv gewiß viel zu theuer bezahlt habe — zu theuer bezahlt!“ — Indem er diese Worte leise sprach, war es, als halle ein tiefer Todesseufzer grauenvoll durch das Zimmer, Nathanaels Athem stockte vor innerer Angst. — Er hatte ja aber selbst so aufgeseufzt, das merkte er wohl. Clara, sprach er zu sich selber, hat wohl Recht, daß sie mich für einen abgeschmackten Geisterseher hält; aber närrisch ist es doch — ach wohl mehr, als närrisch, daß mich der dumme Gedanke, ich hätte das Glas dem Coppola zu theuer bezahlt, noch jetzt so sonderbar ängstigt; den Grund davon sehe ich gar nicht ein. — Jetzt setzte er sich hin, um den Brief an Clara zu enden, aber ein Blick durchs Fenster

überzeugte ihn, daß Olimpia noch da säße und im Augenblick, wie von unwiderstehlicher Gewalt getrieben, sprang er auf, ergriff Coppola's Perspektiv und konnte nicht los von Olimpia's verführerischem Anblick, bis ihn Freund und Bruder Siegmund abrief in's Collegium bei dem Professor Spalanzani. Die Gardine vor dem verhängnißvollen Zimmer war dicht zugezogen, er konnte Olimpia eben so wenig hier, als die beiden folgenden Tage hindurch in ihrem Zimmer entdecken, unerachtet er kaum das Fenster verließ und fortwährend durch Coppola's Perspektiv hinüberschaute. Am dritten Tage wurden sogar die Fenster verhängt. Ganz verzweifelt und getrieben von Sehnsucht und glühendem Verlangen lief er hinaus vor's Thor. Olimpia's Gestalt schwebte vor ihm her in den Lüften und trat aus dem Gebüsch, und guckte ihn an mit großen strahlenden Augen, aus dem hellen Bach. Clara's Bild war ganz aus seinem Innern gewichen, er dachte nichts als Olimpia, und klagte ganz laut und weinerlich: Ach Du mein hoher herrlicher Liebesstern, bist Du mir denn nur aufgegangen, um gleich wieder zu verschwinden, und mich zu lassen in finstrer hoffnungsloser Nacht?

Als er zurückkehren wollte in seine Wohnung, wurde er in Spalanzani's Hause ein geräuschvolles Treiben gewahr. Die Thüren standen offen, man trug allerlei Geräthe hinein, die Fenster des ersten Stocks waren ausgehoben, geschäftige Mägde kehrten und stäubten mit großen Haarbesen hin und herfahrend, inwendig klopften und hämmerten Tischler und Tapezierer. Nathanael blieb in vollem Erstaunen auf der Straße stehen; da trat Siegmund lachend zu ihm und sprach: „Nun, was sagst Du zu unserem alten Spalanzani?“ Nathanael versicherte, daß er gar nichts sagen könne, da er durchaus nichts vom Professor wisse, vielmehr mit großer Verwunderung wahrnehme, wie in dem stillen düstern Hause ein tolles Treiben und Wirthschaften losgegangen; da erfuhr er denn von Siegmund, daß Spalanzani morgen ein großes Fest geben wolle, Conzert und Ball, und daß die halbe Universität eingeladen sei. Allgemein verbreite man, daß Spalanzani seine Tochter Olimpia, die er so lange jedem menschlichen Auge recht ängstlich entzogen, zum erstenmal erscheinen lassen werde.

Nathanael fand eine Einladungskarte und ging mit hochklopfendem Herzen zur bestimmten Stunde, als schon die Wagen rollten

und die Lichter in den geschmückten Sälen schimmerten, zum Professor. Die Gesell schaft war zahlreich und glänzend. Olimpia erschien sehr reich und geschmackvoll gekleidet. Man mußte ihr schöngeformtes Gesicht, ihren Wuchs bewundern. Der etwas seltsam eingebogene Rücken, die wespenartige Dünne des Leibes schien von zu starkem Einschnüren bewirkt zu seyn. In Schritt und Stellung hatte sie etwas Abgemessenes und Steifes, das manchem unangenehm auffiel; man schrieb es dem Zwange zu, den ihr die Gesellschaft auflegte. Das Conzert begann. Olimpia spielte den Flügel mit großer Fertigkeit und trug eben so eine Bravour-Arie mit heller, beinahe schneidender Glasglockenstimme vor. Nathanael war ganz entzückt; er stand in der hintersten Reihe und konnte im blendendem Kerzenlicht Olimpia's Züge nicht ganz erkennen. Ganz unvermerkt nahm er deshalb Coppola's Glas hervor und schaute hin nach der schönen Olimpia. Ach! — da wurde er gewahr, wie sie voll Sehnsucht nach ihm herübersah', wie jeder Ton erst deutlich aufging in dem Liebesblick, der zündend sein Inneres durchdrang. Die künstlichen Rouladen schienen dem Nathanael das Himmelsjauchzen des in Liebe verklärten Gemüths, und als nun endlich nach der Cadenz der lange Trillo recht schmetternd durch den Saal gellte, konnte er wie von glühenden Armen plötzlich erfaßt sich nicht mehr halten, er mußte vor Schmerz und Entzücken laut aufschreien: Olimpia! — Alle sahen sich um nach ihm, manche lachten. Der Domorganist schnitt aber noch ein finstreres Gesicht, als vorher und sagte blos: Nun nun! — Das Conzert war zu Ende, der Ball fing an. „Mit ihr zu tanzen! — mit ihr!" das war nun dem Nathanael das Ziel aller Wünsche, alles Strebens; aber wie sich erheben zu dem Muth, Sie, die Königin des Festes, aufzufordern? Doch! — er selbst wußte nicht wie es geschah, daß er, als schon der Tanz angefangen, dicht neben Olimpia stand, die noch nicht aufgefordert worden, und daß er, kaum vermögend einige Worte zu stammeln, ihre Hand ergriff. Eiskalt war Olimpia's Hand, er fühlte sich durchbebt von grausigem Todesfrost, er starrte Olimpia ins Auge, das strahlte ihm voll Liebe und Sehnsucht entgegen und in dem Augenblick war es auch, als fingen an in der kalten Hand Pulse zu schlagen und des Lebensblutes Ströme zu glühen. Und auch in Nathanaels Innerm glühte höher auf die Liebeslust, er umschlang die schöne Olimpia und durchflog mit

ihr die Reihen. — Er glaubte sonst recht taktmäßig getanzt zu haben, aber an der ganz eignen rhythmischen Festigkeit, womit Olimpia tanzte und die ihn oft ordentlich aus der Haltung brachte, merkte er bald, wie sehr ihm der Takt gemangelt. Er wollte jedoch mit keinem andern Frauenzimmer mehr tanzen und hätte jeden, der sich Olimpia näherte, um sie aufzufordern, nur gleich ermorden mögen. Doch nur zweimal geschah dies, zu seinem Erstaunen blieb darauf Olimpia bei jedem Tanze sitzen und er ermangelte nicht, immer wieder sie aufzuziehen. Hätte Nathanael außer der schönen Olimpia noch etwas anders zu sehen vermocht, so wäre allerlei fataler Zank und Streit unvermeidlich gewesen; denn offenbar ging das halbleise, mühsam unterdrückte Gelächter, was sich in diesem und jenem Winkel unter den jungen Leuten erhob, auf die schöne Olimpia, die sie mit ganz kuriosen Blicken verfolgten, man konnte gar nicht wissen, warum? Durch den Tanz und durch den reichlich genossenen Wein erhitzt, hatte Nathanael alle ihm sonst eigne Scheu abgelegt. Er saß neben Olimpia, ihre Hand in der seinigen und sprach hoch entflammt und begeistert von seiner Liebe in Worten, die keiner verstand, weder er, noch Olimpia. Doch diese vielleicht; denn sie sah ihm unverrückt ins Auge und seufzte einmal über's andere: Ach — Ach — Ach! — worauf denn Nathanael also sprach: „O Du herrliche, himmlische Frau! — Du Strahl aus dem verheißenen Jenseits der Liebe — Du tiefes Gemüth, in dem sich mein ganzes Seyn spiegelt“ und noch mehr dergleichen, aber Olimpia seufzte blos immer wieder: Ach, Ach! — Der Professor Spalanzani ging einigemal bei den Glücklichen vorüber und lächelte sie ganz seltsam zufrieden an. Dem Nathanael schien es, unerachtet er sich in einer ganz andern Welt befand, mit einemmal, als würd' es hienieden beim Professor Spalanzani merklich finster; er schaute um sich und wurde zu seinem nicht geringen Schreck gewahr, daß eben die zwei letzten Lichter in dem leeren Saal hernieder brennen und ausgehen wollten. Längst hatten Musik und Tanz aufgehört. „Trennung, Trennung,“ schrie er ganz wild und verzweifelt, er küßte Olimpia's Hand, er neigte sich zu ihrem Mund, eiskalte Lippen begegneten seinen glühenden! — So wie, als er Olimpia's kalte Haud berührte, fühlte er sich von innerem Grausen erfaßt, die Legende von der todten Braut ging ihm plötzlich durch den Sinn; aber fest hatte ihn Olimpia

an sich gedrückt, und in dem Kuß schienen die Lippen zum Leben zu erwarmen. — Der Professor Spalanzani schritt langsam durch den leeren Saal, seine Schritte klangen hohl wieder und seine Figur, von flackernden Schlagschatten umspielt, hatte ein grauliches gespenstisches Ansehen. „Liebst Du mich — Liebst Du mich Olimpia? — Nur dies Wort! — Liebst Du mich?“ So flüsterte Nathanael, aber Olimpia seufzte, indem sie aufstand, nur: „Ach — Ach!“ „Ja Du mein holder, herrlicher Liebesstern, sprach Nathanael, bist mir aufgegangen und wirst leuchten, wirst verklären mein Inneres immerdar!“ „Ach, ach!“ replizirte Olimpia fortschreitend. Nathanael folgte ihr, sie standen vor dem Professor. „Sie haben sich außerordentlich lebhaft mit meiner Tochter unterhalten,“ sprach dieser lächelnd: „Nun, nun, lieber Herr Nathanael, finden Sie Geschmack daran, mit dem blöden Mädchen zu conversiren, so sollen mir Ihre Besuche willkommen seyn.“ — Einen ganzen hellen strahlenden Himmel in der Brust schied Nathanael von dannen; Spalanzani's Fest war der Gegenstand des Gesprächs in den folgenden Tagen. Unerachtet der Professor alles gethan hatte, recht splendid zu erscheinen, so wußten doch die lustigen Köpfe von allerlei Unschicklichem und Sonderbarem zu erzählen, das sich begeben, und vorzüglich fiel man über die todtstarre, stumme Olimpia her, der man, ihres schönen Aeußern unerachtet, totalen Stumpfsinn andichten und darin die Ursache finden wollte, warum Spalanzani sie so lange verborgen gehalten. Nathanael vernahm das nicht ohne innern Grimm, indessen schwieg er; denn, dachte er, würde es wohl verlohnen, diesen Burschen zu beweisen, daß eben ihr eigner Stumpfsinn es ist, der sie Olimpia's tiefes herrliches Gemüth zu erkennen hindert? „Thu' mir den Gefallen Bruder, sprach eines Tages Siegmund, thu' mir den Gefallen und sage, wie es Dir gescheutem Kerl möglich war, Dich in das Wachsgesicht, in die Holzpuppe da drüben zu vergaffen?“ Nathanael wollte zornig auffahren, doch schnell besann er sich und erwiederte: „Sage Du mir Siegmund, wie Deinem, sonst alles Schöne klar auffassenden Blick, Deinem regen Sinn, Olimpia's himmlischer Liebreiz entgehen konnte? Doch eben deshalb habe ich, Dank sei es dem Geschick, Dich nicht zum Nebenbuhler; denn sonst müßte einer von uns blutend fallen.“ Siegmund merkte wohl, wie es mit dem Freunde stand, lenkte geschickt ein, und fügte, nachdem er geäußert,

daß in der Liebe niemals über den Gegenstand zu rechten sei, hinzu: „Wunderlich ist es doch, daß viele von uns über Olimpia ziemlich gleich urtheilen. Sie ist uns — nimm es nicht übel, Bruder! — auf seltsame Weise starr und seelenlos erschienen. Ihr Wuchs ist regelmäßig, so wie ihr Gesicht, das ist wahr! — Sie könnte für schön gelten, wenn ihr Blick nicht so ganz ohne Lebensstrahl, ich möchte sagen, ohne Sehkraft wäre. Ihr Schritt ist sonderbar abgemessen, jede Bewegung scheint durch den Gang eines aufgezogenen Räderwerks bedingt. Ihr Spiel, ihr Singen hat den unangenehm richtigen geistlosen Takt der singenden Maschine und eben so ist ihr Tanz. Uns ist diese Olimpia ganz unheimlich geworden, wir mochten nichts mit ihr zu schaffen haben, es war uns als thue sie nur so wie ein lebendiges Wesen und doch habe es mit ihr eine eigne Bewandtniß." — Nathanael gab sich dem bittern Gefühl, das ihn bei diesen Worten Siegmunds ergreifen wollte, durchaus nicht hin, er wurde Herr seines Unmuths und sagte blos sehr ernst: „Wohl mag Euch, ihr kalten prosaischen Menschen, Olimpia unheimlich seyn. Nur dem poetischen Gemüth entfaltet sich das gleich organisirte! — Nur mir ging ihr Liebesblick auf und durchstrahlte Sinn und Gedanken, nur in Olimpia's Liebe finde ich mein Selbst wieder. Auch mag es nicht recht seyn, daß sie nicht in platter Conversation faselt, wie die andern flachen Gemüther. Sie spricht wenig Worte, das ist wahr; aber diese wenigen Worte erscheinen als ächte Hieroglyphe der innern Welt voll Liebe und hoher Erkenntniß des geistigen Lebens in der Anschauung des ewigen Jenseits. Doch für Alles das habt ihr keinen Sinn und alles sind verlorne Worte." „Behüte Dich Gott, Herr Bruder," sagte Siegmund sehr sanft, beinahe wehmüthig, „aber mir scheint es, Du seyst auf bösem Wege. Auf mich kannst Du rechnen, wenn alles — Nein ich mag nichts weiter sagen! —" Dem Nathanael war es plötzlich, als meine der kalte prosaische Siegmund es sehr treu mit ihm, er schüttelte daher die ihm dargebotene Hand recht herzlich. —

Nathanael hatte rein vergessen, daß es eine Clara in der Welt gebe, die er sonst geliebt; — die Mutter — Lothar — Alle waren aus seinem Gedächtniß entschwunden, er lebte nur für Olimpia, bei der er täglich Stundenlang saß und von seiner Liebe, von zum Leben erglühter Sympathie, von psychischer Wahlverwandtschaft phanta-

sirte, welches alles Olimpia mit großer Andacht anhörte. Aus dem tiefsten Grunde des Schreibpults holte Nathanael alles hervor, was er jemals geschrieben. Gedichte, Phantasien, Visionen, Romane, Erzählungen, das wurde täglich vermehrt mit allerlei in's Blaue fliegenden Sonnetten, Stanzen, Canzonen, und das alles las er der Olimpia Stundenlang hinter einander vor, ohne zu ermüden. Aber auch noch nie hatte er eine solche herrliche Zuhörerin gehabt. Sie stickte und strickte nicht, sie sah' nicht durch's Fenster, sie fütterte keinen Vogel, sie spielte mit keinem Schooßhündchen, mit keiner Lieblingskatze, sie drehte keine Papierschnitzchen, oder sonst etwas in der Hand, sie durfte kein Gähnen durch einen leisen erzwungenen Husten bezwingen — Kurz! — Stundenlang sah sie mit starrem Blick unverwandt dem Geliebten in's Auge, ohne sich zu rücken und zu bewegen und immer glühender, immer lebendiger wurde dieser Blick. Nur wenn Nathanael endlich aufstand und ihr die Hand, auch wohl den Mund küßte, sagte sie: „Ach, Ach!" — dann aber: „Gute Nacht, mein Lieber!" — „O du herrliches, du tiefes Gemüth, rief Nathanael auf seiner Stube: nur von Dir, von Dir allein werd' ich ganz verstanden." Er erbebte vor innerm Entzücken, wenn er bedachte, welch' wunderbarer Zusammenklang sich in seinem und Olimpia's Gemüth täglich mehr offenbare; denn es schien ihm, als habe Olimpia über seine Werke, über seine Dichtergabe überhaupt recht tief aus seinem Innern gesprochen, ja als habe die Stimme aus seinem Innern selbst herausgetönt. Das mußte denn wohl auch seyn; denn mehr Worte als vorhin erwähnt, sprach Olimpia niemals. Erinnerte sich aber auch Nathanael in hellen nüchternen Augenblicken, z. B. Morgens gleich nach dem Erwachen, wirklich an Olimpia's gänzliche Passivität und Wortkargheit, so sprach er doch: „Was sind Worte — Worte! — Der Blick ihres himmlischen Auges sagt mehr als jede Sprache hienieden. Vermag denn überhaupt ein Kind des Himmels sich einzuschichten in den engen Kreis, den ein klägliches irdisches Bedürfniß gezogen?" — Professor Spalanzani schien hoch erfreut über das Verhältniß seiner Tochter mit Nathanael; er gab diesem allerlei unzweideutige Zeichen seines Wohlwollens und als es Nathanael endlich wagte von ferne auf eine Verbindung mit Olimpia anzuspielen, lächelte dieser mit dem ganzen Gesicht und meinte: Er werde seiner Tochter völlig freie Wahl lassen. — Ermuthigt durch diese Worte,

brennendes Verlangen im Herzen, beschloß Nathanael, gleich am folgenden Tage Olimpia anzuflehen, daß sie das unumwunden in deutlichen Worten ausspreche, was längst ihr holder Liebesblick ihm gesagt, daß sie sein eigen immerdar seyn wolle. Er suchte nach dem Ringe, den ihm beim Abschiede die Mutter geschenkt, um ihn Olimpia als Symbol seiner Hingebung, seines mit ihr aufkeimenden, blühenden Lebens darzureichen. Clara's, Lothars Briefe fielen ihm dabei in die Hände; gleichgültig warf er sie bei Seite, fand den Ring, steckte ihn ein und rannte herüber zu Olimpia. Schon auf der Treppe, auf dem Flur, vernahm er ein wunderliches Getöse; es schien aus Spalanzani's Studirzimmer heraus zu schallen. — Ein Stampfen — ein Klirren — ein Stoßen — Schlagen gegen die Thür, dazwischen Flüche und Verwünschungen. „Laß los — laß los — Infamer — Verruchter! — Darum Leib und Leben daran gesetzt? — ha ha ha ha! — so haben wir nicht gewettet — ich, ich hab' die Augen gemacht — ich das Räderwerk — dummer Teufel mit deinem Räderwerk — verfluchter Hund von einfältigem Uhrmacher — fort mit dir — Satan — halt — Peipendreher — teuflische Bestie! — halt — fort — laß los!“ — Es waren Spalanzani's und des gräßlichen Coppelius Stimmen, die so durch einander schwirrten und tobten. Hinein stürzte Nathanael von namenloser Angst ergriffen. Der Professor hatte eine weibliche Figur bei den Schultern gepackt, der Italiäner Coppola bei den Füßen, die zerrten und zogen sie hin und her, streitend in voller Wuth um den Besitz. Voll tiefen Entsetzens prallte Nathanael zurück, als er die Figur für Olimpia erkannte; aufflammend in wildem Zorn wollte er den Wüthenden die Geliebte entreißen, aber in dem Augenblick wand Coppola sich mit Riesenkraft drehend die Figur dem Professor aus den Händen, und versetzte ihm mit der Figur selbst einen fürchterlichen Schlag, daß er rücklings über den Tisch, auf dem Phiolen, Retorten, Flaschen, gläserne Cylinder standen, taumelte und hinstürzte; alles Geräth klirrte in tausend Scherben zusammen. Nun warf Coppola die Figur über die Schulter und rannte mit fürchterlich gellendem Gelächter rasch fort die Treppe herab, so daß die häßlich herunterhängenden Füße der Figur auf den Stufen hölzern klapperten und dröhnten. — Erstarrt stand Nathanael — nur zu deutlich hatte er gesehen, Olimpia's todterbleichtes Wachsgesicht hatte keine Augen,

statt ihrer schwarze Höhlen; sie war eine leblose Puppe. Spalanzani wälzte sich auf der Erde, Glasscherben hatten ihm Kopf, Brust und Arm zerschnitten, wie aus Springquellen strömte das Blut empor. Aber er raffte seine Kräfte zusammen. — „Ihm nach — ihm nach, was zauderst Du? — Coppelius — Coppelius, mein bestes Automat hat er mir geraubt — Zwanzig Jahre daran gearbeitet — Leib und Leben daran gesetzt — das Räderwerk — Sprache — Gang mein — die Augen — die Augen Dir gestohlen. — Verdammter — Verfluchter — ihm nach — hol mir Olimpia — da hast Du die Augen! —“ Nun sah Nathanael, wie ein Paar blutige Augen auf dem Boden liegend ihn anstarrten, die ergriff Spalanzani mit der unverletzten Hand und warf sie nach ihm, daß sie seine Brust trafen. — Da packte ihn der Wahnsinn mit glühenden Krallen und fuhr in sein Inneres hinein Sinn und Gedanken zerreißend. „Hui — hui — hui! — Feuerkreis — Feuerkreis! dreh Dich Feuerkreis — lustig — lustig! — Holzpüppchen hui, schön' Holzpüppchen dreh Dich —“ damit warf er sich auf den Professor und drückte ihm die Kehle zu. Er hätte ihn erwürgt, aber das Getöse hatte viele Menschen herbeigelockt, die drangen ein, rissen den wüthenden Nathanael auf, und retteten so den Professor, der gleich verbunden wurde. Siegmund, so stark er war, vermochte nicht den Rasenden zu bändigen; der schrie mit fürchterlicher Stimme immer fort: „Holzpüppchen dreh' Dich“ und schlug um sich mit geballten Fäusten. Endlich gelang es der vereinten Kraft mehrerer, ihn zu überwältigen, indem sie ihn zu Boden warfen und banden. Seine Worte gingen unter in entsetzlichem thierischem Gebrüll. So in gräßlicher Raserei tobend wurde er nach dem Tollhause gebracht. —

Ehe ich, günstiger Leser! Dir zu erzählen fortfahre, was sich weiter mit dem unglücklichen Nathanael zugetragen, kann ich Dir, solltest Du einigen Antheil an dem geschickten Mechanikus und Automat-Fabrikanten Spalanzani nehmen, versichern, daß er von seinen Wunden völlig geheilt wurde. Er mußte indeß die Universität verlassen, weil Nathanaels Geschichte Aufsehen erregt hatte und es allgemein für gänzlich unerlaubten Betrug gehalten wurde, vernünftigen Theezirkeln (Olimpia hatte sie mit Glück besucht) statt der lebendigen Person eine Holzpuppe einzuschwärzen. Juristen nannten es sogar einen feinen und um so härter zu bestrafenden Betrug, als er

gegen das Publikum gerichtet und so schlau angelegt worden, daß kein Mensch (ganz kluge Studenten ausgenommen) es gemerkt habe, unerachtet jetzt alle weise thun und sich auf allerlei Thatsachen berufen wollten, die ihnen verdächtig vorgekommen. Diese letzteren brachten aber eigentlich nichts gescheutes zu Tage. Denn konnte z. B. wohl irgend jemandem verdächtig vorgekommen seyn, daß nach der Aussage eines eleganten Theeisten Olimpia gegen alle Sitte öfter genießet, als gegähnt hatte? Ersteres, meinte der Elegant, sey das Selbstaufziehen des verborgenen Triebwerks gewesen, merklich habe es dabei geknarrt u. s. w. Der Professor der Poesie und Beredsamkeit nahm eine Prise, klappte die Dose zu, räusperte sich und sprach feierlich: „Hochzuverehrende Herren und Damen! merken Sie denn nicht, wo der Hase im Pfeffer liegt? Das Ganze ist eine Allegorie — eine fortgeführte Metapher! — Sie verstehen mich! — Sapienti sat!“ Aber viele hochzuverehrende Herren beruhigten sich nicht dabei; die Geschichte mit dem Automat hatte tief in ihrer Seele Wurzel gefaßt und es schlich sich in der That abscheuliches Mißtrauen gegen menschliche Figuren ein. Um nun ganz überzeugt zu werden, daß man keine Holzpuppe liebe, wurde von mehrern Liebhabern verlangt, daß die Geliebte etwas taktlos singe und tanze, daß sie beim Vorlesen sticke, stricke, mit dem Möpschen spiele u. s. w., vor allen Dingen aber, daß sie nicht bloß höre, sondern auch manchmal in der Art spreche, daß dies Sprechen wirklich ein Denken und Empfinden voraussetze. Das Liebesbündniß vieler wurde fester und dabei anmuthiger, andere dagegen gingen leise aus einander. „Man kann wahrhaftig nicht dafür stehen,“ sagte dieser und jener. In den Thees wurde unglaublich gegähnt und niemals genießet, um jedem Verdacht zu begegnen. — Spalanzani mußte, wie gesagt, fort, um der Criminaluntersuchung wegen der menschlichen Gesellschaft betrüglicher Weise eingeschobenen Automats zu entgehen. Coppola war auch verschwunden. —

Nathanael erwachte wie aus schwerem, fürchterlichem Traum, er schlug die Augen auf und fühlte wie ein unbeschreibliches Wonnegefühl mit sanfter himmlischer Wärme ihn durchströmte. Er lag in seinem Zimmer in des Vaters Hause auf dem Bette, Clara hatte sich über ihn hingebeugt und unfern standen die Mutter und Lothar. „Endlich, endlich, o mein herzlieber Nathanael — nun bist Du

genesen von schwerer Krankheit — nun bist Du wieder mein!" — So sprach Clara recht aus tiefer Seele und faßte den Nathanael in ihre Arme. Aber dem quollen vor lauter Wehmuth und Entzücken die hellen glühenden Thränen aus den Augen und er stöhnte tief auf: „Meine — meine Clara!" — Siegmund, der getreulich ausgeharrt bei dem Freunde in großer Noth, trat herein. Nathanael reichte ihm die Hand: „Du treuer Bruder hast mich doch nicht verlassen." — Jede Spur des Wahnsinns war verschwunden, bald erkräftigte sich Nathanael in der sorglichen Pflege der Mutter, der Geliebten, der Freunde. Das Glück war unterdessen in das Haus eingekehrt; denn ein alter karger Oheim, von dem niemand etwas gehofft, war gestorben und hatte der Mutter nebst einem nicht unbedeutenden Vermögen ein Gütchen in einer angenehmen Gegend unfern der Stadt hinterlassen. Dort wollten sie hinziehen, die Mutter, Nathanael mit seiner Clara, die er nun zu heirathen gedachte, und Lothar. Nathanael war milder, kindlicher geworden, als er je gewesen und erkannte nun erst recht Clara's himmlisch reines, herrliches Gemüth. Niemand erinnerte ihn auch nur durch den leisesten Anklang an die Vergangenheit. Nur, als Siegmund von ihm schied, sprach Nathanael: „bei Gott Bruder! ich war auf schlimmem Wege, aber zu rechter Zeit leitete mich ein Engel auf den lichten Pfad! — Ach es war ja Clara! —" Siegmund ließ ihn nicht weiter reden, aus Besorgniß, tief verletzende Erinnerungen möchten ihm zu hell und flammend aufgehen. — Es war an der Zeit, daß die vier glücklichen Menschen nach dem Gütchen ziehen wollten. Zur Mittagsstunde gingen sie durch die Straßen der Stadt. Sie hatten manches eingekauft, der hohe Rathsthurm warf seinen Riesenschatten über den Markt. „Ei! sagte Clara: steigen wir doch noch einmal herauf und schauen in das ferne Gebirge hinein!" Gesagt, gethan! Beide, Nathanael und Clara stiegen herauf, die Mutter ging mit der Dienstmagd nach Hause, und Lothar, nicht geneigt, die vielen Stufen zu erklettern, wollte unten warten. Da standen die beiden Liebenden Arm in Arm auf der höchsten Gallerie des Thurmes und schauten hinein in die duftigen Waldungen, hinter denen das blaue Gebirge, wie eine Riesenstadt, sich erhob.

„Sieh' doch den sonderbaren kleinen grauen Busch, der ordentlich auf uns los zu schreiten scheint," sprach Clara. — Nathanael

faßte mechanisch nach der Seitentasche; er fand Coppola's Perspektiv, er schaute seitwärts — Clara stand vor dem Glase! — Da zuckte es krampfhaft in seinen Pulsen und Adern — todtenbleich starrte er Clara an, aber bald glühten und sprühten Feuerströme durch die rollenden Augen, gräßlich brüllte er auf, wie ein gehetztes Thier; dann sprang er hoch in die Lüfte und grausig dazwischen lachend schrie er in schneidendem Ton: „Holzpüppchen dreh' Dich — Holzpüppchen dreh' Dich" — und mit gewaltiger Kraft faßte er Clara und wollte sie herabschleudern, aber Clara krallte sich in verzweifelnder Todesangst fest an das Geländer. Lothar hörte den Rasenden toben, er hörte Clara's Angstgeschrei, gräßliche Ahnung durchflog ihn, er rannte herauf, die Thüre der zweiten Treppe war verschlossen — stärker hallte Clara's Jammergeschrei. Unsinnig vor Wuth und Angst stieß er gegen die Thür, die endlich aufsprang — Matter und matter wurden nun Clara's Laute: „Hülfe — rettet — rettet —" so erstarb die Stimme in den Lüften. Sie ist hin — ermordet von dem Rasenden, so schrie Lothar. Auch die Thür zur Gallerie war zugeschlagen. — Die Verzweiflung gab ihm Riesenkraft, er sprengte die Thür aus den Angeln. Gott im Himmel — Clara schwebte von dem rasenden Nathanael erfaßt über der Gallerie in den Lüften — nur mit einer Hand hatte sie noch die Eisenstäbe umklammert. Rasch wie der Blitz erfaßte Lothar die Schwester, zog sie hinein, und schlug in demselben Augenblick mit geballter Faust dem Wüthenden in's Gesicht, daß er zurückprallte und die Todesbeute fahren ließ.

Lothar rannte herab, die ohnmächtige Schwester in den Armen. — Sie war gerettet. — Nun raste Nathanael herum auf der Gallerie und sprang hoch in die Lüfte und schrie: „Feuerkreis dreh' dich — Feuerkreis dreh' dich" — Die Menschen liefen auf das wilde Geschrei zusammen; unter ihnen ragte riesengroß der Advokat Coppelius hervor, der eben in die Stadt gekommen und gerades Weges nach dem Markt geschritten war. Man wollte herauf, um sich des Rasenden zu bemächtigen, da lachte Coppelius sprechend: „ha ha — wartet nur, der kommt schon herunter von selbst," und schaute wie die übrigen hinauf. Nathanael blieb plötzlich wie erstarrt stehen, er bückte sich herab, wurde den Coppelius gewahr und mit dem gellenden Schrei: „Ha! Sköne Oke — Sköne Oke," sprang er über das Geländer. —

Als Nathanael mit zerschmettertem Kopf auf dem Steinpflaster lag, war Coppelius im Gewühl verschwunden. —

Nach mehreren Jahren will man in einer entfernten Gegend Clara gesehen haben, wie sie mit einem freundlichen Mann, Hand in Hand vor der Thüre eines schönen Landhauses saß und vor ihr zwei muntre Knaben spielten. Es wäre daraus zu schließen, daß Clara das ruhige häusliche Glück noch fand, das ihrem heitern lebenslustigen Sinn zusagte und das ihr der im Innern zerrissene Nathanael niemals hätte gewähren können.

Ignaz Denner.

Vor alter längst verflossner Zeit lebte in einem wilden einsamen Forst des Fuldaischen Gebiets ein wackrer Jägersmann, Andres mit Namen. Er war sonst Leibjäger des Herrn Grafen Aloys von Bach gewesen, den er auf weiten Reisen durch das schöne Welschland begleitet, und einmal, als sie auf den unsichern Wegen in dem Königreich Neapel von Straßenräubern angefallen wurden, durch seine Klugheit und Tapferkeit aus großer Lebensgefahr gerettet hatte. In dem Wirthshause zu Neapel, wo sie eingekehrt waren, befand sich ein armes, bildschönes Mädchen, die von dem Hauswirth, der sie als eine Waise aufgenommen, gar hart behandelt und zu den niedrigsten Arbeiten in Hof und Küche gebraucht wurde. Andres suchte sie, so gut er sich ihr verständlich machen konnte, mit trostreichen Worten aufzurichten, und das Mädchen faßte solche Liebe zu ihm, daß sie sich nicht mehr von ihm trennen, sondern mitziehen wollte nach dem kalten Deutschland. Der Graf von Bach, gerührt von Andres Bitten und Giorgina's Thränen, erlaubte, daß sie sich zu dem geliebten Andres auf den Kutschenbock setzen, und so die beschwerliche Reise machen durfte. Schon ehe sie über die Gränzen von Italien hinausgekommen, ließ sich Andres mit seiner Giorgina trauen und als sie dann nun endlich zurückgekehrt waren auf die Güter des Grafen von Bach, glaubte dieser den treuen Diener recht zu belohnen, da er ihn zu seinem Revierjäger ernannte. Mit seiner Giorgina und einem alten Knecht zog er in den einsamen rauhen Wald, den er schützen sollte wider die Freijäger und Holzdiebe. Statt des gehofften Wohlstandes, den ihm der Graf von Bach verheißen, führte er aber ein beschwerliches, mühseliges, dürftiges Leben und gerieth bald in Kummer und Elend. Der kleine Lohn an baarem Gelde, den er vom Grafen erhielt, reichte kaum hin, sich und seine Giorgina zu klei-

den; die geringen Gefälle, die ihm bei Holzverkäufen zukamen, waren selten und ungewiß und den Garten, auf dessen Bebauung und Benutzung er angewiesen, verwüsteten oft die Wölfe und die wilden Schweine, er mochte mit seinem Knecht auf der Hut seyn, wie er wollte, so daß bisweilen in einer Nacht die letzte Hoffnung des Lebensunterhalts vereitelt ward. Dabei war sein Leben stets bedroht von den Holzdieben und Freischützen. Jeder Lockung widerstand er als ein wackrer frommer Mann, der lieber darben, als ungerechtes Gut an sich bringen wollte und verwaltete sein Amt getreulich und tapfer; deshalb stellten sie ihm nach auf gefährliche Weise, und nur seine treuen Doggen schützten ihn vor nächtlichem Ueberfall des Raubgesindels. Giorgina, des Climas und der Lebensweise in dem wilden Forst ganz ungewohnt, welkte zusehends hin. Ihre bräunliche Gesichtsfarbe verwandelte sich in fahles Gelb, ihre lebhaften blitzenden Augen wurden düster, und ihr voller, üppiger Wuchs magerte mit jedem Tage mehr ab. Oft erwachte sie in mondheller Nacht. Schüsse krachten in der Ferne durch den Wald, die Doggen heulten, leise erhob sich der Mann vom Lager und schlich mit dem Knecht murmelnd hinaus in den Forst. Dann betete sie inbrünstig zu Gott und zu den Heiligen, daß sie und ihr treuer Mann errettet werden möchten aus dieser schrecklichen Einöde und aus der steten Todesgefahr. Die Geburt eines Knaben warf Giorgina endlich auf das Krankenlager, und immer schwächer und schwächer werdend, sah sie ihr Ende vor Augen. Dumpf in sich hinbrütend, schlich der unglückliche Andres umher; alles Glück war mit der Krankheit seines Weibes von ihm gewichen. Wie neckendes, gespenstisches Wesen guckte das Wild aus den Büschen; so wie er sein Gewehr abdrückte, war es verstoben in der Luft. Er konnte kein Thier mehr treffen und nur sein Knecht, ein geübter Schütze, beschaffte das Wild, welches er dem Grafen von Bach zu liefern gehalten war. Einst saß er an Giorgina's Bette, den starren Blick auf das geliebte Weib gerichtet, die ermattet zum Tode kaum mehr athmete. In dumpfem, lautlosem Schmerz hatte er ihre Hand gefaßt und hörte nicht das Aechzen des Knaben, der nahrungslos verschmachten wollte. Der Knecht ging schon am frühen Morgen nach Fulda, um für das letzte Ersparniß einige Erquickung für die Kranke herbeizuschaffen. Kein menschliches tröstendes Wesen war weit und breit zu finden, nur der Sturm

heulte in schneidenden Tönen des entsetzlichen Jammers durch die schwarzen Tannen und die Doggen winselten, wie in trostloser Klage, um den unglücklichen Herrn. Da hörte Andres auf einmal es vor dem Hause daher schreiten, wie menschliche Fußtritte. Er glaubte, es wäre der zurückkehrende Knecht, unerachtet er ihn nicht so früh erwarten konnte, aber die Hunde sprangen heraus und bellten heftig. Es mußte ein Fremder sein. Andres ging selbst vor die Thür: da trat ihm ein langer, hagerer Mann entgegen, in grauem Mantel, die Reisemütze tief ins Gesicht gedrückt. „Ei," sagte der Fremde: „wie bin ich doch hier im Walde so irre gegangen! Der Sturm tobt von den Bergen herab, wir bekommen ein schrecklich Wetter. Möchtet Ihr nicht erlauben, lieber Herr! daß ich in Euer Haus eintreten und mich von dem beschwerlichen Wege erholen und erquicken dürfte zur weitern Reise?" „Ach Herr," erwiederte der betrübte Andres, „Ihr kommt in ein Haus der Noth und des Elends und außer dem Stuhl, auf dem Ihr ausruhen könnt, vermag ich kaum Euch irgend eine Erquickung anzubieten; meinem armen kranken Weibe mangelt es selbst daran, und mein Knecht, den ich nach Fulda geschickt, wird erst am späten Abend etwas zur Labung herbeibringen." Unter diesen Worten waren sie in die Stube getreten. Der Fremde legte seine Reisemütze und seinen Mantel ab, unter dem er ein Felleisen und ein Kistchen trug. Er zog auch ein Stilet und ein Paar Terzerole hervor, die er auf den Tisch legte. Andres war an Giorgina's Bett getreten, sie lag in bewußtlosem Zustande. Der Fremde trat ebenfalls hinzu, schaute die Kranke lange mit scharfen, bedächtigen Blicken an und ergriff ihre Hand, den Puls sorglich erforschend. Als nun Andres voll Verzweiflung ausrief: „Ach Gott, nun stirbt sie wohl!" da sagte der Fremde: „Mit nichten, lieber Freund! seyd ganz ruhig. Euerm Weibe fehlt nichts als kräftige, gute Nahrung, und vor der Hand wird ihr ein Mittel, das zugleich reizt und stärkt, die besten Dienste thun. Ich bin zwar kein Arzt, sondern vielmehr ein Kaufmann, allein doch in der Arzneiwissenschaft nicht unerfahren, und besitze aus uralter Zeit her manches Arcanum, welches ich mit mir führe und auch wohl verkaufe." Damit öffnete der Fremde sein Kistchen, holte eine Phiole heraus, tröpfelte von dem ganz dunkelrothen Liquor etwas auf Zucker und gab es der Kranken. Dann holte er aus dem Felleisen eine kleine geschliffene Flasche köstlichen Rheinweins

und flößte der Kranken ein Paar Löffel voll ein. Den Knaben, befahl er, nur dicht an der Mutter Brust gelehnt ins Bette zu legen und beide der Ruhe zu überlassen. Dem Andres war es zu Muthe, als sei ein Heiliger herabgestiegen in die Einöde, ihm Trost und Hülfe zu bringen. Anfangs hatte ihn der stechende, falsche Blick des Fremden abgeschreckt, jetzt wurde er durch die sorgliche Theilnahme, durch die augenscheinliche Hülfe, die er der armen Giorgina leistete, zu ihm hingezogen. Er erzählte dem Fremden unverholen, wie er eben durch die Gnade, die ihm sein Herr, der Graf von Bach, angedeihen lassen wollen, in Noth und Elend gerathen sei und wie er wohl Zeit seines Lebens nicht aus drückender Armuth und Dürftigkeit kommen werde. Der Fremde tröstete ihn dagegen und meinte, wie oft ein unverhofftes Glück dem Hoffnungslosesten alle Güter des Lebens bringe, und daß man wohl etwas wagen müsse, das Glück selbst sich dienstbar zu machen. „Ach lieber Herr!“ erwiederte Andres, ich vertraue Gott und der Fürsprache der Heiligen, zu denen wir, ich und mein treues Weib, jeden Tag mit Inbrunst beten. Was soll ich denn thun, um mir Geld und Gut zu verschaffen? Ist es mir nach Gottes Weisheit nicht beschieden, so wäre es ja sündlich, darnach zu trachten; soll ich aber noch in dieser Welt zu Gütern gelangen, welches ich meines armen Weibes halber wünsche, die ihr schönes Vaterland verlassen, um mir in diese wilde Einöde zu folgen, so kommt es wohl, ohne daß ich Leib und Leben wage um schnödes, weltliches Gut.“ Der Fremde lächelte bei diesen Reden des frommen Andres auf ganz seltsame Weise und war im Begriff, etwas zu erwiedern, als Giorgina mit einem tiefen Seufzer aus dem Schlaf, in den sie versunken, erwachte. Sie fühlte sich wunderbarlich gestärkt; auch der Knabe lächelte hold und lieblich an ihrer Brust. Andres war außer sich vor Freude, er weinte, er betete, er jubelte durch das Haus. Der Knecht war indessen zurückgekommen und bereitete, so gut er es vermochte, von den mitgebrachten Lebensmitteln das Mahl, an dem nun der Fremde Theil nehmen sollte. Der Fremde kochte selbst eine Kraftsuppe für Giorgina, und man sah, daß er allerlei Gewürz und andere Ingredienzien hineinwarf, die er bei sich getragen. Es war später Abend worden, der Fremde mußte daher bei dem Andres übernachten, und er bat, daß man ihm in derselben Stube, wo Andres und Giorgina schliefen, ein Strohlager

bereiten möge. Das geschah. Andres, den die Besorgniß um Giorgina nicht schlafen ließ, bemerkte, wie der Fremde beinahe bei jedem stärkeren Athemzuge Giorgina's auffuhr, wie er stündlich aufstand, leise sich ihrem Bette näherte, ihren Puls erforschte und ihr Arznei eintröpfelte.

Als der Morgen angebrochen, war Giorgina wieder zusehends besser geworden. Andres dankte dem Fremden, den er seinen Schutzengel nannte, aus der Fülle seines Herzens. Auch Giorgina äußerte, wie ihn wohl, auf ihr inbrünstiges Gebet, Gott selbst gesendet habe zu ihrer Rettung. Dem Fremden schienen diese lebhaften Ausbrüche des Danks in gewisser Art beschwerlich zu fallen; er war sichtlich verlegen und äußerte einmal über das andere, wie er ja ein Unmensch seyn müsse, wenn er nicht der Kranken mit seiner Kenntniß und den Arzneimitteln, die er bei sich führe, habe beistehen sollen. Uebrigens sei nicht Andres, sondern er zum Dank verpflichtet, da man ihn, der Noth unerachtet, die im Hause herrsche, so gastlich aufgenommen, und er wolle auch keinesweges diese Pflicht unerfüllt lassen. Er zog einen wohlgefüllten Beutel hervor und nahm einige Goldstücke heraus, die er dem Andres hinreichte. „Ei Herr," sagte Andres, „wie und wofür sollte ich denn so vieles Geld von Euch annehmen? Euch in meinem Hause zu beherbergen, da Ihr Euch in dem wilden weitläuftigen Forst verirrt hattet, das war ja Christenpflicht, und dünkte Euch das irgend eines Dankes werth, so habt Ihr mich ja überreich, ja mehr, als ich es nur mit Worten sagen mag, dadurch belohnt, daß Ihr als ein weiser kunsterfahrner Mann mein liebes Weib vom augenscheinlichen Tode rettetet. Ach Herr! was Ihr an mir gethan, werde ich Euch ewiglich nicht vergessen, und Gott möge es mir verleihen, daß ich die edle That Euch mit meinem Leben und Blut lohnen könne." Bei diesen Worten des wackern Andres fuhr es wie ein rascher funkelnder Blitz aus den Augen des Fremden. „Ihr müßt, braver Mann," sprach er, „durchaus das Geld annehmen. Ihr seyd das schon Euerm Weibe schuldig, der Ihr damit bessere Nahrungsmittel und Pflege verschaffen könnt; denn dieser bedarf sie nunmehr, um nicht wieder in ihren vorigen Zustand zurückzufallen, und Euerm Knaben Nahrung geben zu können." „Ach Herr," erwiederte Andres, „verzeiht es, aber eine innere Stimme sagt mir, daß ich Euer unverdientes Geld nicht nehmen darf. Diese innere Stimme, der ich,

wie der höhern Eingebung meines Schutzheiligen, immer vertraut, hat mich bisher sicher durch das Leben geführt und mich beschützt vor allen Gefahren des Leibes und der Seele. Wollt Ihr großmüthig handeln und an mir Armen ein Uebriges thun, so laßt mir ein Fläschlein von Eurer wundervollen Arznei zurück, damit durch ihre Kraft mein Weib ganz genese.“ Giorgina richtete sich im Bette auf, und der schmerzvolle wehmüthige Blick, den sie auf Andres warf, schien ihn anzuflehen, diesmal nicht so strenge auf sein inneres Widerstreben zu achten, sondern die Gabe des mildthätigen Mannes anzunehmen. Der Fremde bemerkte das und sprach: „Nun wenn Ihr denn durchaus mein Geld nicht annehmen wollt, so schenke ich es Euerm lieben Weibe, die meinen guten Willen, Euch aus der bittern Noth zu retten, nicht verschmähen wird.“ Damit griff er noch einmal in den Beutel, und sich der Giorgina nähernd, gab er ihr wohl noch einmal so viel Geld, als er vorhin dem Andres angeboten hatte. Giorgina sah das schöne funkelnde Gold mit vor Freude leuchtenden Augen, sie konnte kein Wort des Danks herausbringen, die hellen Thränen schossen ihr die Wangen herab. Der Fremde wandte sich schnell von ihr weg, und sprach zu Andres: „Seht, lieber Mann! Ihr könnet meine Gabe getrost annehmen, da ich nur etwas von großem Ueberfluß Euch mittheile. Gestehen will ich Euch, daß ich das nicht bin, was ich scheine. Nach meiner schlichten Kleidung, und da ich wie ein dürftiger wandernder Krämer zu Fuß reise, glaubt Ihr gewiß, daß ich arm bin und mich nur kümmerlich von kleinem Verdienst auf Messen und Jahrmärkten nähre: ich muß Euch jedoch sagen, daß ich durch glücklichen Handel mit den trefflichsten Kleinodien, den ich seit vielen Jahren treibe, ein sehr reicher Mann geworden, und nur die einfache Lebensweise aus alter Gewohnheit beibehalten habe. In diesem kleinen Felleisen und dem Kistchen bewahre ich Juwelen und köstliche, zum Theil noch im grauen Alterthum geschnittene Steine, welche viele, viele Tausende werth sind. Ich habe diesmal in Frankfurt sehr glückliche Geschäfte gemacht, so daß das wohl noch lange nicht der hundertste Theil des Gewinns seyn mag, was ich Euerm lieben Weibe schenkte. Ueberdem gebe ich Euch das Geld keinesweges umsonst, sondern verlange von Euch dafür allerlei Gefälligkeiten. Ich wollte, wie gewöhnlich, von Frankfurt nach Cassel gehen und kam von Schlüchtern aus vom richtigen Wege

ab. Indessen habe ich gefunden, daß der Weg durch diesen Forst, den sonst die Reisenden scheuen, gerade für einen Fußgänger recht anmuthig ist, weshalb ich denn künftig auf gleicher Reise immer diese Straße einschlagen und bei Euch einsprechen will. Ihr werdet daher mich jährlich zweimal bei Euch eintreffen sehen; nämlich zu Ostern, wenn ich von Frankfurt nach Cassel wandere, und im späten Herbst, wenn ich von der Leipziger Michaelis-Messe nach Frankfurt und von dort nach der Schweiz und wohl auch nach Welschland gehe. Dann sollt Ihr mich für gute Bezahlung — einen — zwei auch wohl drei Tage bei Euch beherbergen und das ist die erste Gefälligkeit, um die ich Euch ersuche."

„Ferner bitte ich Euch, dieses kleine Kistchen, worin Waaren sind, die ich in Cassel nicht brauche, und das mir beim Wandern hinderlich ist, zu behalten, bis ich künftigen Herbst wieder bei Euch einspreche. Nicht verhehlen will ich, daß die Waaren viele Tausende werth sind, aber ich mag Euch deshalb doch kaum größere Sorglichkeit empfehlen, da ich nach der Treue und Frömmigkeit, die Ihr an den Tag legt, Euch zutraue, daß Ihr auch das Geringste, was ich Euch zurückließe, sorgfältig aufbewahren würdet; zumal werdet Ihr das bei Sachen von solch' großem Werthe, als die sind, welche in dem Kistchen verschlossen, sicherlich thun. Seht, das ist der zweite Dienst, den ich von Euch fordere. Das Dritte, was ich verlange, wird Euch wohl am schwersten fallen, unerachtet es mir jetzt am nöthigsten thut. Ihr sollt Euer liebes Weib nur auf diesen Tag verlassen und mich aus dem Forst bis auf die Straße nach Hirschfeld geleiten, wo ich bei Bekannten einsprechen und dann meine Reise nach Cassel fortsetzen will. Denn außer dem, daß ich des Weges im Forst nicht recht kundig bin und mich daher zum zweitenmal verirren könnte, ohne von einem so wackern Mann, wie Ihr es seyd, aufgenommen zu werden, ist es auch in der Gegend nicht recht geheuer. Euch als einem Jägersmann aus der Gegend wird man nichts anhaben, aber ich, als einsamer Wanderer, könnte wohl gefährdet werden. Man sprach in Frankfurt davon, daß eine Räuberbande, die sonst die Gegend von Schaffhausen unsicher machte und sich bis nach Straßburg herauf ausdehnte, nunmehr sich ins Fuldaische geworfen haben soll, da die von Leipzig nach Frankfurt reisenden Kaufleute ihnen reicheren Gewinnst versprachen, als sie dort finden konnten. Wie leicht

wär' es möglich, daß sie mich schon von Frankfurt aus als reichen Juwelenhändler kennten. Hab' ich also ja durch die Rettung Eures Weibes Dank verdient, so könnt Ihr mich dadurch reichlich lohnen, daß Ihr aus diesem Forste mich auf Weg und Steg leitet.“ Andres war mit Freuden bereit, Alles zu erfüllen, was man von ihm verlangte, und machte sich gleich, wie es der Fremde wünschte, zur Wanderung fertig, indem er seine Jägeruniform anzog, seine Doppelbüchse und seinen tüchtigen Hirschfänger umschnallte und dem Knecht befahl, zwei von den Doggen anzukuppeln. Der Fremde hatte unterdessen das Kistchen geöffnet und die prächtigsten Geschmeide, Halsketten — Ohrringe — Spangen herausgenommen, die er auf Giorgina's Bette ausbreitete, so daß sie ihre Verwunderung und Freude gar nicht bergen konnte. Als nun aber der Fremde sie aufforderte, doch eine der schönsten Halsketten umzuhängen, die reichen Spangen auf ihre wunderschön geformten Arme zu streifen, und ihr dann einen kleinen Taschenspiegel vorhielt, worin sie sich nach Herzenslust beschauen konnte, so daß sie in kindischer Lust aufjauchzte, da sagte Andres zu dem Fremden: „Ach lieber Herr! wie möget Ihr doch in meinem armen Weibe solche Lüsternheit erregen, daß sie sich mit Dingen putzt, die ihr nimmermehr zukommen, und auch gar nicht anstehen. Nehmt mir es nicht übel, Herr! aber die einfache rothe Korallenschnur, die meine Giorgina um den Hals gehängt hatte, als ich sie zum erstenmal in Neapel sah, ist mir tausendmal lieber, als das funkelnde blitzende Geschmeide, das mir recht eitel und trügerisch vorkommt.“ „Ihr seid auch gar zu strenge,“ erwiederte der Fremde höhnisch lächelnd, „daß Ihr Euerm Weibe nicht einmal in ihrer Krankheit die unschuldige Freude lassen wollt, sich mit meinen schönen Geschmeiden herauszuputzen, die keinesweges trügerisch, sondern wahrhaft ächt sind. Wißt Ihr denn nicht, daß eben den Weibern solche Dinge rechte Freude verursachen? Und was Ihr da sagt, daß solcher Prunk Eurer Giorgina nicht zukomme, so muß ich das Gegentheil behaupten. Euer Weib ist hübsch genug, sich so herauszuputzen und Ihr wißt ja nicht ob sie nicht einmal auch noch reich genug seyn wird, dergleichen Schmuck selbst zu besitzen und zu tragen.“ Andres sprach mit sehr ernstem nachdrücklichen Ton: „Ich bitte Euch, Herr! führt nicht solche geheimnißvolle verfängliche Reden! Wollt Ihr denn mein armes Weib bethören, daß sie von eitlem Gelüst nach solchem weltlichem Prunk

und Staat nur drückender unsere Armuth fühle und um alle Lebensruhe, um alle Heiterkeit gebracht werde? Packt nur Eure schönen Sachen ein, lieber Herr! ich will sie Euch treulich bewahren, bis Ihr zurückkommt. Aber sagt mir nun, wenn, wie es der Himmel verhüten möge! Euch unterdessen ein Unglück zustoßen sollte, so daß Ihr nicht mehr zurückkehrtet in mein Haus, wohin soll ich dann das Kistchen abliefern, und wie lange soll ich auf Euch warten, ehe ich die Juwelen dem einhändige, den Ihr mir nennen werdet, so wie ich Euch jetzt um Euern Namen bitte?" „Ich heiße," erwiederte der Fremde, „Ignaz Denner, und bin, wie Ihr schon wisset, Kauf- und Handelsmann. Ich habe weder Weib, noch Kinder, und meine Verwandte wohnen im Walliser Lande. Die kann ich aber keinesweges lieben und achten, da sie sich, als ich noch arm und bedürftig war, um mich gar nicht gekümmert haben. Sollte ich in drei Jahren mich nicht sehen lassen, so behaltet das Kistchen ruhig an Euch und, da ich wohl weiß, daß beide, Ihr und Giorgina, Euch sträuben werdet das reiche Vermächtniß von mir anzunehmen, so schenke ich in jenem Fall das Kästchen mit Kleinodien Euerm Knaben, dem ich, wenn Ihr ihn firmeln laßt, den Namen Ignatius beizugeben bitte." Andres wußte in der That nicht, was er aus der seltenen Freigebigkeit und Großmuth des fremden Mannes machen sollte. Er stand ganz verstummt vor ihm, indeß Giorgina ihm für seinen guten Willen dankte und versicherte, zu Gott und den Heiligen fleißig beten zu wollen, daß sie ihn auf seinen weiten beschwerlichen Reisen beschützen und ihn stets glücklich in ihr Haus zurückführen möchten. Der Fremde lächelte, so wie es seine Art war, auf seltsame Weise und meinte, daß wohl das Gebet einer schönen Frau mehr Kraft haben möge, als das seinige. Das Beten wolle er daher ihr überlassen und übrigens seinem kräftigen abgehärteten Körper und seinen guten Waffen vertrauen.

Dem frommen Andres mißfiel diese Aeußerung des Fremden höchlich; indessen verschwieg er das, was er darauf zu erwiedern schon im Begriff stand, und trieb vielmehr den Fremden an, jetzt die Wanderung durch den Forst zu beginnen, da er sonst erst in später Nacht in sein Haus zurückkehren und seine Giorgina in Furcht und Angst setzen würde.

Der Fremde sagte beim Abschiede noch Giorginen: daß er

ausdrücklich ihr erlaube, sich, wenn es ihr Vergnügen mache, mit seinen Geschmeiden zu schmücken, da es ihr ja ohnedies in diesem einsamen wilden Forst an jeder Belustigung mangle. Giorgina erröthete vor innerm Vergnügen, da sie freilich die ihrer Nation eigne Lust an glänzendem Staat und vorzüglich an kostbaren Steinen nicht unterdrücken konnte. — Nun schritten Denner und Andres rasch vorwärts durch den finstern öden Wald. In dem dicksten Gebüsch schnupperten die Doggen umher und klafften, den Herrn mit klugen beredten Augen anschauend. „Hier ist es nicht geheuer," sprach Andres, spannte den Hahn seiner Büchse und schritt mit den Hunden bedächtig vor dem fremden Kaufmann her. Oft war es ihm, als rausche es in den Bäumen und bald erblickte er in der Ferne finstre Gestalten, die gleich wieder in dem Gebüsch verschwanden. Er wollte seine Doggen loskuppeln. „Thut das nicht, lieber Mann!" rief Denner, „denn ich kann Euch versichern, daß wir nicht das mindeste zu fürchten haben." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als nur wenige Schritte von ihnen ein großer schwarzer Kerl mit struppigen Haaren und großem Knebelbart, eine Büchse in der Hand, aus dem Gebüsch heraustrat. Andres machte sich schußfertig; „schießt nicht, schießt nicht!" rief Denner; der schwarze Kerl nickte ihm freundlich zu und verlor sich in den Bäumen. Endlich waren sie aus dem Walde heraus, auf der lebhaften Landstraße. „Nun danke ich Euch herzlich für Euer Geleite," sprach Denner; „kehrt nur jetzt in Eure Wohnung zurück; sollten Euch wieder solche Gestalten aufstoßen, wie wir sie gesehen, so zieht ruhig Eure Straße fort, ohne Euch darum zu kümmern. Thut, als wenn Ihr gar nichts bemerktet, behaltet Eure Doggen am Strick, Ihr werdet ohne alle Gefahr Eure Wohnung erreichen." Andres wußte nicht, was er von dem Allen und von dem wunderlichen Kaufmann denken sollte, der, wie ein Geisterbeschwörer, den Feind zu bannen und von sich abzuhalten schien. Er konnte nicht begreifen, warum er denn erst sich habe durch den Wald geleiten lassen. Getrost schritt Andres durch den Forst zurück, es stieß ihm durchaus nichts verdächtiges auf und er kam wohlbehalten in sein Haus, wo ihm seine Giorgina, die sich munter und kräftig aus dem Bette gemacht, voll Freude in die Arme fiel. —

Durch die Freigebigkeit des fremden Kaufmanns bekam die kleine Haushaltung des Andres eine ganz andere Gestalt. Kaum war

nämlich Giorgina ganz genesen, als er mit ihr nach Fulda ging und außer den nöthigsten Bedürfnissen noch manches Stück einkaufte, das ihrer häuslichen Einrichtung abging und wodurch diese das Ansehen eines gewissen Wohlstandes erhielt. Dazu kam, daß seit dem Besuch des Fremden die Freijäger und Holzdiebe aus der Gegend gebannt schienen, und Andres seinem Posten ruhig vorstehen konnte. Auch sein Jagdglück war wiedergekehrt, so daß er, wie sonst, beinahe niemals einen Fehlschuß that. Der Fremde stellte sich zu Michaelis wieder ein und blieb drei Tage. Der hartnäckigen Weigerung der Wirthsleute unerachtet war er doch wieder so freigebig, wie das erstemal. Er versicherte, es sei nun einmal seine Absicht, sie in Wohlstand zu versetzen, und so sich selbst das Absteigequartier im Walde freundlicher und angenehmer zu machen.

Nun konnte die bildhübsche Giorgina sich besser kleiden; sie gestand dem Andres, daß sie der Fremde mit einer zierlich gearbeiteten goldnen Nadel, wie sie die Mädchen und Weiber in mancher Gegend Italiens durch das in Zöpfen zusammengeflochtene aufgewirbelte Haar zu stecken pflegen, beschenkt habe. Andres zog ein finstres Gesicht, aber in dem Augenblick war Giorgina zur Thür herausgesprungen und nicht lange dauerte es, so kehrte sie zurück ganz so gekleidet und geschmückt, wie Andres sie in Neapel gesehen hatte. Die schöne goldne Nadel prangte in dem schwarzen Haar, in das sie mit malerischem Sinn bunte Blumen geflochten, und Andres mußte sich nun selbst gestehen, daß der Fremde sein Geschenk recht sinnig gewählt hatte, um seine Giorgina wahrhaft zu erfreuen.

Andres äußerte dies unverholen und Giorgina meinte, daß der Fremde wohl ihr Schutzengel sei, der sie aus der tiefsten Dürftigkeit zum Wohlstande erhebe, und daß sie gar nicht begreife, wie Andres so wortkarg, so verschlossen gegen den Fremden und überhaupt so traurig, so in sich gekehrt, bleiben könne. „Ach, liebes Herzensweib!“ sprach Andres, „die innere Stimme, welche mir damals so laut sagte, daß ich durchaus nichts von dem Fremden annehmen dürfe, die schweigt bis jetzt keinesweges. Ich werde oft von innern Vorwürfen gemartert; es ist mir, als ob mit dem Gelde des Fremden unrechtes Gut in mein Haus gekommen sei und deshalb kann mich nichts recht freuen, was däfür angeschafft wurde. Ich kann mich jetzt wohl öfter mit einer kräftigen Speise, mit einem Glase

Wein erlaben; glaube mir aber, liebe Giorgina! war einmal ein guter Holzverkauf vorgefallen und hatte mir der liebe Gott ein Paar ehrlich verdiente Groschen mehr bescheert, als gewöhnlich, dann schmeckte mir ein Glas geringen Weins viel besser, als jetzt der gute Wein, den der Fremde uns mitbringt. Ich kann mich mit diesem sonderbaren Kaufmann durchaus nicht befreunden, ja es ist mir in seiner Gegenwart oft ganz unheimlich zu Muthe. Hast Du wohl bemerkt, liebe Giorgina! daß er niemanden fest anzuschauen vermag? Und dabei blitzt es zuweilen aus seinen tiefliegenden kleinen Augen so sonderbar heraus, und dann kann er bei unsern schlichten Reden oft so — bübisch möcht' ich sagen, lachen, daß es mich eiskalt überläuft. — Ach, möchten nur nicht meine innern Gedanken wahr werden, aber oft ist es mir, als liege allerlei schwarzes Unheil im Hintergrunde, das nun der Fremde mit einemmal hervorrufen werde, nachdem er uns in seinen künstlichen Schlingen gefangen."

Giorgina suchte ihrem Mann die schwarzen Vorstellungen auszureden, indem sie versicherte, wie sie oft in ihrem Vaterlande und vorzüglich bei ihren Pflegeältern im Wirthshause, Personen kennen gelernt, deren Aeußeres noch viel widriger gewesen sey, unerachtet es am Ende grundgute Menschen waren. Andres schien getröstet, im Innern beschloß er aber auf der Hut zu seyn.

Der Fremde sprach bei Andres wieder ein, als sein Knabe, ein wunderschönes Kind, ganz der Mutter Ebenbild, gerade neun Monate alt geworden. Es war Giorgina's Namenstag; sie hatte den Kleinen fremdartig und sonderbar herausgeputzt, sich selbst in ihre liebe neapolitanische Tracht geworfen und ein besseres Mahl, als gewöhnlich, bereitet, wozu der Fremde eine Flasche köstlichen Weins aus dem Felleisen hergab. Als sie nun fröhlich bei Tische saßen und der kleine Knabe mit solch' wunderbar verständigen Augen umherblickte, hub der Fremde an: „Euer Kind verspricht in der That mit seinem besondern Wesen schon jetzt recht viel und es ist Schade, daß Ihr nicht im Stande seyn werdet, es gehörig zu erziehen. Ich hätte Euch wohl einen Vorschlag zu thun, Ihr werdet ihn aber verwerfen wollen, unerachtet Ihr bedenken möchtet, daß er nur Euer Glück, Euern Wohlstand bezweckt. Ihr wißt, daß ich reich und ohne Kinder bin, ich fühle eine ganz besondere Liebe und Zuneigung zu Euerm Knaben — Gebt mir ihn! — Ich bringe ihn nach Straßburg, wo er von

einer Freundin von mir, einer alten ehrbaren Frau, auf das Beste erzogen werden und mir so wie Euch große Freude machen soll. Ihr werdet mit Euerm Kinde einer großen Last frei; doch müßt Ihr Euern Entschluß schnell fassen, da ich genöthigt bin, noch heute Abend abzureisen. Auf meinen Armen trage ich das Kind bis in das nächste Dorf; dort nehme ich dann ein Fuhrwerk." Bei diesen Worten des Fremden riß Giorgina das Kind, das er auf seinen Knien geschaukelt hatte, hastig fort und drückte es an ihren Busen, indem ihr die Thränen in die Augen traten. „Seht, lieber Herr!" sprach Andres, „wie meine Frau Euch auf Euern Vorschlag antwortet, und eben so bin auch ich gesinnt. Eure Absicht mag recht gut seyn; aber wie möget Ihr doch uns das Liebste rauben wollen, das wir auf Erden besitzen? wie möget Ihr doch das eine Last nennen, was unser Leben aufheitern würde, wären wir auch noch in der tiefsten Dürftigkeit, aus der uns Eure Güte gerissen? Seht, lieber Herr! Ihr sagtet selbst, daß Ihr ohne Frau und ohne Kinder wäret; Euch ist daher wohl die Seligkeit fremd, die gleichsam aus der Glorie des offnen Himmelreichs herabströmt auf Mann und Weib bei der Geburt eines Kindes. Es ist ja die reinste Liebe und Himmelswonne selbst, von der die Eltern erfüllt werden, wenn sie ihr Kind schauen, das stumm und still an der Mutter Brust liegend, doch mit gar beredten Zungen von ihrer Liebe, von ihrem höchsten Lebensglück spricht. — Nein, lieber Herr! so groß auch die Wohlthaten sind, die Ihr uns erzeigt habt, so wiegen sie doch lange nicht das auf, was uns unser Kind werth ist; denn wo gäbe es Schätze der Welt, die diesem Besitz gleich zu stellen? Scheltet uns daher nicht undankbar, lieber Herr! daß wir Euch Euer Ansinnen so ganz und gar abschlagen. Wäret Ihr selbst Vater, so bedürfte es weiter gar keiner Entschuldigung für uns." — „Nun, nun," erwiederte der Fremde, indem er finster seitwärts blickte, „ich glaubte Euch wohl zu thun, indem ich Euern Sohn reich und glücklich machte. Seid Ihr nicht damit zufrieden, so ist davon weiter nicht die Rede." — Giorgina küßte und herzte den Knaben, als sei er aus großer Gefahr errettet, und ihr wiedergegeben worden. Der Fremde strebte sichtlich wieder unbefangen und heiter zu scheinen; man merkte es indessen doch nur zu deutlich, wie sehr ihn die Weigerung seiner Wirthsleute, ihm den Knaben zu geben, verdroßen hatte. Statt, wie er gesagt, noch denselben Abend fortzureisen, blieb er wie-

der drei Tage, in welchen er jedoch nicht so, wie sonst bei Giorgina verweilte, sondern mit Andres auf die Jagd zog und sich bei dieser Gelegenheit viel von dem Grafen Aloys von Bach erzählen ließ. Als in der Folge Ignaz Denner wieder bei seinem Freunde Andres einsprach, dachte er nicht mehr an seinen Plan, den Knaben mit sich zu nehmen. Er war nach seiner Art freundlich wie vorher, und fuhr fort, Giorgina reichlich zu beschenken, die er noch überdem wiederholt aufforderte, so oft sie Lust habe sich mit den Juwelen aus dem Kistchen, das er Andres in Verwahrung gegeben, zu schmücken, welches sie auch wohl dann und wann heimlich that. Oft wollte Denner, wie sonst, mit dem Knaben spielen; dieser sträubte sich aber und weinte, durchaus mochte er nicht mehr zu dem Fremden gehen, als wisse er etwas von dem feindlichen Anschlag, ihn seinen Eltern zu entführen. — Zwei Jahre hindurch hatte der Fremde nun auf seinen Wanderungen den Andres besucht, und Zeit und Gewohnheit hatten die Scheu, das Mißtrauen wider Denner endlich überwunden, so daß Andres seinen Wohlstand ruhig und heiter genoß. Im Herbst des dritten Jahres, als die Zeit, in der Denner gewöhnlich einzusprechen pflegte, schon vorüber war, pochte es in einer stürmischen Nacht hart an Andres Thür, und mehrere rauhe Stimmen riefen seinen Namen. Erschrocken sprang er aus dem Bette; als er aber zum Fenster herausfrug, wer ihn in finstrer Nacht so störe und wie er gleich seine Doggen loslassen werde, um solche ungebetene Gäste wegzuhetzen, da sagte einer, er möge nur aufmachen, ein Freund sei da, und Andres erkannte Denner's Stimme. Als er nun mit dem Licht in der Hand die Hausthür öffnete, trat ihm Denner allein entgegen. Andres äußerte, wie es ihm vorgekommen, als ob mehrere Stimmen seinen Namen gerufen hätten; Denner meinte dagegen, daß den Andres das Heulen des Windes getäuscht haben müsse. Als sie in die Stube traten, erstaunte Andres nicht wenig, als er den Denner näher betrachtete und seinen ganz veränderten Anzug gewahr wurde. Statt der grauen schlichten Kleidung und des Mantels trug er ein dunkelrothes Wamms und einen breiten ledernen Gurt, in dem ein Stilet und vier Pistolen steckten; außerdem war er noch mit einem Säbel bewaffnet, selbst das Gesicht schien verändert, indem auf der sonst glatten Stirn nun buschichte Augenbrauen lagen und ein starker schwarzer Bart sich über Lippe und

Wangen zog. „Andres!“ sprach Denner, indem er ihn mit seinen funkelnden Augen anblitzte, „Andres! als ich vor beinahe drei Jahren dein Weib vom Tode errettet hatte, da wünschtest Du, daß Gott es Dir verleihen möge, mir die Dir erzeigte Wohlthat mit Deinem Blut und Leben lohnen zu können. Dein Wunsch ist erfüllt; denn es ist nunmehr der Augenblick gekommen, in dem Du mir Deine Dankbarkeit, Deine Treue beweisen kannst. Kleide Dich an; nimm Deine Büchse und komme mit mir, nur wenige Schritte von Deiner Wohnung sollst Du das übrige erfahren.“ Andres wußte nicht, was er von Denner's Zumuthung halten sollte; der Worte, die er ihm vorhielt, indessen wohl eingedenk, versicherte er, wie er bereit sei, alles nur mögliche für ihn zu unternehmen, so bald es nicht der Rechtschaffenheit, Tugend und Religion zuwider laufe. „Darüber kannst Du ganz ruhig seyn,“ rief Denner, indem er ihm lächelnd auf die Schulter klopfte; und da er bemerkte, daß Giorgina aufgesprungen war, und vor Angst zitternd und bebend ihren Mann umklammerte, nahm er sie bei den Armen und sprach, sie sanft zurückziehend: „Laßt Euern Mann nur immer mit mir ziehen, in wenigen Stunden ist er wieder gesund bei Euch, und bringt Euch vielleicht was Schönes mit. Hab' ich es denn jemals böse mit Euch gemeint? Habe ich selbst dann, wenn Ihr mich verkanntet, nicht immer Euch Gutes erzeigt? Wahrhaftig, Ihr seid recht besondere mißtrauische Leute.“ Andres zauderte noch immer sich anzukleiden, da wandte Denner sich zu ihm und sprach mit zornigem Blick: „Ich hoffe, Du wirst Deine Zusage halten, denn es gilt nunmehr, das zu beweisen mit der That, was Du gesprochen!“ Schnell war nun Andres angekleidet, und indem er mit Denner zur Thür herausschritt, sprach er noch einmal: „Alles, lieber Herr! will ich für Euch thun, doch etwas Unrechtes werdet Ihr wohl von mir nicht fordern, da ich auch das Kleinste, was wider mein Gewissen liefe, nicht vollbringen würde.“ Denner antwortete nichts, sondern schritt rasch vorwärts. Sie waren durch das Dickicht gedrungen bis auf einen ziemlich geräumigen Rasenplatz; da pfiff Denner dreimal, daß der Ton ringsumher aus den schaurigen Klüften wiederhallte und überall in den Büschen flackerten Windlichter auf und es rauschte und klirrte in den dunklen Gängen, bis sich schwarze gräßliche Gestalten gespenstisch hervordrängten und den Denner im Kreise umringten. Einer aus-

dem Kreise trat hervor und sprach auf Andres hindeutend: „das ist ja wohl unser neuer Geselle, nicht wahr Hauptmann?“ „Ja,“ antwortete Denner, „ich hab' ihn aus dem Bette geholt, er soll sein Probestück machen, es kann nun gleich vorwärts gehen.“ Andres erwachte bei diesen Worten wie aus dumpfer Betäubung, kalter Schweiß stand ihm auf der Stirne; aber er ermannte sich und rief heftig: „Was, Du schändlicher Betrüger, für einen Kaufmann gabst Du Dich aus und treibst ein höllisches verruchtes Gewerbe, und bist ein verworfener Räuber? Nimmermehr will ich Dein Geselle seyn und theilnehmen an Deinen Schandthaten, zu denen Du mich, wie der Satan selbst, auf künstliche hämische Weise verlocken wolltest! Laß mich gleich fort, Du freveliger Bösewicht, und räume mit Deiner Rotte dies Gebiet, sonst verrathe ich Deine Schlupfwinkel der Obrigkeit, und Du bekommst den Lohn für Deine Schandthaten; denn nun weiß ich es wohl, daß Du selbst der schwarze Ignaz bist, der mit seiner Bande an der Gränze gehauset und geraubt, und gemordet hat. — Gleich lasse mich fort, ich will Dich nie mehr schauen.“ Denner lachte laut auf. „Was, Du feiger Bube!“ sprach er: „Du unterstehst Dich, mir zu trotzen, Dich meinem Willen, meinem Machtwort entziehen zu wollen? Bist Du nicht längst schon unser Geselle? lebst Du nicht schon seit beinahe drei Jahren von unserm Gelde? schmückt sich Dein Weib nicht mit unserm Raube? Nun stehst Du unter uns und willst nicht arbeiten dafür, was Du genossen? Folgst Du uns nun nicht, zeigst Du Dich nicht gleich als unsern rüstigen Kumpan, so lasse ich Dich gebunden in unsere Höhle werfen und meine Gesellen ziehen nach deiner Wohnung, zünden sie an und ermorden dein Weib und deinen Knaben. Doch ich werde wohl diese Maßregel, die nur eine Folge Deiner Halsstarrigkeit seyn würde, nicht ergreifen dürfen. Nun! — wähle! — es ist Zeit, wir müssen fort!“ — Andres sah nun wohl ein, daß die mindeste Weigerung seiner geliebten Giorgina und dem Knaben das Leben kosten würde; den verrätherischen Bübischen Denner im Innern zur Hölle verfluchend, beschloß er daher, in seinen Willen sich scheinbar zu fügen, rein von Diebstahl und Mord zu bleiben und das tiefere Eindringen in die Schlupfwinkel der Bande nur dazu zu benutzen, bei der ersten günstigen Gelegenheit ihre Aufhebung und Einziehung zu bewirken. Nach diesem im Stillen gefaßten Entschluß erklärte er dem Denner, wie trotz seines in-

nern Widerstrebens doch die Dankbarkeit für Giorgina's Rettung ihn verpflichte, etwas zu wagen, und er wolle daher die Expedition mitmachen, wobei er nur bitte, ihn als einen Neuling, so viel möglich mit dem thätigen Antheil daran zu verschonen. Denner lobte seinen Entschluß, indem er hinzufügte, wie er keinesweges verlange, daß er förmlich zur Bande übertreten solle, vielmehr müsse er Revierjäger bleiben; denn so wäre er ihm und der Bande schon jetzt von großem Nutzen gewesen, was denn auch künftig der Fall seyn würde.

Es war auf nichts Geringeres abgesehen, als die Wohnung eines reichen Pachters, die, von dem Dorfe abgelegen, unfern dem Walde stand, zu überfallen und auszuplündern. Man wußte, daß der Pachter außer dem vielen Gelde und den Kostbarkeiten, die er besaß, eben jetzt für verkauftes Getreide eine sehr bedeutende Summe eingenommen hatte, die er bei sich bewahrte und um so mehr versprachen sich die Räuber einen reichen Fang. Die Windlichter wurden ausgelöscht und still zogen die Räuber durch die engen Schleichwege, bis sie dicht an dem Gebäude standen, welches einige von der Bande umringten. Andere dagegen stiegen über die Mauer, und sprengten von innen das Hofthor; einige wurden auf Wache ausgestellt, und unter diesen befand sich Andres. Bald hörte er, wie die Räuber die Thüren erbrachen und ins Haus stürmten, er vernahm ihr Fluchen, ihr Geschrei, das Geheul der Gemißhandelten. Es fiel ein Schuß; der Pachter, ein beherzter Mann, mochte sich zur Wehre setzen — dann wurde es stiller — aufgesprengte Schlösser klirrten, Räuber schleppten Kisten zum Hofthor heraus. Einer von des Pachters Leuten mußte in der Finsterniß entwischt und ins Dorf gerannt seyn; denn auf einmal tönte die Sturmglocke durch die Nacht, und bald darauf strömten Haufen mit hellauflodernden Lichtern die Straße herauf nach der Pachterwohnung. Nun fiel Schuß auf Schuß, die Räuber sammelten sich im Hofe und streckten alles nieder, was sich der Mauer näherte. Sie hatten ihre Windfackeln angezündet. Andres, der auf einer Anhöhe stand, konnte alles übersehen. Mit Entsetzen erblickte er unter den Bauern Jäger in der Livrée seines Herrn, des Grafen von Bach! — Was sollte er thun? — Sich zu ihnen zu begeben, war unmöglich, nur die schnellste Flucht konnte ihn retten; aber wie festgezaubert stand er da hinstarrend in den Pachterhof, wo das Gefecht immer mörderischer wurde; denn durch eine kleine Pforte an der an-

dern Seite waren die Bach'schen Jäger gedrungen und mit den Räubern handgemein geworden. Die Räuber mußten zurück, sie drängten sich fechtend durch das Thor nach der Gegend hin, wo Andres stand. Er sah Denner, der unaufhörlich lud und schoß und niemals fehlte. Ein junger reichgekleideter Mann, von Bach'schen Jägern umgeben, schien den Anführer zu machen; auf ihn legte Denner an, aber noch ehe er abdrückte, stürzte er von einer Kugel getroffen mit einem dumpfen Schrei nieder. Die Räuber flohen — schon stürzten die Bach'schen Jäger herbei, da sprang, wie von unwiderstehlicher Macht getrieben, Andres herbei und rettete Dennern, den er, stark wie er war, auf die Schultern warf und schnell forteilte. Ohne verfolgt zu werden, erreichte er glücklich den Wald. Nur einzelne Schüsse fielen hin und wieder und bald wurde es ganz still; ein Zeichen, daß es den Räubern, die nicht verwundet auf dem Platze liegen geblieben, geglückt war, in den Wald zu entkommen und daß es den Jägern und Bauern nicht rathsam schien, in das Dickicht einzubrechen. „Setze mich nur nieder, Andres!" sprach Denner, „ich bin in den Fuß verwundet und verdammt, daß ich umstürzte, denn, unerachtet mich die Wunde sehr schmerzt, glaub' ich doch nicht einmal, daß sie bedeutend ist." Andres that es, Denner holte eine Phiole aus der Tasche und als er sie öffnete, strahlte ein helles Licht heraus, bei dem Andres die Wunde genau untersuchen konnte: Denner hatte Recht; nur ein starker Streifschuß hatte den rechten Fuß getroffen, der stark blutete. Andres verband die Wunde mit seinem Schnupftuch, Denner ließ seine Pfeife ertönen, aus der Ferne wurde geantwortet und nun bat er den Andres, ihn sachte den schmalen Waldweg heraufzuführen, denn bald würden sie an Ort und Stelle seyn. Wirklich dauerte es auch nicht lange, so sahen sie den Schein von Windlichtern durch das dunkle Gebüsch brechen und hatten jenen Rasenplatz erreicht, von dem sie ausgegangen und wo sie die übriggebliebenen Räuber bereits versammelt fanden. Alle jauchzten vor Freude auf, als Denner unter sie trat und rühmten den Andres, der, tief in sich gekehrt, kein Wort vorzubringen vermochte. Es fand sich, daß über die Hälfte der Bande todt, oder hart verwundet auf dem Platze liegen geblieben war; indessen hatten einige von den Räubern, die dazu bestimmt waren, den Raub in Sicherheit zu bringen, mitten im Gefecht wirklich mehrere Kisten mit kostbarem

Geräth, so wie eine ansehnliche Summe Geld, fortzuschaffen gewußt, so daß, unerachtet das Unternehmen schlimm ausgegangen, doch die Beute ansehnlich blieb. Als nun das Nöthige besprochen, wandte sich Denner, den man unterdessen ordentlich verbunden hatte, und der kaum irgend einen Schmerz mehr zu fühlen schien, zu Andres und sprach: „Ich habe dein Weib vom Tode errettet, Du hast mich in dieser Nacht der Gefangenschaft entzogen und mich folglich auch von dem mir gewissen Tode befreit, wir sind quitt! Du kannst in Deine Wohnung zurückkehren. In den nächsten Tagen, vielleicht schon morgen, verlassen wir die Gegend; Du magst daher ganz ruhig darüber seyn, daß wir Dir Aehnliches, so wie heute, zumuthen werden. Du bist ja so ein gottesfürchtiger Narr und uns nicht brauchbar. Es ist indessen billig, daß Du Theil am heutigen Raube nehmest und überdem für meine Rettung belohnt werdest. Nimm daher diesen Beutel mit Gold und behalte mich in gutem Andenken; denn über's Jahr hoffe ich bei Dir einzusprechen." „Gott der Herr soll mich behüten," erwiederte Andres heftig, „daß ich auch nur einen Pfennig von Eurem schändlichen Raube nehmen sollte. Habt Ihr mich doch nur durch die abscheulichsten Drohungen gezwungen mitzugehen, welches ich ewiglich bereuen werde. Wohl mag es Sünde gewesen seyn, daß ich Dich, Du schändlicher Bösewicht! der gerechten Strafe entzogen habe; aber Gott im Himmel mag es mir nach seiner Langmuth verzeihen. Es war, als flehe in dem Augenblick meine Giorgina um Dein Leben, da Du das ihrige errettet, und ich konnte nicht anders, als daß ich Dich mit Gefahr meines Lebens und meiner Ehre, ja das Wohl und Weh meines Weibes und meines Kindes auf's Spiel setzend, der Gefahr entriß. Denn sprich, was wäre aus mir, wenn man mich verwundet, ja was wäre aus meinem armen Weibe, meinem Knaben geworden, wenn man mich erschlagen unter Deiner verruchten Mörderbande gefunden hätte? — Aber sei überzeugt, daß, wenn Du die Gegend nicht verläßest, wenn nur ein einziger hier geschehener Raub, oder Mord mir kund wird, ich augenblicklich nach Fulda gehe und der Obrigkeit Deine Schlupfwinkel verrathe." — Die Räuber wollten über den Andres herfallen, um ihn für seine Reden zu züchtigen; Denner verbot es ihnen jedoch, indem er sagte: „laßt doch den albernen Kerl schwatzen, was thut das uns? — Andres," fuhr Denner fort, „Du bist in meiner Gewalt, so wie

Dein Weib und Dein Knabe. Du so wohl, als diese, sollen aber ungefährdet bleiben, wenn Du mir versprichst, Dich ruhig in Deiner Wohnung zu halten und über Deine Mitwissenschaft von dem Vorfall dieser Nacht gänzlich zu schweigen. Das Letzte rathe ich Dir um so mehr, als meine Rache Dich furchtbar treffen und überdem die Obrigkeit Dir selbst wohl Deine Hülfe bei der That, so wie, daß Du schon lange von meinem Reichthum genossest, nicht so hingehen lassen würde. Dagegen verspreche ich Dir noch einmal, daß ich die Gegend gänzlich räumen will und wenigstens von mir und meiner Bande hier kein Unternehmen mehr ausgeführt werden soll." Nachdem Andres nothgedrungen diese Bedingungen des Räuberhauptmanns eingegangen war und feierlich versprochen hatte zu schweigen, wurde er von zwei Räubern durch wildverwachsne Fußsteige auf den breiten Waldweg geführt und es war längst heller Morgen worden, als er in sein Haus trat und die vor Sorge und Angst todtenbleiche Giorgina umarmte. Er sagte ihr nur im Allgemeinen, daß sich ihm Denner als der verruchteste Bösewicht offenbart, und er daher alle Gemeinschaft mit ihm abgebrochen habe; nie solle er mehr seine Schwelle betreten. „Aber das Juwelenkästchen?" unterbrach ihn Giorgina. Da fiel es dem Andres wie eine schwere Last auf's Herz. An die Kleinodien, die Denner bei ihm zurückgelassen, hatte er nicht gedacht, und unerklärlich schien es ihm, daß Dennern auch nicht ein Wort darüber entfallen war. Er ging mit sich zu Rathe, was er wohl mit diesem Kästchen anfangen solle. Zwar dachte er daran, es nach Fulda zu bringen und der Obrigkeit zu übergeben; wie sollte er aber den Besitz desselben beschönigen, ohne sich wenigstens dringender Gefahr auszusetzen, das dem Denner einmal gegebene Wort zu brechen? — Er beschloß endlich, diesen Schatz getreulich zu bewahren, bis der Zufall ihm Gelegenheit darbieten würde, es Dennern wieder zuzustellen, oder besser noch, es, ohne sein Wort zu brechen, an die Obrigkeit zu bringen. —

Der Ueberfall der Pachterwohnung hatte nicht geringen Schreck in der ganzen Gegend verursacht; denn es war das kühnste Wagestück, das die Räuber seit Jahren unternommen und ein sichrer Beweis, daß die Bande, welche sich erst durch gemeine Diebereien, dann durch das Anhalten und Berauben einzelner Reisenden kund that, bedeutend verstärkt haben mußte. Nur dem Zufall, daß der Neffe

des Grafen von Bach, von mehreren Leuten seines Oheims begleitet, eben in dem Dorfe, das unfern der Pachterwohnung lag, übernachtete und auf den ersten Lärm den Bauern, die gegen die Räuber auszogen, zu Hülfe eilte, hatte der Pachter die Rettung seines Lebens und des größten Theils seiner Baarschaft zu verdanken. Drei von den Räubern, die auf dem Platz geblieben waren, lebten noch den andern Tag und gaben Hoffnung, von ihren Wunden zu genesen. Man hatte sie sorgfältig verbunden und in das Dorfgefängniß gesperrt; als man indessen am frühen Morgen des dritten Tages sie abführen wollte, fand man sie durch viele Stiche ermordet, ohne daß man hätte errathen können, wie das zugegangen. Jede Hoffnung der Gerichte, von den Gefangenen näheren Aufschluß über die Bande zu erhalten, war daher vereitelt. Andres schauderte im Innern, als er das Alles erzählen hörte, als er vernahm, wie mehrere Bauern und Jäger des Grafen von Bach zum Theil getödtet, zum Theil schwer verwundet worden. — Starke Patrouillen von Fuldaischen Reitern durchstreiften den Wald, und sprachen öfters bei ihm ein; jeden Augenblick mußte Andres befürchten, daß man Dennern selbst, oder wenigstens einen von der Bande einbringen, und dieser ihn dann als Genossen jener kühnen Frevelthat erkennen und angeben werde. Zum erstenmal in seinem Leben fühlte er die folternde Qual des bösen Gewissens, und doch hatte ihn nur die Liebe zu seinem Weibe, zu dem Knaben, gezwungen, dem freveligen Ansinnen Denners nachzugeben.

Alle Nachforschungen blieben fruchtlos, es war unmöglich den Räubern auf die Spur zu kommen, und Andres überzeugte sich bald, daß Denner Wort gehalten und die Gegend mit seiner Bande verlassen hatte. Das Geld, welches er noch von Denner's Geschenken übrig behalten, so wie die goldene Nadel, legte er zu den Kleinodien in das Kistchen; denn er wollte nicht noch mehr Sünde auf sich laden und von geraubtem Gelde sich gütlich thun. So kam es denn, daß Andres bald wieder in die vorige Dürftigkeit und Armuth gerieth; aber immer mehr erheiterte sich sein Inneres, je längere Zeit verstrich, ohne daß irgend etwas sein ruhiges Leben verstört hätte. Nach zwei Jahren gebar ihm sein Weib noch einen Knaben, ohne jedoch, wie das erstemal, zu erkranken, wiewohl sie sich herzlich nach jener bessern Kost und Pflege sehnte, die ihr damals so wohl gethan.

Andres saß einst in der Abenddämmerung traulich mit seinem Weibe zusammen, die den jüngstgebornen Knaben an der Brust hatte, während der Aeltere sich mit dem großen Hunde herumbalgte, der, als Liebling seines Herrn, wohl in der Stube seyn durfte. Da kam der Knecht hinein, und sagte, wie ein Mensch, der ihm ganz verdächtig vorkomme, schon seit beinahe einer Stunde um das Haus herumschleiche. Andres war im Begriff mit seiner Büchse hinauszugehen, als er vor dem Hause seinen Namen rufen hörte. Er öffnete das Fenster und erkannte auf den ersten Blick den verhaßten Ignaz Denner, der sich wieder in den grauen Kaufmannshabit geworfen hatte, und ein Felleisen unter dem Arme trug. „Andres," rief Denner, „Du mußt mir diese Nacht Herberge geben in Deinem Hause, morgen ziehe ich weiter." „Was? Du unverschämter, verruchter Bösewicht?" rief Andres in vollem Zorn, „Du wagst es Dich wieder hier sehen zu lassen? Habe ich Dir nicht treulich Wort gehalten, nur damit Du Dein Versprechen erfüllen und auf immer diese Gegend verlassen solltest? Du darfst nicht mehr meine Schwelle betreten — entferne Dich schnell, oder ich schieße Dich mörderischen Buben nieder! — Doch warte, ich will Dir Dein Gold, Dein Geschmeide, womit Du Satan mein Weib verblenden wolltest, hinabwerfen; dann magst Du schnell forteilen, Ich lasse Dir drei Tage Zeit, spüre ich aber dann nur auf irgend eine Weise Deine und Deiner Bande Gegenwart, so eile ich schnell nach Fulda und entdecke Alles, was ich weiß, der Obrigkeit. Magst Du nun Deine Drohungen gegen mich und mein Weib erfüllen wollen, ich verlasse mich auf den Beistand Gottes, und werde Dich Bösewicht mit meinem guten Gewehr zu treffen wissen." Nun holte Andres schnell das Kästchen herbei, um es hinabzuwerfen; als er aber an's Fenster trat, war Denner verschwunden, und unerachtet die Doggen die ganze Gegend rings ums Haus durchspüren mußten, war es doch nicht möglich ihn aufzufinden. Andres sah nun wohl ein, wie er, Denner's Bosheit ausgesetzt, nun in großer Gefahr schwebe; er war daher allnächtlich auf seiner Hut, indessen blieb alles ruhig und Andres überzeugte sich, daß Denner nur allein den Wald durchstrichen hatte. Um indessen seinen ängstlichen Zustand zu enden, ja um sein Gewissen zu beruhigen, das ihn mit Vorwürfen quälte, beschloß er nun nicht länger zu schweigen, sondern dem Rath in Fulda sein ganzes unverschulde-

tes Verhältniß mit Denner zu berichten und zugleich das Kistchen mit den Kleinodien abzuliefern. Andres wußte wohl, daß er ohne Strafe nicht abkommen würde, jedoch verließ er sich auf sein reuiges Bekenntniß eines Fehltritts, zu dem ihn der verruchte Ignaz Denner, wie der Satan selbst, verlockt und gezwungen, so wie auf die Fürsprache seines Herrn, des Grafen von Bach, der dem treuen Diener ein günstiges Zeugniß nicht versagen konnte. Er hatte mit seinem Knechte mehrmals den Wald durchstreift und nie war ihm etwas Verdächtiges aufgestoßen; für sein Weib war daher jetzt keine Gefahr vorhanden und er wollte ungesäumt nach Fulda gehen, um seinen Vorsatz auszuführen. An dem Morgen, als er sich zur Reise bereit gemacht, kam ein Bote von dem Grafen von Bach, der ihn augenblicklich auf das Schloß seines Herrn mitgehen hieß. Statt nach Fulda wanderte er also fort mit dem Boten nach dem Schloß, nicht ohne Bangigkeit, was wohl dieser ganz ungewöhnliche Ruf seines Herrn zu bedeuten haben werde. Als er in dem Schloß angekommen, mußte er gleich in das Zimmer des Grafen treten. „Freue Dich, Andres, rief dieser ihm entgegen, Dich hat ein ganz unerwartetes Glück getroffen. Erinnerst Du Dich wohl noch unsers alten mürrischen Hauswirths in Neapel, des Pflegevaters Deiner Giorgina? Der ist gestorben; aber auf dem Sterbebette hatte ihn noch das Gewissen gerührt wegen der abscheulichen Behandlung des armen verwais'ten Kindes, und deshalb hat er ihr zweitausend Dukaten vermacht, die bereits in Wechselbriefen in Frankfurt angekommen sind und die Du bei meinem Bankier heben kannst. Willst Du Dich gleich nach Frankfurt aufmachen, so lasse ich Dir auf der Stelle das nöthige Certifikat ausfertigen, damit Dir das Geld ohne Anstand ausgezahlt werde." Den Andres machte die Freude sprachlos, und der Graf von Bach ergötzte sich nicht wenig an dem Entzücken seines treuen Dieners. Andres beschloß, als er sich gefaßt hatte, seinem Weibe eine unvermuthete Freude zu bereiten; er nahm daher seines Herrn gnädiges Anerbieten an, und machte sich, nachdem er die Urkunde zu seiner Legitimation erhalten, auf den Weg nach Frankfurt.

Seinem Weibe ließ er sagen, wie ihn der Graf mit wichtigen Aufträgen verschickt habe, und er daher einige Tage ausbleiben werde. — Als er in Frankfurt angekommen, wies ihn der Bankier des Grafen, bei dem er sich meldete, an einen andern Kaufmann, der mit der

Auszahlung des Legats beauftragt seyn sollte. Andres fand ihn endlich und erhielt die ansehnliche Summe wirklich ausgezahlt. Immer nur an Giorgina denkend, immer darnach trachtend, ihre Freude recht vollkommen zu machen, kaufte er für sie allerlei schöne Sachen und auch eine goldene Nadel, der ganz gleich, welche ihr Denner geschenkt hatte, und da er nun das schwere Felleisen nicht wohl als Fußgänger fortbringen konnte, verschaffte er sich ein Pferd. So trat er nun, nachdem er sechs Tage abwesend gewesen, wohlgemuth seine Rückreise an. Bald hatte er den Forst und seine Wohnung erreicht. Er fand das Haus fest verschlossen. Laut rief er den Knecht, seine Giorgina, niemand antwortete: die Hunde winselten im Hause eingesperrt. Da ahnete er großes Unglück und schlug heftig an die Thür und schrie laut: Giorgina! — Giorgina! — Nun rauschte es am Bodenfenster, Giorgina schaute heraus und rief: „Ach Gott! — Ach Gott! Andres, bist Du es? — Gepriesen sei die Macht des Himmels, daß Du nur wieder da bist." Als Andres nun durch die geöffnete Thür eintrat, fiel ihm sein Weib todtenbleich und laut heulend in die Arme. Regungslos stand er da; endlich faßte er sein Weib, die mit erschlafften Gliedern zu Boden sinken wollte, und trug sie in die Stube. Aber wie mit eisigen Krallen packte ihn das Entsetzen bei dem gräßlichen Anblick. Die ganze Stube voller Blutflecke an dem Boden, an den Wänden, sein jüngster Knabe mit zerschnittener Brust todt auf seinem Bettchen! — „Wo ist George, wo ist George?" schrie Andres endlich auf in wilder Verzweiflung, aber in dem Augenblick hörte er, wie der Knabe die Treppe herabtrippelte und nach dem Vater rief. — Zerbrochene Gläser, Flaschen, Teller lagen umher. Der große schwere Tisch, sonst an der Wand stehend, war in die Mitte des Zimmers gerückt, eine sonderbar geformte Kohlenpfanne, mehrere Phiolen und eine Schüssel mit geronnenem Blut standen auf demselben. Andres nahm sein armes Knäblein aus dem Bette. Giorgina verstand ihn, sie holte Tücher herbei, in die sie den Leichnam wickelten und im Garten begruben. Andres schnitt ein kleines Kreuz aus Eichenholz und setzte es auf den Grabhügel. Kein Wort, kein Laut entfloh den Lippen der unglücklichen Eltern. In dumpfem düsterem Schweigen hatten sie die Arbeit vollendet und saßen nun vor dem Hause in der Abenddämmerung, den starren Blick in die Ferne gerichtet. Erst den andern Tag konnte Giorgina den

Verlauf dessen, was sich in Andres Abwesenheit zugetragen, erzählen. Am vierten Tage, nachdem Andres sein Haus verlassen, hatte der Knecht zur Mittagszeit wieder allerlei verdächtige Gestalten durch den Wald wanken gesehen, und Giorgina deshalb des Mannes Rückkehr herzlich gewünscht. Mitten in der Nacht wurde sie durch lautes Toben und Schreien dicht vor dem Hause aus dem Schlafe geweckt, der Knecht stürzte herein und verkündete voller Schreck, daß das ganze Haus von Räubern umringt und an eine Gegenwehr gar nicht zu denken sei. Die Doggen wütheten, aber bald schien es, als würden sie beschwichtigt und man rief laut: Andres! — Andres! — Der Knecht faßte sich ein Herz, öffnete ein Fenster und rief herab, daß der Revierjäger Andres nicht zu Hause sei. „Nun, es thut nichts," antwortete eine Stimme von unten herauf, „öffne nur die Thür, denn wir müssen bei Euch einkehren, Andres wird bald nachfolgen." Was blieb dem Knecht übrig, als die Thür zu öffnen; da strömte der helle Haufe der Räuber herein und begrüßte Giorgina als die Frau ihres Cameraden, dem der Hauptmann Freiheit und Leben zu danken habe. Sie verlangten, daß Giorgina ihnen ein tüchtiges Essen bereiten möge, weil sie Nachts ein schweres Stück Arbeit vollbracht, das aber herrlich gelungen sei. Zitternd und bebend machte Giorgina in der Küche ein großes Feuer an und bereitete das Mahl, wozu sie Wildpret, Wein und allerlei andere Ingredienzien von einem der Räuber empfing, der der Küchen- und Kellermeister der Bande zu seyn schien. Der Knecht mußte den Tisch decken und das Geschirr herbeibringen. Er nahm den Augenblick wahr und schlich sich fort zu seiner Frau in die Küche. „Ach wißt Ihr wohl," fing er voller Entsetzen an, „was für eine That die Räuber in dieser Nacht verübt haben? Nach langer Abwesenheit und nach langer Vorbereitung haben sie vor etlichen Stunden das Schloß des Herrn Grafen von Bach überfallen, und nach tapferer Gegenwehr mehrere seiner Leute und ihn selbst getödtet, das Schloß aber angezündet." Giorgina schrie unaufhörlich: „ach mein Mann, wenn mein Mann nur auf dem Schlosse gewesen wäre — Ach, der arme Herr!" — Die Räuber tobten und sangen unterdessen in der Stube und ließen sich den Wein wohl schmecken, bis ihnen das Mahl aufgetragen wurde. Der Morgen fing schon an zu dämmern als der verhaßte Denner erschien; nun wurden die Kisten und Felleisen, die sie auf ihren Packpferden

mitgebracht hatten, geöffnet. Giorgina hörte, wie sie vieles Geld zählten und wie die Silbergeschirre klirrten; es schien alles verzeichnet zu werden. Endlich als es schon lichter Tag geworden, brachen die Räuber auf, nur Denner blieb zurück. Er nahm eine freundliche leutselige Miene an, und sprach zu Giorgina: „Ihr seid wohl recht erschreckt worden, liebe Frau; denn Euer Mann scheint Euch nicht gesagt zu haben, daß er schon seit geraumer Zeit unser Camerad geworden. Es thut mir in der That leid, daß er nicht zu Hause gekommen ist; er muß einen andern Weg eingeschlagen und uns verfehlt haben. Er war mit uns auf dem Schlosse des Bösewichts, des Grafen von Bach, der uns vor zwei Jahren auf alle nur mögliche Weise verfolgt hat und an dem in voriger Nacht wir Rache nahmen. — Er fiel, kämpfend, von Eures Mannes Hand. Beruhigt Euch nur, liebe Frau, und sagt dem Andres, daß er mich nun so bald nicht wieder sehen würde, da die Bande sich auf einige Zeit trennt. Heute Abend verlasse ich Euch. — Ihr habt lauter hübsche Kinder, liebe Frau! Das ist ja wieder ein herrlicher Knabe.“ Mit diesen Worten nahm er den Kleinen von Giorgina's Arm und wußte mit ihm so freundlich zu spielen, daß das Kind lachte und jauchzte und gern bei ihm blieb, bis er es wieder der Mutter zurückgab. Schon war es Abend geworden, als Denner zu Giorgina sagte: „Ihr merkt wohl, daß ich, unerachtet ich kein Weib und keine Kinder habe, welches mir manchmal recht nahe geht, doch gar zu gern mit kleinen Kindern spiele und tändle. Gebt mir doch Euern Kleinen auf die wenigen Augenblicke, die ich noch bei Euch zubringe. Nicht wahr? der Kleine ist jetzt gerade neun Wochen alt.“ Giorgina bejahte das und gab, jedoch nicht ohne inneres Widerstreben, den kleinen Knaben Dennern hin, der sich mit ihm vor die Hausthür setzte und Giorgina bat, ihm nun das Abendessen zu bereiten, weil er in einer Stunde fort müßte. Kaum war Giorgina in die Küche getreten, als sie sah, wie Denner mit dem Kinde auf dem Arm in die Stube ging. Bald darauf verbreitete sich ein seltsam riechender Dampf durch das Haus, der aus der Stube zu quillen schien. Giorgina wurde von unbeschreiblicher Angst ergriffen; sie lief schnell nach der Stube und fand die Thür von innen verriegelt. Es war ihr, als höre sie das Kind leise wimmern. „Rette, rette mein Kind aus den Klauen des Bösewichts!“ so schrie sie, eine gräßliche That ahnend,

dem Knecht entgegen, der eben in das Haus trat. Dieser ergriff schnell die Axt und sprengte die Thür. Dicker stinkender Dampf schlug ihnen entgegen. Mit einem Sprunge war Giorgina im Zimmer; der Knabe lag nackt über einer Schüssel, in die sein Blut tröpfelte. Sie sah nur noch wie der Knecht mit der Axt ausholte, um den Denner zu treffen, wie dieser dem Schlage auswich, den Knecht unterlief und mit ihm rang. Es war ihr, als höre sie jetzt mehrere Stimmen dicht vor den Fenstern, bewußtlos sank sie zu Boden. Als sie wieder erwachte, war es finstre Nacht worden, aber ganz betäubt vermochte sie nicht die erstarrten Glieder zu regen. Endlich wurde es Tag und nun sah sie mit Entsetzen, wie das Blut im Zimmer schwamm. Stücke von Denner's Kleidern lagen überall umher — ein ausgerissener Schopf von des Knechts Haaren — die Axt blutig daneben — der Knabe vom Tische herabgeschleudert mit zerschnittener Brust. Auf's neue wurde Giorgina ohnmächtig, sie glaubte zu sterben, aber sie erwachte wie aus dem Todesschlummer, als es schon Mittag geworden. Sie raffte sich mühsam auf, sie rief laut den Georg, aber als niemand antwortete, glaubte sie, auch Georg sei ermordet. Die Verzweiflung gab ihr Kräfte, sie floh aus dem Zimmer in den Hof und schrie laut: „Georg! — Georg!" Da antwortete es mit matter kläglicher Stimme vom Bodenfenster herab: „Mutter, ach liebe Mutter, bist Du denn da? Komm herauf zu mir! mich hungert sehr!" — Schnell sprang jetzt Giorgina hinauf und fand den Kleinen, der vor Angst bei dem Lärm im Hause in die Bodenkammer gekrochen war und nicht gewagt hatte herauszukommen. Mit Entzücken drückte Giorgina den Kleinen an die Brust. Sie verschloß das Haus und wartete nun von Stunde zu Stunde in der Bodenkammer auf Andres, den sie auch verloren glaubte. Der Knabe hatte von oben herabgesehen, wie mehrere Männer ins Haus gingen und mit Denner'n einen todten Menschen heraustrugen. — Endlich bemerkte auch Giorgina das Geld und die schönen Sachen, die Andres mitgebracht hatte. „Ach, so ist es doch wahr?" schrie sie entsetzt auf, „so bist Du doch" — Andres ließ sie nicht ausreden, sondern erzählte ausführlich, welches Glück sie betroffen und wie er in Frankfurt gewesen sei, wo er sich ihre Erbschaft habe auszahlen lassen. — Der Neffe des ermordeten Grafen von Bach war nun Besitzer der Güter worden; bei diesem wollte sich Andres melden,

getreulich alles Geschehene erzählen, Denner's Schlupfwinkel entdecken und bitten, ihn seines Dienstes zu entlassen, der ihm so viel Noth und Gefahr bringe. Giorgina durfte mit dem Knaben im Hause nicht zurückbleiben. Andres beschloß daher, seine besten leicht fortzuschaffenden Sachen auf einen kleinen Leiterwagen zu packen, das Pferd vorzuspannen und so mit seinem Weibe und Kinde eine Gegend auf immer zu verlassen, die ihm nur die schrecklichsten Erinnerungen erregen und überdem niemals Ruhe und Sicherheit gewähren konnte. Der dritte Tag war zur Abreise bestimmt, und eben packten sie einen Kasten, als ein starkes Pferdegetrappel immer näher und näher kam. Andres erkannte den Vach'schen Förster, der bei dem Schlosse wohnte; hinter ihm ritt ein Commando Fuldaischer Dragoner. „Nun da finden wir ja den Bösewicht gerade bei der Arbeit, seinen Raub in Sicherheit zu bringen," rief der Commissarius des Gerichts, der mitgekommen. Andres erstarrte vor Staunen und Schreck. Giorgina war halb ohnmächtig. Sie fielen über ihn her, banden ihn und sein Weib mit Stricken und warfen sie auf den Leiterwagen, der schon vor dem Hause stand. Giorgina jammerte laut um den Knaben und flehte um Gottes willen, daß man ihn ihr mitgeben möge. „Damit Du Deine Brut auch noch ins höllische Verderben bringen kannst?" sprach der Commissarius und riß den Knaben mit Gewalt aus Giorgina's Armen. Schon sollte es fortgehen, da trat der alte Förster, ein rauher aber biederer Mann, noch einmal an den Wagen und sagte: „Andres, Andres, wie hast Du Dich denn von dem Satan verlocken lassen, solche Frevelthaten zu begehen? Immer warst Du ja sonst so fromm und ehrlich!" „Ach lieber Herr!" schrie Andres auf im höchsten Jammer, „so wahr Gott im Himmel lebt, so wie ich dereinst selig zu sterben hoffe, ich bin unschuldig. Ihr habt mich ja gekannt von früher Jugend her; wie sollte ich, der ich niemals Unrechtes gethan, solch ein abscheulicher Bösewicht geworden seyn? — denn ich weiß wohl, daß Ihr mich für einen verruchten Räuber und Theilnehmer an der Frevelthat haltet, die auf dem Schlosse meines geliebten unglücklichen Herrn verübt worden ist. Aber ich bin unschuldig bei meinem Leben und meiner Seligkeit!" „Nun" sagte der alte Förster, „wenn Du unschuldig bist, so wird das an den Tag kommen, mag auch noch so viel wider Dich sprechen. Deines Knaben und des Besitzthums, was Du zurücklässest, will ich mich

getreulich annehmen, so daß, wenn Deine und Deines Weibes Unschuld erwiesen, Du den Jungen frisch und munter und Deine Sachen unversehrt wiederfinden sollst.“ Das Geld nahm der Commissarius des Gerichts in Beschlag. Unterwegs frug Andres Giorginen, wo sie denn das Kästchen verwahrt habe; sie gestand, wie es ihr jetzt leid thue, daß sie es dem Denner überliefert, da es jetzt der Obrigkeit hätte übergeben werden können. In Fulda trennte man den Andres von seinem Weibe und warf ihn in ein tiefes finstres Gefängniß. Nach einigen Tagen wurde er zum Verhör geführt. Man beschuldigte ihn der Theilnahme an dem im Bach'schen Schlosse verübten Raubmorde und ermahnte ihn die Wahrheit zu gestehen, da schon alles wider ihn so gut als ausgemittelt sei. Andres erzählte nun getreulich Alles, was sich mit ihm zugetragen, von dem ersten Eintritt des abscheulichen Denners in sein Haus bis zu dem Augenblick seiner Verhaftung. Er klagte sich selbst voll Reue des einzigen Vergehens an, daß er, um Weib und Kind zu retten, bei der Plünderung des Pachters zugegen war, und den Denner von der Gefangennehmung befreite, und betheuerte seine gänzliche Unschuld Rücksichts des letzten von der Denner'schen Bande verübten Raubmordes, da er zu eben derselben Zeit in Frankfurt gewesen sei. Jetzt öffneten sich die Thüren des Gerichtssaals und der abscheuliche Denner wurde hereingeführt. Als er den Andres erblickte, lachte er auf in teuflischem Hohn und sprach: „Nun, Kamerad, hast Du Dich auch erwischen lassen? Hat Dir Deines Weibes Gebet denn nicht herausgeholfen?“ Die Richter forderten Denner'n auf, sein Bekenntniß Rücksichts des Andres zu wiederholen und er sagte aus, daß eben der Bach'sche Revierjäger Andres, der jetzt vor ihm stehe, schon seit fünf Jahren mit ihm verbunden und das Jägerhaus sein bester und sicherster Schlupfwinkel gewesen sei. Andres habe immer den ihm gebührenden Antheil vom Raube erhalten, wiewohl er nur zweimal thätig bei den Räubereien mitgewirkt. Einmal nämlich bei der Beraubung des Pachters, wo er ihn, den Denner, aus der dringendsten Gefahr errettet, und dann bei dem Unternehmen gegen den Grafen Aloys von Bach, der eben durch einen glücklichen Schuß des Andres getödtet worden sei. — Andres gerieth in Wuth, als er diese schändliche Lüge hörte. „Was?“ schrie er, „Du verruchter teuflischer Bösewicht, Du wagst es, mich der Ermordung meines lie-

den armen Herrn anzuklagen, die Du selbst verübt? — Ja! ich weiß es, nur Du selbst bist solcher That fähig; aber Deine Rache verfolgt mich, weil ich aller Gemeinschaft mit Dir entsagt habe, weil ich drohte, Dich als einen verruchten Räuber und Mörder niederzuschießen, so wie Du meine Schwelle betreten würdest. Darum hast Du mit Deiner Bande mein Haus überfallen, als ich abwesend war; darum hast Du mein armes unschuldiges Kind und meinen braven Knecht ermordet! — Aber Du wirst der schrecklichen Strafe des gerechten Gottes nicht entgehen, sollte ich auch Deiner Bosheit unterliegen.“ Nun wiederholte Andres sein voriges Bekenntniß unter den heiligsten Betheurungen der Wahrheit; aber Denner lachte höhnisch und meinte, warum er denn aus allzugroßer Furcht vor dem Tode noch erst das Gericht zu belügen sich unterfange, und daß es sich schlecht mit der Frömmigkeit, von der er so viel Aufhebens mache, vereinbare, daß er Gott und die Heiligen zur Bekräftigung seiner falschen Aussagen anrufe. — Die Richter wußten in der That nicht, was sie von dem Andres, dessen Miene und Sprache die Wahrheit seiner Aussage zu bestätigen schien, so wie von Denner's kalter Festigkeit denken sollten. — Nun wurde Giorgina vorgeführt, die in namenlosem Jammer laut weinend auf den Mann zustürzte. Sie wußte nur Unzusammenhängendes zu erzählen, und unerachtet sie den Denner des entsetzlichen Mordes ihres Knaben anklagte, schien Denner doch keineswegs entrüstet, sondern behauptete, wie er schon früher gethan, daß Giorgina nie etwas von den Unternehmungen ihres Mannes gewußt habe, sondern ganz unschuldig sei. Andres wurde in sein Gefängniß zurückgeführt. Einige Tage nachher sagte ihm der ziemlich gutmüthige Gefangenwärter, daß sein Weib, da sowohl Denner, als die übrigen Räuber fortwährend ihre Unschuld behauptet, sonst auch nichts wider sie ausgemittelt worden, der Haft entlassen sei. Der junge Graf von Bach, ein edelmüthiger Herr, der sogar an seiner, des Andres, Schuld zu zweifeln scheine, habe Caution gestellt, und der alte Förster Giorginen in einem schönen Wagen abgeholt. Vergebens habe Giorgina gebeten, ihren Mann sehen zu dürfen; das sei ihr vom Gericht gänzlich abgeschlagen worden. Den armen Andres tröstete diese Nachricht nicht wenig, da mehr, als sein Unglück, ihm seines Weibes elender Zustand im Gefängniß zu Herzen ging. Sein Prozeß verschlimmerte sich indessen von Tage zu Tage.

Es war erwiesen, daß eben, wie Denner es angegeben, seit fünf Jahren Andres in einen gewissen Wohlstand gerieth, dessen Quelle nur die Theilnahme an den Räubereien seyn konnte. Ferner gestand Andres selbst seine Abwesenheit von Hause während der auf dem Bach'schen Schlosse verübten That, und seine Angabe wegen seiner Erbschaft und seines Aufenthalts in Frankfurt blieb verdächtig, weil er den Namen des Kaufmanns, von dem er das Geld ausgezahlt erhalten haben wollte, durchaus nicht anzugeben wußte. Der Bankier des Grafen von Bach, so wie der Hauswirth in Frankfurt, bei dem Andres eingekehrt war, versicherten einstimmig, wie sie sich des beschriebenen Revierjägers gar nicht erinnern könnten; der Gerichtshalter des Grafen von Bach, der das Certifikat für den Andres ausgefertigt hatte, war gestorben und niemand von den Bach'schen Dienern wußte etwas von der Erbschaft, da der Graf nichts davon geäußert, Andres aber auch davon geschwiegen, weil er, aus Frankfurt zurückkehrend, sein Weib mit dem Gelde überraschen wollte. So blieb alles, was Andres vorbrachte, um nachzuweisen, daß er zur Zeit des Raubes in Frankfurt gewesen und das Geld ehrlich erworben sey, unausgemittelt. Denner blieb dagegen bei seiner frühern Behauptung und ihm stimmten sämmtliche Räuber, die eingefangen worden, in allem bei. Alles dieses hätte aber die Richter noch nicht so von der Schuld des unglücklichen Andres überzeugt, als die Aussage von zwei Bach'schen Jägern, die bei dem Schein der Flammen ganz genau den Andres erkannt und gesehen haben wollten, wie von ihm der Graf niedergestreckt wurde. Nun war Andres in den Augen des Gerichts ein verstockter heuchlerischer Bösewicht und gestützt auf das Resultat aller jener Aussagen und Beweise wurde ihm die Tortur zuerkannt, um seinen starren Sinn zu beugen, und ihn zum Geständniß zu bringen. Schon über ein Jahr schmachtete Andres im Kerker, der Gram hatte seine Kräfte aufgezehrt, und sein sonst robuster starker Körper war schwach und ohnmächtig geworden. Der schreckliche Tag, an dem die Pein ihm das Geständniß einer That, welche er niemals begangen, abdringen sollte, kam heran. Man führte ihn in die Folterkammer, wo die entsetzlichen mit sinnreicher Grausamkeit erfundenen Instrumente lagen, und die Henkersknechte sich bereiteten, den Unglücklichen zu martern. Nochmals wurde Andres ermahnt, die That, deren er so dringend verdächtig, ja deren er durch

das Zeugniß jener Jäger überführt worden, zu gestehen. Er betheuerte wiederum seine Unschuld, und wiederholte alle Umstände seiner Bekanntschaft in denselben Worten, wie er es im ersten Verhör gethan. Da ergriffen ihn die Knechte, banden ihn mit Stricken und marterten ihn, indem sie seine Glieder ausrenkten und Stacheln einbohrten in das gedehnte Fleisch. Andres vermochte nicht die Qual zu ertragen: vom Schmerz gewaltsam zerrissen, den Tod wünschend, gestand er alles, was man wollte, und wurde ohnmächtig in den Kerker zurückgeschleppt. Man stärkte ihn, wie es nach erlittener Tortur gewöhnlich, mit Wein und er fiel in einen zwischen Wachen und Schlafen hinbrütenden Zustand. Da war es ihm als lösten sich die Steine aus der Mauer, und als fielen sie krachend herab auf den Boden des Kerkers. Ein blutrother Schimmer drang durch und in ihm trat eine Gestalt hinein, die, unerachtet sie Denner's Züge hatte, ihm doch nicht Denner zu seyn schien. Glühender funkelten die Augen, schwärzer starrte das struppige Haar auf der Stirn empor und tiefer senkten sich die finstern Augenbrauen in die dicke Muskel herab, die über der krummgebogenen Habichtsnase lag. Auf gräßlich seltsame Weise war das Gesicht verschrumpft und verzerrt, und die Kleidung fremd und abentheuerlich, wie er Dennern niemals gesehen. Ein feuerrother mit Gold stark verbrämter weiter Mantel hing in bauschichten Falten der Gestalt über die Schultern, ein breiter niedergekrempter spanischer Hut mit herabhängender rother Feder saß schief auf dem Kopfe, ein langer Stoßdegen hing an der Seite, und unter dem linken Arm trug die Gestalt ein kleines Kistchen. So schritt der gespenstische Unhold auf Andres zu in hohlem dumpfen Tone sprechend: „Nun, Camerad, wie hat Dir die Folter geschmeckt? Du hast das Alles blos Deinem Eigensinn zu verdanken; hättest Du Dich als zur Bande gehörig bekannt, so wärst Du nun schon gerettet. Versprichst Du aber, Dich mir und meiner Leitung ganz zu ergeben, und gewinnst Du es über Dich, von diesen Tropfen zu trinken, die aus Deines Kindes Herzblut gekocht sind, so bist Du augenblicklich aller Qual entledigt. Du fühlst Dich gesund und kräftig, und für Deine weitere Rettung will ich dann sorgen." — Andres konnte vor Schreck, Angst und Ermattung nicht sprechen; er sah, wie seines Kindes Blut in der Phiole, die ihm die Gestalt hinhielt, in rothen Flämmchen spielte; inbrünstig betete er zu Gott und den Heiligen, daß sie ihn

retten möchten aus den Klauen des Satans, der ihn verfolge und um die ewige Seligkeit bringen wolle, die er zu erlangen hoffe, sollte er auch eines schimpflichen Todes sterben. Nun lachte die Gestalt, daß es im Kerker wiedergellte, und verschwand im dicken Dampf. Andres erwachte endlich aus dumpfer Betäubung, er vermochte sich aufzurichten vom Lager; aber wie ward ihm, als er sah, daß das Stroh, was unter seinem Haupte gelegen, sich stärker und stärker zu rühren begann und endlich weggeschoben wurde. Er gewahrte, daß ein Stein aus dem Fußboden von unten herausgedrängt worden und hörte mehrmals seinen Namen leise rufen. Er erkannte Denner's Stimme und sprach: „Was willst Du von mir? Laß mich ruhen, ich habe mit Dir nichts zu schaffen!“ „Andres,“ sprach Denner, „ich bin durch mehrere Gewölbe gedrungen, um Dich zu retten; denn, wenn Du auf den Richtplatz kommst, von dem ich errettet wurde, bist Du verloren. Bloß um Deines Weibes willen, die mir mehr angehört, als Du wohl denken magst, helfe ich Dir. Du bist ein muthloser Feigling. Was hat Dir nun Dein erbärmliches Läugnen gefruchtet? Blos, daß Du vom Bach'schen Schloß nicht zu rechter Zeit nach Hause zurückkehrtest und ich mich zu lange bei Deinem Weibe aufhielt, ist Schuld, daß man mich auffing. Da! — nimm die Feile und die Säge, befreie Dich in künftiger Nacht von den Ketten und durchsäge das Schloß der Kerkerthüre; schleiche durch den Gang! Die äußere Thür linker Hand wird offen stehn, und draußen wirst Du einen von uns finden, der Dich weiter geleitet. Halte Dich gut!“ Andres nahm die Säge und die Feile, die ihm Denner hineinreichte und hob dann den Stein wieder in die Oeffnung. Er war entschlossen, das zu thun, wozu ihn die innere Stimme des Gewissens aufforderte. — Als es Tag geworden und der Gefangenwärter hineintrat, da sagte er, wie er sehnlich wünsche vor den Richter geführt zu werden, indem er Wichtiges zu entdecken habe. Noch an demselben Vormittage wurde sein Verlangen erfüllt, weil man nicht anders glaubte, als daß Andres neue, bisher noch unbekannt gebliebene, Frevelthaten der Bande gestehen werde. Andres überreichte den Richtern die von Dennern erhaltenen Instrumente, und erzählte den Vorgang der Nacht. „Unerachtet ich gewiß und wahrhaftig unschuldig leide, so soll mich doch Gott behüten, daß ich darnach trachten sollte, meine Freiheit auf unerlaubte Weise zu erlan-

gen; denn das würde mich ja dem verruchten Denner, der mich in Schande und Tod gestürzt hat, in die Hände liefern und ich dann erst durch mein sündliches freveliges Unternehmen die Strafe verdienen, die ich jetzt unschuldig leiden werde." So beschloß Andres seinen Vortrag. Die Richter schienen erstaunt und von Mitleid für den Unglücklichen durchdrungen, wiewohl sie durch die mannigfachen Thatsachen, die wider ihn sprachen, zu sehr von seiner Schuld überzeugt waren, um sein jetziges Benehmen nicht auch für zweifelhaft zu halten. Die Aufrichtigkeit des Andres und vorzüglich der Umstand, daß nach jener Anzeige der von Denner beabsichtigten Flucht, in der Stadt und zwar in der nächsten Umgebung des Gefängnisses wirklich noch einige von der Bande ertappt und aufgegriffen wurden, hatte jedoch den wohlthätigen Einfluß auf ihn, daß er aus dem unterirdischen Kerker, in den er gesperrt gewesen, herausgenommen wurde, und eine lichte Gefängnißstube neben der Wohnung des Gefangenwärters erhielt. Da brachte er seine Zeit mit Gedanken an sein treues Weib, an seinen Knaben, und mit gottseligen Betrachtungen hin, und bald fühlte er sich ermuthigt, das Leben auch auf schmerzliche Weise, wie eine Bürde, abzuwerfen. Nicht genug konnte sich der Gefangenwärter über den frommen Verbrecher wundern und er mußte nothgedrungen beinahe an seine Unschuld glauben.

Endlich, nachdem beinahe noch ein Jahr verflossen, war der schwierige verwickelte Prozeß wider Denner und seine Mitschuldigen geschlossen. Es hatte sich gefunden, daß die Bande bis an die Gränze von Italien ausgebreitet war und schon seit geraumer Zeit überall raubte und mordete. Denner sollte gehängt, und dann sein Körper verbrannt werden. Auch dem unglücklichen Andres war der Strang zuerkannt; seiner Reue halber, und da er durch das Bekenntniß der ihm von Denner gerathenen Flucht die Entdeckung des Anschlags der Bande, durchzubrechen, veranlaßt hatte, durfte jedoch sein Körper herabgenommen, und auf der Gerichtsstätte verscharrt werden.

Der Morgen, an dem Denner und Andres hingerichtet werden sollten, war angebrochen: da ging die Thür des Gefängnisses auf, und der junge Graf von Bach trat hinein zum Andres, der auf den Knien lag und still betete. „Andres," sprach der Graf, „Du mußt sterben. Erleichtere Dein Gewissen noch durch ein offnes Geständniß! Sage mir, hast Du Deinen Herrn getödtet? Bist Du wirk-

lich der Mörder meines Oheims?" — Da stürzten dem Andres die Thränen aus den Augen, und er wiederholte nochmals Alles, was er vor Gericht ausgesagt, ehe ihm die unleidliche Qual der Tortur eine Lüge ausgepreßte. Er rief Gott und die Heiligen an, die Wahrheit seiner Aussage und seine gänzliche Unschuld an dem Tode des geliebten Herrn zu bekräftigen.

„So ist hier," fuhr der Graf von Bach fort, „ein unerklärliches Geheimniß im Spiele. Ich selbst, Andres, war von Deiner Unschuld überzeugt, unerachtet vieles wider Dich sprach; denn ich wußte ja, daß Du von Jugend auf der treuste Diener meines Oheims gewesen bist, und ihn selbst einmal in Neapel mit Gefahr Deines Lebens aus Räuberhänden errettet hast. Allein nur noch gestern haben mir die beiden alten Jäger meines Oheims Franz und Nikolaus geschworen, daß sie Dich leibhaftig unter den Räubern gesehen und genau bemerkt hätten, wie Du selbst meinen Oheim niederstrecktest." Andres wurde von den peinlichsten, schrecklichsten Gefühlen durchbohrt; es war ihm, als wenn der Satan selbst seine Gestalt angenommen habe, um ihn zu verderben; denn auch Denner hatte ja sogar im Kerker davon gesprochen, daß er den Andres wirklich gesehen, und so schien selbst die falsche Beschuldigung vor Gericht auf innerer wahrer Ueberzeugung zu beruhen. Andres sagte dies Alles unverholen, indem er hinzusetzte, daß er sich der Schickung des Himmels ergebe, nach welcher er den schmählichen Tod eines Verbrechers sterben solle, daß aber, sei es auch lange Zeit nachher, seine Unschuld gewiß an den Tag kommen werde. Der Graf von Bach schien tief erschüttert; er konnte kaum noch dem Andres sagen, daß, nach seinem Wunsche, der Tag der Hinrichtung seinem unglücklichen Weibe verschwiegen geblieben sei, und daß sie sich nebst dem Knaben bei dem alten Förster aufhalte. Die Rathhausglocke erklang dumpf und schauerlich in abgemessenen Pulsen. Andres wurde angekleidet und der Zug ging mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten unter dem Zuströmen unzähligen Volks nach der Richtstätte. Andres betete laut und rührte durch sein frommes Betragen alle, die ihn sahen. Denner hatte die Miene des trotzigen verstockten Bösewichts. Er schaute munter und kräftig um sich, und lachte oft den armen Andres tückisch und schadenfroh an. Andres sollte zuerst hingerichtet werden; er bestieg gefaßt mit dem Henker die Leiter, da kreischte ein Weib auf

und sank ohnmächtig einem alten Mann in die Arme. Andres blickte hin, es war Giorgina; laut erflehte er vom Himmel Fassung und Stärke. „Dort, dort sehe ich Dich wieder, mein armes unglückliches Weib, ich sterbe unschuldig!“ rief er, indem er den Blick sehnsuchtsvoll zum Himmel erhob. Der Richter rief dem Henker zu, er möge sich fördern, denn es entstand ein Murren unter dem Volke und es flogen Steine nach Dennern, der ebenfalls schon die Leiter bestiegen hatte und die Zuschauer verhöhnte ob ihres Mitleids mit dem frommen Andres. Der Henker legte dem Andres den Strick um den Hals, da scholl es aus der Ferne her: „Halt — halt — um Christus willen halt! — Der Mann ist unschuldig! — ihr richtet einen Unschuldigen hin!“ — „Halt — halt!“ schrieen tausend Stimmen und kaum vermochte die Wache zu steuern dem Volk, das hinzudrang und den Andres von der Leiter herabreissen wollte. Näher sprengte nun der Mann zu Pferde, der erst gerufen hatte, und Andres erkannte auf den ersten Blick in dem Fremden den Kaufmann, der ihm in Frankfurt Giorgina's Erbschaft ausgezahlt hatte. Seine Brust wollte zerspringen vor Freude und Seligkeit, kaum konnte er sich aufrecht erhalten als er von der Leiter herabgestiegen. Der Kaufmann sagte dem Richter, daß zu derselben Zeit, als der Raubmord im Bach'schen Schlosse verübt worden, Andres in Frankfurt, also viele Meilen davon entfernt, gewesen sei, und daß er dies vor Gericht auf die unzweifelhafteste Weise durch Urkunden und Zeugen darthun wolle. Da rief der Richter: „Die Hinrichtung des Andres kann keinesweges geschehen; denn dieser höchstwichtige Umstand beweiset, wenn er ausgemittelt wird, die völlige Unschuld des Angeklagten. Man führe ihn sogleich nach dem Gefängnisse zurück.“ Denner hatte alles von der Leiter herab ruhig angesehen; als aber der Richter diese Worte gesprochen, da rollten seine glühenden Augen, er knirschte mit den Zähnen, er heulte in wilder Verzweiflung, daß es gräßlich, wie der namenlose Jammer des wüthenden Wahnsinns, durch die Lüfte hallte: „Satan, Satan! Du hast mich betrogen — weh mir! weh mir! es ist aus — aus — Alles verloren!“ Man brachte ihn von der Leiter herab, er fiel zu Boden und röchelte dumpf: „ich will alles bekennen — ich will alles bekennen!“ Auch seine Hinrichtung wurde verschoben und er ins Gefängniß zurückgeführt, wo ihm jedes Entspringen unmöglich gemacht worden. Der Haß seiner seiner Wäch-

ter war die beste Schutzwehr gegen die Schlauheit seiner Verbündeten. — Wenige Augenblicke nachher, als Andres bei dem Gefangenwärter angekommen, lag Giorgina in seinen Armen. „Ach Andres, Andres," rief sie, „nun habe ich Dich ganz wieder, da ich weiß, daß Du unschuldig bist; denn auch ich habe an Deiner Redlichkeit, an Deiner Frömmigkeit gezweifelt!" — Unerachtet man Giorginen den Tag der Hinrichtung verschwiegen, war sie doch von unbeschreiblicher Angst, von seltsamer Ahnung getrieben, nach Fulda geeilt, und gerade auf die Richtstätte gekommen, als ihr Mann die verhängnißvolle Leiter bestieg, die ihn zum Tode führen sollte. Der Kaufmann war die ganze lange Zeit der Untersuchung über auf Reisen in Frankreich und Italien gewesen, und jetzt über Wien und Prag zurückgekehrt. Der Zufall, oder vielmehr eine besondere Schickung des Himmels, wollte, daß er gerade in dem entscheidendsten Augenblick auf dem Richtplatz ankam, und den armen Andres von dem schmählichen Tode des Verbrechers rettete. Im Gasthofe erfuhr er die ganze Geschichte des Andres und es fiel ihm gleich schwer aufs Herz, daß Andres wohl derselbe Revierjäger seyn könne, der vor zwei Jahren eine Erbschaft, die seinem Weibe von Neapel aus zugefallen, erhob. Schnell eilte er fort und überzeugte sich, als er nur Andres sah, sogleich von der Wahrheit seiner Vermuthung. Durch die eifrigen Bemühungen des wackern Kaufmanns und des jungen Grafen von Bach wurde Andres Aufenthalt in Frankfurt bis auf die Stunde ausgemittelt, dadurch aber seine völlige Unschuld an dem Raubmorde dargethan. Denner selbst gestand nun die Richtigkeit der Angabe des Andres über das Verhältniß mit ihm und meinte nur, der Satan müsse ihn geblendet haben; denn in der That hätte er geglaubt, Andres fechte auf dem Bach'schen Schloß an seiner Seite. Für die erzwungene Theilnahme an der Ausplünderung des Pachterhofes, so wie für die gesetzwidrige Rettung Denner's, hatte, nach dem Ausspruch der Richter, Andres genug gebüßt durch das lange harte Gefängniß und durch die ausgestandene Marter und Todesangst; er wurde daher durch Urtheil und Recht von jeder weiteren Strafe freigesprochen und eilte mit seiner Giorgina auf das Bach'sche Schloß, wo ihm der edle wohlthätige Graf im Nebengebäude eine Wohnung einräumte, von ihm nur die geringen Jagddienste fordernd, die des Grafen persönliche Liebhaberei nothwendig machte. Auch die Gerichts-

kosten bezahlte der Graf, so daß Andres und Giorgina in dem ungekränkten Besitz ihres Vermögens blieben.

Der Prozeß wider den verruchten Ignaz Denner nahm jetzt eine ganz andere Wendung. Die Begebenheit auf der Gerichtsstätte schien ihn ganz umgewandelt zu haben. Sein höhnender teuflischer Stolz war gebeugt, und aus seinem zerknirschten Innern brachen Geständnisse hervor, die den Richtern das Haar sträubten. Denner klagte sich selbst mit allen Zeichen tiefer Reue des Bündnisses mit dem Satan an, das er von seiner frühen Jugendzeit unterhalten, und so wurde vorzüglich hierauf die fernere Untersuchung mit dem Zutritt dazu verordneter Geistlichkeit gerichtet. Ueber seine früheren Lebensverhältnisse erzählte Denner so viel Sonderbares, daß man es für das Erzeugniß wahnsinniger Ueberspannung hätte halten müssen, wenn nicht durch die Erkundigungen, die man in Neapel, seinem angeblichen Geburtsort, einziehen ließ, alles bestätigt worden wäre. Ein Auszug aus den von dem geistlichen Gericht in Neapel verhandelten Akten ergab über Denner's Herkunft folgende merkwürdige Umstände.

Vor langen Jahren lebte in Neapel ein alter wunderlicher Doktor, Trabacchio mit Namen, den man seiner geheimnißvollen stets glücklichen Curen wegen insgemein den Wunder-Doktor zu nennen pflegte. Es schien, als wenn das Alter nichts über ihn vermöge; denn er schritt rasch und jugendlich daher, unerachtet mehrere Eingeborne ihm nachrechnen konnten, daß er an die achtzig Jahre alt seyn müßte. Sein Gesicht war auf eine seltsame grausige Weise verzerrt und verschrumpft, und seinen Blick konnte man kaum ohne innern Schauer ertragen, wiewohl er oft den Kranken wohl that, so daß man sagte, blos durch den scharf auf den Kranken gehefteten Blick heile er oftmals schwere hartnäckige Uebel. Ueber seinen schwarzen Anzug warf er gewöhnlich einen weiten rothen Mantel mit goldnen Tressen und Troddeln, unter dessen bauschichten Falten der lange Stoßdegen hervorragte. So lief er mit einer Kiste seiner Arzneien, die er selbst bereitete, durch die Straßen von Neapel zu seinen Kranken, und jeder wich ihm scheu aus. Nur in der höchsten Noth wandte man sich an ihn, aber niemals schlug er es aus einen Kranken zu besuchen, hatte er dabei auch nicht sonderlichen Gewinn zu hoffen. Mehrere Weiber starben ihm schnell; immer waren sie ausnehmend

schön und insgemein Landdirnen gewesen. Er sperrte sie ein und erlaubte ihnen nur unter Begleitung einer alten ekelhaft häßlichen Frau die Messe zu hören. Diese Alte war unbestechlich; jeder noch so listig angelegte Versuch junger Lüstlinge, den schönen Frauen des Trabacchio näher zu kommen, blieb fruchtlos. Unerachtet Doktor Trabacchio von Reichen sich gut bezahlen ließ, so stand doch seine Einnahme mit dem Reichthum an Geld und Kleinodien, den er in seinem Hause aufgehäuft hatte und den er niemandem verhehlte, in keinem Verhältniß. Dabei war er zu Zeiten freigebig bis zur Verschwendung, und hatte die Gewohnheit jedesmal, wenn ihm eine Frau gestorben, ein Gastmahl zu geben, dessen Aufwand wohl doppelt so viel betrug, als die reichste Einnahme, die ihm seine Praxis ein ganzes Jahr hindurch verschaffte. Mit seiner letzten Frau hatte er einen Sohn erzeugt, den er eben so einsperrte, wie seine Weiber; niemand bekam ihn zu sehen. Nur bei dem Gastmahl, das er nach dem Tode dieser Frau gab, saß der kleine dreijährige Knabe an seiner Seite, und alle Gäste waren über die Schönheit und die Klugheit des Kindes, das man, verrieth sein körperliches Ansehen nicht sein Alter, seinem Benehmen nach wenigstens für zwölfjährig hätte halten können. Eben bei diesem Gastmahl äußerte der Doktor Trabacchio, daß, da nunmehr sein Wunsch, einen Sohn zu haben, erreicht sei, er nicht mehr heirathen werde. Sein übermäßiger Reichthum, aber noch mehr sein geheimnißvolles Wesen, seine wunderbaren Curen, die bis ins Unglaubliche gingen, da blos einigen von ihm bereiteten und eingeflößten Tropfen, ja oft blos seiner Betastung, seinem Blick, die hartnäckigsten Krankheiten wichen, gab endlich Anlaß zu allerlei seltsamen Gerüchten, die sich in Neapel verbreiteten. Man hielt den Doktor Trabacchio für einen Alchymisten, für einen Teufelsbeschwörer, ja man gab ihm endlich Schuld, daß er mit dem Satan im Bündniß stehe. Die letzte Sage entstand aus einer seltsamen Begebenheit, die sich mit einigen Edelleuten in Neapel zutrug. Diese kehrten einst spät in der Nacht von einem Gastmahl zurück und geriethen, da sie im Weinrausch den Weg verfehlt, in eine einsame verdächtige Gegend. Da rauschte und raschelte es vor ihnen und sie wurden mit Entsetzen gewahr, daß ein großer leuchtendrother Hahn, ein zackicht Hirschgeweihe auf dem Kopfe tragend, mit ausgebreiteten Flügeln daher schritt, und sie mit menschlichen funkelnden Augen

anstarrte. Sie drängten sich in eine Ecke, der Hahn schritt vorüber, und ihm folgte eine große Figur in glänzendem goldverbrämten Mantel. So wie die Gestalten vorüber waren, sagte einer von den Edelleuten leise: Das war der Wunderdoktor Trabacchio. Alle nüchtern geworden durch den entsetzlichen Spuk, ermuthigten sich und folgten dem angeblichen Doktor mit dem Hahn, dessen Leuchten den genommenen Weg zeigte. Sie sahen, wie die Gestalten wirklich auf das Haus des Doktors, das auf einem fernen leeren öden Platze stand, zuschritten. Vor dem Hause angekommen, rauschte der Hahn in die Höhe, und schlug mit den Flügeln an das große Fenster über dem Balkon, das sich klirrend öffnete; die Stimme eines alten Weibes meckerte: „Kommt — kommt nach Haus — kommt nach Haus — warm ist das Bett, und Liebchen wartet lange schon — lange schon!" Da war es, als stiege der Doktor auf einer unsichtbaren Leiter empor, und rausche nach dem Hahn durch das Fenster, welches zugeschlagen wurde, daß es die einsame Straße entlang klirrte und dröhnte. Alles war im schwarzen Dunkel der Nacht verschwunden und die Edelleute standen stumm und starr vor Grausen und Entsetzen. Dieser Spuk, die Ueberzeugung der Edelleute, daß die Gestalt, der der teuflische Hahn vorleuchtete, niemand anders, als der verrufene Doktor Trabacchio gewesen, war für das geistliche Gericht, dem Alles zu Ohren kam, genug, dem satanischen Wundermann sorglich in aller Stille nachzuspüren. Man brachte in der That heraus, daß in den Zimmern des Doktors sich oft ein rother Hahn befand, mit dem er auf wunderliche Weise zu sprechen und zu disputiren schien, als sprächen Gelehrte über zweifelhafte Gegenstände ihres Wissens. Das geistliche Gericht war im Begriff den Doktor Trabacchio einzuziehen als einen verruchten Hexenmeister; aber das weltliche Gericht kam dem geistlichen zuvor und ließ den Doktor durch die Sbirren aufheben und ins Gefängniß schleppen, da er eben von dem Besuch eines Kranken heimkehrte. Die Alte war schon früher aus dem Hause geholt worden, den Knaben hatte man nicht finden können. Die Thüren der Zimmer wurden verschlossen und versiegelt, Wachen rings um das Haus gestellt. — Folgendes war der Grund dieses gerichtlichen Verfahrens. Seit einiger Zeit starben mehrere angesehene Personen in Neapel und in der umliegenden Gegend und zwar nach der Aerzte einstimmigem Urtheil an Gift. Dies hatte viele Untersuchungen

veranlaßt, die fruchtlos blieben, bis endlich ein junger Mensch in Neapel, ein bekannter Lüstling und Verschwender, dessen Oheim vergiftet worden, die gräßliche That mit dem Zusatz eingestand, daß er das Gift von dem alten Weibe, der Haushälterin Trabacchio's gekauft habe. Man spürte der Alten nach, und ertappte sie, als sie eben ein festverschlossenes kleines Kistchen forttragen wollte, in dem man kleine Phiolen fand, die mit den Namen von allerlei Arzneimitteln versehen waren, unerachtet sie flüssiges Gift enthielten. Die Alte wollte nichts eingestehen; als man ihr indessen mit der Tortur drohte, da bekannte sie, daß der Doktor Trabacchio schon seit vielen Jahren jenes künstliche Gift, das unter dem Namen Aqua Toffana bekannt sei, bereite, und daß der geheime Verkauf dieses Gifts, der durch sie bewirkt worden, beständig seine reichste Erwerbsquelle gewesen. Ferner sei es nur zu gewiß, daß er mit dem Satan im Bündniß stehe, der in verschiedenen Gestalten bei ihm einkehre. Jedes seiner Weiber habe ihm ein Kind geboren, ohne daß es jemand außer dem Hause geahnet. Das Kind habe er denn allemal, nachdem es neun Wochen, oder neun Monate alt geworden, unter besonderen Zurüstungen und Feierlichkeiten auf unmenschliche Weise geschlachtet, indem er ihm die Brust aufgeschnitten und das Herz herausgenommen. Jedesmal sei der Satan bei dieser Operation, bald in dieser, bald in jener Gestalt, meistens aber als Fledermaus mit menschlicher Larve, erschienen, und habe mit breiten Flügeln das Kohlfeuer angefacht, bei dem Trabacchio aus des Kindes Herzblut köstliche Tropfen bereitet, die jeder Siechheit kräftig widerständen. Die Weiber hätte Trabacchio bald nachher auf diese, oder jene heimliche Weise getödtet, so daß der schärfste Blick des Arztes wohl nie auch die kleinste Spur der Ermordung habe auffinden können. Nur Trabacchio's letztes Weib, die ihm einen Sohn geboren, der noch lebe, sei des natürlichen Todes gestorben. —

Der Doktor Trabacchio gestand alles unverholen ein und schien eine Freude daran zu finden, das Gericht mit den schauerlichen Erzählungen seiner Unthaten und vorzüglich der nähern Umstände seines entsetzlichen Bündnisses mit dem Satan in Verwirrung zu setzen. Die Geistlichen, welche dem Gericht beiwohnten, gaben sich alle nur ersinnliche Mühe, den Doktor zur Reue und zur Erkenntniß seiner Sünden zu bringen; aber es blieb vergebens, da Trabacchio sie nur

verhöhnte und verlachte. Beide, die Alte und Trabacchio, wurden zum Scheiterhaufen verurtheilt. — Man hatte unterdessen das Haus des Doktors untersucht und alle seine Reichthümer hervorgeholt, die, nach Abzug der Gerichtskosten, an die Hospitäler vertheilt werden sollten. In Trabacchio's Bibliothek fand man nicht ein einziges verdächtiges Buch und noch viel weniger gab es Geräthschaften, die auf die satanische Kunst, die der Doktor getrieben, hätten hindeuten sollen. Nur ein verschlossenes Gewölbe, dessen viele durch die Mauer herausragende Röhren das Labotorium verriethen, widerstand, als man es öffnen wollte, aller Kunst und aller Gewalt. Ja, wenn Schlosser und Maurer unter Aufsicht des Gerichts sich eifrig bemühten, endlich durchzubrechen, so daß wohl der Zweck erreicht worden wäre, da kreischten im Innern des Gewölbes entsetzliche Stimmen, es rauschte auf und nieder, wie mit eiskalten Flügeln schlug es an die Gesichter der Arbeiter und ein schneidender Zugwind pfiff in gellenden gräßlichen Tönen durch den Gang, so daß von Grausen und Entsetzen ergriffen alle flohen, und am Ende niemand mehr sich an die Thür des Gewölbes wagen wollte, aus Furcht wahnsinnig zu werden vor Angst und Schrecken. Den Geistlichen, die sich der Thür nahten, ging es nicht besser und es blieb nichts übrig, als die Ankunft eines alten Dominikaners aus Palermo zu erwarten, dessen Standhaftigkeit und Frömmigkeit bisher alle Künste des Satans weichen mußten. Als dieser Mönch sich nun in Neapel befand, war er bereit den teuflischen Spuk in Trabacchio's Gewölbe zu bekämpfen, und verfügte sich hin, ausgerüstet mit Kreuz und Weihwasser, begleitet von mehreren Geistlichen und Gerichtspersonen, die aber weit von der Thür entfernt blieben. Der alte Dominikaner ging betend auf die Thür los; aber da erhob sich heftiger das Rauschen und Brausen, und die entsetzlichen Stimmen verworfener Geister lachten gellend heraus. Der Geistliche ließ sich jedoch nicht irre machen; er betete kräftiger das Cruzifix emporhaltend und die Thür mit Weihwasser besprengend. „Man gebe mir ein Brecheisen!“ rief er laut; zitternd reichte es ihm ein Maurerbursche hin, aber kaum setzte es der alte Mönch an die Thür, als sie mit furchtbar erschütterndem Knall aufsprang. Blaue Flammen leckten überall an den Wänden des Gewölbes herauf und eine betäubende erstickende Hitze strömte aus dem Innern. Demunerachtet wollte der Dominikaner hineintreten; da stürzte der Boden des Gewölbes

ein, daß das ganze Haus erdröhnte und Flammen prasselten aus dem Abgrunde hervor, die wüthend um sich griffen und alles rings umher erfaßten. Schnell mußte der Dominikaner mit seiner Begleitung fliehen, um nicht zu verbrennen, oder verschüttet zu werden. Kaum waren sie auf der Straße, als das ganze Haus des Doktors Trabacchio in Flammen stand. Das Volk lief zusammen und jauchzte und jubelte, als es des verruchten Hexenmeisters Wohnung brennen sah, ohne auch nur das mindeste zur Rettung zu thun. Schon war das Dach eingestürzt, das inwendige Holzwerk flammte zu den Wänden heraus und nur die starken Balken des obern Stocks widerstanden noch der Gewalt des Feuers. Aber vor Entsetzen schrie das Volk auf, als es Trabacchio's zwölfjährigen Sohn mit einem Kistchen unter dem Arm einen dieser glimmenden Balken entlang schreiten sah. Nur einen Moment dauerte diese Erscheinung, sie verschwand plötzlich in den hochaufschlagenden Flammen. — Der Doktor Trabacchio schien sich herzinniglich zu freuen, als er diese Begebenheit erfuhr und ging mit verwegener Frechheit zum Tode. Als man ihn an den Pfahl band, lachte er hell auf und sagte zu dem Henker, der ihn mordlustig recht fest anschnürte: „Sieh Dich vor, Geselle, daß diese Stricke nicht an Deinen Fäusten brennen.“ Dem Mönch, der sich ihm zuletzt noch nahen wollte, rief er mit fürchterlicher Stimme zu: „Fort! — zurück von mir! Glaubst Du denn, daß ich so dumm seyn werde, Euch zu Gefallen einen schmerzlichen Tod zu leiden? — noch ist meine Stunde nicht gekommen.“ — Nun fing das angezündete Holz an zu prasseln; kaum erreichte aber die Flamme den Trabacchio, als es hell aufloderte, wie Strohfeuer und von einer fernen Anhöhe ein gellendes Hohngelächter sich hören ließ. Alles schaute hin und Grausen ergriff das Volk, als es den Doktor Trabacchio leibhaftig in dem schwarzen Kleide, dem goldverbrämten Mantel, den Stoßdegen an der Seite, den niedergekrempten spanischen Hut mit der rothen Feder auf dem Kopfe, das Kistchen unter dem Arm, ganz wie er sonst durch die Straßen von Neapel zu laufen pflegte, erblickte. Reiter, Sbirren, hundert andere aus dem Volk stürzten hin nach dem Hügel, aber Trabacchio war und blieb verschwunden. Die Alte gab ihren Geist auf unter den entsetzlichsten Qualen, unter den gräßlichsten Verwünschungen ihres verruchten Herrn, mit dem sie unzählige Verbrechen getheilt. —

Der sogenannte Ignaz Denner war nun kein anderer, als eben der Sohn des Doktors, der sich damals durch die höllischen Künste seines Vaters mit einem Kistchen der seltensten und geheimnißvollsten Kostbarkeiten aus den Flammen rettete. Schon seit der frühesten Jugend unterrichtete ihn der Vater in den geheimen Wissenschaften und seine Seele war dem Teufel verschrieben, noch ehe er sein volles Bewußtsein erlangt. Als man den Doktor Trabacchio ins Gefängniß warf, blieb der Knabe in dem geheimnißvollen verschlossenen Gewölbe unter den verworfenen Geistern, die des Vaters höllischer Zauber hineingebannt; da aber endlich dieser Zauber der Macht des Dominikaners weichen mußte, ließ der Knabe die verborgenen mechanischen Kräfte wirken, und Flammen entzündeten sich, die in wenigen Minuten das ganze Haus in Brand steckten, während der Knabe selbst unversehrt durch das Feuer fort zum Thore hinaus in den Wald eilte, den ihm der Vater bezeichnet hatte. Nicht lange dauerte es, so erschien auch Doktor Trabacchio, und floh schnell mit dem Sohne, bis sie wohl an drei Tagereisen von Neapel in die Ruinen eines alten römischen Gebäudes kamen, wo der Eingang zu einer weiten geräumigen Höhle versteckt lag. Hier wurde der Doktor Trabacchio von einer zahlreichen Räuberbande, mit der er längst in Verbindung gestanden, und der er durch seine geheime Wissenschaft die wesentlichsten Dienste geleistet, mit lautem Jubel empfangen. Die Räuber wollten ihn mit nichts Geringerem lohnen, als mit der Krönung zum Räuberkönige, wodurch er sich zum Oberhaupt aller Banden, die in Italien und dem südlichen Deutschland verbreitet waren, aufgeschwungen hätte. Der Doktor Trabacchio erklärte, diese Würde nicht annehmen zu können, da er der besondern Constellation wegen, die über ihn walte, nunmehr ein ganz unstetes Leben führen müsse, und von keinem Verhältniß gebunden werden könne; doch werde er noch immer den Räubern mit seiner Kunst und Wissenschaft beistehn, und sich dann und wann sehen lassen. Da beschlossen die Räuber, den zwölfjährigen Trabacchio zum Räuberkönige zu wählen und damit war der Doktor höchlich zufrieden, so daß der Knabe von Stund an unter den Räubern blieb, und, als er funfzehn Jahr alt worden, schon als wirkliches Oberhaupt mit ihnen auszog. Sein ganzes Leben war von nun an ein Gewebe von Greuelthaten und Teufelskünsten, in welche ihn der Vater, der sich oftmals blicken ließ und

zuweilen Wochenlang einsam mit seinem Sohne in der Höhle blieb, immer mehr einweihte. Die kräftigen Maßregeln des Königs von Neapel gegen die Räuberbanden, die immer kecker und verwegener wurden, noch mehr aber die entstandenen Zwistigkeiten der Räuber hoben endlich das gefährliche Bündniß unter einem Oberhaupt auf und den Trabacchio selbst, der sich durch seinen Stolz und durch seine Grausamkeit verhaßt gemacht hatte, konnten seine vom Vater erlernte Teufelskünste nicht vor den Dolchen seiner Untergebenen schützen. Er floh nach der Schweiz, gab sich den Namen Ignaz Denner, und besuchte als reisender Kaufmann die Messen und Jahrmärkte in Deutschland, bis sich aus den zerstreuten Gliedern jener großen Bande eine kleinere bildete, die den vormaligen Räuberkönig zu ihrem Oberhaupt wählte. Trabacchio versicherte, wie sein Vater noch zur Stunde lebe, ihn noch im Gefängniß besucht, und Rettung von der Gerichtsstätte versprochen habe. Nur dadurch, daß, wie er nun wohl einsehe, göttliche Schickung den Andres vom Tode errettet, sei die Macht seines Vaters entkräftet worden, und er wolle nun als reuiger Sünder allen Teufelskünsten abschwören und geduldig die gerechte Todesstrafe erleiden. —

Andres, der alles dieses aus dem Munde des Grafen von Bach erfuhr, zweifelte keinen Augenblick, daß es wohl eben Trabacchio's Bande gewesen, die ehemals im Neapolitanischen seinen Herrn anfiel, so wie er überzeugt war, daß der alte Doktor Trabacchio selbst im Gefängniß ihm wie der leibhaftige Satan erschien und verlocken wollte zum bösen Beginnen. Nun sah er erst recht ein, in welch' großer Gefahr er geschwebt hatte seit der Zeit, als Trabacchio in sein Haus getreten; wiewohl er noch immer nicht begreifen konnte, warum es denn der Verruchte so ganz und gar auf ihn und sein Weib gemünzt hatte, da der Vortheil, den er aus seinem Aufenthalt in dem Jägerhause zog, nicht so bedeutend seyn konnte.

Andres befand sich nach den entsetzlichen Stürmen nun in ruhiger glücklicher Lage, allein zu erschütternd hatten jene Stürme getobt, um nicht in seinem ganzen Leben dumpf nachzuhallen. Außer dem, daß Andres, sonst ein starker kräftiger Mann, durch den Gram, durch das lange Gefängniß, ja durch den unsäglichen Schmerz der Tortur körperlich zu Grunde gerichtet, siech und krank daher schwankte und kaum noch die Jagd treiben konnte, so welkte auch Giorgina,

deren südliche Natur von dem Grame, von der Angst, von dem Entsetzen, wie von brennender Gluth aufgezehrt wurde, zusehends hin. Keine Hülfe war für sie mehr vorhanden, sie starb wenige Monate nach ihres Mannes Rückkehr. Andres wollte verzweifeln und nur der wunderschöne kluge Knabe, der Mutter getreues Ebenbild, vermochte ihn zu trösten. Um dieses willen that er alles, sein Leben zu erhalten, und sich so viel als möglich zu kräftigen, so daß er nach Verlauf von beinahe zwei Jahren wohl an Gesundheit zugenommen und manchen lustigen Jägergang in den Forst unternehmen konnte. — Der Prozeß wider den Trabacchio hatte endlich sein Ende erreicht und er war, so wie vor alter Zeit sein Vater, zum Tode durchs Feuer verdammt worden, den er in weniger Zeit erleiden sollte. —

Andres kam eines Tages, als die Abenddämmerung schon eingebrochen, mit seinem Knaben aus dem Forst zurück; schon war er dem Schlosse nahe, als er ein klägliches Gewimmer vernahm, das aus dem ihm nahen ausgetrockneten Feldgraben zu kommen schien. Er eilte näher und erblickte einen Menschen, der in elende schmutzige Lumpen gehüllt, im Graben lag und unter großen Schmerzen den Geist aufgeben zu wollen schien. Andres warf Flinte und Büchsensack ab, und zog mit Mühe den Unglücklichen heraus; aber als er nun dem Menschen ins Gesicht blickte, erkannte er mit Entsetzen den Trabacchio. Zurückschaudernd ließ er von ihm ab; aber da wimmerte Trabacchio dumpf: „Andres, Andres, bist Du es? um der Barmherzigkeit Gottes willen, der ich meine Seele empfohlen, habe Mitleid mit mir! Wenn Du mich rettest, rettest Du eine Seele von ewiger Verdammniß; denn bald ereilt mich ja der Tod, und noch nicht vollendet ist meine Buße!" „Verdammter Heuchler," schrie Andres auf; „Mörder meines Kindes, meines Weibes, hat Dich nicht der Satan wieder hergeführt, damit Du mich vielleicht noch verderbest? Ich habe mit Dir nichts zu schaffen. Stirb' und vermodere wie ein Aas, Verruchter!" Andres wollte ihn zurückstoßen in den Graben; da heulte Trabacchio in wildem Jammer: „Andres! Du rettest den Vater Deines Weibes, Deiner Giorgina, die für mich betet am Throne des Höchsten!" Andres schauderte zusammen; mit Giorgina's Namen fühlte er sich von schmerzlicher Wehmuth ergriffen. Mitleid mit dem Mörder seiner Ruhe, seines Glücks, durchdrang

ihn, er erfaßte den Trabacchio, lud ihn mit Mühe auf und trug ihn nach seiner Wohnung, wo er ihn mit stärkenden Mitteln erquickte. Bald erwachte Trabacchio aus der Ohnmacht, in die er versunken.

In der Nacht vor der Hinrichtung ergriff den Trabacchio die entsetzlichste Todesangst; er war überzeugt, daß ihn nichts mehr von der namenlosen Marter des Feuertodes retten würde. Da faßte und rüttelte er in wahnsinniger Verzweiflung die Eisenstäbe des Gitterfensters und zerbröckelt blieben sie in seinen Händen. Ein Strahl der Hoffnung fiel in seine Seele. Man hatte ihn in einen Thurm dicht neben dem trocknen Stadtgraben gesperrt; er schaute in die Tiefe und der Entschluß sich hinabzustürzen, und so sich zu retten, oder zu sterben, war auf der Stelle gefaßt. Der Ketten hatte er sich bald mit geringer Anstrengung entledigt. Als er sich hinauswarf, vergingen ihm die Sinne, er erwachte, als die Sonne hell strahlte. Da sah er, wie er zwischen Strauchwerk in hohes Gras gefallen, aber an allen Gliedern verstaucht und verrenkt, vermochte er sich nicht zu regen und zu rühren. Schmeißfliegen und anderes Ungeziefer setzten sich auf seinen halbnackten Körper und stachen und leckten sein Blut, ohne daß er sie abwehren konnte. So brachte er einen martervollen Tag hin. Erst des Nachts gelang es ihm weiter zu kriechen und er war glücklich genug, an eine Stelle zu kommen, wo sich etwas Regenwasser gesammelt hatte, welches er begierig einschlürfte. Er fühlte sich gestärkt und vermochte mühsam hinanzuklimmen und sich fortzuschleichen, bis er den Forst erreichte, der unfern von Fulda anhob und sich beinahe bis an das Bachsche Schloß erstreckte. So war er bis in die Gegend gekommen, wo ihn Andres mit dem Tode ringend fand. Die entsetzliche Anstrengung der letzten Kraft hatte ihn ganz erschöpft und wenige Minuten später hätte ihn Andres sicherlich todt gefunden. Ohne daran zu denken, was künftig mit dem Trabacchio, der der Obrigkeit entflohen, werden sollte, brachte ihn Andres in ein einsames Zimmer und pflegte ihn auf alle nur mögliche Weise, aber so behutsam ging er dabei zu Werke, daß niemand die Anwesenheit des Fremden ahnte; denn selbst der Knabe, gewohnt dem Vater blindlings zu gehorchen, verschwieg getreulich das Geheimniß. Andres frug nun den Trabacchio, „ob er denn gewiß und wahrhaftig Giorgina's Vater sei.“ „Allerdings bin ich das,“ erwiederte Trabacchio. „In der Gegend von Neapel ent-

führte ich einst ein bildschönes Mädchen, die mir eine Tochter gebar. Nun weißt Du schon, Andres, daß eines der größten Kunststücke meines Vaters die Bereitung jenes köstlichen wundersamen Liquors war, wozu das Hauptingredienz das Herzblut von Kindern ist, die neun Wochen, neun Monate, oder neun Jahre alt und von den Eltern dem Laboranten freiwillig anvertraut seyn müssen. Je näher die Kinder mit dem Laboranten in Beziehung stehen, desto wirkungsvoller entsteht aus ihrem Herzblut Lebenskraft, stete Verjüngung, ja selbst die Bereitung des köstlichen Goldes. Deshalb schlachtete mein Vater seine Kinder und ich war froh, das Töchterlein, das mir mein Weib geboren, auf solche verruchte Weise höheren Zwecken opfern zu können. Noch kann ich nicht begreifen, auf welche Weise mein Weib die böse Absicht ahnte; aber sie war vor Ablauf der neunten Woche verschwunden und erst nach mehreren Jahren erfuhr ich, daß sie in Neapel gestorben sei und ihre Tochter Giorgina bei einem grämlichen geizhalsigen Gastwirth erzogen würde. Eben so wurde mir ihre Verheirathung mit Dir und Dein Aufenthalt bekannt. Nun kannst Du Dir erklären, Andres, warum ich Deinem Weibe gewogen war und warum ich, ganz erfüllt von meinen verruchten Teufelskünsten, Deinen Kindern so nachstellte. — Aber Dir Andres, Dir allein und Deiner wunderbaren Rettung durch Gottes Allmacht verdanke ich meine tiefe Reue, meine innere Zerknirschung. Uebrigens ist das Kistchen mit Kleinodien, das ich Deinem Weibe gab, dasjenige, welches ich auf des Vaters Geheiß aus den Flammen rettete, Du kannst es getrost aufbewahren für Deinen Knaben." „Das Kistchen," fiel Andres ein, „hat Euch ja Giorgina wieder gegeben an jenem schrecklichen Tage, da Ihr den gräßlichen Mord verübtet?"

„Allerdings," erwiederte Trabacchio; „allein ohne daß es Giorgina wußte, kam es wieder in Euern Besitz. Seht nur nach in der großen schwarzen Truhe, die in Euerm Hausflur steht, da werdet Ihr das Kistchen auf dem Boden finden." Andres suchte in der Truhe und fand das Kistchen wirklich ganz in dem Zustande wieder, wie er es damals zum erstenmal von Trabacchio in Verwahrung erhalten. —

Andres fühlte in sich unheimlichen Unmuth, ja er konnte sich des Wunsches nicht erwehren, daß Trabacchio todt gewesen seyn möge, als er ihn im Graben fand. Freilich schien Trabacchio's

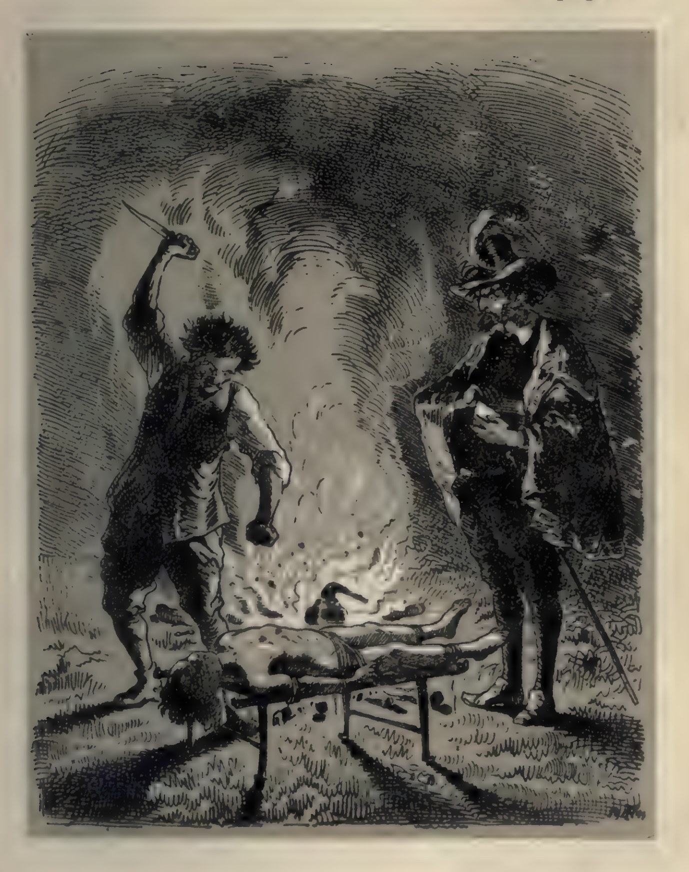
Reue und Buße wahrhaftig zu seyn; denn ohne seine Clause zu verlassen, brachte er seine Zeit nur damit hin, in andächtigen Büchern zu lesen und seine einzige Ergötzlichkeit war die Unterhaltung mit dem kleinen Georg, den er über Alles zu lieben schien. Andres beschloß indessen doch auf seiner Hut zu seyn und eröffnete bei erster Gelegenheit das ganze Geheimniß dem Grafen von Bach, der über das seltene Spiel des Schicksals nicht wenig verwundert war. So vergingen einige Monate, der Spätherbst war eingetreten und Andres mehr auf der Jagd, als sonst. Der Kleine blieb gewöhnlich bei dem Großvater und einem alten Jäger, der um das Geheimniß wußte. Eines Abends war Andres von der Jagd zurückgekehrt, als der alte Jäger hineintrat und nach seiner treuherzigen Weise anfing: „Herr, Ihr habt einen bösen Kumpan im Hause. Zu dem kommt der Gott sei bei uns! durch's Fenster und geht wieder ab in Rauch und Dampf.“ Dem Andres wurde es bei dieser Rede zu Muth, als hätt' ihn ein Blitzstrahl getroffen. Er wußte nur zu genau, was das zu bedeuten hatte, als ihm der alte Jäger weiter erzählte, wie er schon mehrere Tage hinter einander in später Abenddämmerung in Trabacchio's Zimmer seltsame Stimmen gehört, die wie im Zank durch einander geplappert, und heute zum zweitenmal habe es ihm, indem er Trabacchio's Thüre schnell geöffnet, geschienen, als rausche eine Gestalt im rothen goldverbrämten Mantel zum Fenster hinaus. In vollem Zorn eilte Andres herauf zum Trabacchio, hielt ihm vor, was sein Jäger ausgesagt und kündigte ihm an, daß er sich's gefallen lassen müsse, ins Schloßgefängniß gesperrt zu werden, wenn er nicht allen bösen Tritten entsage. Trabacchio blieb ruhig, und erwiederte im wehmüthigen Ton: „Ach, lieber Andres! nur zu wahr ist es, daß mein Vater, dessen Stündlein noch immer nicht gekommen, mich auf unerhörte Weise peinigt und quält. Er will, daß ich mich ihm wieder zuwende, und der Frömmigkeit, dem Heil meiner Seele entsage, allein ich bin standhaft geblieben, und glaube nicht, daß er wiederkehren wird, da er gesehen, daß er nicht mehr über mich Macht hat. Bleibe ruhig, lieber Sohn Andres! und laß mich bei Dir als ein frommer Christ versöhnt mit Gott sterben!“ In der That schien auch die feindliche Gestalt auszubleiben, indessen war es, als würden Trabacchio's Augen wieder glühender, er lächelte zuweilen so seltsam höhnisch, wie sonst. Während

der Betstunde, die Andres jeden Abend mit ihm zu halten pflegte, schien er oft krampfhaft zu erzittern; zuweilen strich eine seltsam pfeifende Zugluft durch das Zimmer, welche die Blätter der Gebetbücher raschelnd umschlug, ja die Bücher selbst dem Andres aus den Händen warf. „Gottloser Trabacchio, verruchter Satan! Du bist es, der hier höllischen Spuk treibt! Was willst Du von mir? hebe Dich weg, denn Du hast keine Macht über mich! — hebe Dich weg!“ — So rief Andres mit starker Stimme! Da lachte es höhnisch durch das Zimmer hin, und schlug wie mit schwarzen Fittigen an das Fenster. Und doch war es nur der Regen, der an das Fenster geschlagen, und der Herbstwind, der durch das Zimmer geheult, wie Trabacchio meinte, als das Unwesen wieder einmal recht arg war und Georg vor Angst weinte.

„Nein,“ rief Andres: „Euer gottloser Vater könnte hier nicht so herumspuken, wenn Ihr aller und jeder Gemeinschaft mit ihm entsagt hättet. Ihr müßt fort von mir. Eure Wohnung ist Euch längst bereitet. Ihr müßt fort ins Schloßgefängniß; dort möget Ihr Euern Spuk treiben, wie Ihr wollt.“ Trabacchio weinte heftig, er bat um aller Heiligen willen ihn im Hause zu dulden und Georg, ohne zu begreifen, was das Alles wohl bedeute, stimmte in seine Bitten ein. „So bleibt denn noch morgen hier,“ sagte Andres, „ich will sehen, wie es mit der Betstunde gehen wird, wenn ich heimkomme von der Jagd.“ Am andern Tage gab es herrliches Herbstwetter, und Andres versprach sich eine reiche Beute. Als er von dem Anstand zurückkehrte, war es ganz finster geworden. Er fühlte sich im innersten Gemüth besonders bewegt; seine merkwürdigen Schicksale, Giorgina's Bild, sein ermordeter Knabe traten ihm so lebendig vor Augen, daß er tief in sich gekehrt, immer langsamer und langsamer den Jägern nachschlenderte, bis er sich endlich unversehends auf einem Nebenwege allein im Forst befand. Im Begriff zurückzukehren in den breiten Waldweg, wurde er ein blendendes Licht gewahr, welches durch das dickste Gebüsch flackerte. Da ergriff ihn eine wunderbare verworrene Ahnung großer Greuelthat, die verübt werde; er drang durch das Dickicht, er war dem Feuer nahe, da stand des alten Trabacchio Gestalt im goldverbrämten Mantel, den Stoßdegen an der Seite, den niedergekrempten Hut mit rother Feder auf dem Kopfe, das Arzneikistchen unterm Arm. Mit glühenden Augen

blickte die Gestalt in das Feuer, das wie in roth und blau flammenden Schlangen unter einer Retorte hervorloderte. Vor dem Feuer lag Georg nackt ausgebreitet auf einer Art Rost und der verruchte Sohn des satanischen Doktors hatte hoch das funkelnde Messer erhoben zum Todesstoß. Andres schrie auf vor Entsetzen; aber so wie der Mörder sich umblickte, sauste schon die Kugel aus Andres Büchse und Trabacchio stürzte mit zerschmettertem Gehirn über das Feuer hin, das im Augenblick erlosch. Die Gestalt des Doktors war verschwunden. Andres sprang hinzu, stieß den Leichnam bei Seite, band den armen Georg los und trug ihn schnell fort bis ins Haus. Dem Knaben fehlte nichts; nur die Todesangst hatte ihn ohnmächtig gemacht. Den Andres trieb es heraus in den Wald, er wollte sich von Trabacchio's Tode überzeugen und den Leichnam gleich verscharren; er weckte daher den alten Jäger, der in tiefen, wahrscheinlich von Trabacchio bewirkten Schlaf gesunken, und beide gingen mit Laterne, Hacke und Spaten an die nicht weit entlegene Stelle. Da lag der blutige Trabacchio; aber so wie Andres sich näherte, richtete er sich mit halbem Leibe auf, starrte ihn gräßlich an und röchelte dumpf: „Mörder! Mörder des Vaters Deines Weibes, aber meine Teufel sollen Dich quälen!“ „Fahre zur Hölle, Du satanischer Bösewicht,“ schrie Andres, der dem Entsetzen, das ihn übermannen wollte, widerstand; „fahre hin zur Hölle, Du, der Du den Tod hundertfältig verdient hast, dem ich den Tod gab, weil er verruchten Mord an meinem Kinde, an dem Kinde seiner Tochter verüben wollte! Du hast nur Buße und Frömmigkeit geheuchelt um schändlichen Verraths willen, aber nun bereitet der Satan manche Qual Deiner Seele, die Du ihm verkauft.“ Da sank Trabacchio heulend zurück und immer dumpfer und dumpfer wimmernd gab er seinen Geist auf. Nun gruben die beiden Männer ein tiefes Loch, in das sie Trabacchio's Körper warfen. „Sein Blut komme nicht über mich!“ sprach Andres, „aber ich konnte nicht anders, ich war dazu ausersehen von Gott, meinen Georg zu retten und hundertfältige Frevel zu rächen. Doch will ich für seine Seele beten und ein kleines Kreuz auf sein Grab stellen.“ Als andern Tages Andres dieses Vorhaben ausführen wollte, fand er die Erde aufgewühlt, der Leichnam war verschwunden. Ob das nun von wilden Thieren, oder wie sonst bewirkt, blieb in Zweifel. Andres ging mit seinem Knaben und dem

V. pag. 92.





alten Jäger zum Grafen von Bach, und berichtete treulich die ganze Begebenheit. Der Graf von Bach billigte die That des Andres, der zur Rettung seines Sohnes einen Räuber und Mörder niedergestreckt hatte und ließ den ganzen Verlauf der Sache niederschreiben und im Archiv des Schlosses aufbewahren. —

Die schreckliche Begebenheit hatte den Andres tief im Innersten erschüttert, und wohl mochte er sich deshalb, wenn die Nacht eingebrochen, schlaflos auf dem Lager wälzen. Aber wenn er so zwischen Wachen und Träumen hinbrütete, da hörte er es im Zimmer knistern und rauschen, und ein rother Schein fuhr hindurch und verschwand wieder. So wie er anfing zu horchen und zu schauen, da murmelte es dumpf: „Nun bist Du Meister — Du hast den Schatz — Du hast den Schatz — gebeut über die Kraft, sie ist Dein! —" Dem Andres war es, als wolle ein unbekanntes Gefühl ganz eigner Wohlbehaglichkeit und Lebenslust in ihm aufgehen; aber so wie die Morgenröthe durch die Fenster brach, da ermannte sich Andres und betete, wie er es zu thun gewohnt, kräftig und inbrünstig zu dem Herrn, der seine Seele erleuchtete. „Ich weiß was nun noch meines Amts und Berufs ist, um den Versucher zu bannen und die Sünde abzuwenden von meinem Hause!" — So sprach Andres, nahm Trabacchio's Kistchen und warf es, ohne es zu öffnen, in eine tiefe Bergschlucht. Nun genoß Andres eines ruhigen heitern Alters, das keine feindliche Macht zu zerstören vermochte.

Die Jesuiterkirche in G.

In eine elende Postchaise gepackt, die die Motten, wie die Ratten Prospero's Fahrzeug, aus Instinkt verlassen hatten, hielt ich endlich, nach halsbrechender Fahrt, halbgerädert, vor dem Wirthshause auf dem Markte ni G. Alles Unglück, das mir selbst begegnen können, war auf meinen Wagen gefallen, der zerbrochen bei dem Postmeister der letzten Station lag. Vier magere abgetriebene Pferde schleppten nach mehreren Stunden endlich mit Hülfe meherer Bauern und meines Bedienten das baufällige Reisehaus herbei; die Sachverständigen kamen, schüttelten die Köpfe und meinten, daß eine Hauptreparatur nöthig sei, die zwei, auch wohl drei Tage dauern könne. Der Ort schien mir freundlich, die Gegend anmuthig und doch erschrak ich nicht wenig über den mir gedrohten Aufenthalt. Warst Du, günstiger Leser! jemals genöthigt, in einer kleinen Stadt, wo Du niemanden — niemanden kanntest, wo Du jedem fremd bliebst, drei Tage zu verweilen, und hat nicht irgend ein tiefer Schmerz den Drang nach gemüthlicher Mittheilung in Dir weggezehrt, so wirst Du mein Unbehagen mit mir fühlen. In dem Wort geht ja erst der Geist des Lebens auf in Allem um uns her; aber die Kleinstädter sind wie ein in sich selbst verübtes, abgeschlossenes Orchester eingespielt und eingesungen, nur ihre eignen Stücke gehen rein und richtig, jeder Ton des Fremden dissonirt ihren Ohren und bringt sie augenblicklich zum Schweigen. — Recht mißlaunig schritt ich in meinem Zimmer auf und ab; da fiel mir plötzlich ein, daß ein Freund in der Heimath, der ehemals ein Paar Jahre hindurch in G. gewesen, oft von einem gelehrten geistreichen Manne sprach, mit dem er damals viel umgegangen. Auch des Namens erinnerte ich mich: es war der Professor im Jesuiter-Collegio Aloysius Walter. Ich beschloß hinzugehen und meines Freundes Bekanntschaft für mich selbst zu nutzen. Man

sagte mir im Collegio, daß Professor Walter zwar eben lese, aber in kurzer Zeit endigen werde, und stellte mir frei, ob ich wiederkommen, oder in den äußeren Sälen verweilen wolle. Ich wählte das letzte. Ueberall sind die Klöster, die Collegien, die Kirchen der Jesuiten in jenem italienischen Styl gebaut, der auf antike Form und Manier gestützt, die Anmuth und Pracht dem heiligen Ernst, der religiösen Würde vorzieht. So waren auch hier die hohen, luftigen, hellen Säle mit reicher Architektur geschmückt, und sonderbar genug stachen gegen Heiligenbilder, die hie und da an den Wänden zwischen ionischen Säulen hingen, die Superporten ab, welche durchgehends Genientänze, oder gar Früchte und Leckerbissen der Küche darstellten. — Der Professor trat ein, ich erinnerte ihn an meinen Freund, und nahm auf die Zeit meines gezwungenen Aufenthalts seine Gastlichkeit in Anspruch. Ganz, wie ihn mein Freund beschrieben, fand ich den Professor; hellgesprächig — weltgewandt — kurz, ganz in der Manier des höheren Geistlichen, der wissenschaftlich ausgebildet, oft genug über das Brevier hinweg in das Leben geschaut hat, um genau zu wissen, wie es darin hergeht. Als ich sein Zimmer auch mit moderner Eleganz eingerichtet fand, kam ich auf meine vorigen Bemerkungen in den Sälen zurück, die ich gegen den Professor laut werden ließ. „Es ist wahr," erwiederte er, „wir haben jenen düstern Ernst, jene sonderbare Majestät des niederschmetternden Tyrannen, die im gothischen Bau unsere Brust beklemmt, ja wohl ein unheimliches Grauen erregt, aus unseren Gebäuden verbannt, und es ist wohl verdienstlich, unsern Werken die regsame Heiterkeit der Alten anzueignen." „Sollte aber," erwiederte ich, „nicht eben jene heilige Würde, jene hohe zum Himmel strebende Majestät des gothischen Baues recht von dem wahren Geist des Christenthums erzeugt seyn, der, übersinnlich, dem sinnlichen, nur in dem Kreis des Irdischen bleibenden Geiste der antiken Welt geradezu widerstrebt?" — Der Professor lächelte. „Ei," sprach er, „das höhere Reich soll man erkennen in dieser Welt und diese Erkenntniß darf geweckt werden durch heitere Symbole, wie sie das Leben, ja der aus jenem Reich ins irdische Leben herabgekommene Geist, darbietet. Unsere Heimath ist wohl dort droben; aber so lange wir hier hausen, ist unser Reich auch von dieser Welt." Ja wohl, dachte ich: in Allem, was Ihr thatet, bewieset Ihr, daß Euer Reich von dieser Welt, ja nur allein von dieser Welt ist.

Ich sagte aber das, was ich dachte, keinesweges dem Professor Aloysius Walter, welcher also fortfuhr: „Was Sie von der Pracht unserer Gebäude hier am Orte sagen, möchte sich wohl nur auf die Annehmlichkeit der Form beziehen. Hier, wo der Marmor unerschwinglich ist, wo große Meister der Malerkunst nicht arbeiten mögen, hat man sich, der neuern Tendenz gemäß, mit Surrogaten behelfen müssen. Wir thun viel, wenn wir uns zum polirten Gips versteigen, mehrentheils schafft nur der Maler die verschiedenen Marmorarten, wie es eben jetzt in unserer Kirche geschieht, die, Dank sei es der Freigebigkeit unserer Patrone, neu dekorirt wird." Ich äußerte den Wunsch, die Kirche zu sehen; der Professor führte mich hinab, und als ich in den korinthischen Säulengang, der das Schiff der Kirche formte, eintrat, fühlte ich wohl den nur zu freundlichen Eindruck der zierlichen Verhältnisse. Dem Hochaltare links war ein hohes Gerüste errichtet, auf dem ein Mann stand, der die Wände in Giallo antik übermalte. „Nun wie geht es, Bertholt?" rief der Professor hinauf. Der Maler wandte sich nach uns um, aber gleich fuhr er wieder fort zu arbeiten, indem er mit dumpfer beinahe unvernehmbarer Stimme sprach: „Viel Plage — krummes verworrenes Zeug — Kein Lineal zu brauchen — Thiere — Affen — Menschengesichter — Menschengesichter — o ich elender Thor!" Das Letzte rief er laut mit einer Stimme, die nur der tiefste im Innersten wühlende Schmerz erzeugt; ich fühlte mich auf die seltsamste Weise angeregt, jene Worte und der Ausdruck des Gesichts, der Blick, womit er zuvor den Professor anschaute, brachten mir das ganze zerrissene Leben eines unglücklichen Künstlers vor Augen. Der Mann mochte kaum über vierzig Jahr alt seyn; seine Gestalt, war sie auch durch den unförmlichen schmutzigen Maleranzug entstellt, hatte was unbeschreiblich edles, und der tiefe Gram konnte nur das Gesicht entfärben, das Feuer, was in den schwarzen Augen strahlte, aber nicht auslöschen. Ich frug den Professor, was es mit dem Maler wohl für eine Bewandtniß hätte. „Es ist ein fremder Künstler," erwiederte er, „der sich gerade zu der Zeit hier einfand, als die Reparatur der Kirche beschlossen worden. Er unternahm die Arbeit, die wir ihm antrugen, mit Freuden, und in der That war seine Ankunft ein Glücksfall für uns; denn weder hier, noch in der Gegend weit umher hätten wir einen Maler auftreiben können, der für alles, dessen es hier zu malen bedarf, so tüchtig gewesen wäre.

Uebrigens ist es der gutmüthigste Mensch von der Welt, den wir alle recht lieben, und so kommt es denn, daß er in unserm Collegio gut aufgenommen wurde. Außer dem ansehnlichen Honorar, das er für seine Arbeit erhält, verköstigen wir ihn; dies ist aber für uns ein sehr geringer Aufwand, denn er ist beinahe zu mäßig, welches freilich seinem kränklichen Körper zusagen mag."

„Aber," fiel ich ein, „er schien heute so mürrisch — so aufgeregt." „Das hat seine besondere Ursache," erwiederte der Professor, „doch lassen Sie uns einige schöne Gemälde der Seiten=Altäre anschauen, die vor einiger Zeit ein glücklicher Zufall uns verschaffte. Nur ein einziges Original, ein Dominichino, ist dabei, die anderen sind von unbekannten Meistern der italienischen Schule, aber, sind Sie vorurtheilsfrei, so werden Sie gestehen müssen, daß jedes den berühmtesten Namen tragen dürfte." Ich fand es ganz so, wie der Professor gesagt hatte. Es war seltsam, daß das einzige Original gerade zu den schwächern Stücken gehörte, war es nicht wirklich das schwächste, und daß dagegen die Schönheit mancher Gemälde ohne Namen mich unwiderstehlich hinriß. Ueber das Gemälde eines Altars war eine Decke herabgelassen; ich frug nach der Ursache. „Dies Bild," sprach der Professor, „ist das schönste, was wir besitzen, es ist das Werk eines jungen Künstlers der neueren Zeit — gewiß sein letztes, denn sein Flug ist gehemmt. — Wir mußten in diesen Tagen das Gemälde aus gewissen Gründen verhängen lassen, doch bin ich vielleicht morgen, oder übermorgen im Stande, es Ihnen zu zeigen." — Ich wollte weiter fragen, indessen schritt der Professor rasch durch den Gang fort, und das war genug, um seine Unlust zu zeigen, mir weiter zu antworten. Wir gingen in das Collegium zurück, und gern nahm ich des Professors Einladung an, der mit mir Nachmittags einen nahgelegenen Lustort besuchen wollte. Spät kehrten wir heim, ein Gewitter war aufgestiegen, und kaum langte ich in meiner Wohnung an, als der Regen herabströmte. Es mochte wohl schon Mitternacht seyn, da klärte sich der Himmel auf, und nur noch entfernt murmelte der Donner. Durch die geöffneten Fenster wehte die laue, mit Wohlgerüchen geschwängerte, Luft in das dumpfe Zimmer, ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, unerachtet ich müde genug war, noch einen Gang zu machen; es glückte mir, den mürrischen Hausknecht, der schon seit zwei Stunden schnarchen mochte, zu er=

wecken, und ihn zu bedeuten, daß es kein Wahnsinn sei, noch um Mitternacht spatzieren zu gehen, bald befand ich mich auf der Straße. Als ich bei der Jesuiterkirche vorüberging, fiel mir das blendende Licht auf, das durch ein Fenster strahlte. Die kleine Seitenpforte war nur angelehnt, ich trat hinein und wurde gewahr, daß vor einer hohen Blende eine Wachsfackel brannte. Näher gekommen bemerkte ich, daß vor der Blende ein Netz von Bindfaden aufgespannt war, hinter dem eine dunkle Gestalt eine Leiter hinauf und hinunter sprang, und in die Blende etwas hineinzuzeichnen schien. Es war Berthold, der den Schatten des Netzes mit schwarzer Farbe genau überzog. Neben der Leiter auf einer hohen Staffelei stand die Zeichnung eines Altars. Ich erstaunte über den sinnreichen Einfall. Bist Du, günstiger Leser, mit der edlen Malerkunst was weniges vertraut, so wirst Du ohne weitere Erklärung sogleich wissen, was es mit dem Netz, dessen Schattenstriche Berthold in die Blende hineinzeichnete, für eine Bewandtniß hat. Berthold sollte in die Blende einen hervorspringenden Altar malen. Um die kleine Zeichnung richtig in das Große zu übertragen, mußte er beides, den Entwurf und die Fläche, worauf der Entwurf ausgeführt werden sollte, dem gewöhnlichen Verfahren gemäß mit einem Netz überziehn. Nun war es aber keine Fläche, sondern eine halbrunde Blende, worauf gemalt werden sollte; die Gleichung der Quadrate, die die krummen Linien des Netzes auf der Höhlung bildeten, mit den geraden des Entwurfs und die Berichtigung der architektonischen Verhältnisse, die sich herausspringend darstellen sollten, war daher nicht anders zu finden, als auf jene einfache geniale Weise. Wohl hütete ich mich vor die Fackel zu treten, und mich so durch meinen Schlagschatten zu verrathen, aber nahe genug zur Seite stand ich, um den Maler genau zu beobachten. Er schien mir ganz ein anderer, vielleicht war es nur Wirkung des Fackelscheins, aber sein Gesicht war geröthet, seine Augen blitzten wie vor innerm Wohlbehagen, und als er seine Linien fertig gezeichnet, stellte er sich mit in die Seite gestemmten Händen vor die Blende hin, und pfiff, die Arbeit beschauend, ein muntres Liedchen. Nun wandte er sich um und riß das aufgespannte Netz herunter. Da fiel ihm meine Gestalt ins Auge, „he da! he da!“ rief er laut: „seid Ihr es Christian?“ — Ich trat auf ihn zu, erklärte ihm, was mich in die Kirche gelockt, und, den sinnreichen Einfall mit dem Schattennetz hochpreisend, gab

ich mich als Kenner und Ausüber der edlen Malerkunst zu erkennen. Ohne mir darauf weiter zu antworten, sprach Berthold: „Christian ist auch weiter nichts, als ein Faulenzer; treu wollte er aushalten bei mir die ganze Nacht hindurch, und nun liegt er gewiß irgendwo auf dem Ohr! — Mein Werk muß vorrücken, denn morgen malt sich's vielleicht hier in der Blende teufelmäßig schlecht — und allein kann ich doch jetzt nichts machen.“ Ich erbot mich ihm behülflich zu seyn. Er lachte laut auf, faßte mich bei beiden Schultern und rief: „das ist ein excellenter Spaß; was wird Christian sagen, wenn er morgen merkt, daß er ein Esel ist, und ich seiner gar nicht bedurft habe? Nun so kommt, fremder Geselle und Bruder, helft mir erst fein bauen.“ Er zündete einige Kerzen an, wir liefen durch die Kirche, schleppten Böcke und Bretter herbei und bald stand ein hohes Gerüst in der Blende. „Nun frisch zugereicht,“ rief Berthold, indem er heraufstieg. Ich erstaunte über die Schnelligkeit, mit der Berthold die Zeichnung ins Große übertrug; keck zog er seine Linien, niemals gefehlt, immer richtig und rein. An dergleichen Dinge in früherer Zeit gewöhnt, half ich dem Maler treulich, indem ich, bald oben, bald unter ihm stehend, die langen Lineale in die angedeuteten Punkte einsetzte und festhielt, die Kohlen spitz schliff und ihm zureichte u. s. w. „Ihr seid ja gar ein wackerer Gehülfe,“ rief Berthold ganz fröhlich, „und Ihr,“ erwiederte ich, „in der That einer der geübtesten Architektur-Maler, die es geben mag; habt Ihr denn bei Eurer fertigen kecken Faust nie andere Malerei getrieben, als diese? — Verzeiht meine Frage.“ „Was meint Ihr denn eigentlich?“ sprach Berthold. „Nun,“ erwiederte ich, „ich meine, daß Ihr zu etwas besserem taugt, als Kirchenwände mit Marmorsäulen zu bemalen. Architektur-Malerei bleibt doch immer etwas untergeordnetes; der Historien Maler, der Landschafter steht unbedingt höher. Geist und Phantasie, nicht in die engen Schranken geometrischer Linien gebannt, erheben sich in freiem Fluge. Selbst das einzige Phantastische Eurer Malerei, die sinnetäuschende Perspective, hängt von genauer Berechnung ab, und so ist die Wirkung das Erzeugniß, nicht des genialen Gedankens, sondern nur mathematischer Spekulation.“ Der Maler hatte, während ich dies sprach, den Pinsel abgesetzt, und den Kopf in die Hand gestützt. „Unbekannter Freund,“ fing er jetzt mit dumpfer feierlicher Stimme an: „Unbekannter Freund, Du frevelst, wenn Du die ver-

schiedenen Zweige der Kunst in Rangordnung stellen willst, wie die Vasallen eines stolzen Königs. Und noch größerer Frevel ist es, wenn Du nur die Verwegenen achtest, welche taub für das Klirren der Sclavenkette, fühllos für den Druck des Irdischen, sich frei, ja selbst sich Gott wähnen und schaffen und herrschen wollen über Licht und Leben. — Kennst Du die Fabel von dem Prometheus, der Schöpfer seyn wollte, und das Feuer vom Himmel stahl, um seine todten Figuren zu beleben? — Es gelang ihm, lebendig schritten die Gestalten daher, und aus ihren Augen strahlte jenes himmlische Feuer, das in ihrem Innern brannte; aber rettungslos wurde der Frevler, der sich angemaßt Göttliches zu fahen, verdammt zu ewiger fürchterlicher Qual. Die Brust, die das Göttliche geahnt, in der die Sehnsucht nach dem Ueberirdischen aufgegangen, zerfleischte der Geier, den die Rache geboren und der sich nun nährte von dem eignen Innern des Vermessenen. Der das Himmlische gewollt, fühlte ewig den irdischen Schmerz." — Der Maler stand in sich versunken da. „Aber," rief ich: „Aber Berthold, wie beziehen Sie das Alles auf Ihre Kunst? Ich glaube nicht, daß irgend jemand es für vermessenen Frevel halten kann, Menschen zu bilden, sei es durch Malerei, oder Plastik." Wie in bitterm Hohn lachte Berthold auf: „Ha ha — Kinderspiel ist kein Frevel! — Kinderspiel ist's wie sie's machen, die Leute, die getrost ihre Pinsel in die Farbentöpfe stecken und eine Leinwand beschmieren, mit der wahrhaftigen Begier, Menschen darzustellen; aber es kommt so heraus, als habe, wie es in jenem Trauerspiele steht, irgend ein Handlanger der Natur versucht Menschen zu bilden, und es sei ihm mißlungen. — Das sind keine frevelige Sünder, das sind nur arme unschuldige Narren! Aber Herr! — wenn man nach dem Höchsten strebt — nicht Fleischeslust, wie Titian — nein das Höchste der göttlichen Natur, der Prometheusfunken im Menschen — Herr! — es ist eine Klippe — ein schmaler Strich, auf dem man steht — der Abgrund ist offen! — über ihm schwebt der kühne Segler und ein teuflischer Trug läßt ihn unten — unten das erblicken, was er oben über den Sternen erschauen wollte!" — Tief seufzte der Maler auf, er fuhr mit der Hand über die Stirn, und blickte dann in die Höhe. „Aber was schwatze ich mit Euch, Geselle, da drunten für tolles Zeug, und male nicht weiter? — Schaut her Geselle, das nenne ich treu und ehrlich gezeichnet. Wie herrlich ist die Regel! — alle Linien

einen sich zum bestimmten Zweck, zu bestimmter deutlich gedachter Wirkung. Nur das Gemessene ist rein, menschlich; was drüber geht, vom Uebel. Das Uebermenschliche muß Gott, oder Teufel seyn; sollten beide nicht in der Mathematik von Menschen übertroffen werden? Sollt' es nicht denkbar seyn, daß Gott uns ausdrücklich erschaffen hätte, um das, was nach gemessenen erkennbaren Regeln darzustellen ist, kurz, das rein Commensurable, zu besorgen für seinen Hausbedarf, so wie wir unsrerseits wieder Sägemühlen und Spinnmaschinen bauen, als mechanische Werkmeister unseres Bedarfs. Professor Walter behauptete neulich, daß gewisse Thiere blos erschaffen wären, um von andern gefressen zu werden, und das käme doch am Ende zu unserm Nutzen heraus, so wie z. B. die Katzen den angebornen Instinkt hätten, Mäuse zu fressen, damit diese uns nicht den Zucker, der zum Frühstück bereit läge, wegknappern sollten. Am Ende hat der Professor Recht — Thiere und wir selbst sind gut eingerichtete Maschinen, um gewisse Stoffe zu verarbeiten, und zu verkneten für den Tisch des unbekannten Königs — Nun frisch — frisch, Geselle — reiche mir die Töpfe! — Alle Töne hab' ich gestern beim lieben Sonnenlicht abgestimmt, damit mich der Fackelschein nicht trüge, sie stehn numerirt im Winkel. Reich' mir Numero eins, mein Junge! — Grau in Grau! — Und was wäre das trockne mühselige Leben, wenn der Herr des Himmels uns nicht so manches bunte Spielzeug in die Hände gegeben hätte! — Wer artig ist, trachtet nicht, wie der neugierige Bube, den Kasten zu zerbrechen, in dem es orgelt, wenn er die äußere Schraube dreht. — Man sagt, es ist ganz natürlich, daß es drinnen klingt; denn ich drehe ja die Schraube! — indem ich dies Gebälk richtig aus dem Augenpunkt aufgezeichnet, weiß ich bestimmt, daß es sich dem Beschauer plastisch darstellt — Numero zwei heraufgereicht, Junge! — Nun male ich es aus in den regelrecht abgestimmten Farben — es erscheint vier Ellen zurücktretend. Das weiß ich alles gewiß; o! man ist erstaunlich klug — Wie kommt es, daß die Gegenstände in der Ferne sich verkleinern? Die einzige dumme Frage eines Chinesen könnte selbst den Professor Eytelwein in Verlegenheit setzen; doch könnte er sich mit dem orgelnden Kasten helfen und sprechen, er habe manchmal an der Schraube gedreht, und immer dieselbe Wirkung erfahren — Violett Numero eins, Junge! — ein anderes Linea — dicken ausgewaschenen Pinsel! Ach, was ist all' unser Ringen und

Streben nach dem Höheren anderes, als das unbeholfene bewußtlose Handthieren des Säuglings, der die Amme verletzt, die ihn wohlthätig nährt! — Violett Numero zwei — frisch Junge! — das Ideal ist ein schnöder lügnerischer Traum vom gährenden Blute erzeugt. — Die Töpfe weg, Junge — ich steige herab. — Der Teufel narrt uns mit Puppen, denen er Engelsfittige angeleimt." — Nicht möglich ist es mir, alles das wörtlich zu wiederholen, was Berthold sprach, indem er rasch fortmalte, und mich ganz wie seinen Handlanger brauchte. In der angegebenen Manier fuhr er fort, die Beschränktheit alles irdischen Beginnens auf das Bitterste zu verhöhnen; ach er schaute in die Tiefe eines auf den Tod verwundeten Gemüths, dessen Klage sich nur in schneidender Ironie erhebt. Der Morgen dämmerte, der Schein der Fackel verblaßte vor den hereinbrechenden Sonnenstrahlen. Berthold malte eifrig fort, aber er wurde stiller und stiller und nur einzelne Laute — zuletzt nur Seufzer, entflohen der gepreßten Brust. Er hatte den ganzen Altar mit gehöriger Farbenabstufung angelegt, und schon jetzt, ohne weiter ausgeführt zu seyn, sprang das Gemälde wunderbar hervor. „In der That herrlich — ganz herrlich," rief ich voll Bewunderung aus. „Meinen Sie," sprach Berthold mit matter Stimme: „Meinen Sie, daß etwas daraus werden wird? — Ich gab mir wenigstens alle Mühe richtig zu zeichnen; aber nun kann ich nicht mehr." — „Keinen Pinselstrich weiter, lieber Berthold!" sprach ich: „es ist beinahe unglaublich, wie Sie mit einem solchen Werk in wenigen Stunden so weit vorrücken konnten; aber Sie greifen Sich zu sehr an, und verschwenden Ihre Kraft." „Und doch," erwiederte Berthold, „sind das meine glücklichsten Stunden. — Vielleicht schwatzte ich zu viel, aber es sind ja nur Worte, in die sich der das Innere zerreißende Schmerz auflöst." „Sie scheinen Sich sehr unglücklich zu fühlen, mein armer Freund," sprach ich: „irgend ein furchtbares Ereigniß trat feindlich zerstörend in Ihr Leben!" — Der Maler trug langsam seine Geräthschaften in die Capelle, löschte die Fackel aus, kam dann auf mich zu, faßte meine Hand und sprach mit gebrochener Stimme: „Könnten Sie einen Augenblick Ihres Lebens ruhigen, heitern Geistes seyn, wenn Sie Sich eines gräßlichen, nie zu sühnenden Verbrechens bewußt wären?" — Erstarrt blieb ich stehen. Die hellen Sonnenstrahlen fielen in des Malers leichenblasses zerstörtes Gesicht, und er war beinahe gespenstisch anzusehen,

als er fortwankte durch die kleine Pforte in das Innere des Collegiums. —

Kaum erwarten konnte ich am folgenden Tage die Stunde, die mir Professor Walter zum Wiedersehen bestimmt hatte. Ich erzählte ihm den ganzen Auftritt der vorigen Nacht, der mich nicht wenig aufgeregt hatte; ich schilderte mit den lebendigsten Farben des Malers wunderliches Benehmen, und verschwieg kein Wort, das er gesprochen, selbst das nicht, was ihn selbst betroffen. Je mehr ich aber auf des Professors Theilnahme hoffte, desto gleichgültiger schien er mir, ja er lächelte selbst über mich auf eine höchst widrige Weise, als ich nicht nachließ, von Berthold zu reden und in ihn zu dringen, mir ja alles, was er von dem Unglücklichen wüßte, zu sagen. „Es ist ein wunderlicher Mensch, dieser Maler," fing der Professor an: „sanft — gutmüthig — arbeitsam — nüchtern, wie ich Ihnen schon früher sagte, aber schwachen Verstandes; denn sonst hätte er sich nicht durch irgend ein Ereigniß im Leben, sei es selbst ein Verbrechen, das er beging, herabstimmen lassen vom herrlichen Historienmaler zum dürftigen Wandpinsler." Der Ausdruck Wandpinsler ärgerte mich so wie des Professors Gleichgültigkeit überhaupt. Ich suchte ihm darzuthun, daß noch jetzt Berthold ein höchst achtungswerther Künstler, und der höchsten regsamen Theilnahme werth sei. „Nun," fing der Professor endlich an: „wenn Sie einmal unser Berthold in solch hohem Grade interessirt, so sollen Sie Alles, was ich von ihm weiß, und das ist nicht wenig, ganz genau erfahren. Zur Einleitung dessen, lassen Sie uns gleich in die Kirche gehen! Da Berthold die ganze Nacht hindurch mit Anstrengung gearbeitet hat, wird er heute Vormittags rasten. Wenn wir ihn in der Kirche fänden, wäre mein Zweck verfehlt." Wir gingen nach der Kirche, der Professor ließ das Tuch von dem verhängten Gemälde herunternehmen und in zauberischem Glanze ging vor mir ein Gemälde auf, wie ich es nie gesehen. Die Composition war wie Raphaels Styl, einfach und himmlisch erhaben! — Maria und Elisabeth in einem schönen Garten auf einem Rasen sitzend, vor ihnen die Kinder Johannes und Christus mit Blumen spielend, im Hintergrunde seitwärts eine betende männliche Figur! — Maria's holdes himmlisches Gesicht, die Hoheit und Frömmigkeit ihrer ganzen Figur erfüllten mich mit Staunen und tiefer Bewunderung. Sie war schön, schöner als je ein Weib auf Erden, aber so wie Ra-

phaels Maria in der Dresdner Gallerie verkündete ihr Blick die höhere Macht der Gottes-Mutter. Ach! mußte vor diesen wunderbaren, von tiefem Schatten umflossenen Augen nicht in des Menschen Brust die ewigdürstende Sehnsucht aufgehen? Sprachen die weichen halbgeöffneten Lippen nicht tröstend, wie in holden Engels-Melodien, von der unendlichen Seligkeit des Himmels? — Nieder mich zu werfen in den Staub vor ihr, der Himmels-Königin, trieb mich ein unbeschreibliches Gefühl — keines Wortes mächtig konnte ich den Blick nicht abwenden von dem Bilde ohne Gleichen. Nur Maria und die Kinder waren ganz ausgeführt, an der Figur Elisabeths schien die letzte Hand zu fehlen, und der betende Mann war noch nicht übermalt. Näher getreten erkannte ich in dem Gesicht dieses Mannes Berthold's Züge. Ich ahnte, was mir der Professor gleich darauf sagte: „Dieses Bild, sprach er, ist Berthold's letzte Arbeit, das wir vor mehreren Jahren aus N. in Oberschlesien, wo es von einem unserer Collegen in einer Versteigerung gekauft wurde, erhielten. Unerachtet es nicht vollendet ist, ließen wir es doch statt des elenden Altarblatts, das sonst hier stand, einfügen. Als Berthold angekommen war und dies Gemälde erblickte, schrie er laut auf und stürzte bewußtlos zu Boden. Nachher vermied er sorgfältig, es anzublicken und vertraute mir, daß es seine letzte Arbeit in diesem Fache sei. Ich hoffte ihn nach und nach zur Vollendung des Bildes zu überreden, aber mit Entsetzen und Abscheu wies er jeden Antrag der Art zurück. Um ihn nur einigermaßen heiter und kräftig zu erhalten, mußte ich das Bild verhängen lassen, so lange er in der Kirche arbeitet. Fiel es ihm nur von ungefähr ins Auge, so lief er wie von unwiderstehlicher Macht getrieben hin, warf sich laut schluchzend nieder, bekam seinen Paroxysmus, und war auf mehrere Tage unbrauchbar." — „Armer — armer unglücklicher Mann!" — rief ich aus, „welch' eine Teufelsfaust griff so grimmig zerstörend in dein Leben." „O!" sprach der Professor: „die Hand sammt dem Arm ist ihm an den Leib gewachsen — Ja ja! — er selbst war gewiß sein eigner Dämon — sein Luzifer, der in sein Leben mit der Höllenfackel hineinleuchtete. Wenigstens geht das aus seinem Leben sehr deutlich hervor." Ich bat den Professor, mir doch nur jetzt gleich Alles zu sagen, was er über des unglücklichen Malers Leben wüßte. „Das würde viel zu weitläuftig seyn, und viel zu viel Athem kosten," erwiederte der Pro-

fessor. „Verderben wir uns den heitern Tag nicht mit dem trüben Zeuge! Lassen Sie uns frühstücken, und dann nach der Mühle gehen, wo uns ein tüchtig zubereitetes Mittagsmahl erwartet.“ Ich hörte nicht auf, in den Professor zu dringen, und nach vielem Hin- und Herreden kam es endlich heraus, daß gleich nach der Ankunft Berthold's sich ein Jüngling, der auf dem Collegio studirte, mit voller Liebe an ihn anschloß, daß diesem Berthold nach und nach die Begebenheiten seines Lebens vertraute, die der junge Mann sorglich aufschrieb und dem Professor Walter das Manuscript übergab. „Es war,“ sprach der Professor: „solch ein Enthusiast, wie Sie, mein Herr, mit Ihrer Erlaubniß! Aber das Aufschreiben der wunderlichen Begebenheiten des Malers diente ihm in der That zur trefflichen Stylübung.“ Mit vieler Mühe erhielt ich von dem Professor das Versprechen, daß er mir Abends nach geendeter Lustpartie das Manuscript anvertrauen wolle. Sei es, daß es die gespannte Neugierde war, oder war der Professor wirklich selbst daran Schuld, kurz, niemals habe ich mehr Langeweile empfunden, als den Tag. Schon die Eiskälte des Professors Rücksichts Bertholds war mir fatal; aber seine Gespräche, die er mit den Collegen, die an dem Mahl Theil nahmen, führte, überzeugten mich, daß troß aller Gelehrsamkeit, aller Weltgewandtheit, sein Sinn für's Höhere gänzlich verschlossen, und er der krasseste Materialist war, den es geben konnte. Das System von dem fressen und gefressen werden, wie es Berthold anführte, hatte er wirklich adoptirt. Alles geistige Streben, Erfindungs-, Schöpfungskraft leitete er aus gewissen Conjuncturen der Eingeweide und des Magens her, und dabei kramte er noch mehr närrische abnorme Einfälle aus. Er behauptete z. B. sehr ernsthaft, daß jeder Gedanke durch die Begattung zweier Fäserchen im menschlichen Gehirne erzeugt würde. Ich begriff, auf welche Weise der Professor mit solchen tollen Dingen den armen Berthold, der in verzweifelnder Ironie alle günstige Einwirkung des Höheren anfocht, quälen, und in die noch blutenden Wunden spitze Dolche einsetzen mußte. Endlich am Abend gab mir der Professor ein Paar beschriebene Bogen mit den Worten: „Hier, lieber Enthusiast, ist das Studenten-Machwerk. Es ist nicht übel geschrieben, aber höchst sonderbar und wider alle Regel rückt der Herr Verfasser, ohne es weiter anzudeuten, Reden des Malers wörtlich in der ersten Person ein. Uebrigens mache ich Ihnen mit dem Aufsatz, über

den ich von Amtswegen verfügen kann, ein Geschenk, da ich weiß daß Sie kein Schriftsteller sind. Der Verfasser der Phantasiestücke in Callots Manier hätte es eben nach seiner tollen Manier arg zugeschnitten und gleich drucken lassen, welches ich nicht von Ihnen zu erwarten habe."

Der Professor Aloysius Walter wußte nicht, daß er wirklich den reisenden Enthusiasten vor sich hatte, wiewohl er es hätte merken können, und so gebe ich Dir, mein günstiger Leser! des Jesuiten-Studenten kurze Erzählung von dem Maler Berthold. Die Weise, wie er sich mir zeigte, wird dadurch ganz erklärt, und Du, o mein Leser! wirst dann auch gewahren, wie des Schicksals wunderliches Spiel uns oft zu verderblichem Irrthum treibt.

„Laßt Euern Sohn nur getrost nach Italien reisen! Schon jetzt ist er ein wackrer Künstler, und es fehlt ihm hier in D. keineswegs an Gelegenheit, nach den trefflichsten Originalen jeder Art zu studiren, aber dennoch darf er nicht hier bleiben. Das freie Künstlerleben muß ihm in dem heitern Kunstlande aufgehen, sein Studium wird dort sich erst lebendig gestalten, und den eignen Gedanken erzeugen. Das Copiren allein hilft ihm nun nichts mehr. Mehr Sonne muß die aufsprießende Pflanze erhalten, um zu gedeihen und Blüth' und Frucht zu tragen. Euer Sohn hat ein reines wahrhaftiges Künstlergemüth, darum seid um Alles Uebrige unbesorgt!" So sprach der alte Maler Stephan Birkner zu Bertholds Aeltern. Die rafften alles zusammen, was ihr dürftiger Haushalt entbehren konnte, und statteten den Jüngling aus zur langen Reise. So ward Bertholds heißester Wunsch, nach Italien zu gehen, erfüllt.

„Als mir Birkner den Entschluß meiner Eltern verkündete, sprang ich hoch auf vor Freude und Entzücken. — Wie im Traum ging ich umher die Tage hindurch, bis zu meiner Abreise. Es war mir nicht möglich, auf der Gallerie einen Pinsel anzusetzen. Der Inspektor, alle Künstler, die in Italien gewesen, mußten mir erzählen von dem Lande, wo die Kunst gedeiht. Endlich war Tag und Stunde gekommen. Schmerzlich war der Abschied von den Aeltern, die von düstrer Ahnung gequält, daß sie mich nicht wiedersehen würden, mich nicht lassen wollten. Selbst der Vater, sonst ein entschlossener fester

Mann, hatte Mühe, Fassung zu erringen. „Italien — Italien wirst Du sehen," riefen die Kunstbrüder, da loderte von tiefer Wehmuth nur stärker entzündet das Verlangen auf und rasch schritt ich fort — vor der Eltern Hause schien mir die Bahn des Künstlers zu beginnen." —

Berthold, in jedem Fache der Malerei vorbereitet, hatte sich doch vorzüglich der Landschaftsmalerei ergeben, die er mit Liebe und Eifer trieb. In Rom glaubte er reiche Nahrung für diesen Zweig der Kunst zu finden; es war dem nicht so. Gerade in dem Kreis der Künstler und Kunstfreunde, in dem er sich bewegte, wurde ihm unaufhörlich vorgeredet, daß der Historienmaler allein auf der höchsten Spitze stehe, und ihm Alles Uebrige untergeordnet sey. Man rieth ihm, wolle er ein bedeutender Künstler werden, doch nur gleich von seinem Fach abzugehen und sich dem Höheren zuzuwenden, und dies, verbunden mit dem nie sonst gefühlten Eindruck, den Raphaels mächtige Fresko-Gemälde im Vatikan auf ihn machten, bestimmten ihn wirklich, die Landschaft zu verlassen. Er zeichnete nach jenen Raphaels, er kopirte kleine Oelgemälde anderer berühmter Meister; alles fiel bei seiner tüchtigen Praktik recht wohl und schicklich aus, aber nur zu sehr fühlte er, daß das Lob der Künstler und Kenner ihn nur trösten, aufmuntern sollte. Er sah es ja selbst, daß seinen Zeichnungen, seinen Copien alles Leben des Originals fehle. Raphaels, Correggio's himmlische Gedanken begeisterten (so glaubte er) zum eignen Schaffen, aber so wie er sie in der Phantasie fest halten wollte, verschwammen sie wie im Nebel, und alles, was er auswendig zeichnete, hatte, wie jedes nur undeutlich, verworren Gedachte, kein Regen, keine Bedeutung. Ueber dieses vergebliche Ringen und Streben schlich trüber Unmuth in seine Seele, und oft entrann er den Freunden, um in der Gegend von Rom Baumgruppen — einzelne landschaftliche Partien heimlich zu zeichnen und zu malen. Aber auch dies gerieth nicht mehr wie sonst, und zum erstenmal zweifelte er an seinem wahren Künstlerberuf. Die schönsten Hoffnungen schienen untergehn zu wollen. „Ach mein hochverehrter Freund und Lehrer," schrieb Berthold an Birkner, „Du hast mir Großes zugetraut, aber — hier, wo es erst recht licht werden sollte in meiner Seele, bin ich inne worden, daß das, was Du wahrhaftes Künstlergenie nanntest, nur etwa Talent — äußere Fertigkeit der Hand war. Sage meinen Eltern, daß

ich bald zurückkehren würde, um irgend ein Handwerk zu erlernen, das mich künftig ernähre u. s. w." Birkner schrieb zurück: „O, könnte ich doch bei Dir seyn, mein Sohn! um Dich aufzurichten in Deinem Unmuth. Aber glaube mir, Deine Zweifel sind es gerade, die für Dich, für Deinen Künstlerberuf sprechen. Der, welcher in stetem unwandelbaren Vertrauen auf seine Kraft immer fortzuschreiten gedenkt, ist ein blöder Thor, der sich selbst täuscht; denn ihm fehlt ja der eigentliche Impuls zum Streben, der nur in dem Gedanken der Mangelhaftigkeit ruht. Harre aus! — Bald wirst Du Dich erkräftigen, und dann ruhig, nicht durch das Urtheil, durch den Rath der Freunde, die Dich zu verstehen vielleicht gar nicht im Stande, gezügelt, den Weg fortwandeln, den Dir Deines Ichs eigne Natur vorgeschrieben. Ob Du Landschafter bleiben, ob Du Historienmaler werden willst, wirst Du dann selbst entscheiden können, und an keine feindliche Absonderung der Zweige eines Stammes denken."

Es begab sich, daß gerade zu der Zeit, als Berthold diesen tröstenden Brief von seinem alten Lehrer und Freunde erhielt, sich Philipp Hackert's Ruhm in Rom verbreitet hatte. Einige von ihm dort aufgestellte Stücke von wunderbarer Anmuth und Klarheit bewährten des Künstlers Ruf und selbst die Historienmaler gestanden, es läge auch in dieser reinen Nachahmung der Natur viel Großes und Vortreffliches. Berthold schöpfte Athem — er hörte nicht mehr seine Lieblingskunst verhöhnen, er sah einen Mann, der sie trieb, hochgestellt und verehrt; wie ein Funke fiel es in seine Seele, daß er nach Neapel wandern und unter Hackert studiren müsse. Ganz jubilirend schrieb er an Birkner und an seine Aeltern, daß er nun nach hartem Kampf den rechten Weg gefunden habe, und bald in seinem Fach ein tüchtiger Künstler zu werden hoffe. Freundlich nahm der ehrliche deutsche Hackert den deutschen Schüler auf, und bald strebte dieser dem Lehrer in regem Schwunge nach. Berthold erlangte große Fertigkeit, die verschiedenen Baum- und Gesträucharten der Natur getreu darzustellen; auch leistete er nicht Geringes in dem Dunstigen und Duftigen, wie es auf Hackertschen Gemälden zu finden. Das erwarb ihm vieles Lob, aber auf ganz eigene Weise schien es ihm bisweilen, als wenn seinen, ja selbst den Landschaften des Lehrers Etwas fehle, das er nicht zu nennen wußte, und das ihm doch in Gemälden Claude Lorrains, ja selbst in Salvator Rosa's

rauhen Wüsteneien entgegentrat. Es erhoben sich allerlei Zweifel gegen den Lehrer in ihm, und er wurde vorzüglich ganz unmuthig, wenn Hackert mit angestrengter Mühe todtes Wild malte, das ihm der König zugeschickt. Doch überwand er bald dergleichen, wie er glaubte, frevelige Gedanken und fuhr fort, mit frommer Hingebung und deutschem Fleiß nach seines Lehrers Muster zu arbeiten, so daß er in kurzer Zeit es ihm beinahe gleich that. So kam es denn, daß er auf Hackerts ausdrücklichen Anlaß eine große Landschaft, die er treu nach der Natur gemalt hatte, zu einer Ausstellung, die mehrentheils aus Hackertschen Landschaften und Stillleben bestand, hergeben mußte. Alle Künstler und Kenner bewunderten des Jünglings treue saubre Arbeit und priesen ihn laut. Nur ein ältlicher, sonderbar gekleideter Mann sagte selbst zu Hackerts Gemälden kein Wort, sondern lächelte nur bedeutsam, wenn die Lobeserhebungen der Menge recht ausgelassen und toll daher brausten. Berthold bemerkte deutlich, wie der Fremde, als er vor seiner Landschaft stand, mit einer Miene des tiefsten Bedauerns den Kopf schüttelte und dann sich entfernen wollte. Berthold etwas aufgebläht durch das allgemeine Lob, das ihm zu Theil geworden, konnte sich des innern Aergers über den Fremden nicht erwehren. Er trat auf ihn zu und frug, indem er die Worte schärfer betonte, als gerade nöthig: „Ihr scheint mit dem Bilde nicht zufrieden, mein Herr, unerachtet es doch wackre Künstler und Kenner nicht ganz übel finden wollen? Sagt mir gefälligst, woran es liegt, damit ich die Fehler nach Euerm gütigen Rath abändre und bessere.“ Mit scharfem Blicke schaute der Fremde Berthold an, und sprach sehr ernst: „Jüngling, aus Dir hätte viel werden können.“ Berthold erschrak bis ins Innerste vor des Mannes Blick und seinen Worten; er hatte nicht den Muth, etwas weiter zu sagen, oder ihm zu folgen, als er langsam zum Saale hinausschritt. Hackert trat bald darauf selbst hinein, und Berthold eilte, ihm dem Vorfall mit dem wunderlichen Mann zu erzählen. „Ach!“ rief Hackert lachend: „Laß Dir das ja nicht zu Herzen gehen! Das war ja unser brummige Alte, dem nichts recht ist, der alles tadelt; ich begegnete ihm auf dem Vorsaal. Er ist auf Maltha von griechischen Aeltern geboren, ein reicher wunderlicher Kauz, gar kein übler Maler; aber alles was er macht, hat ein phantastisches Ansehen, welches wohl daher rührt, weil er über jede Darstellung durch die Kunst ganz tolle

absurde Meinungen und sich ein künstlerisches System gebaut hat, das den Teufel nichts taugt. Ich weiß recht gut, daß er gar nichts auf mich hält, welches ich ihm gern verzeihe, da er mir wohlerworbnen Ruhm nicht streitig machen wird.“ Dem Berthold war es zwar, als habe der Malthefer irgend einen wunden Fleck seines Innersten schmerzhaft berührt, aber so wie der wohlthätige Wundarzt, um zu forschen und zu heilen; indessen schlug er sich das bald aus dem Sinn und arbeitete fröhlich fort, wie zuvor.

Das große, wohlgelungene, allgemein bewunderte Bild hatte ihm Muth gemacht, das Gegenstück zu beginnen. Einen der schönsten Punkte in Neapels reicher Umgebung wählte Hackert selbst aus, und so wie jenes Bild den Sonnenuntergang darstellte, sollte diese Landschaft im Sonnenaufgang gehalten werden. Berthold bekam viel fremde Bäume, viele Weinberge, vorzüglich aber viel Nebel und Duft zu malen.

Auf der Platte eines großen Steins, eben in jenem von Hackert gewählten Punkte, saß Berthold eines Tages, den Entwurf des großen Bildes nach der Natur vollendend. „Wohl getroffen in der That!“ sprach es neben ihm. Berthold blickte auf, der Malthefer sah in sein Blatt hinein, und fügte mit sarkastischem Lächeln hinzu: „Nur eins habt Ihr vergessen, lieber junger Freund! Schaut doch dort herüber nach der grün berankten Mauer des fernen Weinbergs! Die Thüre steht halb offen; das müßt Ihr ja anbringen mit gehörigem Schlagschatten — die halbgeöffnete Thüre macht erstaunliche Wirkung!“ „Ihr spottet,“ erwiederte Berthold, „ohne Ursache, mein Herr! Solche Zufälligkeiten sind keinesweges so verächtlich wie Ihr glaubt und deshalb mag sie mein Meister wohl anbringen. Erinnert Euch doch nur des aufgehängten weißen Tuchs in der Landschaft eines alten niederländischen Malers, das nicht fehlen darf, ohne die Wirkung zu verderben. Aber Ihr scheint überhaupt kein Freund der Landschaftsmalerei, der ich mich nun einmal ganz ergeben habe mit Leib und Seele, und darum bitt' ich Euch, laßt mich ruhig fortarbeiten.“ „Du bist in großem Irrthum befangen, Jüngling,“ sprach der Malthefer. „Noch einmal sage ich, aus Dir hätte viel werden können; denn sichtlich zeugen Deine Werke das rastlose Bestreben nach dem Höheren, aber nimmer wirst Du Dein Ziel erreichen, denn der Weg, den Du eingeschlagen, führt nicht dahin. Merk wohl auf, was ich

Dir sagen werde! Vielleicht glückt es mir, die Flamme in Deinem Innern, die Du, Unverständiger! zu überbauen trachtest, anzufachen, daß sie hell auflodert und Dich erleuchtet; dann wirst Du den wahren Geist, der in Dir lebt, zu erschauen vermögen. Hältst Du mich denn für so thörigt, daß ich die Landschaft dem historischen Gemälde unterordne, daß ich nicht das gleiche Ziel, nach dem beide, Landschafter und Historienmaler, streben sollen, erkenne? — Auffassung der Natur in der tiefsten Bedeutung des höheren Sinns, der alle Wesen zum höheren Leben entzündet, das ist der heilige Zweck aller Kunst. Kann denn das bloße genaue Abschreiben der Natur jemals dahin führen? — Wie ärmlich, wie steif und gezwungen sieht die nachgemalte Handschrift in einer fremden Sprache aus, die der Abschreiber nicht verstand und daher den Sinn der Züge, die er mühsam abschnörkelte, nicht zu deuten wußte. So sind die Landschafter deines Meisters correkte Abschriften eines in ihm fremder Sprache geschriebenen Originals. — Der Geweihte vernimmt die Stimme der Natur, die in wunderbaren Lauten aus Baum, Gebüsch, Blume, Berg und Gewässer von unerforschlichem Geheimniß spricht, die in seiner Brust sich zu frommer Ahnung gestalten; dann kommt, wie der Geist Gottes selbst, die Gabe über ihn, diese Ahnung sichtlich in seine Werke zu übertragen. Ist Dir, Jüngling! denn bei dem Beschauen der Landschaften alter Meister nicht ganz wunderbarlich zu Muthe geworden? Gewiß hast Du nicht daran gedacht, daß die Blätter des Lindenbaums, daß die Pinien, die Platanen der Natur getreuer, daß der Hintergrund duftiger, das Wasser klarer seyn könnte; aber der Geist, der aus dem Ganzen wehte, hob Dich empor in ein höheres Reich, dessen Abglanz Du zu schauen wähntest. — Daher studire die Natur zwar auch im Mechanischen fleißig und sorgfältig, damit Du die Praktik des Darstellens erlangen mögest, aber halte die Praktik nicht für die Kunst selbst. Bist Du eingedrungen in den tiefern Sinn der Natur, so werden selbst in Deinem Innern ihre Bilder in hoher glänzender Pracht aufgehen." — Der Maltheser schwieg; als aber Berthold tief ergriffen, gebückten Hauptes, keines Wortes mächtig da stand, verließ ihn der Maltheser mit den Worten: „Ich habe Dich durchaus nicht verwirren wollen in Deinem Beruf; aber ich weiß, daß ein hoher Geist in Dir schlummert: ich rief ihn an mit starken Worten, damit er erwache und frisch und frei seine Fittige rege. Lebe wohl!" —

Dem Berthold war es so, als habe der Maltheser nur dem, was in seiner Seele gährte und brauste, Worte gegeben; die innere Stimme brach hervor — Nein! Alles dieses Streben — dieses Mühen ist das ungewisse, trügerische Umhertappen des Blinden, weg — weg mit Allem, was mich geblendet bis jetzt! — Er war nicht im Stande auch nur einen Strich weiter an dem Bilde zu zeichnen. Er verließ seinen Meister, und streifte voll wilder Unruhe umher und flehte laut, daß die höhere Erkenntniß, von der der Maltheser gesprochen, ihm aufgehen möge. —

„Nur in süßen Träumen war ich glücklich — selig. Da wurde Alles wahr, was der Maltheser gesprochen. Ich lag von zauberischen Düften umspielt im grünen Gebüsch, und die Stimme der Natur ging vernehmbar im melodisch klingenden Wehen durch den dunklen Wald. — „Horch — horch auf — Geweihter! — Vernimm die Urtöne der Schöpfung, die sich gestalten zu Wesen deinem Sinn empfänglich." — Und indem ich die Akkorde deutlicher erklingen hörte, war es, als sei ein neuer Sinn in mir erwacht, der mit wunderbarer Klarheit das erfaßte, was mir unerforschlich geschienen. — Wie in seltsamen Hieroglyphen zeichnete ich das mir aufgeschlossene Geheimniß mit Flammenzügen in die Lüfte; aber die Hieroglyphen-Schrift war eine wunderherrliche Landschaft, auf der Baum, Gebüsch, Blume, Berg und Gewässer, wie in lautem wonnigem Klingen sich regten und bewegten." —

Doch eben nur im Traume kam solche Seligkeit über den armen Berthold, dessen Kraft gebrochen, und der im Innersten verwirrter war, als in Rom, da er Historienmaler werden wollte. Schritt er durch den dunklen Wald, so überfiel ihn ein unheimliches Grauen; trat er heraus, und schaute in die ferenen Berge, so griff es wie mit eiskalten Krallen in seine Brust — sein Athem stockte — er wollte vergehen vor innerer Angst. Die ganze Natur, ihm sonst freundlich lächelnd, ward ihm zum bedrohlichen Ungeheuer, und ihre Stimme, die sonst in des Abendwindes Säuseln, in dem Plätschern des Baches, in dem Rauschen des Gebüsches mit süßem Wort ihn begrüßte, verkündete ihm nun Untergang und Verderben. Endlich wurde er, je mehr ihn jene holden Träume trösteten, desto ruhiger, doch mied er es im Freien allein zu seyn, und so kam es, daß er sich zu ein

Paar muntern deutschen Malern gesellte, und mit ihnen häufig Ausflüge nach den schönsten Gegenden Neapels machte.

Einer von ihnen, wir wollen ihn Florentin nennen, hatte es in dem Augenblick nicht sowohl auf tiefes Studium seiner Kunst, als auf heitern Lebensgenuß abgesehen, seine Mappe zeugte davon. — Gruppen tanzender Bauermädchen — Prozessionen — ländliche Feste — Alles das wußte Florentin, so wie es ihm aufstieß, mit sichrer leichter Hand schnell auf's Blatt zu werfen. Jede Zeichnung, war sie auch kaum mehr als Skizze, hatte Leben und Bewegung. Dabei war Florentin's Sinn keineswegs für das Höhere verschlossen; im Gegentheil drang er mehr, als je ein moderner Maler, tief ein in den frommen Sinn der Gemälde alter Meister. In sein Malerbuch hatte er die Fresko-Gemälde einer alten Klosterkirche in Rom, ehe die Mauern eingerissen wurden, in bloßen Umrissen hineingezeichnet. Sie stellten das Martyrium der heiligen Katharina dar. Man konnte nichts Herrlicheres, reiner Aufgefaßtes sehen, als jene Umrisse, die auf Berthold einen ganz eignen Eindruck machten. Er sah Blitze leuchten durch die finstre Oede, die ihn umfangen, und es kam dahin, daß er für Florentin's heitern Sinn empfänglich wurde, und, da dieser zwar den Reiz der Natur, in ihr aber beständig mehr das menschliche Princip mit reger Lebendigkeit auffaßte, eben dieses Princip für den Stützpunkt erkannte, an den er sich halten müsse, um nicht gestaltlos im leeren Raum zu verschwimmen. Während Florentin irgend eine Gruppe, der er begegnete, schnell zeichnete, hatte Berthold des Freundes Malerbuch aufgeschlagen, und versuchte Katharina's wunderholde Gestalt nachzubilden, welches ihm endlich so ziemlich glückte, wiewohl er, so wie in Rom, vergebens darnach strebte, seine Figuren dem Original gleich zu beleben. Er klagte dies dem, wie er glaubte, an wahrer Künstlergenialität ihm weit überlegenen Florentin, und erzählte zugleich, wie der Maltheser zu ihm über die Kunst gesprochen. „Ei, lieber Bruder Berthold!" sprach Florentin: „der Maltheser hat in der That Recht, und ich stelle die wahre Landschaft den tief bedeutsamen heiligen Historien, wie sie die alten Maler darstellen, völlig gleich. Ja, ich halte sogar dafür, daß man erst durch das Darstellen der uns näher liegenden organischen Natur sich stärken müsse, um Licht zu finden in ihrem nächtlichen Reich. Ich rathe Dir Berthold, daß Du Dich gewöhnst Figuren zu zeich-

nen, und in ihnen Deine Gedanken zu ordnen; vielleicht wird es dann heller um Dich werden." Berthold that so wie ihm der Freund geboten, und es war ihm, als zögen die finstern Wolkenschatten, die sich über sein Leben gelegt, vorüber.

„Ich mühte mich, das, was nur wie dunkle Ahnung tief in meinem Innern lag, wie in jenem Traum hieroglyphisch darzustellen, aber die Züge dieser Hieroglyphen-Schrift waren menschliche Figuren, die sich in wunderlicher Verschlingung um einen Lichtpunkt bewegten. — Dieser Lichtpunkt sollte die herrlichste Gestalt seyn, die je eines Bildners Phantasie aufgegangen; aber vergebens strebte ich, wenn sie im Traum von Himmelsstrahlen umflossen mir erschien, ihre Züge zu erfassen. Jeder Versuch, sie darzustellen, mißlang auf schmähliche Weise, und ich verging in heißer Sehnsucht." — Florentin bemerkte den bis zur Krankheit aufgeregten Zustand des Freundes, er tröstete ihn, so gut er es vermochte. Oft sagte er ihm, daß dies eben die Zeit des Durchbruchs zur Erleuchtung sey; aber wie ein Träumer schlich Berthold einher, und alle seine Versuche blieben nur ohnmächtige Anstrengungen des kraftlosen Kindes.

Unfern Neapel lag die Villa eines Herzogs, die, weil sie die schönste Aussicht nach dem Vesuv und ins Meer hinein gewährte, den fremden Künstlern, vorzüglich den Landschaftern gastlich geöffnet war. Berthold hatte hier öfters gearbeitet, öfter noch in einer Grotte des Parks zur guten Zeit sich dem Spiel seiner phantastischen Träume hingegeben. Hier in dieser Grotte saß er eines Tages, von glühender Sehnsucht, die seine Brust zerriß, gemartert, und weinte heiße Thränen, daß der Stern des Himmels seine dunkle Bahn erleuchten möge; da rauschte es im Gebüsch, und die Gestalt eines hochherrlichen Weibes stand vor der Grotte.

„Die vollen Sonnenstrahlen fielen in das Engelsgesicht. — Sie schaute mich an mit unbeschreiblichem Blick. — Die heilige Katharina — Nein, mehr als sie — mein Ideal, mein Ideal war es! — Wahnsinnig vor Entzücken stürzte ich nieder, da verschwebte die Gestalt freundlich lächelnd! — Erhört war mein heißestes Gebet! —"

Florentin trat in die Grotte, er erstaunte über Berthold, der mit verklärtem Blick ihn an sein Herz drückte. — Thränen stürzten ihm aus den Augen — Freund — Freund! stammelte er: ich bin glücklich — selig — sie ist gefunden — gefunden! Rasch schritt er

fort, in seine Werkstatt — er spannte die Leinwand auf, er fing an zu malen. Wie von göttlicher Kraft beseelt, zauberte er mit der vollen Gluth des Lebens das überirdische Weib, wie es ihm erschienen, hervor. — Sein Innerstes war von diesem Augenblicke ganz umgewendet. Statt des Trübsinns, der an seinem Herzmark gezehrt hatte, erhob ihn Frohsinn und Heiterkeit. Er studirte mit Fleiß und Anstrengung die Meisterwerke der alten Maler. Mehrere Copien gelangen ihm vortrefflich, und nun fing er an selbst Gemälde zu schaffen, die alle Kenner in Erstaunen setzten. An Landschaften war nicht mehr zu denken, und Hackert bekannte selbst, daß der Jüngling nun erst seinen eigentlichen Beruf gefunden habe. So kam es, daß er mehrere große Werke, Altarblätter für Kirchen, zu malen bekam. Er wählte mehrentheils heitere Gegenstände christlicher Legenden, aber überall strahlte die wunderherrliche Gestalt seines Ideals hervor. Man fand, daß Gesicht und Gestalt der Prinzessin Angiola T.... zum Sprechen ähnlich sei, man äußerte dies dem jungen Maler selbst und Schlauköpfe gaben spöttisch zu verstehen, der deutsche Maler sei von dem Feuerblick der wunderschönen Donna tief ins Herz getroffen. Berthold war hoch erzürnt über das alberne Gewäsch der Leute, die das Himmlische in das Gemeinirdische herabziehen wollten. „Glaubt Ihr denn," sprach er, „daß solch' ein Wesen wandeln könne hier auf Erden? In einer wunderbaren Vision wurde mir das Höchste erschlossen; es war der Moment der Künstlerweihe." — Berthold lebte nun froh und glücklich, bis nach Bonaparte's Siegen in Italien sich die französische Armee dem Königreich Neapel nahte, und die alle ruhigen und glücklichen Verhältnisse furchtbar zerstörende Revolution ausbrach. Der König hatte mit der Königin Neapel verlassen, die Citta war angeordnet. Der General-Vikar schloß mit dem französischen General einen schmachvollen Waffenstillstand, und bald kamen die französischen Commissarien, um die Summe, die gezahlt werden sollte, in Empfang zu nehmen. Der General-Vikar entfloh, um der Wuth des Volks, das sich von ihm, von der Citta, von allen, die ihm Schutz gewähren konnten gegen den andringenden Feind, verlassen glaubte, zu entgehen. Da waren alle Bande der Gesellschaft aufgelöst; in wilder Anarchie verhöhnte der Pöbel Ordnung und Gesetz, und unter dem Geschrei: viva la santa fede rannten seine wahnsinnigen Horden durch die Straßen, die Häuser der Großen, von welchen sie sich an den Feind

verkauft wähnten, plündernd und in Brand steckend. Vergebens waren die Bemühungen Moliterno's und Rocca Romana's, Günstlinge des Volks und zu Anführern gewählt, die Rasenden zu bändigen. Die Herzoge della Torre und Clemens Filomarino waren ermordet, aber noch war des wüthenden Pöbels Blutdurst nicht gestillt. — Berthold hatte sich aus einem brennenden Hause nur halb angekleidet gerettet, er stieß auf einen Haufen des Volks, der mit angezündeten Fackeln und blinkenden Messern nach dem Pallast des Herzogs von T. eilte. Ihn für ihres Gleichen haltend, drängten sie ihn mit sich fort — viva la santa fede brüllten die Wahnsinnigen, und in wenigen Minuten waren der Herzog — die Bedienten, alles was sich widersetzte, ermordet, und der Pallast loderte hoch in Flammen auf. — Berthold war immer fort und fort in den Pallast hineingedrängt. — Dicker Rauch wallte durch die langen Gänge. — Er lief schnell durch die aufgesprengten Zimmer, auf's Neue in Gefahr, in den Flammen umzukommen — vergebens den Ausgang suchend. — Ein schneidendes Angstgeschrei schallt ihm entgegen — er stürzt durch den Saal. — Ein Weib ringt mit einem Lazzarone, der es mit starker Faust erfaßt hat, und im Begriff ist ihm das Messer in die Brust zu stoßen — Es ist die Prinzessin — es ist Berthold's Ideal! — Bewußtlos vor Entsetzen, springt Berthold hinzu — den Lazzarone bei der Gurgel packen — ihn zu Boden werfen, ihm sein eignes Messer in die Kehle stoßen — die Prinzessin in die Arme nehmen — mit ihr fliehen durch die flammenden Säle — die Treppen hinab — fort fort, durch das dickste Volksgewühl — Alles das ist die That eines Moments! — Keiner hielt den fliehenden Berthold auf; mit dem blutigen Messer in der Hand, vom Dampfe schwarz gefärbt, in zerrissenen Kleidern sah das Volk in ihm den Mörder und Plünderer, und gönnte ihm seine Beute. In einem öden Winkel der Stadt unter einem alten Gemäuer, in das er, wie aus Instinkt, sich vor der Gefahr zu verbergen gelaufen, sank er ohnmächtig nieder. Als er erwachte, kniete die Prinzessin neben ihm, und wusch seine Stirne mit kaltem Wasser. „O Dank!" — lispelte sie mit wunderlieblicher Stimme, „Dank den Heiligen, daß Du erwacht bist, Du mein Retter, mein Alles!" — Berthold richtete sich auf, er wähnte zu träumen, er blickte mit starren Augen die Prinzessin an — ja sie war es selbst — die herrliche Himmelsgestalt, die den Götterfunken in seiner Brust

entzündet. — „Ist es möglich — ist es wahr — lebe ich denn?" rief er aus. „Ja, Du lebst," sprach die Prinzessin — „Du lebst für mich; was Du nicht zu hoffen wagtest, geschah wie durch ein Wunder. O, ich kenne Dich wohl, Du bist der deutsche Maler Berthold, Du liebtest mich ja, und verherrlichtest mich in Deinen schönsten Gemälden. — Konnte ich denn Dein seyn? — Aber nun bin ich es immerdar und ewig. — Laß uns fliehen, o laß uns fliehen!" — Ein sonderbares Gefühl, wie wenn jählinger Schmerz süße Träume zerstört, durchzuckte Berthold bei diesen Worten der Prinzessin. Doch als das holde Weib ihn mit den vollen schneeweißen Armen umfing, als er sie ungestüm an seinen Busen drückte, da durchbebten ihn süße nie gekannte Schauer und im Wahnsinn des Entzückens höchster Erdenlust rief er aus: — „O, kein Trugbild des Traumes — nein! es ist mein Weib, das ich umfange, es nie zu lassen — das meine glühende dürstende Sehnsucht stillt!"

Aus der Stadt zu fliehen war unmöglich; denn vor den Thoren stand das französische Heer, dem das Volk, war es gleich schlecht bewaffnet und ohne alle Anführung, zwei Tage hindurch den Einzug in die Stadt streitig machte. Endlich gelang es Berthold mit Angiola von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel und dann aus der Stadt zu fliehen. Angiola, von heißer Liebe zu ihrem Retter entbrannt, verschmähte es in Italien zu bleiben, die Familie sollte sie für todt halten, und so Bertholds Besitz ihr gesichert bleiben. Ein diamantnes Halsband und kostbare Ringe, die sie getragen, waren hinlänglich, in Rom (bis dahin waren sie langsam fortgepilgert) sich mit allen nöthigen Bedürfnissen zu versehen, und so kamen sie glücklich nach M. im südlichen Deutschland, wo Berthold sich niederzulassen, und durch die Kunst sich zu ernähren gedachte. — War's denn nicht ein nie geträumtes, nie geahnetes Glück, daß Angiola, das himmlisch schöne Weib, das Ideal seiner wonnigsten Künstlerträume sein werden müßte, unerachtet sich alle Verhältnisse des Lebens wie eine unübersteigbare Mauer zwischen ihm und der Geliebten aufthürmten? — Berthold konnte in der That dies Glück kaum fassen, und schwelgte in namenlosen Wonnen, bis lauter und lauter die innere Stimme ihn mahnte, seiner Kunst zu gedenken. In M. beschloß er seinen Ruf durch ein großes Gemälde zu begründen, das er für die dortige Marienkirche malen wollte. Der einfache Gedanke, Maria

und Elisabeth in einem schönen Garten auf einem Rasen sitzend, die Kinder Christus und Johannes vor ihnen im Grase spielend, sollte der ganze Vorwurf des Bildes seyn, aber vergebens war alles Ringen nach einer reinen geistigen Anschauung des Gemäldes. So wie in jener unglücklichen Zeit der Crisis, verschwammen ihm die Gestalten, und nicht die himmlische Maria, nein, ein irdisches Weib, ach seine Angiola selbst stand auf gräuliche Weise verzerrt, vor seines Geistes Augen. — Er gedachte Trotz zu bieten der unheimlichen Gewalt, die ihn zu erfassen schien, er bereitete die Farben, er fing an zu malen; aber seine Kraft war gebrochen, all' sein Bemühen, so wie damals, nur die ohnmächtige Anstrengung des unverständigen Kindes. Starr und leblos blieb, was er malte, und selbst Angiola — Angiola, sein Ideal, wurde, wenn sie ihm saß und er sie malen wollte, auf der Leinwand zum todten Wachsbilde, das ihn mit gläsernen Augen anstierte. Da schlich sich immer mehr und mehr trüber Unmuth in seine Seele, der alle Freude des Lebens wegzehrte. Er wollte — er konnte nicht weiter arbeiten, und so kam es, daß er in Dürftigkeit gerieth, die ihn desto mehr niederbeugte, je weniger Angiola auch nur ein Wort der Klage hören ließ.

„Der immer mehr in mein Innerstes hereinzehrende Gram, erzeugt von stets getäuschter Hoffnung, wenn ich immer vergebens Kräfte aufbot, die nicht mehr mein waren, versetzte mich bald in einen Zustand, der dem Wahnsinne gleich zu achten war. Mein Weib gebar mir einen Sohn, das vollendete mein Elend und der lange verhaltene Groll brach aus in hell aufflammenden Haß. Sie, Sie allein schuf mein Unglück. Nein — Sie war nicht das Ideal, das mir erschien, nur mir zum rettungslosen Verderben hatte sie trügerisch jenes Himmelsweibes Gestalt und Gesicht geborgt. In wilder Verzweiflung fluchte ich ihr und dem unschuldigen Kinde. — Ich wünschte beider Tod, damit ich erlöst werden möge von der unerträglichen Qual, die wie mit glühenden Messern in mir wühlte! — Gedanken der Hölle stiegen in mir auf. Vergebens las ich in Angiola's leichenblassem Gesicht, in ihren Thränen mein rasendes freveliches Beginnen — Du hast mich um mein Leben betrogen, verruchtes Weib, brüllte ich auf, und stieß sie mit dem Fuße von mir, wenn sie ohnmächtig niedersank, und meine Knie umfaßte." —

Bertholds grausames wahnsinniges Betragen gegen Weib und

Kind erregte die Aufmerksamkeit der Nachbarn, die es der Obrigkeit anzeigten. Man wollte ihn verhaften, als aber die Polizeidiener in seine Wohnung traten, war er sammt Frau und Kind spurlos verschwunden. Berthold erschien bald darauf zu N. in Oberschlesien; er hatte sich seines Weibes und Kindes entledigt, und fing voll heitern Muthes an, das Bild zu malen, das er in M. vergebens begonnen hatte. Aber nur die Jungfrau Maria und die Kinder Christus und Johannes konnte er vollenden, dann fiel er in eine furchtbare Krankheit, die ihn dem Tode, den er wünschte, nahe brachte. Um ihn zu pflegen, hatte man alle seine Geräthschaften und auch jenes unvollendete Gemälde verkauft, und er zog, nachdem er nur einigermaßen sich wieder erkräftigt, als ein siecher elender Bettler von dannen. — In der Folge nährte er sich dürftig durch Wandmalerei, die ihm hie und da übertragen wurde.

Bertholds Geschichte hat etwas Entsetzliches und Grauenvolles, sprach ich zu dem Professor, ich halte ihn, unerachtet er es nicht geradezu ausgesprochen, für den ruchlosen Mörder seines unschuldigen Weibes und seines Kindes. „Es ist ein wahnsinniger Thor," erwiederte der Professor, „dem ich den Muth zu solcher That gar nicht zutraue. Ueber diesen Punkt läßt er sich niemals deutlich aus, und es ist die Frage, ob er sich nicht blos einbildet, an dem Tode seiner Frau und seines Kindes Schuld zu seyn; er malt eben wieder Marmor, erst in künftiger Nacht vollendet er den Altar, dann ist er bei guter Laune, und Sie können vielleicht mehr über jenen kitzlichen Punkt von ihm heraus bekommen." — Ich muß gestehen, daß, dachte ich es mir lebhaft, um Mitternacht mit Berthold allein in der Kirche mich zu befinden, mir, nachdem ich seine Geschichte gelesen, ein leiser Schauer durch die Glieder lief. Ich meinte, er könnte mitunter was weniges der Teufel seyn, trotz seiner Gutmüthigkeit und seines treuherzigen Wesens, und wollte mich deshalb lieber gleich Mittags im lieben heitern Sonnenschein mit ihm abfinden.

Ich fand ihn auf dem Gerüste mürrisch und in sich gekehrt, Marmoradern sprenkelnd; zu ihm heraufgestiegen, reichte ich ihm stillschweigend die Töpfe. Erstaunt sah er sich nach mir um; „ich bin ja Ihr Handlanger," sprach ich leise, das zwang ihm ein Lächeln ab.

Nun fing ich an von seinem Leben zu sprechen, so daß er merken mußte, ich wisse Alles, und er schien zu glauben, er habe mir Alles selbst in jener Nacht erzählt. Leise — leise kam ich auf die gräßliche Katastrophe, dann sprach ich plötzlich: Also in heillosem Wahnsinn mordeten Sie Weib und Kind? — Da ließ er Farbentopf und Pinsel fallen, und rief, mich mit gräßlichem Blick anstarrend und beide Hände hoch erhebend: „Rein sind diese Hände vom Blute meines Weibes, meines Sohnes! Noch ein solches Wort, und ich stürze mich mit Euch hier vom Gerüste herab, daß unsere Schädel zerschellen auf dem steinernen Boden der Kirche!" — Ich befand mich in dem Augenblick wirklich in seltsamer Lage, am besten schien es mir mit ganz Fremdem hineinzufahren. „O sehn Sie doch, lieber Berthold, sprach ich so ruhig und kalt, als es mir möglich war, wie das häßliche Dunkelgelb auf der Wand dort so verfließt." Er schauete hin, und indem er das Gelb mit dem Pinsel verstrich, stieg ich leise das Gerüste herab, verließ die Kirche, und ging zum Professor, um mich über meinen bestraften Vorwitz tüchtig auslachen zu lassen.

Mein Wagen war reparirt und ich verließ G., nachdem mir der Professor Aloysius Walter feierlich versprochen, sollte sich etwas besonderes mit Berthold ereignen, mir es gleich zu schreiben.

Ein halbes Jahr mochte vergangen seyn, als ich wirklich von dem Professor einen Brief erhielt, in welchem er sehr weitschweifig unser Beisammenseyn in G. rühmte. Ueber Berthold schrieb er mir folgendes: Bald nach Ihrer Abreise trug sich mit unserm wunderlichen Maler viel Sonderbares zu. Er wurde plötzlich ganz heiter, und vollendete auf die herrlichste Weise das große Altarblatt, welches nun vollends alle Menschen in Erstaunen setzt. Dann verschwand er, und da er nicht das Mindeste mitgenommen, und man ein Paar Tage darauf Hut und Stock unfern des O — Stromes fand, glauben wir alle, er habe sich freiwillig den Tod gegeben.

Das Sanctus.

Der Doktor schüttelte bedenklich den Kopf. — Wie, rief der Kapellmeister heftig, indem er vom Stuhle aufsprang, wie! so sollte Bettina's Catarrh wirklich etwas zu bedeuten haben? — Der Doktor stieß ganz leise drei oder viermal mit seinem spanischen Rohr auf den Fußboden, nahm die Dose heraus und steckte sie wieder ein ohne zu schnupfen, richtete den Blick starr empor, als zähle er die Rosetten an der Decke und hüstelte mißtönig ohne ein Wort zu reden. Das brachte den Kapellmeister außer sich, denn er wußte schon, solches Gebehrdenspiel des Doktors hieß in deutlichen lebendigen Worten nichts anders, als: ein böser böser Fall — und ich weiß mir nicht zu rathen und zu helfen, und ich steure umher in meinen Versuchen, wie jener Doktor im Gilblas di Santillana. „Nun, so sag' Er es denn nur geradezu heraus," rief der Kapellmeister erzürnt, „sag' Er es heraus, ohne so verdammt wichtig zu thun mit der simplen Heiserkeit, die sich Bettina zugezogen, weil sie unvorsichtiger Weise den Shawl nicht umwarf, als sie die Kirche verließ — das Leben wird es ihr doch eben nicht kosten, der Kleinen." „Mit nichten," sprach der Doktor, indem er nochmals die Dose herausnahm, jetzt aber wirklich schnupfte, „mit nichten, aber höchst wahrscheinlich wird sie in ihrem ganzen Leben keine Note mehr singen!" Da fuhr der Kapellmeister mit beiden Fäusten sich in die Haare, daß der Puder weit umherstäubte und rannte im Zimmer auf und ab, und schrie wie besessen: „Nicht mehr singen? — nicht mehr singen? — Bettina nicht mehr singen? — Gestorben all' die herrlichen Canzonette — die wunderbaren Bollero's und Seguidilla's, die wie klingender Blumenhauch von ihren Lippen strömten? — Kein frommes Agnus, kein tröstendes Benedictus von ihr mehr hören? — O! o! — Kein Miserere, das mich reinbürstete von jedem irdischen Schmutz miserabler Gedanken

— das in mir oft eine ganze reiche Welt makelloser Kirchenthema's aufgehen ließ? — Du lügst Doktor, Du lügst! — Der Satan versucht Dich, mich auf's Eis zu führen. — Der Dom-Organist, der mich mit schändlichem Neide verfolgt, seitdem ich ein achtstimmiges qui tollis ausgearbeitet zum Entzücken der Welt, der hat dich bestochen! Du sollst mich in schnöde Verzweiflung stürzen, damit ich meine neue Messe in's Feuer werfe, aber es gelingt ihm — es gelingt Dir nicht! — Hier — hier trage ich sie bei mir, Bettina's Soli (er schlug auf die rechte Rocktasche, so daß es gewaltig darin klatschte) und gleich soll herrlicher, als je, die Kleine sie mir mit hocherhabener Glockenstimme vorsingen." Der Kapellmeister griff nach dem Hute und wollte fort, der Doktor hielt ihn zurück, indem er sehr sanft und leise sprach: Ich ehre Ihren werthen Enthusiasmus, holdseeligster Freund! aber ich übertreibe nichts und kenne den Dom-Organisten gar nicht, es ist nun einmal so! Seit der Zeit, daß Bettina in der katholischen Kirche bei dem Amt die Solos im Gloria und Credo gesungen, ist sie von einer solch' seltsamen Heiserkeit oder vielmehr Stimmlosigkeit befallen, die meiner Kunst trotzt und die mich, wie gesagt, befürchten läßt, daß sie nie mehr singen wird. „Gut denn", rief der Kapellmeister wie in resignirter Verzweiflung, „gut denn, so gieb ihr Opium — Opium und so lange Opium bis sie eines sanften Todes dahinscheidet, denn singt Bettina nicht mehr, so darf sie auch nicht mehr leben, denn sie lebt nur, wenn sie singt — sie existirt nur im Gesange — himmlischer Doktor, thu' mir den Gefallen, vergifte sie je eher desto lieber. Ich habe Connektionen im Criminal-Collegio, mit dem Präsidenten studirte ich in Halle, es war ein großer Hornist, wir bliesen Bizinien zur Nachtzeit mit einfallenden Chören obligater Hündelein und Kater! — Sie sollen Dir nichts thun des ehrlichen Mords wegen — Aber vergifte sie — vergifte sie —" „Man ist," unterbrach der Doktor den sprudelnden Kapellmeister, „man ist doch schon ziemlich hoch in Jahren, muß sich das Haar pudern seit geraumer Zeit, und doch noch vorzüglich die Musik anlangend vel quasi ein Hasenfuß. Man schreie nicht so, man spreche nicht so verwegen vom sündlichen Mord und Todtschlag, man setze sich ruhig hin dort in jenen bequemen Lehnstuhl und höre mich gelassen an." Der Kapellmeistrr rief mit sehr weinerlicher Stimme: „Was werd' ich hören" und that übrigens wie ihm geheißen. „Es ist," fing der Doktor an,

„es ist in der That in Bettina's Zustand etwas ganz Sonderbares und Verwunderliches. Sie spricht laut, mit voller Kraft des Organs, an irgend eines der gewöhnlichen Halsübel ist gar nicht zu denken, sie ist selbst im Stande einen musikalischen Ton anzugeben, aber so wie sie die Stimme zum Gesange erheben will, lähmt ein unbegreifliches Etwas, das sich durch kein Stechen, Prickeln, Kitzeln oder sonst als ein affirmatives krankhaftes Prinzip darthut, ihre Kraft, so daß jeder versuchte Ton, ohne gepreßt-unrein, kurz katarrhalisch zu klingen, matt und farblos dahin schwindet. Bettina selbst vergleicht ihren Zustand sehr richtig demjenigen im Traum, wenn man mit dem vollsten Bewußtsein der Kraft zum Fliegen doch vergebens strebt in die Höhe zu steigen. Dieser negative krankhafte Zustand spottet meiner Kunst und wirkungslos bleiben alle Mittel. Der Feind, den ich bekämpfen soll, gleicht einem körperlichen Spuk, gegen den ich vergebens meine Streiche führe. Darin habt Ihr Recht, Kapellmeister, daß Bettina's ganze Existenz im Leben durch den Gesang bedingt ist; denn eben im Gesange kann man sich den kleinen Paradiesvogel nur denken, deshalb ist sie aber schon durch die Vorstellung, daß ihr Gesang und mit ihm sie selbst untergehe, so im Innersten aufgeregt, und fast bin ich überzeugt, daß eben diese fortwährende geistige Agitation ihr Uebelbefinden fördert und meine Bemühungen vereitelt. Sie ist, wie sie sich selbst ausdrückt, von Natur sehr apprehensiv, und so glaube ich, nachdem ich Monate lang, wie ein Schiffbrüchiger, der nach jedem Splitter hascht, nach diesem, jenem Mittel gegriffen und darüber ganz verzagt worden, daß Bettina's ganze Krankheit mehr psychisch als physisch ist." „Recht Doktor," rief hier der reisende Enthusiast, der so lange schweigend mit über einander geschlagenen Armen im Winkel gesessen, „recht Doktor, mit einemmal habt Ihr den richtigen Punkt getroffen, mein vortrefflicher Arzt! Bettina's krankhaftes Gefühl ist die physische Rückwirkung eines psychischen Eindrucks, eben deshalb aber desto schlimmer und gefährlicher. Ich, ich allein kann Euch Alles erklären, Ihr Herren!" „Was werd' ich hören," sprach der Kapellmeister noch weinerlicher als vorher, der Doktor rückte seinen Stuhl näher heran zum reisenden Enthusiasten und guckte ihm mit sonderbar lächelnder Miene in's Gesicht. Der reisende Enthusiast warf aber den Blick in die Höhe und sprach ohne den Doktor oder den Kapellmeister anzusehen: „Kapellmeister! ich sah

einmal einen kleinen buntgefärbten Schmetterling, der sich zwischen den Saiten Eures Doppelclavichords eingefangen hatte. Das kleine Ding flatterte lustig auf und nieder und mit den glänzenden Flügelein um sich schlagend berührte es bald die oberen bald die untern Saiten, die dann leise leise nur dem schärfsten geübtesten Ohr vernehmbare Töne und Akkorde hauchten, so daß zuletzt das Thierchen nur in den Schwingungen wie in sanftwogenden Wellen zu schwimmen oder vielmehr von ihnen getragen zu werden schien. Aber oft kam es, daß eine stärker berührte Saite, wie erzürnt in die Flügel des fröhlichen Schwimmers schlug, so daß sie wund geworden den Schmuck des bunten Blüthenstaubes von sich streuten; doch dessen nicht achtend kreiste der Schmetterling fort und fort im fröhlichen Klingen und Singen, bis schärfer und schärfer die Saiten ihn verwundeten, und er lautlos hinabsank in die Oeffnung des Resonanzbodens." „Was wollen wir damit sagen," frug der Kapellmeister. „Fiat applicatio mein Bester!" sprach der Doktor. „Von einer besonderen Anwendung ist hier nicht die Rede," fuhr der Enthusiast fort, „ich wollte, da ich obbesagten Schmetterling wirklich auf des Kapellmeisters Clavichord spielen gehört habe, nur im Allgemeinen eine Idee andeuten, die mir damals einkam, und die alles das, was ich über Bettina's Uebel sagen werde, so ziemlich einleitet. Ihr könnet das Ganze aber auch für eine Allegorie ansehen, und es in das Stammbuch irgend einer reisenden Virtuosin hineinzeichnen. Es schien mir nemlich damals, als habe die Natur ein tausendchöriges Clavichord um uns herum gebaut, in dessen Saiten wir herum handthierten, ihre Töne und Akkorde für unsere eignen willkürlich hervorgebrachten haltend und als würden wir oft zum Tode wund, ohne zu ahnen, daß der unharmonisch berührte Ton uns die Wunde schlug." „Sehr dunkel," sprach der Kapellmeister. „O," rief der Doktor lachend, „o nur Geduld, er wird gleich auf seinem Steckenpferde sitzen und gestreckten Galopps in die Welt der Ahnungen, Träume, psychischen Einflüsse, Sympathien, Idiosynkrasien u. s. w. hineinreiten, bis er auf der Station des Magnetismus absitzt und ein Frühstück nimmt." „Gemach gemach, mein weiser Doktor," sprach der reisende Enthusiast, „schmäht nicht auf Dinge, die Ihr, sträuben mögt Ihr Euch auch wie Ihr wollt, doch mit Demuth anerkennen und höchlich beachten müßt. Habt Ihr es denn nicht selbst eben erst ausgesprochen, daß Bettina's Krank-

heit von psychischer Anregung herbeigeführt oder vielmehr nur ein psychisches Uebel ist?“ „Wie kommt,“ unterbrach der Doktor den Enthusiasten, „wie kommt aber Bettina mit dem unglückseeligen Schmetterling zusammen?“ „Wenn man,“ fuhr der Enthusiast fort, „wenn man nun alles haarklein auseinander sieben soll, und jedes Körnchen beäugeln und bekucken, so wird das eine Arbeit, die selbst langweilig Langeweile verbreitet! — Laßt den Schmetterling im Clavichordkasten des Kapellmeisters ruhen! — Uebrigens, sagt selbst, Kapellmeister! ist es nicht ein wahres Unglück, daß die hochheilige Musik ein integrirender Theil unserer Conversation geworden ist? Die herrlichsten Talente werden herabgezogen in das gemeine dürftige Leben! Statt daß sonst aus heiliger Ferne wie aus dem wunderbaren Himmelsreiche selbst, Ton und Gesang auf uns herniederstrahlte, hat man jetzt alles hübsch bei der Hand und man weiß genau, wie viel Tassen Thee die Sängerin oder wie viel Gläser Wein der Bassist trinken muß, um in die gehörige Tramontane zu kommen. Ich weiß wohl, daß es Vereine giebt, die ergriffen von dem wahren Geist der Musik sie unter einander mit wahrhafter Andacht üben, aber jene miserablen geschmückten, geschniegelten — doch ich will mich nicht ärgern! — Als ich voriges Jahr hieher kam, war die arme Bettina gerade recht in der Mode — sie war, wie man sagt, recherchirt, es konnte kaum Thee getrunken werden ohne Zuthat einer spanischen Romanze, einer italiänischen Canzonetta oder auch wohl eines französischen Liedleins: Souvent l'amour etc. zu dem sich Bettina hergeben mußte. Ich fürchtete in der That, daß das gute Kind mit sammt ihrem herrlichen Talent untergehen würde in dem Meer von Theewasser, das man über sie ausschüttete, das geschah nun nicht, aber die Katastrophe trat ein.“ „Was für eine Katastrophe?“ riefen Doktor und Kapellmeister. „Seht liebe Herren!“ fuhr der Enthusiast fort, „eigentlich ist die arme Bettina — wie man so sagt, verwünscht oder verhext worden, und so hart es mir ankommt es zu bekennen, ich — ich selbst bin der Hexenmeister, der das böse Werk vollbracht hat, und nun gleich dem Zauberlehrling den Bann nicht zu lösen vermag.“ „Possen — Possen, und wir sitzen hier und lassen uns mit der größten Ruhe von dem ironischen Bösewicht mystifiziren.“ So rief der Doktor, indem er aufsprang. „Aber zum Teufel die Katastrophe — die Katastrophe,“ schrie der Kapellmeister. „Ruhig ihr

Herren," sprach der Enthusiast, „jetzt kommt eine Thatsache, die ich verbürgen kann, haltet übrigens meine Hexerei für Scherz, unerachtet es mir zuweilen recht schwer auf's Herz fällt, daß ich ohne Wissen und Willen einer unbekannten psychischen Kraft zum Medium des Entwickelns und Einwirkens auf Bettina gedient haben mag. Gleichsam als Leiter mein' ich, so wie in der elektrischen Reihe einer den andern ohne Selbstthätigkeit und eignen Willen prügelt." „Hop hop," rief der Doktor, „seht wie das Steckenpferd gar herrliche Courbetten verführt." „Aber die Geschichte — die Geschichte," schrie der Kapellmeister dazwischen. „Ihr erwähntet," fuhr der Enthusiast fort, „Ihr erwähntet Kapellmeister schon zuvor, daß Bettina das letztemal, ehe sie die Stimme verlor, in der katholischen Kirche sang. Erinnert Euch, daß dies am ersten Osterfeiertage vorigen Jahres geschah. Ihr hattet Euer schwarzes Ehrenkleid angethan und dirigirtet die herrliche Haydnsche Messe aus dem D. Moll. In dem Sopran that sich ein Flor junger anmuthig gekleideter Mädchen auf, die zum Theil sangen, zum Theil auch nicht; unter ihnen stand Bettina, die mit wunderbar starker voller Stimme die kleinen Soli vortrug. Ihr wißt, daß ich mich im Tenor angestellt hatte, das Sanctus war eingetreten, ich fühlte die Schauer der tiefsten Andacht mich durchbeben, da rauschte es hinter mir störend, unwillkürlich drehte ich mich um, und erblickte zu meinem Erstaunen Bettina, die sich durch die Reihen der Spielenden und Singenden drängte um den Chor zu verlassen. „Sie wollen fort?" redete ich sie an. „Es ist die höchste Zeit," erwiederte sie sehr freundlich, „daß ich mich jetzt nach der *** Kirche begebe, um noch, wie ich versprochen, dort in einer Cantate mitzusingen, auch muß ich noch Vormittags ein Paar Duetts probiren, die ich heute Abend in dem Singethee bei *** vortragen werde, dann ist Souper bei ***. Sie kommen doch hin? es werden ein Paar Chöre aus dem Händelschen Messias und das erste Finale aus Figaro's Hochzeit gemacht." Während dieses Gesprächs erklangen die vollen Akkorde des Sanctus, und das Weihrauchopfer zog in blauen Wolken durch das hohe Gewölbe der Kirche. „Wissen Sie denn nicht," sprach ich, „daß es sündlich ist, daß es nicht straflos bleibt, wenn man während des Sanctus die Kirche verläßt? — Sie werden so bald nicht mehr in der Kirche singen!" — Es sollte Scherz seyn, aber ich weiß nicht, wie es kam, daß mit einemmal meine Worte so feierlich

klangen. Bettina erblaßte und verließ schweigend die Kirche. Seit diesem Moment verlor sie die Stimme —." Der Doktor hatte sich während der Zeit wieder gesetzt und das Kinn auf den Stockknopf gestützt, er blieb stumm, aber der Kapellmeister rief: „Wunderbar in der That, sehr wunderbar!" „Eigentlich," fuhr der Enthusiast fort, „eigentlich kam mir damals bei meinen Worten nichts bestimmtes in den Sinn und eben so wenig setzte ich Bettina's Stimmlosigkeit mit dem Vorfall in der Kirche nur in den mindesten Bezug. Erst jetzt, als ich wieder hieher kam und von Euch Doktor erfuhr, daß Bettina noch immer an der verdrießlichen Kränklichkeit leide, war es mir, als hätte ich schon damals an eine Geschichte gedacht, die ich vor mehreren Jahren in einem alten Buche las, und die ich Euch, da sie mir anmuthig und rührend scheint, mittheilen will." „Erzählen Sie," rief der Kapellmeister, „vielleicht liegt ein guter Stoff zu einer tüchtigen Oper darin." „Könnt Ihr," sprach der Doktor, „könnt Ihr, Kapellmeister, Träume — Ahnungen — magnetische Zustände in Musik setzen, so wird Euch geholfen, auf so was wird die Geschichte doch wieder herauslaufen." Ohne dem Doktor zu antworten räusperte sich der reisende Enthusiast und fing mit erhabener Stimme an: „Unabsehbar breitete sich das Feldlager Isabellens und Ferdinands von Arragonien vor den Mauern von Granada aus." „Herr des Himmels und der Erden," unterbrach der Doktor den Erzähler, „das fängt an als wollt' es in neun Tagen und neun Nächten nicht endigen, und ich sitze hier und die Patienten lamentiren. Ich scheere mich den Teufel um Eure maurischen Geschichten, den Gonzalvo von Cordova habe ich gelesen, und Bettina's Seguidillas gehört, aber damit Basta, alles was recht ist — Gott befohlen!" Schnell sprang der Doktor zur Thüre heraus, aber der Kapellmeister blieb ruhig sitzen, indem er sprach: „Es wird eine Geschichte aus den Kriegen der Mauren mit den Spaniern, wie ich merke, so was hätt' ich längst gar zu gern komponirt. — Gefechte — Tumult — Romanzen — Aufzüge — Cymbeln — Choräle — Trommeln und Pauken — ach Pauken! — Da wir nun einmal so zusammen sind, erzählen Sie, liebenswürdiger Enthusiast, wer weiß, welches Saamenkorn die erwünschte Erzählung in mein Gemüth wirft und was für Riesenlilien daraus entsprießen." „Euch wird," erwiederte der Enthusiast, „Euch wird nun Kapellmeister! alles einmal gleich

zur Oper und daher kommt es denn auch, daß die vernünftigen Leute, die die Musik behandeln wie einen starken Schnaps, den man nur dann und wann in kleinen Portionen genießt zur Magenstärkung, Euch manchmal für toll halten. Doch erzählen will ich Euch, und keck möget Ihr, wandelt Euch die Lust an, manchmal ein Paar Akkorde dazwischen werfen." — Schreiber dieses fühlt sich gedrungen, ehe er dem Enthusiasten die Erzählung nachschreibt, Dich günstigen Leser zu bitten, Du mögest ihm der Kürze halber zu Gute halten, wenn er den dazwischen anschlagenden Akkorden den Kapellmeister vorzeichnet. Statt also zu schreiben: Hier sprach der Kapellmeister, heißt es bloß der Kapellmeister.

Unabsehbar breitete sich das Feldlager Isabellens und Ferdinands von Arragonien vor den festen Mauern von Granada aus. Vergebens auf Hülfe hoffend, immer enger und enger eingeschlossen, verzagte der feige Boabdil und im bittern Hohn vom Volk, das ihn den kleinen König nannte, verspottet, fand er nur in den Opfern blutdürstiger Grausamkeit augenblicklichen Trost. Aber eben in dem Grade, wie die Muthlosigkeit und Verzweiflung täglich mehr Volk und Kriegsheer in Granada erfaßte, wurde lebendiger Siegeshoffnung und Kampflust im spanischen Lager. Es bedurfte keines Sturms. Ferdinand begnügte sich die Wälle zu beschießen, und die Ausfälle der Belagerten zurückzutreiben. Diese kleinen Gefechte glichen mehr fröhlichen Turnieren als ernsten Kämpfen und selbst der Tod der im Kampfe Gefallnen konnte die Gemüther nur erheben, da sie hochgefeiert im Gepränge des kirchlichen Cultus wie in der strahlenden Glorie des Märtyrthums für den Glauben erschienen. Gleich nachdem Isabella in das Lager eingezogen, ließ sie in dessen Mitte ein hohes hölzernes Gebäude mit Thürmen aufführen, von deren Spitzen die Kreuzesfahne herabwehte. Das Innere wurde zum Kloster und zur Kirche eingerichtet, und Benediktiner-Nonnen zogen ein, täglichen Gottesdienst übend. Die Königin, von ihrem Gefolge, von ihren Rittern begleitet, kam jeden Morgen, die Messe zu hören, die ihr Beichtvater las, von dem Gesange der im Chor versammelten Nonnen unterstützt. Da begab es sich, daß Isabella an einem Morgen eine Stimme vernahm, die mit wunderbarem Glockenklang die andern Stimmen im Chor übertönte. Der Gesang war anzuhören wie das siegende Schmettern einer Nachtigall, die, die Fürstin des Hains, dem jauch-

zenden Volk gebietet. Und doch war die Aussprache der Worte so fremdartig und selbst die sonderbare ganz eigenthümliche Art des Gesanges that kund, daß eine Sängerin, des kirchlichen Styls noch ungewohnt, vielleicht zum erstenmal das Amt singen müsse. Verwundert schaute Isabella um sich und bemerkte, daß ihr Gefolge von demselben Erstaunen ergriffen worden; doch ahnen mußte sie wohl, daß hier ein besonderes Abentheuer im Spiel seyn müsse, als ihr der tapfere Heerführer Aguillar, der sich eben im Gefolge befand, ins Auge fiel. Im Betstuhl kniend, die Hände gefaltet, starrte er zum Gitter des Chors herauf, glühende inbrünstige Sehnsucht im düstern Auge. Als die Messe geendet war, begab sich Isabella nach Donna Maria's, der Priorin, Zimmern und frug nach der fremden Sängerin. „Wollet Euch o Königin," sprach Donna Maria, „wollet Euch erinnern, daß vor Mondesfrist Don Aguillar jenes Außenwerk zu überfallen und zu erobern gedachte, das mit einer herrlichen Terrasse geziert den Mauren zum Lustort dient. In jeder Nacht schallen die üppigen Gesänge der Heiden in unser Lager herüber wie verlockende Sirenenstimmen und eben deshalb wollte der tapfere Aguillar das Nest der Sünde zerstören. Schon war das Werk genommen, schon wurden die gefangenen Weiber während des Gefechts abgeführt, als eine unvermuthete Verstärkung ihn tapferer Wehr unerachtet nöthigte, abzulassen und sich zurückzuziehen in das Lager. Der Feind wagte nicht ihn zu verfolgen und so kam es, daß die Gefangenen und reiche Beute sein blieben. Unter den gefangenen Weibern befand sich eine, deren trostloses Jammern, deren Verzweiflung Don Aguillars Aufmerksamkeit erregte. Er nahte sich der Verschleierten mit freundlichen Worten, aber als hätte ihr Schmerz keine andere Sprache als Gesang, fing sie, nachdem sie auf der Zither, die ihr an einem goldnen Bande um den Hals hing, einige seltsame Akkorde gegriffen hatte, eine Romanze an, die in tiefaufseufzenden herzzerschneidenden Lauten die Trennung von dem Geliebten, von aller Lebensfreude klagte. Aguillar tief ergriffen von den wunderbaren Tönen, beschloß das Weib zurückbringen zu lassen nach Granada; sie stürzte vor ihm nieder, indem sie den Schleier zurückschlug. Da rief Aguillar wie außer sich: Bist Du denn nicht Zulema, das Licht des Gesanges in Granada? — Zulema, die der Feldherr bei einer Sendung an Boabdils Hof gesehen, deren wunderbarer Gesang seitdem tief in

seiner Brust wiederhallte, war es wirklich. „Ich gebe Dir die Freiheit," rief Aguillar, aber da sprach der ehrwürdige Vater Agostino Sanchez, der das Kreuz in der Hand mitgezogen: „Erinnere Dich, Herr! daß Du, indem Du die Gefangene frei lässest, ihr großes Unrecht thust, da sie dem Götzendienst entrissen, vielleicht bei uns von der Gnade des Herrn erleuchtet, in den Schooß der Kirche zurückgekehrt wäre." Aguillar sprach: „Sie mag bei uns bleiben einen Monat hindurch und dann, fühlt sie sich nicht durchdrungen von dem Geist des Herrn, zurückgebracht werden nach Granada." So kam es, o Herrin! daß Zulema von uns in dem Kloster aufgenommen wurde. Anfangs überließ sie sich ganz dem trostlosesten Schmerz und bald waren es wild und schauerlich tönende, bald tiefklagende Romanzen, mit denen sie das Kloster erfüllte, denn überall hörte man ihre durchdringende Glockenstimme. Es begab sich, daß wir einst um Mitternacht im Chor der Kirche versammelt waren und die Hora nach jener wundervollen heiligen Weise absangen, die der hohe Meister des Gesanges, Ferreras, uns lehrte. Ich bemerkte im Schein der Lichter Zulema in der offnen Pforte des Chors stehend und mit ernstem Blick still und andächtig hineinschauend; als wir Paarweise daherziehend den Chor verließen, kniete Zulema im Gange unfern eines Marienbildes. Den andern Tag sang sie keine Romanze, sondern blieb still und in sich gekehrt. Bald versuchte sie auf der tiefgestimmten Zither die Akkorde jenes Chorals, den wir in der Kirche gesungen, und dann fing sie an leise leise zu singen, ja selbst die Worte unsers Gesanges zu versuchen, die sie freilich wunderlich wie mit gebundener Zunge aussprach. Ich merkte wohl, daß der Geist des Herrn mit milder tröstender Stimme im Gesange zu ihr gesprochen, und daß sich ihre Brust öffnen würde seiner Gnade, daher schickte ich Schwester Emanuela, die Meisterin des Chors, zu ihr, daß sie den glimmenden Funken anfache, und so geschah es, daß im heiligen Gesange der Kirche der Glaube in ihr entzündet wurde. Noch ist Zulema nicht durch die heilige Taufe in den Schooß der Kirche aufgenommen, aber vergönnt wurde es ihr unserm Chor sich beizugesellen, und so ihre wunderbare Stimme zur Glorie der Religion zu erheben." Die Königin wußte nun wohl, was in Aguillars Innerm vorgegangen, als er auf Agostino's Einrede Zulema nicht zurücksandte nach Granada, sondern sie im Kloster aufnehmen ließ und um so

mehr war sie erfreut über Zulema's Bekehrung zum wahren Glauben. Nach wenigen Tagen wurde Zulema getauft und erhielt den Namen Julia. Die Königin selbst, der Marquis von Cadix, Heinrich von Gusman, die Feldherren Mendoza, Villena, waren die Zeugen des heiligen Aktes. Man hätte glauben sollen, daß Julia's Gesang nun noch inniger und wahrer die Herrlichkeit des Glaubens hätte verkünden müssen und so geschah es auch wirklich eine kurze Zeit hindurch, indessen bemerkte Emanuela bald, daß Julia oft auf seltsame Weise von dem Choral abwich, fremdartige Töne einmischend. Oft hallte urplötzlich der dumpfe Klang einer tiefgestimmten Zither durch den Chor. Der Ton glich dem Nachklingen vom Sturm durchrauschter Saiten. Dann wurde Julia unruhig und es geschah sogar, daß sie wie willkürlos in den lateinischen Hymnus ein mohrisches Wort einwarf. Emanuela warnte die Neubekehrte, standhaft zu widerstehen dem Feinde, aber leichtsinnig achtete Julia dessen nicht und zum Aergerniß der Schwestern sang sie oft, wenn eben die ernsten heiligen Choräle des alten Ferreras erklungen, tändelnde mohrische Liebeslieder zur Zither, die sie wieder hoch gestimmt hatte. Sonderbarer Weise klangen jetzt die Zithertöne, die oft durch den Chor sausten, auch hoch und recht widrig beinahe wie das gellende Gepfeife der kleinen mohrischen Flöten.

Der Kapellmeister. Flauti piccoli — Oktavflötchen. Aber, mein Bester, noch bis jetzt nichts, gar nichts für die Oper — keine Exposition und das ist immer die Hauptsache, doch mit der tiefen und hohen Stimmung der Zither, das hat mich angeregt. Glaubt Ihr nicht, daß der Teufel ein Tenorist ist? Er ist falsch wie — der Teufel, und daher macht er alles im Falset!

Der Enthusiast. Gott im Himmel! — Ihr werdet von Tage zu Tage witziger, Kapellmeister! Aber Ihr habt Recht, lassen wir dem teuflischen Prinzip alles überhohe unnatürliche Gepfeife, Gequike rc. Doch weiter fort in der Erzählung, die mir eigentlich blutsauer wird, weil ich jeden Augenblick Gefahr laufe, über irgend einen wohl zu beachtenden Moment wegzuspringen.

Es begab sich, daß die Königin, begleitet von den edlen Feldherren des Lagers, nach der Kirche der Benediktiner-Nonnen schritt, um wie gewöhnlich die Messe zu hören. Vor der Pforte lag ein elender zerlumpter Bettler, die Trabanten wollten ihn fortschaffen, doch

halb erhoben riß er sich wieder los und warf sich heulend nieder, so daß er die Königin berührte. Ergrimmt sprang Aguillar hervor und wollte den Elenden mit dem Fuße fortstoßen. Der richtete sich aber mit halbem Leibe gegen ihn empor und schrie! „Tritt die Schlange, — tritt die Schlange, sie wird dich stechen zum Tode!“ und dazu griff er in die Saiten der unter den Lumpen versteckten Zither, daß sie im gellenden widrig pfeifenden Tone zerrissen, und alle von unheimlichem Grauen ergriffen zurückbebten. Die Trabanten schafften das widrige Gespenst fort und es hieß: der Mensch sey ein gefangener wahnsinniger Mohr, der aber durch seine tollen Späße und durch sein verwunderliches Zitherspiel die Soldaten im Lager belustige. Die Königin trat ein und das Amt begann. Die Schwestern im Chor intonirten das Sanctus, eben sollte Julia mit mächtiger Stimme wie sonst eintreten: Pleni sunt coeli gloria tua, da ging ein gellender Zitherton durch den Chor, Julia schlug schnell das Blatt zusammen und wollte den Chor verlassen. „Was beginnst du?“ rief Emanuela. O! sagte Julia, hörst du denn nicht die prächtigen Töne des Meisters? — dort bei ihm, mit ihm muß ich singen! damit eilte Julia nach der Thüre, aber Emanuela sprach mit sehr ernster feierlicher Stimme: „Sünderin, die du den Dienst des Herrn entweihst, da du mit dem Munde sein Lob verkündest und im Herzen weltliche Gedanken trägst, flieh von hinnen, gebrochen ist die Kraft des Gesanges in dir, verstummt sind die wunderbaren Laute in deiner Brust, die der Geist des Herrn entzündet!“ — Von Emanuela's Worten wie vom Blitz getroffen, schwankte Julia fort. — Eben wollten die Nonnen zur Nachtzeit sich versammeln, um die Hora zu singen, als ein dicker Qualm schnell die ganze Kirche erfüllte. Bald darauf drangen die Flammen zischend und prasselnd durch die Wände des Nebengebäudes und erfaßten das Kloster. Mit Mühe gelang es den Nonnen ihr Leben zu retten, Trompeten und Hörner schmetterten durch das Lager, aus dem ersten Schlaf taumelten die Soldaten auf; man sah den Feldherrn Aguillar mit versengtem Haar, mit halbverbrannten Kleidern aus dem Kloster stürzen, er hatte Julia, die man vermißte, vergebens zu retten gesucht, keine Spur von ihr war zu finden. Fruchtlos blieb der Kampf gegen das Feuer, das von dem Sturm, der sich erhoben, angefacht, immer mehr um sich griff: in kurzer Zeit lag Isabellens ganzes reiches herrliches Lager in Asche.

Die Mauren im Vertrauen, daß der Christen Unglück ihnen Sieg bringen würde, wagten mit einer bedeutenden Macht einen Ausfall, glänzender war aber für die Waffen der Spanier nie ein Kampf gewesen, als eben dieser, und als sie unter dem jauchzenden Schall der Trompeten sieggekrönt in ihre Verschanzungen zurückzogen, da bestieg die Königin Isabella den Thron, den man im Freien errichtet hatte und verordnete, daß an der Stelle des abgebrannten Lagers eine Stadt gebaut werde! Zeigen sollte dies den Mauren in Granada, daß niemals die Belagerung aufgehoben werden würde.

Der Kapellmeister. Dürfte man sich nur mit geistlichen Dingen auf das Theater wagen; hat man nicht schon seine Noth mit dem lieben Publikum, wenn man hie und da ein bischen Choral anbringt? Sonst wär' die Julia gar keine üble Partie. Denkt Euch den doppelten Styl, in welchem sie glänzen kann, erst die Romanzen, dann die Kirchengesänge. Einige allerliebste spanische und mohrische Lieder hab' ich bereits fertig, auch ist der Sieges-Marsch der Spanier gar nicht übel, so wie ich das Gebot der Königin melodramatisch zu behandeln Willens bin, wie indessen das Ganze sich zusammenfügen soll, das weiß der Himmel! — Aber erzählt weiter, kommen wir wieder auf Julia, die hoffentlich nicht verbrannt seyn wird.

Der Enthusiast. Denkt Euch, liebster Kapellmeister, daß jene Stadt, die die Spanier in ein und zwanzig Tagen aufbauten und mit Mauern umgaben, eben das heute noch stehende Santa Fe ist. Doch indem ich das Wort so unmittelbar an Euch richte, falle ich aus dem feierlichen Ton, der allein sich zu dem feierlichen Stoffe paßt. Ich wollte, Ihr spieltet eins von Palestrina's Responsorien, die dort auf dem Pult des Fortepiano's aufgeschlagen liegen.

Der Kapellmeister that es und hierauf fuhr der reisende Enthusiast also fort:

Die Mauren unterließen nicht, die Spanier während des Aufbaues ihrer Stadt auf mannigfache Weise zu beunruhigen, die Verzweiflung trieb sie zur verwogensten Kühnheit und so wurden die Gefechte ernster als jemals. Aguillar hatte einst ein maurisches Geschwader, das die spanischen Vorwachen überfallen, bis in die Mauern von Granada zurück getrieben. Er kehrte mit seinen Reitern zurück, und hielt unfern den ersten Verschanzungen bei einem Myrthenwäld-

chen, sein Gefolge fortschickend, um so ernstem Gedanken und wehmüthiger Erinnerung sich mit ganzem Gemüth hingeben zu können. Julia's Bild stand lebendig vor seines Geistes Augen. Schon während des Gefechts hörte er ihre Stimme bald drohend bald klagend ertönen und auch jetzt war es ihm als säusle ein seltsamer Gesang, halb mohrisches Lied halb christlicher Kirchen-Gesang, durch die dunklen Myrthen. Da rauschte plötzlich ein mohrischer Ritter im silbernen Schuppenharnisch auf leichtem arabischen Pferde aus dem Walde hervor und gleich sauste auch der geworfene Speer dicht bei Aguilars Haupt vorbei. Er wollte mit gezogenem Schwert auf den Feind losstürzen, als der zweite Speer flog und seinem Pferde tief in der Brust stecken blieb, daß es sich vor Wuth und Schmerz hoch emporbäumte und Aguillar sich schnell von der Seite herabschwingen mußte, um schwerem Falle nicht zu erliegen. Der Mohr war herangesprengt und hieb herab mit der Sichelklinge nach Aguilars entblößtem Haupt. Aber geschickt parirte Aguillar den Todesstreich und hieb so gewaltig nach, daß der Mohr sich nur rettete, indem er tief vom Pferde niedertauchte. In demselben Augenblick drängte sich des Mohren Pferd dicht an Aguillar, so daß er keinen zweiten Hieb führen konnte, der Mohr riß seinen Dolch hervor, aber noch ehe er zustoßen konnte, hatte ihn Aguillar mit Riesenstärke erfaßt, vom Pferde heruntergezogen und ringend zu Boden geworfen. Er kniete auf des Mohren Brust und indem er mit der linken Faust des Mohren rechten Arm so gewaltig gepackt hatte, daß er regungslos blieb, zog er seinen Dolch. Schon hatte er den Arm erhoben, um des Mohren Kehle zu durchstoßen, als dieser tief aufseufzte: Zulema! — Zur Bildsäule erstarrt vermochte Aguillar nicht die That zu vollenden. „Unseliger," rief er, „welch' einen Namen nanntest du?" Stoße zu, stöhnte der Mohr, stoße zu, du tödtest den, der dir Tod und Verderben geschworen hat. Ja! wisse, verrätherischer Christ, wisse, daß es Hichem der letzte des Stammes Alhamar ist, dem du Zulema raubtest! — Wisse, daß jener zerlumpte Bettler, der mit den Gebehrden des Wahnsinns in eurem Lager umherschlich, Hichem war, wisse daß es mir gelang, das dunkle Gefängniß, in dem ihr Verruchte das Licht meiner Gedanken eingeschlossen, anzuzünden, und Zulema zu retten. — „Zulema — Julia lebt?" rief Aguillar. Da lachte Hichem gellend auf im grausigen Hohn-

„Ja sie lebt, aber Euer blutiges dornengekröntes Götzenbild hat mit fluchwürdigem Zauber sie befangen und die duftende glühende Blume des Lebens eingehüllt in die Leichentücher der wahnsinnigen Weiber, die ihr Bräute Eures Götzen nennt. Wisse, daß Ton und Gesang in ihrer Brust wie angeweht vom giftigen Hauch des Samums erstorben ist. Dahin ist alle Lust des Lebens mit Zulema's süßen Liedern, darum tödte mich — tödte mich, da ich nicht Rache zu nehmen vermag an dir, der du mir schon mehr als mein Leben entrissest." Aguillar ließ ab von Hichem und erhob sich, sein Schwert von dem Boden aufnehmend, langsam. „Hichem," sprach er: „Zulema, die in heiliger Taufe den Namen Julia empfing, wurde meine Gefangene im ehrlichen offenen Kampf. Erleuchtet von der Gnade des Herrn, entsagte sie Mahoms schnödem Dienst und was du verblendeter Mohr bösen Zauber eines Götzenbildes nennst, war nur die Versuchung des Bösen, dem sie nicht zu widerstehen vermochte. Nennst du Zulema deine Geliebte, so sey Julia, die zum Glauben bekehrte, die Dame meiner Gedanken, und sie im Herzen, zur Glorie des wahren Glaubens will ich gegen dich bestehen im wackern Kampf. Nimm deine Waffen und falle gegen mich aus wie du willst nach deiner Sitte." Schnell ergriff Hichem Schwert und Tartsche, aber auf Aguillar losrennend, wankte er laut aufbrüllend zurück, warf sich auf das Pferd, das neben ihm stehen geblieben und sprengte gestreckten Galopps davon. Aguillar wußte nicht, was das zu bedeuten haben könnte, aber in dem Augenblick stand der ehrwürdige Greis Agostino Sanchez hinter ihm und sprach sanft lächelnd: Fürchtet Hichem mich oder den Herrn, der in mir wohnt und dessen Liebe er verschmäht? Aguillar erzählte alles, was er von Julia vernommen und beide erinnerten sich nun wohl an die prophetischen Worte Emanuela's, als Julia verlockt von Hichems Zithertönen alle Andacht im Innern ertödtend, den Chor während des Sanctus verließ.

Der Kapellmeister. Ich denke an keine Oper mehr, aber das Gefecht zwischen dem Mohren Hichem im Schuppenharnisch und dem Feldherrn Aguillar ging mir auf in Musik. — Hol' es der Teufel! — wie kann man nun besser gegen einander ausfallen lassen als es Mozart im Don Giovanni gethan hat. Ihr wißt doch — in der ersten —

Der reisende Enthusiast. Still Kapellmeister! Ich werde nun meiner schon zu langen Erzählung den letzten Ruck geben. Noch allerlei kommt vor, und es ist nöthig die Gedanken zusammen zu halten, um so mehr, da ich immer dabei an Bettina denke, welches mich nicht wenig verwirrt. Vorzüglich möcht' ich gar nicht, daß sie jemals etwas von meiner spanischen Geschichte erführe und doch ist es mir so, als wenn sie dort an jener Thüre lauschte, welches natürlicher Weise pure Einbildung seyn muß. Also weiter. —

Immer und immer geschlagen in allen Gefechten, von der täglich, stündlich zunehmenden Hungersnoth gedrückt, sahen sich die Mauren endlich genöthigt, zu kapituliren und im festlichen Gepränge unter dem Donner des Geschützes zogen Ferdinand und Isabella in Granada ein. Priester hatten die große Moschee eingeweiht zur Cathedrale und dorthin ging der Zug, um in andächtiger Messe, im feierlichen Te deum laudamus dem Herrn der Heerschaaren zu danken für den glorreichen Sieg über die Diener Mahoms, des falschen Propheten. Man kannte die nur mühsam unterdrückte, immer neu aufgeifernde Wuth der Mohren und daher deckten Truppenabtheilungen, die durch entferntere Straßen schlagfertig zogen, die durch die Hauptstraße sich bewegende Procession. So geschah es, daß Aguillar an der Spitze einer Abtheilung Fußvolks eben auf entfernterem Wege sich nach der Cathedrale, wo das Amt schon begonnen, begeben wollte, als er sich plötzlich durch einen Pfeilschuß an der linken Schulter verwundet fühlte. In demselben Augenblick stürzte ein Haufen Mohren aus einem dunklen Bogengange hervor, und überfiel die Christen mit verzweifelnder Wuth. Hichem an der Spitze rannte gegen Aguillar an, dieser nur leicht verletzt, kaum den Schmerz der Wunde fühlend, parirte geschickt den gewaltigen Hieb und in demselben Augenblick lag auch Hichem mit gespaltenem Kopf zu seinen Füßen. Die Spanier drangen wüthend ein auf die verrätherischen Mohren, die bald heulend flohen und sich in ein steinernes Haus warfen, dessen Thor sie schnell verschlossen. Die Spanier stürmten heran, aber da regnete es Pfeile aus den Fenstern, Aguillar befahl Feuerbrände hinein zu werfen. Schon loderten die Flammen aus dem Dache hoch auf, als durch den Donner des Geschützes eine wunderbare Stimme aus dem brennenden Gebäude erklang: Sanctus — Sanctus Dominus deus Sabaoth. Julia — Julia! rief Aguil-

lar in trostlosem Schmerz, da öffneten sich die Pforten, und Julia im Gewande der Benedictiner-Nonne trat hervor mit starker Stimme singend: — Sanctus — Sanctus Dominus deus Sabaoth, hinter ihr zogen die Mohren in gebeugter Stellung die Hände auf der Brust zum Kreuz verschränkt. Erstaunt wichen die Spanier zurück und durch ihre Reihen zog Julia mit den Mohren nach der Cathedrale — hineintretend intonirte sie das: Benedictus qui venit in nomine domini. Unwillkürlich, als komme die Heilige vom Himmel gesendet, Heiliges zu verkünden den Gesegneten des Herrn, beugte das Volk die Kniee. Festen Schrittes, den verklärten Blick gen Himmel gerichtet, trat Julia vor den Hochaltar zwischen Ferdinand und Isabellen, das Amt singend und die heiligen Gebräuche mit inbrünstiger Andacht übend. Bei den letzten Lauten des: Dona nobis pacem, sank Julia entseelt der Königin in die Arme. Alle Mohren, die ihr gefolgt, empfingen, zum Glauben bekehrt, selbigen Tages die heilige Taufe.

So hatte der Enthusiast seine Geschichte geendet, als der Doktor mit vielem Geräusch eintrat, heftig mit dem Stock auf die Erde stieß und zornig schrie: „da sitzen sie noch und erzählen sich tolle fantastische Geschichten ohne Rücksicht auf Nachbarschaft und machen die Leute kränker.“ — „Was ist denn nun wieder geschehen, mein Werthester?“ sprach der Kapellmeister ganz erschrocken. „Ich weiß es recht gut,“ fiel der Enthusiast ganz gelassen ein. „Nichts mehr und nichts weniger, als daß Bettina uns stark reden gehört hat, dort ins Cabinet gegangen ist und alles weiß.“ „Das habt Ihr nun,“ sprudelte der Doktor, „von Euren verdammten lügenhaften Geschichten, wahnsinniger Enthusiast, daß Ihr reizbare Gemüther vergiftet — ruinirt, mit Eurem tollen Zeuge; aber ich werde Euch das Handwerk legen.“ — „Herrlicher Doktor!“ unterbrach der Enthusiast den Zornigen, „ereifert Euch nicht und bedenkt, daß Bettina's psychische Krankheit psychische Mittel erfordert und daß vielleicht meine Geschichte“ — „Still still“ fiel der Doktor ganz gelassen ein, „ich weiß schon, was Ihr sagen wollt.“ — „Zu einer Oper taugt es nicht, aber sonst gab es darin einige sonderbar klingende Akkorde.“ So murmelte der Kapellmeister, indem er den Hut ergriff und den Freunden folgte.

Als drei Monat darauf der reisende Enthusiast der gesundeten

Bettina, die mit herrlicher Glocken=Stimme Pergolese's Stabat mater (jedoch nicht in der Kirche, sondern im mäßig großen Zimmer) gesungen hatte, voll Freude und andächtigen Entzückens die Hand küßte, sprach sie: „Ein Hexenmeister sind Sie gerade nicht, aber zuweilen etwas widerhaarigter Natur," „wie alle Enthusiasten," setzte der Kapellmeister hinzu.

Nachtstücke.

Zweiter Theil.

Das öde Haus.

— Man war darüber einig, daß die wirklichen Erscheinungen im Leben oft viel wunderbarer sich gestalteten, als alles, was die regste Phantasie zu erfinden trachte. „Ich meine," sprach Lelio, „daß die Geschichte davon hinlänglichen Beweis giebt und daß eben deshalb die sogenannten historischen Romane, worin der Verfasser, in seinem müßigen Gehirn bei ärmlichem Feuer ausgebrütete Kindereien, den Thaten der ewigen, im Universum waltenden Macht beizugesellen sich unterfängt, so abgeschmackt und widerlich sind." „Es ist," nahm Franz das Wort, „die tiefe Wahrheit der unerforschlichen Geheimnisse, von denen wir umgeben, welche uns mit einer Gewalt ergreift, an der wir den über uns herrschenden, uns selbst bedingenden Geist erkennen." „Ach!" fuhr Lelio fort, „die Erkenntniß, von der du sprichst — Ach das ist ja eben die entsetzlichste Folge unserer Entartung nach dem Sündenfall, daß diese Erkenntniß uns fehlt!" „Viele," unterbrach Franz den Freund, „viele sind berufen und wenige auserwählt! Glaubst Du denn nicht, daß das Erkennen, das beinahe noch schönere Ahnen der Wunder unseres Lebens Manchem verliehen ist, wie ein besonderer Sinn? Um nur gleich aus der dunklen Region, in die wir uns verlieren könnten, herauf zu springen in den heitren Augenblick, werf' ich Euch das skurrile Gleichniß hin, daß Menschen, denen die Sehergabe, das Wunderbare zu schauen, mir wohl wie die Fledermäuse bedünken wollen, an denen der gelehrte Anatom Spalanzani einen vortrefflichen sechsten Sinn entdeckte, der als schalkhafter Stellvertreter nicht allein alles, sondern viel mehr ausrichtet, als alle übrige Sinne zusammengenommen." „Ho ho," rief Franz lächelnd, „so wären denn die Fledermäuse eigentlich recht die gebornen natürlichen Somnambulen! Doch in dem heitern Augenblick, dessen Du gedachtest, will ich Posto fassen und bemerken, daß jener

sechste bewundrungswürdige Sinn vermag an jeder Erscheinung, sei es Person, That oder Begebenheit, sogleich dasjenige Exzentrische zu schauen, zu dem wir in unserm gewöhnlichen Leben keine Gleichung finden und es daher wunderbar nennen. Was ist denn aber gewöhnliches Leben? — Ach das Drehen in dem engen Kreise, an den unsere Nase überall stößt, und doch will man wohl Courbetten versuchen im taktmäßigen Paßgang des Alltagsgeschäfts. Ich kenne Jemanden, dem jene Sehergabe, von der wir sprechen, ganz vorzüglich eigen scheint. Daher kommt es, daß er oft unbekannten Menschen, die irgend etwas Verwunderliches in Gang, Kleidung, Ton, Blick haben, Tagelang nachläuft, daß er über eine Begebenheit, über eine That, leicht hin erzählt, keiner Beachtung werth und von Niemandem beachtet, tiefsinnig wird, daß er antipodische Dinge zusammen stellt und Beziehungen heraus phantasirt an die Niemand denkt." Lelio rief laut: „Halt, halt, das ist ja unser Theodor, der ganz was besonderes im Kopfe zu haben scheint, da er mit solch seltsamen Blicken in das Blaue heraus schaut." „In der That," fing Theodor an, der so lange geschwiegen, „in der That, waren meine Blicke seltsam, so lang darin der Reflex des wahrhaft Seltsamen, das ich im Geiste schaute. Die Erinnerung eines unlängst erlebten Abentheuers" — O erzähle, erzähle, unterbrachen ihn die Freunde. „Erzählen," fuhr Theodor fort, „möcht' ich wohl, doch muß ich zuvörderst Dir, lieber Lelio, sagen, daß Du die Beispiele, die meine Sehergabe darthun sollten, ziemlich schlecht wähltest. Aus Eberhards Synonymik mußt Du wissen, daß wunderlich alle Aeußerungen der Erkenntniß und des Begehrens genannt werden, die sich durch keinen vernünftigen Grund rechtfertigen lassen, wunderbar aber dasjenige heißt, was man für unmöglich, für unbegreiflich hält, was die bekannten Kräfte der Natur zu übersteigen, oder, wie ich hinzufüge, ihrem gewöhnlichen Gange entgegen zu seyn scheint. Daraus wirst Du entnehmen, daß Du vorhin Rücksichts meiner angeblichen Sehergabe das Wunderliche mit dem Wunderbaren verwechseltest. Aber gewiß ist es, daß das anscheinend Wunderliche aus dem Wunderbaren sproßt, und daß wir nur oft den wunderbaren Stamm nicht sehen, aus dem die wunderlichen Zweige mit Blättern und Blüthen hervor sprossen. In dem Abentheuer, das ich Euch mittheilen will, mischt sich Beides, das Wunderliche und Wunderbare, auf, wie mich dünkt, recht schauerliche Weise." Mit diesen Worten

zog Theodor sein Taschenbuch hervor, worin er, wie die Freunde wußten, allerlei Notizen von seiner Reise her eingetragen hatte, und erzählte, dann und wann in dies Buch hineinblickend, folgende Begebenheit, die der weiteren Mittheilung nicht unwerth scheint.

Ihr wißt (so fing Theodor an), daß ich den ganzen vorigen Sommer in ***n zubrachte. Die Menge alter Freunde und Bekannten, die ich vorfand, das freie gemüthliche Leben, die mannigfachen Anregungen der Kunst und der Wissenschaft, das Alles hielt mich fest. Nie war ich heitrer, und meiner alten Neigung, oft allein durch die Straßen zu wandeln, und mich an jedem ausgehängten Kupferstich, an jedem Anschlagzettel zu ergötzen, oder die mir begegnenden Gestalten zu betrachten, ja wohl Manchem in Gedanken das Horoskop zu stellen, hing ich hier mit Leidenschaft nach, da nicht allein der Reichthum der ausgestellten Werke der Kunst und des Luxus, sondern der Anblick der vielen herrlichen Prachtgebäude unwiderstehlich mich dazu antrieb. Die mit Gebäuden jener Art eingeschlossene Allee, welche nach dem ***ger Thore führt, ist der Sammelplatz des höheren, durch Stand oder Reichthum zum üppigeren Lebensgenuß berechtigten Publikums. In dem Erdgeschoß der hohen breiten Palläste werden meistentheils Waaren des Luxus feil geboten, indeß in den obern Stockwerken Leute der beschriebenen Classe hausen. Die vornehmsten Gasthäuser liegen in dieser Straße, die fremden Gesandten wohnen meistens darin, und so könnt Ihr denken, daß hier ein besonderes Leben und Regen mehr als in irgend einem andern Theile der Residenz Statt finden muß, die sich eben auch hier volkreicher zeigt, als sie es wirklich ist. Das Zudrängen nach diesem Orte macht es, daß mancher sich mit einer kleineren Wohnung, als sein Bedürfniß eigentlich erfordert, begnügt, und so kommt es, daß manches von mehreren Familien bewohnte Haus einem Bienenkorbe gleicht. Schon oft war ich die Allee durchwandelt, als mir eines Tages plötzlich ein Haus ins Auge fiel, das auf ganz wunderliche seltsame Weise von allen übrigen abstach. Denkt Euch ein niedriges, vier Fenster breites, von zwei hohen schönen Gebäuden eingeklemmtes Haus, dessen Stock über dem Erdgeschoß nur wenig über die Fenster im Erdgeschoß des nachbarlichem Hauses hervorragt, dessen schlecht verwahrtes Dach, dessen zum Theil mit Papier verklebte Fenster, dessen farblose Mauern von gänzlicher Verwahrlosung des Eigenthümers zeugen. Denkt Euch, wie solch ein Haus zwischen

mit geschmackvollem Luxus ausstaffirten Prachtgebäuden sich ausnehmen muß. Ich blieb stehen und bemerkte bei näherer Betrachtung, daß alle Fenster dicht verzogen waren, ja daß vor die Fenster des Erdgeschosses eine Mauer aufgeführt schien, daß die gewöhnliche Glocke an dem Thorwege, der, an der Seite angebracht, zugleich zur Hausthüre diente, fehlte, und daß an dem Thorwege selbst nirgends ein Schloß, ein Drücker zu entdecken war. Ich wurde überzeugt, daß dieses Haus ganz unbewohnt seyn müsse, da ich niemals, niemals, so oft und zu welcher Tageszeit ich auch vorübergehen mochte, auch nur die Spur eines menschlichen Wesens darin wahrnahm. Ein unbewohntes Haus in dieser Gegend der Stadt! Eine wunderliche Erscheinung und doch findet das Ding vielleicht darin seinen natürlichen einfachen Grund, daß der Besitzer auf einer lange dauernden Reise begriffen oder auf fernen Gütern hausend, dies Grundstück weder vermiethen noch veräußern mag, um, nach ***n zurückkehrend, augenblicklich seine Wohnung dort aufschlagen zu können. — So dacht' ich, und doch weiß ich selbst nicht, wie es kam, daß bei dem öden Hause vorüberschreitend ich jedesmal wie festgebannt stehen bleiben und mich in ganz verwunderliche Gedanken nicht sowohl vertiefen, als verstricken mußte. — Ihr wißt es ja alle, ihr wackern Kumpane meines fröhlichen Jugendlebens, ihr wißt es ja alle, wie ich mich von jeher als Geisterseher gebehrdete und wie mir nur einer wunderbaren Welt seltsame Erscheinungen ins Leben treten wollten, die ihr mit derbem Verstande wegzuläugnen wußtet! — Nun! zieht nur Eure schlauen spitzfündigen Gesichter, wie Ihr wollt, gern zugestehen darf ich ja, daß ich oft mich selbst recht arg mystifizirt habe, und daß mit dem öden Hause sich dasselbe ereignen zu wollen schien, aber — am Ende kommt die Moral, die Euch zu Boden schlägt, horcht nur auf! — Zur Sache! — Eines Tages und zwar in der Stunde, wenn der gute Ton gebietet, in der Allee auf und ab zu gehen, stehe ich, wie gewöhnlich, in tiefen Gedanken hinstarrend vor dem öden Hause. Plötzlich bemerke ich, ohne gerade hinzusehen, daß Jemand neben mir sich hingestellt und den Blick auf mich gerichtet hatte. Es ist Graf P., der sich schon in vieler Hinsicht als mir geistesverwandt kund gethan hat, und sogleich ist mir nichts gewisser, als daß auch ihm das Geheimnißvolle des Hauses aufgegangen war. Um so mehr fiel es mir auf, daß, als ich von dem seltsamen Eindruck sprach, den dies verödete Gebäude hier in der

belebtesten Gegend der Residenz auf mich gemacht hatte, er sehr ironisch lächelte, bald war aber Alles erklärt. Graf P. war viel weiter gegangen als ich, aus manchen Bemerkungen, Combinationen ꝛc. hatte er die Bewandtniß herausgefunden, die es mit dem Hause hatte, und eben diese Bewandtniß lief auf eine solche ganz seltsame Geschichte heraus, die nur die lebendigste Phantasie des Dichters ins Leben treten lassen konnte. Es wäre wohl recht, daß ich Euch die Geschichte des Grafen, die ich noch klar und deutlich im Sinn habe, mittheilte, doch schon jetzt fühle ich mich durch das, was sich wirklich mit mir zutrug, so gespannt, daß ich unaufhaltsam fortfahren muß. Wie war aber dem guten Grafen zu Muthe, als er mit der Geschichte fertig, erfuhr, daß das verödete Haus nichts anders enthalte, als die Zuckerbäckerei des Conditors, dessen prachtvoll eingerichteter Laden dicht anstieß. Daher waren die Fenster des Erdgeschosses, wo die Oefen eingerichtet, vermauert und die zum Aufbewahren des Gebacknen im obern Stock bestimmten Zimmer mit dicken Vorhängen gegen Sonne und Ungeziefer verwahrt. Ich erfuhr, als der Graf mir dies mittheilte, so wie er, die Wirkung des Sturzbades, oder es zupfte wenigstens der allem Poetischen feindliche Dämon den Süßträumenden empfindlich und schmerzhaft bei der Nase. — Unerachtet der prosaischen Aufklärung mußte ich doch noch immer vorübergehend nach dem öden Hause hinschauen, und noch immer gingen im leisen Frösteln, das mir durch die Glieder bebte, allerlei seltsame Gebilde von dem auf, was dort verschlossen. Durchaus konnte ich mich nicht an den Gedanken der Zuckerbäckerei, des Marzipans, der Bonbons, der Torten, der eingemachten Früchte u. s. w. gewöhnen. Eine seltsame Ideen-Combination ließ mir das Alles erscheinen wie süßes beschwichtigendes Zureden. Ungefähr: „Erschrecken Sie nicht, Bester! wir alle sind liebe süße Kinderchen, aber der Donner wird gleich ein Bischen einschlagen.“ Dann dachte ich wieder: „Bist du nicht ein recht wahnsinniger Thor, daß du das Gewöhnlichste in das Wunderbare zu ziehen trachtest, schelten deine Freunde dich nicht mit Recht einen überspannten Geisterseher?“ — Das Haus blieb, wie es bei der angeblichen Bestimmung auch nicht anders seyn konnte, immer unverändert, und so geschah es, daß mein Blick sich daran gewöhnte, und die tollen Gebilde, die sonst ordentlich aus den Mauern hervor zu schweben schienen, allmählig verschwanden. Ein Zufall weckte

alles, was eingeschlummert, wieder auf. — Daß, unerachtet ich mich, so gut es gehen wollte, ins Alltägliche gefügt hatte, ich doch nicht unterließ, das fabelhafte Haus im Auge zu behalten, das könnt Ihr Euch bei meiner Sinnesart, die nun einmal mit frommer ritterlicher Treue am Wunderbaren fest hält, wohl denken. So geschah es, daß ich eines Tages, als ich wie gewöhnlich zur Mittagsstunde in der Allee lustwandelte, meinen Blick auf die verhängten Fenster des öden Hauses richtete. Da bemerkte ich, daß die Gardine an dem letzten Fenster dicht neben dem Conditorladen sich zu bewegen begann. Eine Hand, ein Arm kam zum Vorschein. Ich riß meinen Operngucker heraus und gewahrte nun deutlich die blendend weiße, schön geformte Hand eines Frauenzimmers, an deren kleinem Finger ein Brillant mit ungewöhnlichem Feuer funkelte, ein reiches Band blitzte an dem in üppiger Schönheit geründeten Arm. Die Hand setzte eine hohe seltsam geformte Krystallflasche hin auf die Fensterbank und verschwand hinter dem Vorhange. Erstarrt blieb ich stehen, ein sonderbar bänglich wonniges Gefühl durchströmte mit elektrischer Wärme mein Inneres, unverwandt blickte ich herauf nach dem verhängnißvollen Fenster, und wohl mag ein sehnsuchtsvoller Seufzer meiner Brust entflohen seyn. Ich wurde endlich wach und fand mich umringt von vielen Menschen allerlei Standes, die so wie ich mit neugierigen Gesichtern herauf guckten. Das verdroß mich, aber gleich fiel mir ein, daß jedes Hauptstadtvolk jenem gleiche, das zahllos vor dem Hause versammelt, nicht zu gaffen und sich darüber zu verwundern aufhören konnte, daß eine Schlafmütze aus dem sechsten Stock herabgestürzt, ohne eine Masche zu zerreißen. — Ich schlich mich leise fort, und der prosaische Dämon flüsterte mir sehr vernehmlich in die Ohren, daß so eben die reiche, sonntäglich geschmückte Conditorsfrau eine geleerte Flasche feinen Rosenwassers o. s. auf die Fensterbank gestellt. — Seltner Fall! — mir kam urplötzlich ein sehr gescheuter Gedanke. — Ich kehrte um und gerade zu ein, in den leuchtenden Spiegelladen des dem öden Hause nachbarlichen Conditors. — Mit kühlendem Athem den heißen Schaum von der Chokolade wegblasend, fing ich leicht hingeworfen an: In der That, Sie haben da nebenbei Ihre Anstalt sehr schön erweitert. — Der Conditor warf noch schnell ein Paar bunte Bonbons in die Viertel-Tüte, und diese dem lieblichen Mädchen, das darnach verlangt, hinreichend, lehnte er sich mit aufge-

stemmtem Arm weit über den Ladentisch herüber und schaute mich mit solch' lächelnd fragendem Blick an, als habe er mich gar nicht verstanden. Ich wiederholte, daß er sehr zweckmäßig in dem benachbarten Hause seine Bäckerei angelegt, wiewohl das dadurch verödete Gebäude in der lebendigen Reihe der übrigen düster und traurig absteche. „Ei mein Herr!" fing nun der Conditor an, „wer hat Ihnen denn gesagt, daß das Haus nebenan uns gehört? — Leider blieb jeder Versuch es zu acquiriren vergebens, und am Ende mag es auch gut seyn, denn mit dem Hause nebenan hat es eine eigne Bewandtniß." — Ihr, meine treuen Freunde könnt wohl denken, wie mich des Conditors Antwort spannte, und wie sehr ich ihn bat, mir mehr von dem Hause zu sagen. „Ja, mein Herr!" sprach er, „recht Sonderliches weiß ich selbst nicht davon, so viel ist aber gewiß, daß das Haus der Gräfin von S. gehört, die auf ihren Gütern lebt und seit vielen Jahren nicht in ***n gewesen ist. Als noch keins der Prachtgebäude existirte, die jetzt unsere Straße zieren, stand dies Haus, wie man mir erzählt hat, schon in seiner jetzigen Gestalt da, und seit der Zeit wurd' es nur gerade vor dem gänzlichen Verfall gesichert. Nur zwei lebendige Wesen hausen darin, ein steinalter menschenfeindlicher Hausverwalter und ein grämlicher lebenssatter Hund, der zuweilen auf dem Hinterhofe den Mond anheult. Nach der allgemeinen Sage soll es in dem öden Gebäude häßlich spuken, und in der That, mein Bruder (der Besitzer des Ladens) und ich, wir beide haben in der Stille der Nacht, vorzüglich zur Weihnachtszeit, wenn uns unser Geschäft hier im Laden wach erhielt, oft seltsame Klagelaute vernommen, die offenbar sich hier hinter der Mauer im Nebenhause erhoben. Und dann fing es an so häßlich zu scharren und zu rumoren, daß uns beiden ganz graulich zu Muthe wurde. Auch ist es nicht lange her, daß sich zur Nachtzeit ein solch sonderbarer Gesang hören ließ, den ich Ihnen nun gar nicht beschreiben kann. Es war offenbar die Stimme eines alten Weibes, die wir vernahmen, aber die Töne waren so gellend klar, und liefen in bunten Cadenzen und langen schneidenden Trillern so hoch hinauf, wie ich es, unerachtet ich doch in Italien, Frankreich und Deutschland so viel Sängerinnen gekannt, noch nie gehört habe. Mir war so, als würden französische Worte gesungen, doch konnt' ich das nicht genau unterscheiden, und überhaupt das tolle gespenstige Singen nicht lange anhören, denn mir standen

die Haare zu Berge. Zuweilen, wenn das Geräusch auf der Straße nachläßt, hören wir auch in der hintern Stube tiefe Seufzer, und dann ein dumpfes Lachen, das aus dem Boden hervor zu dröhnen scheint, aber das Ohr an die Wand gelegt, vernimmt man bald, daß es eben auch im Hause nebenan so seufzt und lacht. — Bemerken Sie — (er führte mich in das hintere Zimmer und zeigte durch's Fenster) bemerken Sie jene eiserne Röhre, die aus der Mauer hervor ragt, die raucht zuweilen so stark, selbst im Sommer, wenn doch gar nicht geheizt wird, daß mein Bruder schon oft wegen Feuersgefahr mit dem alten Hausverwalter gezankt hat, der sich aber damit entschuldigt, daß er sein Essen koche, was der aber essen mag, das weiß der Himmel, denn oft verbreitet sich, eben wenn jene Röhre recht stark raucht, ein sonderbarer ganz eigenthümlicher Geruch." — Die Glasthüre des Ladens knarrte, der Conditor eilte hinein und warf mir, nach der hineingetretenen Figur hinblickend, einen bedeutenden Blick zu. — Ich verstand ihn vollkommen. Konnte denn die sonderbare Gestalt jemand anders seyn als der Verwalter des geheimnißvollen Hauses? — Denkt Euch einen kleinen dürren Mann mit einem Mumienfarbnen Gesichte, spitzer Nase, zusammengekniffenen Lippen, grün funkelnden Katzenaugen, stetem wahnsinnigen Lächeln, altmodig mit aufgethürmtem Toupee und Klebelöckchen frisirtem stark gepudertem Haar, großem Haarbeutel, Postillon d'Amour, Kaffeebraunem altem verbleichtem, doch wohlgeschontem, gebürstetem Kleide, grauen Strümpfen, großen abgestumpften Schuhen mit Steinschnällchen. Denkt Euch, daß diese kleine dürre Figur doch, vorzüglich was die übergroßen Fäuste mit langen starken Fingern betrifft, robust geformt ist, und kräftig nach dem Ladentisch hinschreitet, dann aber stets lächelnd und starr hinschauend nach den in Krystallgläsern aufbewahrten Süßigkeiten mit ohnmächtiger klagender Stimme herausweint: „Ein Paar eingemachte Pomeranzen — ein Paar Makronen — ein Paar Zuckerkastanien ꝛc." Denkt Euch das und urtheilt selbst, ob hier Grund war, Seltsames zu ahnen oder nicht. Der Conditor suchte alles, was der Alte gefordert, zusammen. „Wiegen Sie, wiegen Sie, verehrter Herr Nachbar," jammerte der seltsame Mann, holte ächzend und keuchend einen kleinen ledernen Beutel aus der Tasche, und suchte mühsam Geld hervor. Ich bemerkte, daß das Geld, als er es auf den Ladentisch aufzählte, aus verschiedenen alten

zum Theil schon ganz aus dem gewöhnlichen Cours gekommenen Münzsorten bestand. Er that dabei sehr kläglich und murmelte: „Süß — süß — süß soll nun alles seyn — süß meinethalben; der Satan schmiert seiner Braut Honig ums Maul — puren Honig.“ Der Conditor schaute mich lachend an, und sprach dann zu dem Alten: „Sie scheinen nicht recht wohl zu seyn, ja, ja das Alter, das Alter, die Kräfte nehmen ab immer mehr und mehr.“ Ohne die Miene zu ändern rief der Alte mit erhöhter Stimme: „Alter? — Alter? — Kräfte abnehmen? — Schwach — matt werden! Ho ho — ho ho — ho ho!“ Und damit schlug er die Fäuste zusammen, daß die Gelenke knackten und sprang, in der Luft eben so gewaltig die Füße zusammenklappend, hoch auf, daß der ganze Laden dröhnte und alle Gläser zitternd erklangen. Aber in dem Augenblick erhob sich auch ein gräßliches Geschrei, der Alte hatte den schwarzen Hund getreten, der hinter ihm her geschlichen dicht an seine Füße geschmiegt auf dem Boden lag. „Verruchte Bestie! satanischer Höllenhund,“ stöhnte leise im vorigen Ton der Alte, öffnete die Tüte und reichte dem Hunde eine große Makrone hin. Der Hund, der in ein menschliches Weinen ausgebrochen, war sogleich still, setzte sich auf die Hinterpfoten und knapperte an der Makrone wie ein Eichhörnchen. Beide waren zu gleicher Zeit fertig, der Hund mit seiner Makrone, der Alte mit dem Verschließen und Einstecken seiner Tüte. „Gute Nacht, verehrter Herr Nachbar,“ sprach er jetzt, reichte dem Conditor die Hand, und drückte die des Conditors so, daß er laut aufschrie vor Schmerz. „Der alte schwächliche Greis wünscht Ihnen eine gute Nacht, bester Herr Nachbar Conditor,“ wiederholte er dann und schritt zum Laden heraus, hinter ihm der schwarze Hund mit der Zunge die Makronenreste vom Maule wegleckend. Mich schien der Alte gar nicht bemerkt zu haben, ich stand da ganz erstarrt vor Erstaunen. „Sehn Sie,“ fing der Conditor an, „sehen Sie, so treibt es der wunderliche Alte hier zuweilen, wenigstens in vier Wochen zwei, dreimal, aber nichts ist aus ihm heraus zu bringen, als daß er ehemals Kammerdiener des Grafen von S. war, daß er jetzt hier das Haus verwaltet, und jeden Tag (schon seit vielen Jahren) die Gräflich S—sche Familie erwartet, weshalb auch nichts vermiethet werden kann. Mein Bruder ging ihm einmal zu Leibe wegen des wunderlichen Getöns zur Nachtzeit, da sprach er aber sehr gelassen: „Ja! — die Leute sagen alle, es spuke

im Hause, glauben Sie es aber nicht, es thut nicht wahr seyn." — Die Stunde war gekommen, in der der gute Ton gebot, diesen Laden zu besuchen, die Thür öffnete sich, elegante Welt strömte hinein und ich konnte nicht weiter fragen. —

So viel stand nun fest, daß die Nachrichten des Grafen P. über das Eigenthum und die Benutzung des Hauses falsch waren, daß der alte Verwalter dasselbe seines Läugnens unerachtet nicht allein bewohnte, und daß ganz gewiß irgend ein Geheimniß vor der Welt dort verhüllt werden sollte. Mußte ich denn nicht die Erzählung von dem seltsamen, schauerlichen Gesange mit dem Erscheinen des schönen Arms am Fenster in Verbindung setzen? Der Arm saß nicht, konnte nicht sitzen an dem Leibe eines alten verschrumpften Weibes, der Gesang nach des Conditors Beschreibung nicht aus der Kehle des jungen blühenden Mädchens kommen. Doch für das Merkzeichen des Arms entschieden, konnt' ich leicht mich selbst überreden, daß vielleicht nur eine akustische Täuschung die Stimme alt und gellend klingen lassen, und daß eben so vielleicht nur des, vom Graulichen befangenen, Conditors trügliches Ohr die Töne so vernommen. — Nun dacht' ich an den Rauch, den seltsamen Geruch, an die wunderlich geformte Krystallflasche, die ich sah, und bald stand das Bild eines herrlichen, aber in verderblichen Zauberdingen befangenen Geschöpfs mir lebendig vor Augen. Der Alte wurde mir zum fatalen Hexenmeister, zum verdammten Zauberkerl, der vielleicht ganz unabhängig von der Gräflich S—schen Familie geworden, nun auf seine eigne Hand in dem verödeten Hause Unheilbringendes Wesen trieb. Meine Phantasie war im Arbeiten und noch in selbiger Nacht nicht sowohl im Traum, als im Deliriren des Einschlafens, sah ich deutlich die Hand mit dem funkelnden Diamant am Finger, den Arm mit der glänzenden Spange. Wie aus dünnen grauen Nebeln trat nach und nach ein holdes Antlitz mit wehmüthig flehenden blauen Himmelsaugen, dann die ganze wunderherrliche Gestalt eines Mädchens, in voller anmuthiger Jugendblüthe hervor. Bald bemerkte ich, daß das, was ich für Nebel hielt, der feine Dampf war, der aus der Krystallflasche, die die Gestalt in den Händen hielt, in sich kreiselndem Gewirbel emporstieg. „O du holdes Zauberbild," rief ich voll Entzücken, „o du holdes Zauberbild, thu' es mir kund, wo du weilst, was dich gefangen hält? — O wie du mich so voll Wehmuth und Liebe anblickst! — Ich weiß es, die

schwarze Kunst ist es, die dich befangen, du bist die unglückselige Sklavin des boshaften Teufels, der herumwandelt kaffeebraun und behaarbeutelt in Zuckerladen und in gewaltigen Sprüngen alles zerschmeißen will und Höllenhunde tritt, die er mit Makronen füttert, nachdem sie den satanischen Murki im fünfachtel Tackt abgeheult. — O ich weiß ja Alles, du holdes, anmuthiges Wesen! — Der Diamant ist der Reflex innerer Gluth! — ach hätt'st du ihn nicht mit deinem Herzblut getränkt, wie könnt' er so funkeln, so tausendfarbig strahlen in den allerherrlichsten Liebestönen, die je ein Sterblicher vernommen. — Aber ich weiß es wohl, das Band, was deinen Arm umschlingt, ist das Glied einer Kette, von der der Kaffeebraune spricht, sie sey magnetisch — Glaub' es nicht Herrliche! — ich sehe ja, wie sie herabhängt in die, von blauem Feuer glühende Retorte. — Die werf' ich um und du bist befreit! — Weiß ich denn nicht Alles — weiß ich denn nicht Alles, du Liebliche? Aber nun, Jungfrau! — nun öffne den Rosenmund, o sage" — In dem Augenblick griff eine knotige Faust über meine Schulter weg nach der Krystallflasche, die in tausend Stücke zersplittert in der Luft verstäubte. Mit einem leisen Ton dumpfer Wehklage war die anmuthige Gestalt verschwunden in finstrer Nacht. — Ha! — ich merk' es an Euerm Lächeln, daß Ihr schon wieder in mir den träumerischen Geisterseher findet, aber versichern kann ich Euch, daß der ganze Traum, wollt Ihr nun einmal nicht abgehen von dieser Benennung, den vollendeten Charakter der Vision hatte. Doch da ihr fortfahrt, mich so im prosaischen Unglauben anzulächeln, so will ich lieber gar nichts mehr davon sagen, sondern nur rasch weiter gehen. — Kaum war der Morgen angebrochen, als ich voll Unruhe und Sehnsucht nach der Allee lief, und mich hinstellte vor das öde Haus! — Außer den innern Vorhängen waren noch dichte Jalousien vorgezogen. Die Straße war noch völlig menschenleer, ich trat dicht an die Fenster des Erdgeschosses und horchte und horchte, aber kein Laut ließ sich hören, still blieb es wie im tiefen Grabe. — Der Tag kam herauf, das Gewerbe rührte sich, ich mußte fort. Was soll ich Euch damit ermüden, wie ich viele Tage hindurch das Haus zu jeder Zeit umschlich, ohne auch nur das mindeste zu entdecken, wie alle Erkundigung, alles Forschen zu keiner bestimmten Notiz führte, und wie endlich das schöne Bild meiner Vision zu verblassen begann. — Endlich, als ich einst am späten Abend von einem Spaziergange

heimkehrend bei dem öden Hause herangekommen, bemerkte ich, daß das Thor halb geöffnet war; ich schritt heran, der Kaffeebraune guckte heraus. Mein Entschluß war gefaßt. „Wohnt nicht der Geheime Finanzrath Binder hier in diesem Hause?“ So frug ich den Alten, indem ich ihn beinahe zurückdrängend in den, von einer Lampe matt erleuchteten Vorsaal trat. Der Alte blickte mich an mit seinem stehenden Lächeln und sprach leise und gezogen: „Nein, der wohnt nicht hier, hat niemals hier gewohnt, wird niemals hier wohnen, wohnt auch in der ganzen Allee nicht. — Aber die Leute sagen, es spuke hier in diesem Hause, jedoch kann ich versichern, daß es nicht wahr ist, es ist ein ruhiges, hübsches Haus, und morgen zieht die gnädige Gräfin von S. ein und — Gute Nacht, mein lieber Herr!“ — Damit manövrirte mich der Alte zum Hause hinaus, und verschloß hinter mir das Thor. Ich vernahm, wie er keuchend und hustend mit dem klirrenden Schlüsselbunde über den Flur wegscharrte und dann Stufen, wie mir vorkam, herabstieg. Ich hatte in der kurzen Zeit so viel bemerkt, daß der Flur mit alten bunten Tapeten behängt, und wie ein Saal mit großen, mit rothem Damast beschlagenen Lehnsesseln möblirt war, welches denn doch ganz verwunderlich aussah.

Nun gingen, wie geweckt durch mein Eindringen in das geheimnißvolle Haus, die Abentheuer auf! — Denkt Euch, denkt Euch, so wie ich den andern Tag in der Mittagsstunde die Allee durchwandere und mein Blick schon in der Ferne sich unwillkürlich nach dem öden Hause richtet, sehe ich an dem letzten Fenster des obern Stocks etwas schimmern. — Näher getreten bemerke ich, daß die äußere Jalousie ganz, der innere Vorhang halb aufgezogen ist. Der Diamant funkelt mir entgegen. — O Himmel! gestützt auf den Arm blickt mich wehmüthig flehend jenes Antlitz meiner Vision an. — War es möglich in der auf und abwogenden Masse stehen zu bleiben? — In dem Augenblick fiel mir die Bank ins Auge, die für die Lustwandler in der Allee in der Richtung des öden Hauses, wiewohl man sich darauf niederlassend dem Hause den Rücken kehrte, angebracht war. Schnell sprang ich in die Allee, und mich über die Lehne der Bank wegbeugend konnt' ich nun ungestört nach dem verhängnißvollen Fenster schauen. Ja! Sie war es, das anmuthige, holdselige Mädchen, Zug für Zug! — Nur schien ihr Blick ungewiß. — Nicht nach mir, wie es vorhin schien, blickte sie, vielmehr hatten die Augen etwas todt-

starres, und die Täuschung eines lebhaft gemalten Bildes wäre möglich gewesen, hätten sich nicht Arm und Hand zuweilen bewegt. Ganz versunken in den Anblick des verwunderlichen Wesens am Fenster, das mein Innerstes so seltsam aufregte, hatte ich nicht die quäkende Stimme des italienischen Tabuletkrämers gehört, der mir vielleicht schon lange unaufhörlich seine Waaren anbot. Er zupfte mich endlich am Arm; schnell mich umdrehend, wies ich ihn ziemlich hart und zornig ab. Er ließ aber nicht nach mit Bitten und Quälen. Noch gar nichts habe er heute verdient, nur ein Paar Bleifedern, ein Bündelchen Zahnstocher möge ich ihm abkaufen. Voller Ungeduld, den Ueberlästigen nur geschwind los zu werden, griff ich in die Tasche nach dem Geldbeutel. Mit den Worten: „Auch hier hab' ich noch schöne Sachen!" zog er den untern Schub seines Kastens heraus, und hielt mir einen kleinen runden Taschenspiegel, der in dem Schub unter andern Gläsern lag, in kleiner Entfernung seitwärts vor. — Ich erblickte das öde Haus hinter mir, das Fenster und in den schärfsten deutlichsten Zügen die holde Engelsgestalt meiner Vision — Schnell kauft' ich den kleinen Spiegel, der mir es nun möglich machte, in bequemer Stellung, ohne den Nachbarn aufzufallen, nach dem Fenster hinzuschauen. — Doch, indem ich nun länger und länger das Gesicht im Fenster anblickte, wurd' ich von einem seltsamen, ganz unbeschreiblichen Gefühl, das ich beinahe waches Träumen nennen möchte, befangen. Mir war es, als lähme eine Art Starrsucht nicht sowohl mein ganzes Regen und Bewegen als vielmehr nur meinen Blick, den ich nun niemals mehr würde abwenden können von dem Spiegel. Mit Beschämung muß ich Euch bekennen, daß mir jenes Ammenmährchen einfiel, womit mich in früher Kindheit meine Wartfrau augenblicklich zu Bette trieb, wenn ich mich etwa gelüsten ließ, Abends vor dem großen Spiegel in meines Vaters Zimmer stehen zu bleiben und hinein zu gucken. Sie sagte nämlich, wenn Kinder Nachts in den Spiegel blickten, gucke ein fremdes, garstiges Gesicht heraus, und der Kinder Augen blieben dann erstarrt stehen. Mir war das ganz entsetzlich graulich, aber in vollem Grausen konnt' ich doch oft nicht unterlassen, wenigstens nach dem Spiegel hin zu blinzeln, weil ich neugierig war auf das fremde Gesicht. Einmal glaubt' ich ein Paar gräßliche glühende Augen aus dem Spiegel fürchterlich herausfunkeln zu sehen, ich schrie auf und stürzte dann ohnmächtig

nieder. In diesem Zufall brach eine langwierige Krankheit aus, aber noch jetzt ist es mir, als hätten jene Augen mich wirklich angefunkelt. — Kurz alles dieses tolle Zeug aus meiner frühen Kindheit fiel mir ein, Eiskälte bebte durch meine Adern — ich wollte den Spiegel von mir schleudern — ich vermocht' es nicht — nun blickten mich die Himmelsaugen der holden Gestalt an — ja ihr Blick war auf mich gerichtet und strahlte bis ins Herz hinein. — Jenes Grausen, das mich plötzlich ergriffen, ließ von mir ab und gab Raum dem wonnigen Schmerz süßer Sehnsucht, die mich mit elektrischer Wärme durchglühte. „Sie haben da einen niedlichen Spiegel," sprach eine Stimme neben mir. Ich erwachte aus dem Traum und war nicht wenig betroffen, als ich neben mir von beiden Seiten mich zweideutig anlächelnde Gesichter erblickte. Mehrere Personen hatten auf derselben Bank Platz genommen, und nichts war gewisser, als daß ich ihnen mit dem starren Hineinblicken in den Spiegel und vielleicht auch mit einigen seltsamen Gesichtern, die ich in meinem exaltirten Zustande schnitt, auf meine Kosten ein ergötzliches Schauspiel gegeben. „Sie haben da einen niedlichen Spiegel," wiederholte der Mann, als ich nicht antwortete, mit einem Blick, der jener Frage noch hinzufügte: „Aber sagen Sie mir, was soll das wahnsinnige Hineinstarren, erscheinen Ihnen Geister" ꝛc. Der Mann, schon ziemlich hoch in Jahren, sehr sauber gekleidet, hatte im Ton der Rede, im Blick etwas ungemein Gutmüthiges und Zutrauen Erweckendes. Ich nahm gar keinen Anstand, ihm geradehin zu sagen, daß ich im Spiegel ein wundervolles Mädchen erblickt, das hinter mir im Fenster des öden Hauses gelegen. — Noch weiter ging ich, ich fragte den Alten, ob er nicht auch das holde Antlitz gesehen. „Dort drüben? — in dem alten Hause — in dem letzten Fenster?" so fragte mich nun wieder ganz verwundert der Alte. „Allerdings, allerdings," sprach ich; da lächelte der Alte sehr und fing an: „Nun das ist doch eine wunderliche Täuschung — nun meine alten Augen — Gott ehre mir meine alten Augen. Ei ei, mein Herr, wohl habe ich mit unbewaffnetem Auge das hübsche Gesicht dort im Fenster gesehen, aber es war ja ein, wie es mir schien, recht gut und lebendig in Oel gemaltes Portrait." Schnell drehte ich mich um nach dem Fenster, alles war verschwunden, die Jalousie herunter gelassen. „Ja!" fuhr der Alte fort, „ja, mein Herr, nun ists zu spät, sich davon zu überzeugen, denn

eben nahm der Bediente, der dort, wie ich weiß, als Castellan das Absteigequartier der Gräfin von S. ganz allein bewohnt, das Bild, nachdem er es abgestäubt, vom Fenster fort und ließ die Jalousie herunter.“ „War es denn gewiß ein Bild?“ fragte ich nochmals ganz bestürzt. „Trauen Sie meinen Augen,“ erwiederte der Alte. „Daß Sie nur den Reflex des Bildes im Spiegel sahen, vermehrte gewiß sehr die optische Täuschung und — wie ich noch in Ihren Jahren war, hätt' ich nicht auch das Bild eines schönen Mädchens, kraft meiner Phantasie, ins Leben gerufen?“ „Aber Hand und Arm bewegten sich doch,“ fiel ich ein. „Ja, ja, sie regten sich, alles regte sich,“ sprach der Alte, lächelnd und sanft mich auf die Schulter klopfend. Dann stand er auf und verließ mich, höflich sich verbeugend, mit den Worten: Nehmen Sie Sich doch vor Taschenspiegeln in Acht, die so häßlich lügen. — Ganz gehorsamster Diener.“ — Ihr könnt denken, wie mir zu Muthe war, als ich mich so als einen thörichten, blödsichtigen Phantasten behandelt sah. Mir kam die Ueberzeugung, daß der Alte Recht hatte, und daß nur in mir selbst das tolle Gaukelspiel aufgegangen, das mich mit dem öden Hause, zu meiner eignen Beschämung, so garstig mystifizirte.

Ganz voller Unmuth und Verdruß lief ich nach Hause, fest entschlossen, mich ganz los zu sagen von jedem Gedanken an die Mysterien des öden Hauses, und wenigstens einige Tage hindurch die Allee zu vermeiden. Dies hielt ich treulich, und kam noch hinzu, daß mich den Tag über dringend gewordene Geschäfte am Schreibtisch, an den Abenden aber geistreiche fröhliche Freunde in ihrem Kreise festhielten, so mußt' es wohl geschehen, daß ich beinahe gar nicht mehr an jene Geheimnisse dachte. Nur begab es sich in dieser Zeit, daß ich zuweilen aus dem Schlaf auffuhr, wie plötzlich durch äußere Berührung geweckt, und dann war es mir doch deutlich, daß nur der Gedanke an das geheimnißvolle Wesen, das ich in meiner Vision und in dem Fenster des öden Hauses erblickt, mich geweckt hatte. Ja selbst während der Arbeit, während der lebhaftesten Unterhalung mit meinen Freunden, durchfuhr mich oft plötzlich, ohne weitern Anlaß, jener Gedanke, wie ein elektrischer Blitz. Doch waren dies nur schnell vorübergehende Momente. Den kleinen Taschenspiegel, der mir so täuschend das anmuthige Bildniß reflektirt, hatte ich zum prosaischen Hausbedarf bestimmt. Ich pflegte mir vor demselben die Halsbinde

fest zu knüpfen. So geschah es, daß er mir, als ich einst dies wichtige Geschäft abthun wollte, blind schien, und ich ihn nach bekannter Methode anhauchte, um ihn dann hell zu poliren. — Alle meine Pulse stockten, mein Innerstes bebte vor wonnigem Grauen! — ja so muß ich das Gefühl nennen, das mich übermannte, als ich, so wie mein Hauch den Spiegel überlief, im bläulichen Nebel das holde Antlitz sah, das mich mit jenem wehmüthigen, das Herz durchbohrenden Blick anschaute! — Ihr lacht? — Ihr seid mit mir fertig, ihr haltet mich für einen unheilbaren Träumer, aber sprecht, denkt, was ihr wollt, genug, die Holde blickte mich an aus dem Spiegel, aber so wie der Hauch zerrann, verschwand das Gesicht in dem Funkeln des Spiegels. — Ich will Euch nicht ermüden, ich will Euch nicht herzählen alle Momente, die sich, einer aus dem andern, entwickelten. Nur so viel will ich sagen, daß ich unaufhörlich die Versuche mit dem Spiegel erneuerte, daß es mir oft gelang, das geliebte Bild durch meinen Hauch hervor zu rufen, daß aber manchmal die angestrengtesten Bemühungen ohne Erfolg blieben. Dann rannte ich wie wahnsinnig auf und ab vor dem öden Hause und starrte in die Fenster, aber kein menschliches Wesen wollte sich zeigen. — Ich lebte nur in dem Gedanken an Sie, alles übrige war abgestorben für mich, ich vernachlässigte meine Freunde, meine Studien. — Dieser Zustand, wollte er in mildern Schmerz, in träumerische Sehnsucht übergehen, ja schien es, als wolle das Bild an Leben und Kraft verlieren, wurde oft bis zur höchsten Spitze gesteigert, durch Momente, an die ich noch jetzt mit tiefem Entsetzen denke. — Da ich von einem Seelenzustande rede, der mich hätte ins Verderben stürzen können, so ist für Euch, Ihr Ungläubigen, da nichts zu belächeln und zu bespötteln, hört und fühlt mit mir, was ich ausgestanden. — Wie gesagt, oft, wenn jenes Bild ganz verblaßt war, ergriff mich ein körperliches Uebelbefinden, die Gestalt trat, wie sonst niemals, mit einer Lebendigkeit, mit einem Glanz hervor, daß ich sie zu erfassen wähnte. Aber dann kam es mir auf grauliche Weise vor, ich sey selbst die Gestalt, und von den Nebeln des Spiegels umhüllt und umschlossen. Ein empfindlicher Bruſtschmerz, und dann gänzliche Apathie endigte den peinlichen Zustand, der immer eine, das innerste Mark wegzehrende Erschöpfung hinterließ. In diesen Momenten mißlang jeder Versuch mit dem Spiegel, hatte ich mich aber erkräftigt, und trat dann das

Bild wieder lebendig aus dem Spiegel hervor, so mag ich nicht leugnen, daß sich damit ein besonderer, mir sonst fremder physischer Reiz verband. — Diese ewige Spannung wirkte gar verderblich auf mich ein, blaß wie der Tod und zerstört im ganzen Wesen schwankte ich umher, meine Freunde hielten mich für krank, und ihre ewigen Mahnungen brachten mich endlich dahin, über meinen Zustand, so wie ich es nur vermochte, ernstlich nachzusinnen. War es Absicht oder Zufall, daß einer der Freunde, welcher Arzneikunde studirte, bei einem Besuch Reils Buch über Geisteszerrüttung zurückließ. Ich fing an zu lesen, das Werk zog mich unwiderstehlich an, aber wie ward mir, als ich in allem, was über fixen Wahnsinn gesagt wird, mich selbst wieder fand! — Das tiefe Entsetzen, das ich, mich selbst auf dem Wege zum Tollhause erblickend, empfand, brachte mich zur Besinnung und zum festen Entschluß, den ich rasch ausführte. Ich steckte meinen Taschenspiegel ein und eilte schnell zu dem Doktor K., berühmt durch seine Behandlung und Heilung der Wahnsinnigen, durch sein tieferes Eingehen in das psychische Prinzip, welches oft sogar körperliche Krankheiten hervorzubringen und wieder zu heilen vermag. Ich erzählte ihm Alles, ich verschwieg ihm nicht den kleinsten Umstand und beschwor ihn mich zu retten vor dem ungeheuern Schicksal, von dem bedroht ich mich glaubte. Er hörte mich sehr ruhig an, doch bemerkte ich wohl in seinem Blick tiefes Erstaunen. „Noch," fing er an, „noch ist die Gefahr keinesweges so nahe als Sie glauben und ich kann mit Gewißheit behaupten, daß ich sie ganz abzuwenden vermag. Daß Sie auf unerhörte Weise psychisch angegriffen sind, leidet gar keinen Zweifel, aber die völlige klare Erkenntniß dieses Angriffs irgend eines bösen Prinzips giebt Ihnen selbst die Waffen in die Hand, sich dagegen zu wehren. Lassen Sie mir Ihren Taschenspiegel, zwingen Sie sich zu irgend einer Arbeit, die Ihre Geisteskräfte in Anspruch nimmt, meiden Sie die Allee, arbeiten Sie von der Frühe an, so lange Sie es nur auszuhalten vermögen, dann aber, nach einem tüchtigen Spaziergange, fort in die Gesellschaft Ihrer Freunde, die Sie so lange vermißt. Essen Sie nahrhafte Speisen, trinken Sie starken kräftigen Wein. Sie sehen, daß ich blos die fixe Idee, das heißt, die Erscheinung des Sie bethörenden Antlitzes im Fenster des öden Hauses und im Spiegel vertilgen, Ihren Geist auf andere Dinge leiten und Ihren Körper stärken will. Stehen Sie selbst meiner Absicht redlich bei." —

Es wurde mir schwer, mich von dem Spiegel zu trennen, der Arzt, der ihn schon genommen, schien es zu bemerken, er hauchte ihn an und frug, indem er mir ihn vorhielt: „Sehen Sie etwas?“ „Nicht das Mindeste,“ erwiederte ich, wie es sich auch in der That verhielt. „Hauchen Sie den Spiegel an,“ sprach dann der Arzt, indem er mir den Spiegel in die Hand gab. Ich that es, das Wunderbild trat deutlicher als je hervor. „Da ist sie,“ rief ich laut. Der Arzt schaute hinein und sprach dann: „ich sehe nicht das Mindeste, aber nicht verhehlen mag ich Ihnen, daß ich in dem Augenblick, als ich in Ihren Spiegel sah, einen unheimlichen Schauer fühlte, der aber gleich vorüberging. Sie bemerken, daß ich ganz aufrichtig bin, und eben deshalb wohl Ihr ganzes Zutrauen verdiene. Wiederholen Sie doch den Versuch.“ Ich that es, der Arzt umfaßte mich, ich fühlte seine Hand auf dem Rückenwirbel. — Die Gestalt kam wieder, der Arzt, mit mir in den Spiegel schauend erblaßte, dann nahm er mir den Spiegel aus der Hand, schauete nochmals hinein, verschloß ihn in dem Pult, und kehrte erst, als er einige Sekunden hindurch die Hand vor der Stirn schweigend da gestanden, zu mir zurück. „Befolgen Sie,“ fing er an, „befolgen Sie genau meine Vorschriften. Ich darf Ihnen bekennen, daß jene Momente, in denen Sie außer sich selbst gesetzt Ihr eignes Ich in physischem Schmerz fühlten, mir noch sehr geheimnißvoll sind, aber ich hoffe Ihnen recht bald mehr darüber sagen zu können.“ — Mit festem, unabänderlichem Willen, so schwer es mir auch ankam, lebte ich zur Stunde den Vorschriften des Arztes gemäß, und so sehr ich auch bald den wohlthätigen Einfluß anderer Geistesanstrengung und der übrigen verordneten Diät verspürte, so blieb ich doch nicht frei von jenen furchtbaren Anfällen, die Mittags um zwölf Uhr, viel stärker aber Nachts um zwölf Uhr sich einzustellen pflegten. Selbst in munterer Gesellschaft bei Wein und Gesang war es oft, als durchführen plötzlich mein Inneres spitzige glühende Dolche, und alle Macht des Geistes reichte dann nicht hin zum Widerstande, ich mußte mich entfernen und durfte erst wiederkehren, wenn ich aus dem Ohnmachtähnlichen Zustande erwacht. — Es begab sich, daß ich mich einst bei einer Abendgesellschaft befand, in der über psychische Einflüsse und Wirkungen, über das dunkle unbekannte Gebiet des Magnetismus gesprochen wurde. Man kam vorzüglich auf die Möglichkeit der Einwirkung eines entfernten psychischen Prinzips, sie wurde

aus vielen Beispielen bewiesen, und vorzüglich führte ein junger, dem Magnetismus ergebener, Arzt an, daß er, wie mehrere andere, oder vielmehr wie alle kräftige Magnetiseurs, es vermöge, aus der Ferne bloß durch den festfixirten Gedanken und Willen auf seine Somnambulen zu wirken. Alles was Kluge, Schubert, Bartels u. m. darüber gesagt haben, kam nach und nach zum Vorschein. „Das Wichtigste," fing endlich einer der Anwesenden, ein als scharfsinniger Beobachter bekannter Mediziner, an, „das Wichtigste von Allem bleibt mir immer, daß der Magnetismus manches Geheimniß, das wir als gemeine schlichte Lebenserfahrung nun eben für kein Geheimniß erkennen wollen, zu erschließen scheint. Nur müssen wir freilich behutsam zu Werke gehn. — Wie kommt es denn, daß ohne allen äußern oder innern uns bekannten Anlaß, ja unsere Ideenkette zerreißend, irgend eine Person, oder wohl gar das treue Bild irgend einer Begebenheit so lebendig, so sich unsers ganzen Ichs bemeisternd uns in den Sinn kommt, daß wir selbst darüber erstaunen. Am merkwürdigsten ist es, daß wir oft im Traume auffahren. Das ganze Traumbild ist in den schwarzen Abgrund versunken, und im neuen, von jenem Bilde ganz unabhängigen Traum tritt uns mit voller Kraft des Lebens ein Bild entgegen, das uns in ferne Gegenden versetzt und plötzlich scheinbar uns ganz fremd gewordene Personen, an die wir seit Jahren nicht mehr dachten, entgegenführt. Ja, noch mehr! oft schauen wir auf eben die W:ise ganz fremde unbekannte Personen, die wir vielleicht Jahre nachher erst kennen lernen. Das bekannte: Mein Gott, der Mann, die Frau, kommt mir so zum Erstaunen bekannt vor, ich dächt' ich hätt' ihn, sie, schon irgendwo gesehen, ist vielleicht, da dies oft schlechterdings unmöglich, die dunkle Erinnerung an ein solches Traumbild. Wie, wenn dies plötzliche Hineinspringen fremder Bilder in unsere Ideenreihe, die uns gleich mit besonderer Kraft zu ergreifen pflegen, eben durch ein fremdes psychisches Prinzip veranlaßt würde? Wie, wenn es dem fremden Geiste unter gewissen Umständen möglich wäre, den magnetischen Rapport auch ohne Vorbereitung so herbei zu führen, daß wir uns willenlos ihm fügen müßten?" „So kämen wir," fiel ein Anderer lachend ein, „mit einem gar nicht zu großen Schritt auf die Lehre von Verhexungen, Zauberbildern, Spiegeln und andern unsinnigen abergläubischen Phantastereien längst verjährter alberner Zeit." „Ei," unterbrach der Mediziner den Ungläubigen,

„keine Zeit kann verjähren und noch viel weniger hat es jemals eine alberne Zeit gegeben, wenn wir nicht etwa jede Zeit, in der Menschen zu denken sich unterfangen mögen, mithin auch die unsrige, für albern erkennen wollen. — Es ist ein eignes Ding, etwas geradezu wegläugnen zu wollen, was oft sogar durch streng juristisch geführten Beweis festgestellt ist, und so wenig ich der Meinung bin, daß in dem dunkeln geheimnißvollen Reiche, welches unseres Geistes Heimath ist, auch nur ein einziges, unserm blöden Auge recht hell leuchtendes Lämpchen brennt, so ist doch so viel gewiß, daß uns die Natur das Talent und die Neigung der Maulwürfe nicht versagt hat. Wir suchen, verblindet wie wir sind, uns weiter zu arbeiten auf finstern Wegen. Aber so wie der Blinde auf Erden an dem flüsternden Rauschen der Bäume, an dem Murmeln und Plätschern des Wassers, die Nähe des Waldes, der ihn in seinen kühlenden Schatten aufnimmt, des Baches, der den Durstenden labt, erkennt, und so das Ziel seiner Sehnsucht erreicht, so ahnen wir an dem tönenden Flügelschlag unbekannter, uns mit Geisterathem berührender Wesen, daß der Pilgergang uns zur Quelle des Lichts führt, vor dem unsere Augen sich aufthun!" — Ich konnte mich nicht länger halten; „Sie statuiren also," wandte ich mich zu dem Mediziner, „die Einwirkung eines fremden geistigen Prinzips, dem man sich willenlos fügen muß?" „Ich halte," erwiederte der Mediziner, „ich halte, um nicht zu weit zu gehen, diese Einwirkung nicht allein für möglich, sondern auch andern, durch den magnetischen Zustand deutlicher gewordenen Operationen des psychischen Prinzips für ganz homogen." „So könnt' es auch," fuhr ich fort, „dämonischen Kräften verstattet seyn, feindlich verderbend auf uns zu wirken?" „Schnöde Kunststücke gefallner Geister," erwiederte der Mediziner lächelnd. — „Nein, denen wollen wir nicht erliegen. Und überhaupt bitt' ich, meine Andeutungen für nichts anders zu nehmen, als eben nur für Andeutungen, denen ich noch hinzufüge, daß ich keinesweges an unbediugte Herrschaft eines geistigen Prinzips über das andere glauben, sondern vielmehr annehmen will, daß entweder irgend eine Abhängigkeit, Schwäche des innern Willens, oder eine Wechselwirkung Statt finden muß, die jener Herrschaft Raum giebt." „Nun erst," fing ein ältlicher Mann an, der so lange geschwiegen und nur aufmerksam zugehört, „nun erst kann ich mich mit Ihren seltsamen Gedanken über Geheimnisse, die uns ver-

schlossen bleiben sollen, einigermaßen befreunden. Giebt es geheimnißvolle thätige Kräfte, die mit bedrohlichen Angriffen auf uns zutreten, so kann uns dagegen nur irgend eine Abnormität im geistigen Organism Kraft und Muth zum sieghaften Widerstande rauben. Mit einem Wort, nur geistige Krankheit — die Sünde macht uns unterthan dem dämonischen Prinzip. Merkwürdig ist es, daß von den ältesten Zeiten her die den Menschen im Innersten verstörendste Gemüthsbewegung es war, an der sich dämonische Kräfte übten. Ich meine nichts anders als die Liebesverzauberungen, von denen alle Chroniken voll sind. In tollen Hexenprozessen kommt immer dergleichen vor, und selbst in dem Gesetzbuch eines sehr aufgeklärten Staats wird von den Liebestränken gehandelt, die insofern auch rein psychisch zu wirken bestimmt sind, als sie nicht Liebeslust im Allgemeinen erwecken, sondern unwiderstehlich an eine bestimmte Person bannen sollen. Ich werde in diesen Gesprächen an eine tragische Begebenheit erinnert, die sich in meinem eignen Hause vor weniger Zeit zutrug. Als Bonaparte unser Land mit seinen Truppen überschwemmt hatte, wurde ein Obrister von der italienischen Nobelgarde bei mir einquartiert. Er war einer von den wenigen Offizieren der sogenannten großen Armee, die sich durch ein stilles bescheidnes edles Betragen auszeichneten. Sein todbleiches Gesicht, seine düstern Augen zeugten von Krankheit oder tiefer Schwermuth. Nur wenige Tage war er bei mir, als sich auch der besondere Zufall kund that, von dem er behaftet. Eben befand ich mich auf seinem Zimmer, als er plötzlich mit tiefen Seufzern die Hand auf die Brust, oder vielmehr auf die Stelle des Magens legte, als empfinde er tödtliche Schmerzen. Er konnte bald nicht mehr sprechen, er war genöthigt sich in den Sopha zu werfen, dann aber verloren plötzlich seine Augen die Sehkraft und er erstarrte zur bewußtlosen Bildsäule. Mit einem Ruck wie aus dem Traume auffahrend, erwachte er endlich, aber vor Mattigkeit konnte er mehrere Zeit hindurch sich nicht regen und bewegen. Mein Arzt, den ich ihm sandte, behandelte ihn, nachdem andere Mittel fruchtlos geblieben, magnetisch, und dies schien zu wirken; wiewohl der Arzt bald davon ablassen mußte, da er selbst beim Magnetisiren des Kranken von einem unerträglichen Gefühl des Uebelseyns ergriffen wurde. Er hatte übrigens des Obristen Zutrauen gewonnen, und dieser sagte ihm, daß in jenen Momenten sich ihm das Bild eines Frauenzimmers nahe,

die er in Pisa gekannt; dann würde es ihm als wenn ihre glühenden Blicke in sein Inneres führen, und er fühle die unerträglichsten Schmerzen, bis er in völlige Bewußtlosigkeit versinke. Aus diesem Zustande bleibe ihm ein dumpfer Kopfschmerz, und eine Abspannung, als habe er geschwelgt im Liebesgenuß, zurück. Nie ließ er sich über die näheren Verhältnisse aus, in denen er vielleicht mit jenem Frauenzimmer stand. Die Truppen sollten aufbrechen, gepackt stand der Wagen des Obristen vor der Thür, er frühstückte, aber in dem Augenblicke, als er ein Glas Madera zum Munde führen wollte, stürzte er mit einem dumpfen Schrei vom Stuhle herab. Er war todt. Die Aerzte fanden ihn vom Nervenschlag getroffen. Einige Wochen nachher wurde ein an den Obristen adressirter Brief bei mir abgegeben. Ich hatte gar kein Bedenken ihn zu öffnen, um vielleicht ein Näheres von den Verwandten des Obristen zu erfahren, und ihnen Nachricht von seinem plötzlichen Tode geben zu können. Der Brief kam von Pisa und enthielt ohne Unterschrift die wenigen Worte: Unglückseliger! Heute, am 7. — um zwölf Uhr Mittag sank Antonia, dein trügerisches Abbild mit liebenden Armen umschlingend, todt nieder! — Ich sah den Kalender nach, in dem ich des Obristen Tod angemerkt hatte und fand, daß Antonia's Todesstunde auch die seinige gewesen." — Ich hörte nicht mehr, was der Mann noch seiner Geschichte hinzusetzte; denn in dem Entsetzen, das mich ergriffen, als ich in des italienischen Obristen Zustand den meinigen erkannte, ging mit wüthendem Schmerz eine solche wahnsinnige Sehnsucht nach dem unbekannten Bilde auf, daß ich davon überwältigt aufspringen und hineilen mußte nach dem verhängnißvollen Hause. Es war mir in der Ferne, als säh' ich Lichter blitzen durch die festverschlossenen Jalousien, aber der Schein verschwand, als ich näher kam. Rasend vor dürstendem Liebesverlangen stürzte ich auf die Thür; sie wich meinem Druck, ich stand auf dem matt erleuchteten Hausflur, von einer dumpfen, schwülen Luft umfangen. Das Herz pochte mir vor seltsamer Angst und Ungeduld, da ging ein langer, schneidender, aus weiblicher Kehle strömender Ton durch das Haus, und ich weiß selbst nicht, wie es geschah, daß ich mich plötzlich in einem mit vielen Kerzen hell erleuchteten Saale befand, der in alterthümlicher Pracht mit vergoldeten Meublen und seltsamen japanischen Gefäßen verziert war. Starkduftendes Räucherwerk wallte in blauen Nebelwolken auf mich zu.

„Willkommen — willkommen, süßer Bräutigam — die Stunde ist da, die Hochzeit nah!“ — So rief laut und lauter die Stimme eines Weibes, und eben so wenig, als ich weiß, wie ich plötzlich in den Saal kam, eben so wenig vermag ich zu sagen, wie es sich begab, daß plötzlich aus dem Nebel eine hohe jugendliche Gestalt in reichen Kleidern hervorleuchtete. Mit dem wiederholten gellenden Ruf: „Willkommen süßer Bräutigam,“ trat sie mit ausgebreiteten Armen mir entgegen — und ein gelbes, von Alter und Wahnsinn gräßlich verzerrtes Antlitz starrte mir in die Augen. Von tiefem Entsetzen durchbebt wankte ich zurück; wie durch den glühenden, durchbohrenden Blick der Klapperschlange fest gezaubert, konnte ich mein Auge nicht abwenden von dem gräulichen alten Weibe, konnte ich keinen Schritt weiter mich bewegen. Sie trat näher auf mich zu, da war es mir, als sei das scheußliche Gesicht nur eine Maske von dünnem Flor, durch den die Züge jenes holden Spiegelbildes durchblickten. Schon fühlt' ich mich von den Händen des Weibes berührt, als sie laut aufkreischend vor mir zu Boden sank und hinter mir eine Stimme rief: „Hu hu! — treibt schon wieder der Teufel sein Bocksspiel mit Ew. Gnaden, zu Bette, zu Bette, meine Gnädigste, sonst setzt es Hiebe, gewaltige Hiebe!“ — Ich wandte mich rasch um und erblickte den alten Hausverwalter im bloßen Hemde, eine tüchtige Peitsche über dem Haupte schwingend. Er wollte losschlagen auf die Alte, die sich heulend am Boden krümmte. Ich fiel ihm in den Arm, aber mich von sich schleudernd rief er: „Donnerwetter, Herr, der alte Satan hätte Sie ermordet, kam ich nicht dazwischen — fort, fort, fort.“ — Ich stürzte zum Saal heraus, vergebens sucht' ich in dicker Finsterniß die Thür des Hauses. Nun hört' ich die zischenden Hiebe der Peitsche und das Jammergeschrei der Alten. Laut wollte ich um Hülfe rufen, als der Boden unter meinen Füßen schwand, ich fiel eine Treppe herab und traf auf eine Thür so hart, daß sie aufsprang und ich der Länge nach in ein kleines Zimmer stürzte. An dem Bette, das jemand so eben verlassen zu haben schien, an dem kaffeebraunen, über einen Stuhl gehängten Rocke mußte ich augenblicklich die Wohnung des alten Hausverwalters erkennen. Wenige Augenblicke nachher polterte es die Treppe herab, der Hausverwalter stürzte herein und hin zu meinen Füßen. „Um aller Seligkeit willen,“ flehte er mit aufgehobenen Händen, „um aller Seligkeit willen, wer Sie auch seyn

11 *

mögen, wie der alte gnädige Hexensatan Sie auch hierher gelockt haben mag, verschweigen Sie, was hier geschehen, sonst komme ich um Amt und Brod! — Die wahnsinnige Excellenz ist abgestraft und liegt gebunden im Bette. O schlafen Sie doch, geehrtester Herr! recht sanft und süß. — Ja ja, das thun Sie doch fein — eine schöne warme Julius Nacht, zwar kein Mondschein, aber beglückter Sternenschimmer. — Nun ruhige, glückliche Nacht.“ — Unter diesen Reden war der Alte aufgesprungen, hatte ein Licht genommen, mich herausgebracht aus dem Souterrain, mich zur Thür hinausgeschoben und diese fest verschlossen. Ganz verstört eilt' ich nach Hause, und Ihr könnt wohl denken, daß ich, zu tief von dem grauenvollen Geheimniß ergriffen, auch nicht den mindesten nur wahrscheinlichen Zusammenhang der Sache mir in den ersten Tagen denken konnte. Nur so viel war gewiß, daß, hielt mich so lange ein böser Zauber gefangen, dieser jetzt in der That von mir abgelassen hatte. Alle schmerzliche Sehnsucht nach dem Zauberbilde in dem Spiegel war gewichen, und bald gemahnte mich jener Auftritt im öden Gebäude wie das unvermuthete Hineingerathen in ein Tollhaus. Daß der Hausverwalter zum tyrannischen Wächter einer wahnsinnigen Frau von vornehmer Geburt, deren Zustand vielleicht der Welt verborgen bleiben sollte, bestimmt worden, daran war nicht zu zweifeln, wie aber der Spiegel — das tolle Zauberwesen überhaupt — doch weiter — weiter!

Später begab es sich, daß ich in zahlreicher Gesellschaft den Grafen P. fand, der mich in eine Ecke zog und lachend sprach: „Wissen Sie wohl, daß sich die Geheimnisse unseres öden Hauses zu enthüllen anfangen?“ Ich horchte hoch auf, aber indem der Graf weiter erzählen wollte, öffneten sich die Flügelthüren des Eßsaals, man ging zur Tafel. Ganz vertieft in Gedanken an die Geheimnisse, die mir der Graf entwickeln wollte, hatte ich einer jungen Dame den Arm geboten und war mechanisch der in steifem Zeremoniell sehr langsam daher schreitenden Reihe gefolgt. Ich führe meine Dame zu dem offnen Platz, der sich uns darbietet, schaue sie nun erst recht an und — erblicke mein Spiegelbild in den getreusten Zügen, so daß gar keine Täuschung möglich ist. Daß ich im Innersten erbebte, könnt Ihr Euch wohl denken, aber eben so muß ich Euch versichern, daß sich auch nicht der leiseste Anklang jener verderblichen wahnsinnigen Liebeswuth in mir regte, die mich ganz und gar befing, wenn mein

Hauch das wunderbare Frauenbild aus dem Spiegel hervorrief. — Meine Befremdung, noch mehr, mein Erschrecken muß lesbar gewesen seyn in meinem Blick, denn das Mädchen sah mich ganz verwundert an, so daß ich für nöthig hielt, mich so, wie ich nur konnte, zusammen zu nehmen, und so gelassen als möglich anzuführen, daß eine lebhafte Erinnerung mich gar nicht zweifeln lasse, sie schon irgendwo gesehen zu haben. Die kurze Abfertigung, daß dies wohl nicht gut der Fall seyn könne, da sie gestern erst und zwar das erste Mal in ihrem Leben nach *** n gekommen, machte mich im eigentlichsten Sinn des Worts etwas verblüfft. Ich verstummte. Nur der Engelsblick, den die holdseligen Augen des Mädchens mir zuwarfen, half mir wieder auf. Ihr wißt, wie man bei derlei Gelegenheit die geistigen Fühlhörner ausstrecken und leise, leise tasten muß, bis man die Stelle findet, wo der angegebene Ton wiederklingt. So macht' ich es und fand bald, daß ich ein zartes, holdes, aber in irgend einem psychischen Ueberreiz verkränkeltes Wesen neben mir hatte. Bei irgend einer heitern Wendung des Gesprächs, vorzüglich wenn ich zur Würze wie scharfen Cayenne Pfeffer irgend ein keckes bizarres Wort hineinstreute, lächelte sie zwar, aber seltsam schmerzlich, wie zu hart berührt. „Sie sind nicht heiter, meine Gnädige, vielleicht der Besuch heute Morgen." — So redete ein nicht weit entfernt sitzender Offizier meine Dame an, aber in dem Augenblick faßte ihn sein Nachbar schnell beim Arm und sagte ihm etwas ins Ohr, während eine Frau an der andern Seite des Tisches Gluth auf den Wangen und im Blick laut der herrlichen Oper erwähnte, deren Darstellung sie in Paris gesehen und mit der heutigen vergleichen werde. — Meiner Nachbarin stürzten die Thränen aus den Augen: „Bin ich nicht ein albernes Kind," wandte sie sich zu mir. Schon erst hatte sie über Migraine geklagt. „Die gewöhnliche Folge des nervösen Kopfschmerzes," erwiederte ich daher mit unbefangenem Ton, „wofür nichts besser hilft, als der muntre kecke Geist, der in dem Schaum dieses Dichtergetränks sprudelt." Mit diesen Worten schenkte ich Champagner, den sie erst abgelehnt, in ihr Glas ein, und indem sie davon nippte, dankte ihr Blick meiner Deutung der Thränen, die sie nicht zu bergen vermochte. Es schien heller geworden in ihrem Innern und alles wäre gut gegangen, wenn ich nicht zuletzt unversehends hart an das vor mir stehende englische Glas gestoßen, so daß es in gellender schneidender Höhe ertönte. Da

erbleichte meine Nachbarin bis zum Tode, und auch mich ergriff ein plötzliches Grauen, weil der Ton mir die Stimme der wahnsinnigen Alten im öden Hause schien. — Während daß man Kaffee nahm, fand ich Gelegenheit, mich dem Grafen P. zu nähern; er merkte gut, warum. „Wissen Sie wohl, daß Ihre Nachbarin die Gräfin Edwine von S. war? — Wissen Sie wohl, daß in dem öden Hause die Schwester ihrer Mutter, schon seit Jahren unheilbar wahnsinnig, eingesperrt gehalten wird? — Heute Morgen waren beide, Mutter und Tochter, bei der Unglücklichen. Der alte Hausverwalter, der einzige, der den gewaltsamen Ausbrüchen des Wahnsinns der Gräfin zu steuern wußte, und dem daher die Aufsicht über sie übertragen wurde, liegt todkrank, und man sagt, daß die Schwester endlich dem Doktor K. das Geheimniß anvertraut, und daß dieser noch die letzten Mittel versuchen wird, die Kranke, wo nicht herzustellen, doch von der entsetzlichen Tobsucht, in die sie zuweilen ausbrechen soll, zu retten. Mehr weiß ich vor der Hand nicht.“ — Andere traten hinzu, das Gespräch brach ab. — Doktor K. war nun gerade derjenige, an den ich mich, meines räthselhaften Zustandes halber, gewandt, und Ihr möget Euch wohl vorstellen, daß ich, so bald es seyn konnte, zu ihm eilte, und alles, was mir seit der Zeit widerfahren, getreulich erzählte. Ich forderte ihn auf, zu meiner Beruhigung, so viel als er von der wahnsinnigen Alten wisse, zu sagen, und er nahm keinen Anstand, mir, nachdem ich ihm strenge Verschwiegenheit gelobt, folgendes anzuvertrauen.

Angelika, Gräfin von Z. (so fing der Doktor an) unerachtet in die Dreißig vorgerückt, stand noch in der vollsten Blüthe wunderbarer Schönheit, als der Graf von S., der viel jünger an Jahren, sie hier in *** n bei Hofe sah, und sich in ihren Reizen so verfing, daß er zur Stunde die eifrigsten Bewerbungen begann und selbst, als zur Sommerszeit die Gräfin auf die Güter ihres Vaters zurück kehrte, ihr nachreiste, um seine Wünsche, die nach Angelika's Benehmen durchaus nicht hoffnungslos zu seyn schienen, dem alten Grafen zu eröffnen. Kaum war Graf S. aber dort angekommen, kaum sah er Angelika's jüngere Schwester Gabriele, als er wie aus einer Bezauberung erwachte. In verblühter Farblosigkeit stand Angelika neben Gabrielen, deren Schönheit und Anmuth den Grafen S. unwiderstehlich hinriß, und so kam es, daß er, ohne Angelika weiter zu beachten, um Gabrielens Hand warb, die ihm der alte Graf Z. um so lieber

zusagte, als Gabriele gleich die entschiedenste Neigung für den Grafen S. zeigte. Angelika äußerte nicht den mindesten Verdruß über die Untreue ihres Liebhabers. „Er glaubt mich verlassen zu haben. Der thörichte Knabe! er merkt nicht, daß nicht ich, daß er mein Spielzeug war, das ich wegwarf!“ — So sprach sie in stolzem Hohn, und in der That, ihr ganzes Wesen zeigte, daß es wohl Ernst seyn mochte mit der Verachtung des Ungetreuen. Uebrigens sah man, sobald das Bündniß Gabrielens mit dem Grafen von S. ausgesprochen war, Angelika sehr selten. Sie erschien nicht bei der Tafel und man sagte, sie schweife einsam im nächsten Walde umher, den sie längst zum Ziel ihrer Spaziergänge gewählt hatte. — Ein sonderbarer Vorfall störte die einförmige Ruhe, die im Schlosse herrschte. Es begab sich, daß die Jäger des Grafen von Z., unterstützt von den in großer Anzahl aufgebotenen Bauern, endlich eine Zigeunerbande eingefangen hatten, der man die Mordbrennereien und Räubereien, welche seit kurzer Zeit so häufig in der Gegend vorfielen, Schuld gab. An eine lange Kette geschlossen brachte man die Männer, gebunden auf einem Wagen gepackt die Weiber und Kinder auf den Schloßhof. Manche trotzige Gestalt, die mit wildem funkelnden Blick, wie ein gefesselter Tiger, keck umherschaute, schien den entschlossenen Räuber und Mörder zu bezeichnen, vorzüglich fiel aber ein langes, hageres, entsetzliches Weib, in einen blutrothen Shawl vom Kopf bis zu Fuß gewickelt, ins Auge, die aufrecht im Wagen stand, und mit gebietender Stimme rief: man solle sie herabsteigen lassen, welches auch geschah. Der Graf von Z. kam auf den Schloßhof und befahl eben, wie man die Bande abgesondert in den festen Schloßgefängnissen vertheilen solle, als mit fliegenden Haaren, Entsetzen und Angst im bleichen Gesicht, Gräfin Angelika aus der Thür hinausstürzte, und auf die Kniee geworfen mit schneidender Stimme rief: „Diese Leute los — diese Leute los — sie sind unschuldig, unschuldig — Vater, laß diese Leute los! — ein Tropfen Bluts vergossen an einem von diesen und ich stoße mir dieses Messer in die Brust!“ — Damit schwang die Gräfin ein spiegelblankes Messer in den Lüften und sank ohnmächtig nieder. „Ei mein schönes Püppchen, mein trautes Goldkind, das wußt ich ja wohl, daß du es nicht leiden würdest!“ — So meckerte die rothe Alte. Dann kauerte sie nieder neben der Gräfin und bedeckte Gesicht und Busen mit ekelhaften Küssen, indem sie fortwährend murmelte:

„Blanke Tochter, blanke Tochter — wach' auf, wach' auf, der Bräutigam kommt — hei hei blanker Bräutigam kommt.“ Damit nahm die Alte eine Phiole hervor, in der ein kleiner Goldfisch in silberhellem Spiritus auf und ab zu gaukeln schien. Diese Phiole hielt die Alte der Gräfin an das Herz, augenblicklich erwachte sie, aber kaum erblickte sie das Zigeunerweib, als sie aufsprang, das Weib heftig und brünstig umarmte und dann mit ihr davon eilte in das Schloß hinein. Der Graf von Z. — Gabriele, ihr Bräutigam, die unterdessen erschienen, schauten ganz erstarrt und von seltsamem Grauen ergriffen, das Alles an. Die Zigeuner blieben ganz gleichgültig und ruhig, sie wurden nun abgelöst von der Kette, und einzeln gefesselt in die Schloßgefängnisse geworfen. Am andern Morgen ließ der Graf von Z. die Gemeinde versammeln, die Zigeuner wurden vorgeführt, der Graf erklärte laut, daß sie ganz unschuldig wären an allen Räubereien, die in der Gegend verübt, und daß er ihnen freien Durchzug durch sein Gebiet verstatte, worauf sie entfesselt und zum Erstaunen aller mit Pässen wohl versehen entlassen wurden. Das rothe Weib wurde vermißt. Man wollte wissen, daß der Zigeunerhauptmann, kenntlich an den goldnen Ketten um den Hals und dem rothen Federbusch an dem spanisch niedergekrempten Hut, Nachts auf dem Zimmer des Grafen gewesen. Einige Zeit nachher ward es unbezweifelt dargethan, daß die Zigeuner an dem Rauben und Morden in dem Gebiet umher in der That auch nicht den mindesten Antheil hatten. — Gabriele's Hochzeit rückte heran, mit Erstaunen bemerkte sie eines Tages, daß mehrere Rüstwagen mit Meublen, Kleidungsstücken, Wäsche, kurz, mit einer ganz vollständigen Hauseinrichtung bepackt wurden und abfuhren. Andern Morgens erfuhr sie, daß Angelika begleitet von dem Kammerdiener des Grafen S. und einer vermummten Frau, die der alten rothen Zigeunerin ähnlich gesehen, Nachts abgereiset sey. Graf Z. löste das Räthsel, indem er erklärte, daß er sich aus gewissen Ursachen genöthiget gesehen, den freilich seltsamen Wünschen Angelika's nachzugeben, und ihr nicht allein das in ***n belegne Haus in der Allee als Eigenthum zu schenken, sondern auch zu erlauben, daß sie dort einen eignen, ganz unabhängigen Haushalt führe, wobei sie sich bedungen, daß keiner aus der Familie, ihn selbst nicht ausgenommen, ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß das Haus betreten solle. Der Graf von S. fügte hinzu, daß auf Angelika's dringenden

Wunsch er seinen Kammerdiener ihr überlassen müssen, der mit gereiset sey nach ***n. Die Hochzeit wurde vollzogen, Graf S. ging mit seiner Gemahlin nach D. und ein Jahr verging ihnen in ungetrübter Heiterkeit. Dann fing aber der Graf an auf ganz eigne Weise zu kränkeln. Es war, als wenn ihm ein geheimer Schmerz alle Lebenslust, alle Lebenskraft raube, und vergebens waren alle Bemühungen seiner Gemahlin, das Geheimniß ihm zu entreißen, das sein Innerstes verderblich zu verstören schien. — Als endlich tiefe Ohnmachten seinen Zustand lebensgefährlich machten, gab er den Aerzten nach und ging angeblich nach Pisa. — Gabriele konnte nicht mitreisen, da sie ihrer Niederkunft entgegen sah, die indessen erst nach mehreren Wochen erfolgte. — „Hier," sprach der Arzt, „werden die Mittheilungen der Gräfin Gabriele von S. so rhapsodisch, daß nur ein tieferer Blick den näheren Zusammenhang auffassen kann." — Genug — ihr Kind, ein Mädchen, verschwindet auf unbegreifliche Weise aus der Wiege, alle Nachforschungen bleiben vergebens — ihre Trostlosigkeit geht bis zur Verzweiflung, als zur selbigen Zeit Graf von Z. ihr die entsetzliche Nachricht schreibt, daß er den Schwiegersohn, den er auf dem Wege nach Pisa glaubte, in ***n und zwar in Angelika's Hause, vom Nervenschlage zum Tode getroffen, gefunden; daß Angelika in furchtbaren Wahnsinn gerathen sey und daß er solchen Jammer wohl nicht lange tragen werde. — So wie Gabriele von S. nur einige Kräfte gewonnen, eilt Sie auf die Güter des Vaters; in schlafloser Nacht das Bild des verlornen Gatten, des verlornen Kindes vor Augen, glaubt sie ein leises Wimmern vor der Thüre des Schlafzimmers zu vernehmen; ermuthigt, zündet sie die Kerzen des Armleuchters bei der Nachtlampe an und tritt heraus. — Heiliger Gott! niedergekauert zur Erde, in den rothen Shawl gewickelt, starrt das Zigeunerweib mit stierem, leblosem Blick ihr in die Augen — in den Armen hält sie ein kleines Kind, das so ängstlich wimmert; das Herz schlägt der Gräfin hoch auf in der Brust! — es ist ihr Kind! — es ist die verlorne Tochter! — Sie reißt das Kind der Zigeunerin aus den Armen, aber in diesem Augenblick kugelt diese um, wie eine leblose Puppe. Auf das Angstgeschrei der Gräfin wird alles wach, man eilt hinzu, man findet das Weib todt auf der Erde, kein Belebungsmittel wirkt und der Graf läßt sie einscharren. — Was bleibt übrig, als nach ***n zur wahnsinnigen An-

gelika zu eilen, und vielleicht dort das Geheimniß mit dem Kinde zu erforschen. Alles hat sich verändert. Angelika's wilde Raserei hat alle weibliche Dienstboten entfernt, nur der Kammerdiener ist geblieben. Angelika ist ruhig und vernünftig geworden. Als der Graf die Geschichte von Gabrielens Kind erzählt, schlägt sie die Hände zusammen, und ruft mit lautem Lachen: Ists Püppchen angekommen? — richtig angekommen? — eingescharrt, eingescharrt? O Jemine, wie prächtig sich der Goldfasan schüttelt! wißt ihr nichts vom grünen Löwen mit den blauen Gluthaugen? — Mit Entsetzen bemerkt der Graf die Rückkehr des Wahnsinns, indem plötzlich Angelika's Gesicht die Züge des Zigeunerweibes anzunehmen scheint, und beschließt, die Arme mitzunehmen auf die Güter, welches der alte Kammerdiener widerräth. In der That bricht auch der Wahnsinn Angelika's in Wuth und Raserei aus, sobald man Anstalten macht, sie aus dem Hause zu entfernen. — In einem lichten Zwischenraum beschwört Angelika mit heißen Thränen den Vater, sie in dem Hause sterben zu lassen, und tiefgerührt bewilligt er dies, wiewohl er das Geständniß, das dabei ihren Lippen entflieht, nur für das Erzeugniß des aufs neue ausbrechenden Wahnsinns hält. Sie bekennt, daß Graf S. in ihre Arme zurückgekehrt, und daß das Kind, welches die Zigeunerin ins Haus des Grafen von Z. brachte, die Frucht dieses Bündnisses sey. — In der Residenz glaubt man, daß der Graf von Z. die Unglückliche mitgenommen hat auf die Güter, indessen sie hier tiefverborgen und der Aufsicht des Kammerdieners übergeben in dem verödeten Hause bleibt. — Graf von Z. ist gestorben vor einiger Zeit, und Gräfin Gabriele von S. kam mit Edmonden her, um Familienangelegenheiten zu berichtigen. Sie durfte es sich nicht versagen, die unglückliche Schwester zu sehen. Bei diesem Besuch muß sich Wunderliches ereignet haben, doch hat mir die Gräfin nichts darüber vertraut, sondern nur im Allgemeinen gesagt, daß es nun nöthig geworden, dem alten Kammerdiener die Unglückliche zu entreißen. Einmal habe er, wie es herausgekommen, durch harte grausame Mißhandlungen den Ausbrüchen des Wahnsinns zu steuern gesucht, dann aber, durch Angelika's Vorspieglung, daß sie Gold zu machen verstehe, sich verleiten lassen, mit ihr allerlei sonderbare Operationen vorzunehmen und ihr alles Nöthige dazu herbeizuschaffen. — „Es würde wohl (so schloß der Arzt seine Erzählung) ganz überflüssig seyn, Sie, gerade Sie

auf den tiefern Zusammenhang aller dieser seltsamen Dinge aufmerksam zu machen. Es ist mir gewiß, daß Sie die Katastrophe herbeigeführt haben, die der Alten Genesung oder baldigen Tod bringen wird. Uebrigens mag ich jetzt nicht verhehlen, daß ich mich nicht wenig entsetzte, als ich, nachdem ich mich mit Ihnen in magnetischen Rapport gesetzt, ebenfalls das Bild im Spiegel sah. Daß dies Bild Edmonde war, wissen wir nun beide." —

Eben so, wie der Arzt glaubte, für mich nichts hinzufügen zu dürfen, eben so halte ich es für ganz unnütz, mich nun noch darüber etwa zu verbreiten, in welchem geheimen Verhältniß Angelika, Edmonde, ich und der alte Kammerdiener standen, und wie mystische Wechselwirkungen ein dämonisches Spiel trieben. Nur so viel sage ich noch, daß mich nach diesen Begebenheiten ein drückendes, unheimliches Gefühl aus der Residenz trieb, welches erst nach einiger Zeit mich plötzlich verließ. Ich glaube, daß die Alte in dem Augenblick, als ein ganz besonderes Wohlseyn mein Innerstes durchströmte, gestorben ist. So endete Theodor seine Erzählung. Noch Manches sprachen die Freunde über Theodors Abentheuer und gaben ihm Recht, daß sich darin das Wunderliche mit dem Wunderbaren auf seltsame grauliche Weise mische. — Als sie schieden, nahm Franz Theodors Hand und sprach, sie leise schüttelnd, mit beinahe wehmüthigem Lächeln: Gute Nacht, du Spalanzanische Fledermaus!

Das Majorat.

Dem Gestade der Ostsee unfern liegt das Stammschloß der Freiherrlich von R..schen Familie, R..sitten genannt. Die Gegend ist rauh und öde, kaum entsprießt hin und wieder ein Grashalm dem bodenlosen Triebsande, und statt des Gartens, wie er sonst das Herrenhaus zu zieren pflegt, schließt sich an die nackten Mauern nach der Landseite hin ein dürftiger Föhrenwald, dessen ewige, düstre Trauer den bunten Schmuck des Frühlings verschmäht, und in dem, statt des fröhlichen Jauchzens der zu neuer Lust erwachten Vögelein nur das schaurige Gekrächze der Raben, das schwirrende Kreischen der Sturmverkündenden Möven wiederhallt. Eine Viertelstunde davon ändert sich plötzlich die Natur. Wie durch einen Zauberschlag ist man in blühende Felder, üppige Aecker und Wiesen versetzt. Man erblickt das große, reiche Dorf mit dem geräumigen Wohnhause des Wirthschaftsinspektors. An der Spitze eines freundlichen Erlenbusches sind die Fundamente eines großen Schlosses sichtbar, das einer der vormaligen Besitzer aufzubauen im Sinne hatte. Die Nachfolger, auf ihren Gütern in Curland hausend, ließen den Bau liegen, und auch der Freiherr Roderich von R., der wiederum seinen Wohnsitz auf dem Stammgute nahm, mochte nicht weiter bauen, da seinem finstern, menschenscheuen Wesen der Aufenthalt in dem alten, einsam liegenden Schlosse zusagte. Er ließ das verfallene Gebäude, so gut es gehen wollte, herstellen, und sperrte sich darin ein, mit einem grämlichen Hausverwalter und geringer Dienerschaft. Nur selten sah' man ihn im Dorfe, dagegen ging und ritt er oft am Meeresstrande hin und her, und man wollte aus der Ferne bemerkt haben, wie er in die Wellen hineinsprach und dem Brausen und Zischen der Brandung zuhorchte, als vernehme er die antwortende Stimme des Meergeistes. Auf der höchsten Spitze des Wartthurms hatte er ein Cabinet ein-

richten und mit Fernröhren — mit einem vollständigen astronomischen Apparat versehen lassen; da beobachtete er Tages, nach dem Meer hinausschauend, die Schiffe, die oft gleich weißbeschwingten Meervögeln am fernen Horizont vorüberflogen. Sternenhelle Nächte brachte er hin mit astronomischer, oder, wie man wissen wollte, mit astrologischer Arbeit, worin ihm der alte Hausverwalter beistand. Ueberhaupt ging zu seinen Lebzeiten die Sage, daß er geheimer Wissenschaft, der sogenannten schwarzen Kunst, ergeben sey, und daß eine verfehlte Operation, durch die ein hohes Fürstenhaus auf das empfindlichste gekränkt wurde, ihn aus Curland vertrieben habe. Die leiseste Erinnerung an seinen dortigen Aufenthalt erfüllte ihn mit Entsetzen, aber alles sein Leben Verstörende, was ihm dort geschehen, schrieb er lediglich der Schuld der Vorfahren zu, die die Ahnenburg böslich verließen. Um für die Zukunft wenigstens das Haupt der Familie an das Stammhaus zu fesseln, bestimmte er es zu einem Majoratsbesitzthum. Der Landesherr bestätigte die Stiftung um so lieber, als dadurch eine, an ritterlicher Tugend reiche Familie, deren Zweige schon in das Ausland herrüberrankten, für das Vaterland gewonnen werden sollte. Weder Roderichs Sohn, Hubert, noch der jetzige Majoratsherr, wie sein Großvater Roderich geheißen, mochte indessen in dem Stammschlosse hausen, beide blieben in Curland. Man mußte glauben, daß sie, heit'rer und lebenslustiger gesinnt, als der düstre Ahnherr, die schaurige Oede des Aufenthalts scheuten. Freiherr Roderich hatte zwei alten, unverheiratheten Schwestern seines Vaters, die mager ausgestattet in Dürftigkeit lebten, Wohnung und Unterhalt auf dem Gute gestattet. Diese saßen mit einer bejahrten Dienerin in den kleinen warmen Zimmern des Nebenflügels, und außer ihnen und dem Koch, der im Erdgeschoß ein großes Gemach neben der Küche inne hatte, wankte in den hohen Zimmern und Sälen des Hauptgebäudes nur noch ein abgelebter Jäger umher, der zugleich die Dienste des Castellans versah. Die übrige Dienerschaft wohnte im Dorfe bei dem Wirthschaftsinspektor. Nur in später Herbstzeit, wenn der erste Schnee zu fallen begann, und die Wolfs-, die Schweinsjagden aufgingen, wurde das öde, verlassene Schloß lebendig. Dann kam Freiherr Roderich mit seiner Gemahlin, begleitet von Verwandten, Freunden und zahlreichem Jagdgefolge herüber aus Curland. Der benachbarte Adel, ja selbst jagdlustige Freunde aus der nahe liegenden Stadt fanden

sich ein, kaum vermochten Hauptgebäude und Nebenflügel die zuströmenden Gäste zu fassen, in allen Oefen und Kaminen knisterten reichlich zugeschürte Feuer, vom grauen Morgen bis in die Nacht hinein schnurrten die Bratenwender, Trepp' auf, Trepp' ab liefen hundert lustige Leute, Herren und Diener, dort erklangen angestoßene Pokale und fröhliche Jägerlieder, hier die Tritte der nach gellender Musik Tanzenden, überall lautes Jauchzen und Gelächter, und so glich vier bis sechs Wochen hindurch das Schloß mehr einer prächtigen, an vielbefahrner Landstraße liegenden Herberge, als der Wohnung des Gutsherrn. Freiherr Roderich widmete diese Zeit, so gut es sich nur thun ließ, ernstem Geschäfte, indem er, zurückgezogen aus dem Strudel der Gäste, die Pflichten des Majoratsherrn erfüllte. Nicht allein, daß er sich vollständige Rechnung der Einkünfte legen ließ, so hörte er auch jeden Vorschlag irgend einer Verbesserung, so wie die kleinste Beschwerde seiner Unterthanen an, und suchte alles zu ordnen, jedem Unrechten oder Unbilligen zu steuern, wie er es nur vermochte. In diesen Geschäften stand ihm der alte Advokat V., von Vater au Sohn vererbter Geschäftsträger des R.. schen Hauses und Justitiarius der in P. liegenden Güter, redlich bei, und V. pflegte daher schon acht Tage vor der bestimmten Ankunft des Freiherrn nach dem Majoratsgute abzureisen. Im Jahre 179— war die Zeit gekommen, daß der alte V. nach R.. sitten reisen sollte. So lebenskräftig der Greis von siebzig Jahren sich auch fühlte, mußte er doch glauben, daß eine hülfreiche Hand im Geschäft ihm wohlthun werde. Wie im Scherz sagte er daher eines Tages zu mir: „Vetter!“ (so nannte er mich, seinen Großneffen, da ich seine Vornamen erhielt) „Vetter! — ich dächte, du ließest dir einmal etwas Seewind um die Ohren sausen und käm'st mit mir nach R.. sitten. Außerdem, daß du mir wacker beistehen kannst in meinem manchmal bösen Geschäft, so magst du dich auch einmal im wilden Jägerleben versuchen und zusehen, wie, nachdem du einen Morgen ein zierliches Protokoll geschrieben, du den andern solch' trotzigem Thier, als da ist ein langbehaarter, gräulicher Wolf, oder ein zahnfletschender Eber, ins funkelnde Auge zu schauen, oder gar es mit einem tüchtigen Büchsenschuß zu erlegen verstehest.“ Nicht so viel Seltsames von der lustigen Jagdzeit in R.. sitten hätte ich schon hören, nicht so mit ganzer Seele dem herrlichen alten Großonkel anhängen müssen, um nicht hocherfreut zu

seyn, daß er mich diesmal mitnehmen wolle. Schon ziemlich geübt in derlei Geschäften, wie er sie vorhatte, versprach ich mit tapferm Fleiß ihm alle Mühe und Sorge abzunehmen. Andern Tages saßen wir in tüchtige Pelze eingehüllt im Wagen und fuhren durch dickes, den einbrechenden Winter verkündendes Schneegestöber nach R . . sitten. — Unterwegs erzählte mir der Alte manches Wunderliche von dem Freiherrn Roderich, der das Majorat stiftete und ihn seines Jünglingsalters ungeachtet zu seinem Justitiarius und Testamentsvollzieher ernannte. Er sprach von dem rauhen, wilden Wesen, das der alte Herr gehabt, und das sich auf die ganze Familie zu vererben schiene, da selbst der jetzige Majoratsherr, den er als sanftmüthigen, beinahe weichlichen Jüngling gekannt, von Jahr zu Jahr mehr davon ergriffen werde. Er schrieb mir vor, wie ich mich keck und unbefangen betragen müßte, um in des Freiherrn Augen was werth zu seyn und kam endlich auf die Wohnung im Schlosse, die er ein für allemal gewählt, da sie warm, bequem und so abgelegen sey, daß wir uns, wenn und wie wir wollten, dem tollen Getöse der jubilirenden Gesellschaft entziehen könnten. In zwei kleinen, mit warmen Tapeten behangenen Zimmern, dicht neben dem großen Gerichtssaal im Seitenflügel, dem gegenüber, wo die alten Fräulein wohnten, da wäre ihm jedesmal seine Residenz bereitet. Endlich nach schneller, aber beschwerlicher Fahrt kamen wir in tiefer Nacht nach R . . sitten. Wir fuhren durch das Dorf, es war gerade Sonntag, im Kruge Tanzmusik und fröhlicher Jubel, des Wirthschaftsinspektors Haus von unten bis oben erleuchtet, drinnen auch Musik und Gesang; desto schauerlicher wurde die Oede, in die wir nun hineinfuhren. Der Seewind heulte in schneidenden Jammertönen herüber und, als habe er sie aus tiefem Zauberschlaf geweckt, stöhnten die düstern Föhren ihm nach in dumpfer Klage. Die nackten schwarzen Mauern des Schlosses stiegen empor aus dem Schneegrunde, wir hielten an dem verschlossenen Thor. Aber da half kein Rufen, kein Peitschengeknalle, kein Hämmern und Pochen, es war, als sey alles ausgestorben, in keinem Fenster ein Licht sichtbar. Der Alte ließ seine starke dröhnende Stimme erschallen: „Franz — Franz! — Wo steckt Ihr denn? — Zum Teufel, rührt Euch! — Wir erfrieren hier am Thor! Der Schnee schmeißt einem ja das Gesicht blutrünstig — rührt Euch, zum Teufel.“ Da fing ein Hofhund zu winseln an, ein wandelndes Licht

wurde im Erdgeschosse sichtbar, Schlüssel klapperten und bald knarrten die gewichtigen Thorflügel auf. „Ei schön willkommen, schön willkommen Herr Justitiarius, ei in dem unsaubern Wetter!“ So rief der alte Franz, indem er die Laterne hoch in die Höhe hob, so daß das volle Licht auf sein verschrumpftes, zum freundlichen Lachen sonderbar verzogenes Gesicht fiel. Der Wagen fuhr in den Hof, wir stiegen aus und nun gewahrte ich erst ganz des alten Bedienten seltsame, in eine altmodische, weite, mit vielen Schnüren wunderlich ausstaffirte Jägerlivree gehüllte Gestalt. Ueber die breite weiße Stirn legten sich nur ein Paar graue Löckchen, der untere Theil des Gesichts hatte die robuste Jägerfarbe, und unerachtet die verzogenen Muskeln das Gesicht zu einer beinahe abentheuerlichen Maske formten, söhnte doch die etwas dümmliche Gutmüthigkeit, die aus den Augen leuchtete und um den Mund spielte, alles wieder aus. „Nun, alter Franz,“ fing der Großonkel an, indem er sich im Vorsaal den Schnee vom Pelze abklopfte, „nun, alter Franz, ist alles bereitet, sind die Tapeten in meinen Stuben abgestaubt, sind die Betten hineingetragen, ist gestern und heute tüchtig geheizt worden?“ „Nein,“ erwiederte Franz sehr gelassen, „nein, mein werthester Herr Justitiarius, das ist alles nicht geschehen.“ „Herr Gott!“ fuhr der Großonkel auf, „ich habe ja zeitig genug geschrieben, ich komme ja stets nach dem richtigen Datum; das ist ja eine Tölpelei, nun kann ich in eiskalten Zimmern hausen.“ „Ja, werthester Herr Justitiarius,“ sprach Franz weiter, indem er sehr sorglich mit der Lichtscheere von dem Dochte einen glimmenden Räuber abschnippte und ihn mit dem Fuße austrat, „ja sehn Sie, das alles, vorzüglich das Heizen hätte nicht viel geholfen, denn der Wind und Schnee, die hausen gar zu sehr hinein, durch die zerbrochenen Fensterscheiben, und da“ — „Was,“ fiel der Großonkel ihm in die Rede, den Pelz weit auseinander schlagend und beide Arme in die Seiten stemmend, „was, die Fenster sind zerbrochen und Ihr, des Hauses Castellan, habt nichts machen lassen?“ „Ja, werthester Herr Justitiarius,“ fuhr der Alte ruhig und gelassen fort, „man kann nur nicht recht hinzu, wegen des vielen Schutt's und der vielen Mauersteine, die in den Zimmern herumliegen.“ „Wo zum Tausend Himmel Sapperment kommen Schutt und Steine in meine Zimmer,“ schrie der Großonkel. „Zum beständigen fröhlichen Wohl-

seyn, mein junger Herr!" rief der Alte, sich höflich bückend, da ich eben nieste, setzte aber gleich hinzu: „es sind die Steine und der Kalk von der Mittelwand, die von der großen Erschütterung einfiel." „Habt ihr ein Erdbeben gehabt," platzte der Großonkel zornig heraus. „Das nicht, werthester Herr Justitiarius," erwiederte der Alte mit dem ganzen Gesicht lächelnd, „aber vor drei Tagen ist die schwere, getäfelte Decke des Gerichtssaals mit gewaltigem Krachen eingestürzt." „So soll doch das" — Der Großonkel wollte, heftig und aufbrausend, wie er war, einen schweren Fluch ausstoßen; aber indem er mit der Rechten in die Höhe fuhr und mit der Linken die Fuchsmütze von der Stirn rückte, hielt er plötzlich inne, wandte sich nach mir um und sprach laut auflachend: „Wahrhaftig Vetter! wir müssen das Maul halten, wir dürfen nicht weiter fragen; sonst erfahren wir noch ärgeres Unheil, oder das ganze Schloß stürzt uns über den Köpfen zusammen." „Aber," fuhr er fort, sich nach dem Alten umdrehend, „aber, Franz, konntet Ihr denn nicht so gescheut seyn, mir ein anderes Zimmer reinigen und heizen zu lassen? Konntet Ihr nicht irgend einen Saal im Hauptgebäude schnell einrichten zum Gerichtstage?" „Dieses ist auch bereits Alles geschehen," sprach der Alte, indem er freundlich nach der Treppe wies und sofort hinauf zu steigen begann. „Nun seht mir doch den wunderlichen Kauz," rief der Onkel, indem wir dem Alten nachschritten. Es ging fort durch lange hochgewölbte Corridore, Franzens flackerndes Licht warf einen wunderlichen Schein in die dicke Finsterniß. Säulen, Capitäler und bunte Bogen zeigten sich oft wie in den Lüften schwebend, riesengroß schritten unsere Schatten neben uns her und die seltsamen Gebilde an den Wänden, über die sie wegschlüpften, schienen zu zittern und zu schwanken, und ihre Stimmen wisperten in den dröhnenden Nachhall unserer Tritte hinein: Weckt uns nicht, weckt uns nicht, uns tolles Zaubervolk, das hier in den alten Steinen schläft! — Endlich öffnete Franz, nachdem wir eine Reihe kalter, finstrer Gemächer durchgangen, einen Saal, in dem ein hellaufloderndes Kaminfeuer uns mit seinem lustigen Knistern wie mit heimathlichem Gruß empfing. Mir wurde gleich, so wie ich eintrat, ganz wohl zu Muthe, doch der Großonkel blieb mitten im Saal stehen, schaute rings umher und sprach mit sehr ernstem, beinahe feierlichem Ton: „Also hier, dies soll der Gerichtssaal seyn?" — Franz, in die Höhe leuchtend, so daß

an der breiten dunkeln Wand ein heller Fleck, wie eine Thüre groß, ins Auge fiel, sprach dumpf und schmerzhaft: „Hier ist ja wohl schon Gericht gehalten worden!“ „Was kommt Euch ein, Alter,“ rief der Onkel, indem er den Pelz schnell abwarf und an das Kaminfeuer trat. „Es fuhr mir nur so heraus,“ sprach Franz, zündete die Lichter an und öffnete das Nebenzimmer, welches zu unsrer Aufnahme ganz heimlich bereitet war. Nicht lange dauerte es, so stand ein gedeckter Tisch vor dem Kamin, der Alte trug wohlzubereitete Schüsseln auf, denen, wie es uns beiden, dem Großonkel und mir, recht behaglich war, eine tüchtige Schale nach ächt nordischer Art gebrauten Punsches folgte. Ermüdet von der Reise, suchte der Großonkel, so wie er gegessen, das Bette; das Neue, Seltsame des Aufenthalts, ja selbst der Punsch, hatte aber meine Lebensgeister zu sehr aufgeregt, um an Schlaf zu denken. Franz räumte den Tisch ab, schürte das Kaminfeuer zu und verließ mich mit freundlichen Bücklingen.

Nun saß ich allein in dem hohen, weiten Rittersaal. Das Schneegestöber hatte zu schlackern, der Sturm zu sausen aufgehört, heitrer Himmel wars geworden und der helle Vollmond strahlte durch die breiten Bogenfenster, alle finstre Ecken des wunderlichen Baues, wohin der düstre Schein meiner Kerzen und des Kaminfeuers nicht dringen konnte, magisch erleuchtend. So wie man es wohl noch in alten Schlössern antrifft, waren auf seltsame alterthümliche Weise Wände und Decke des Saals verziert, diese mit schwerem Getäfel, jene mit phantastischer Bilderei und buntgemaltem, vergoldetem Schnitzwerk. Aus den großen Gemälden, mehrentheils das wilde Gewühl blutiger Bären- und Wolfsjagden darstellend, sprangen in Holz geschnitzte Thier- und Menschenköpfe hervor, den gemalten Leibern angesetzt, so daß, zumal bei der flackernden, schimmernden Beleuchtung des Feuers und des Mondes, das Ganze in graulicher Wahrheit lebte. Zwischen diesen Gemälden waren lebensgroße Bilder, in Jägertracht daher schreitende Ritter, wahrscheinlich der jagdlustigen Ahnherren, eingefugt. Alles, Malerei und Schnitzwerk, trug die dunkle Farbe langverjährter Zeit; um so mehr fiel der helle kahle Fleck an derselben Wand, durch die zwei Thüren in Nebengemächer führten, auf; bald erkannte ich, daß dort auch eine Thür gewesen seyn müßte, die später zugemauert worden, und daß eben dies neue, nicht einmal der übrigen Wand gleichgemalte, oder mit Schnitzwerk verzierte Gemäuer

auf jene Art absteche. — Wer weiß es nicht, wie ein ungewöhnlicher, abentheuerlicher Aufenthalt mit geheimnißvoller Macht den Geist zu erfassen vermag, selbst die trägste Phantasie wird wach in dem, von wunderlichen Felsen umschlossenen Thal — in den düstern Mauern einer Kirche o. s., und will sonst nie Erfahrnes ahnen. Setze ich nun noch hinzu, daß ich zwanzig Jahr alt war und mehrere Gläser starken Punsch getrunken hatte, so wird man es glauben, daß mir in meinem Rittersaal seltsamer zu Muthe wurde als jemals. Man denke sich die Stille der Nacht, in der das dumpfe Brausen des Meeres, das seltsame Pfeifen des Nachtwindes wie die Töne eines mächtigen, von Geistern gerührten Orgelwerks erklangen — die vorüberfliegenden Wolken, die oft, hell und glänzend, wie vorbeistreifende Riesen durch die klirrenden Bogenfenster zu gucken schienen — in der That, ich mußt' es in dem leisen Schauer fühlen, der mich durchbebte, daß ein fremdes Reich nun sichtbarlich und vernehmbar aufgehen könne. Doch dies Gefühl glich dem Frösteln, das man bei einer lebhaft dargestellten Gespenstergeschichte empfindet und das man so gern hat. Dabei fiel mir ein, daß in keiner günstigeren Stimmung das Buch zu lesen sey, das ich, so wie damals jeder, der nur irgend dem Romantischen ergeben, in der Tasche trug. Es war Schillers Geisterseher. Ich las und las, und erhitzte meine Phantasie immer mehr und mehr. Ich kam zu der mit dem mächtigsten Zauber ergreifenden Erzählung von dem Hochzeitfest bei dem Grafen von V. — Gerade wie Jeronimo's blutige Gestalt eintritt, springt mit einem gewaltigen Schlage die Thür auf, die in den Vorsaal führt. — Entsetzt fahre ich in die Höhe, das Buch fällt mir aus den Händen — Aber in demselben Augenblick ist alles still und ich schäme mich über mein kindisches Erschrecken! — Mag es seyn, daß durch die durchströmende Zugluft, oder auf andere Weise die Thür aufgesprengt wurde — Es ist nichts — meine überreizte Phantasie bildet jede natürliche Erscheinung gespenstisch! — So beschwichtigt, nehme ich das Buch von der Erde auf und werfe mich wieder in den Lehnstuhl — da geht es leise und langsam mit abgemessenen Tritten quer über den Saal hin, und dazwischen seufzt und ächzt es, und in diesem Seufzen, diesem Aechzen liegt der Ausdruck des tiefsten menschlichen Leidens, des trostlosesten Jammers — Ha! das ist irgend ein eingesperrtes krankes Thier im untern Stock. Man kennt ja die akustische

Täuschung der Nacht, die alles entfernt Tönende in die Nähe rückt — wer wird sich nur durch so Etwas Grauen erregen lassen. — So beschwichtigte ich mich aufs Neue, aber nun kratzt es, indem lautere, tiefere Seufzer, wie in der entsetzlichen Angst der Todesnoth ausgestoßen, sich hören lassen, an jenem neuen Gemäuer. — „Ja, es ist ein armes eingesperrtes Thier — ich werde jetzt laut rufen, ich werde mit dem Fuß tüchtig auf den Boden stampfen, gleich wird alles schweigen, oder das Thier unten sich deutlicher in seinen natürlichen Tönen hören lassen!" — So denke ich, aber das Blut gerinnt in meinen Adern — kalter Schweiß steht auf der Stirne, erstarrt bleib ich im Lehnstuhle sitzen, nicht vermögend aufzustehen, viel weniger noch zu rufen. Das abscheuliche Kratzen hört endlich auf — die Tritte lassen sich aufs Neue vernehmen — Es ist, als wenn Leben und Regung in mir erwachte, ich springe auf und trete zwei Schritte vor, aber da streicht eine eiskalte Zugluft durch den Saal, und in demselben Augenblick wirft der Mond sein helles Licht auf das Bildniß eines sehr ernsten, beinahe schauerlich anzusehenden Mannes, und als säusle seine warnende Stimme durch das stärkere Brausen der Meereswellen, durch das gellendere Pfeifen des Nachtwindes, höre ich deutlich: — Nicht weiter — nicht weiter, sonst bist du verfallen dem entsetzlichen Graus der Geisterwelt! Nun fällt die Thür zu mit demselben starken Schlage wie zuvor, ich höre die Tritte deutlich auf dem Vorsaal — es geht die Treppe hinab — die Hauptthür des Schlosses öffnet sich rasselnd und wird wieder verschlossen. Dann ist es, als würde ein Pferd aus dem Stalle gezogen und nach einer Weile wieder in den Stall zurückgeführt — dann ist alles still! — In demselben Augenblick vernahm ich, wie der alte Großonkel im Nebengemach ängstlich seufzte und stöhnte, dies gab mir alle Besinnung wieder, ich ergriff die Leuchter und eilte hinein. Der Alte schien mit einem bösen, schweren Traume zu kämpfen. „Erwachen Sie — erwachen Sie," rief ich laut, indem ich ihn sanft bei der Hand faßte und den hellen Kerzenschein auf sein Gesicht fallen ließ. Der Alte fuhr auf mit einem dumpfen Ruf, dann schaute er mich mit freundlichen Augen an und sprach: „Das hast du gut gemacht, Vetter! daß du mich wecktest. Ei, ich hatte einen sehr häßlichen Traum, und daran ist blos hier das Gemach und der Saal Schuld, denn ich mußte dabei an die vergangene Zeit und an manches Verwunderliche denken, was

hier sich begab. Aber nun wollen wir recht tüchtig ausschlafen!" damit hüllte sich der Alte in die Decke und schien sofort einzuschlafen. Als ich die Kerzen ausgelöscht und mich auch ins Bette gelegt hatte, vernahm ich, daß der Alte leise betete. — Am andern Morgen ging die Arbeit los, der Wirthschaftsinspector kam mit den Rechnungen, und Leute meldeten sich, die irgend einen Streit geschlichtet, irgend eine Angelegenheit geordnet haben wollten. Mittags ging der Großonkel mit mir herüber in den Seitenflügel, um den beiden alten Baronessen in aller Form aufzuwarten. Franz meldete uns, wir mußten einige Augenblicke warten und wurden dann durch ein sechzigjähriges gebeugtes, in bunte Seide gekleidetes Mütterchen, die sich das Kammerfräulein der gnädigen Herrschaft nannte, in das Heiligthum geführt. Da empfingen uns die alten, nach längst verjährter Mode abentheuerlich geputzten Damen mit komischem Ceremoniell, und vorzüglich war ich ein Gegenstand ihrer Verwunderung, als der Großonkel mich mit vieler Laune als einen jungen, ihm beistehenden Justizmann vorstellte. In ihren Mienen lag es, daß sie bei meiner Jugend das Wohl der R.. sittenschen Unterthanen gefährdet glaubten. Der ganze Auftritt bei den alten Damen hatte überhaupt viel Lächerliches, die Schauer der vergangenen Nacht fröstelten aber noch in meinem Innern, ich fühlte mich wie von einer unbekannten Macht berührt, oder es war mir vielmehr, als habe ich schon an den Kreis gestreift, den zu überschreiten und rettungslos unterzugehen es nur noch eines Schritts bedürfte, als könne nur das Aufbieten aller mir inwohnenden Kraft mich gegen das Entsetzen schützen, das nur dem unheilbaren Wahnsinn zu weichen pflegt. So kam es, daß selbst die alten Baronessen in ihren seltsamen hochaufgethürmten Frisuren, in ihren wunderlichen stoffnen, mit bunten Blumen und Bändern ausstaffirten Kleidern mir statt lächerlich, ganz graulich und gespenstisch erschienen. In den alten gelbverschrumpften Gesichtern, in den blinzenden Augen wollt' ich es lesen, in dem schlechten Französisch, das halb durch die eingekniffenen blauen Lippen, halb durch die spitzen Nasen herausschnarrte, wollt' ich es hören, wie sich die Alten mit den unheimlichen, im Schlosse herumspukenden Wesen wenigstens auf guten Fuß gesetzt hätten, und auch wohl selbst Verstörendes und Entsetzliches zu treiben vermöchten. Der Großonkel, zu allem Lustigen aufgelegt, verstrickte mit seiner Ironie die Alten in ein solches tolles Gewäsche, daß ich

in anderer Stimmung nicht gewußt hätte, wie das ausgelassenste Gelächter in mich hineinschlucken, aber wie gesagt, die Baronessen sammt ihrem Geplapper waren und blieben gespenstisch, und der Alte, der mir eine besondere Lust bereiten wollte, blickte mich einmal übers andere ganz verwundert an. So wie wir nach Tische in unserm Zimmer allein waren, brach er los: „Aber, Vetter, sag' mir um des Himmelswillen, was ist dir? — Du lachst nicht, du sprichst nicht, du issest nicht, du trinkst nicht? — Bist du krank? oder fehlt es sonst woran?" — Ich nahm jetzt gar keinen Anstand ihm alles Grauliche, Entsetzliche, was ich in voriger Nacht überstanden, ganz ausführlich zu erzählen. Nichts verschwieg ich, vorzüglich auch nicht, daß ich viel Punsch getrunken und in Schillers Geisterseher gelesen. „Bekennen muß ich dies," setzte ich hinzu, „denn so wird es glaublich, daß meine überreizte arbeitende Phantasie all' die Erscheinungen schuf, die nur innerhalb der Wände meines Gehirns existirten." Ich glaubte, daß nun der Großonkel mir derb zusetzen würde mit körnigten Spä-ßen über meine Geisterseherei, statt dessen wurde er sehr ernsthaft, starrte in den Boden hinein, warf dann den Kopf schnell in die Höhe und sprach, mich mit dem brennenden Blick seiner Augen anschauend: „Ich kenne dein Buch nicht, Vetter! aber weder seinem, noch dem Geist des Punsches hast du jenen Geisterspuk zu verdanken. Wisse, daß ich dasselbe, was dir widerfuhr, träumte. Ich saß, so wie du (so kam es mir vor), im Lehnstuhl bei dem Kamin, aber was sich dir nur in Tönen kund gethan, das sah ich, mit dem innern Auge es deutlich erfassend. Ja! ich erblickte den graulichen Unhold, wie er hereintrat, wie er kraftlos an die vermauerte Thür schlich, wie er in trostloser Verzweiflung an der Wand kratzte, daß das Blut unter den zerrissenen Nägeln herausquoll, wie er dann hinabstieg, das Pferd aus dem Stalle zog und in den Stall zurückbrachte. Hast du gehört, wie der Hahn im fernen Gehöfte des Dorfes krähte? — Da wecktest du mich und ich widerstand bald dem bösen Spuk des entsetzlichen Menschen, der noch vermag, das heitre Leben grauenhaft zu verstören." Der Alte hielt inne, aber ich mochte nicht fragen, wohlbedenkend, daß er mir alles aufklären werde, wenn er es gerathen finden sollte. Nach einer Weile, in der er tief in sich gekehrt da gesessen, fuhr der Alte fort: „Vetter, hast du Muth genug, jetzt nachdem du weißt, wie sich alles begiebt, den Spuk noch einmal zu bestehen? und zwar mit mir

zusammen?“ Es war natürlich, daß ich erklärte, wie ich mich jetzt dazu ganz erkräftigt fühle. „So wollen wir,“ sprach der Alte weiter, „in künftiger Nacht zusammen wachen. Eine innere Stimme sagt mir, daß meiner geistigen Gewalt nicht sowohl, als meinem Muthe, der sich auf festes Vertrauen gründet, der böse Spuk weichen muß, und daß es kein freveliches Beginnen, sondern ein frommes, tapferes Werk ist, wenn ich Leib und Leben daran wage, den bösen Unhold zu bannen, der hier die Söhne aus der Stammburg der Ahnherrn treibt. — Doch! von keiner Wagniß ist ja die Rede, denn in solch' festem redlichen Sinn, in solch' frommen Vertrauen, wie es in mir lebt, ist und bleibt man ein siegreicher Held. — Aber sollt' es dennoch Gottes Wille seyn, daß die böse Macht mich anzutasten vermag, so sollst du, Vetter! es verkünden, daß ich im redlichen christlichen Kampf mit dem Höllengeist, der hier sein verstörendes Wesen treibt, unterlag! — Du! — halt dich ferne! — dir wird dann nichts geschehen!“ —

Unter mancherlei zerstreuenden Geschäften war der Abend herangekommen. Franz hatte, wie gestern, das Abendessen abgeräumt und uns Punsch gebracht, der Vollmond schien hell durch die glänzenden Wolken, die Meereswellen brausten und der Nachtwind heulte und schüttelte die klirrenden Scheiben der Bogenfenster. Wir zwangen uns, im Innern aufgeregt, zu gleichgültigen Gesprächen. Der Alte hatte seine Schlaguhr auf den Tisch gelegt. Sie schlug zwölfe. Da sprang mit entsetzlichem Krachen die Thür auf und wie gestern schwebten leise und langsam Tritte quer durch den Saal und das Aechzen und Seufzen ließ sich vernehmen. Der Alte war verblaßt, aber seine Augen erstrahlten in ungewöhnlichem Feuer, er erhob sich vom Lehnstuhl, und indem er in seiner großen Gestalt, hochaufgerichtet, den linken Arm in die Seite gestemmt, den rechten weit vorstreckend nach der Mitte des Saals, da stand, war er anzusehen, wie ein gebietender Held. Doch immer stärker und vernehmlicher wurde das Seufzen und Aechzen, und nun fing es an abscheulicher als gestern an der Wand hin und her zu kratzen. Da schritt der Alte vorwärts, gerade auf die zugemauerte Thür los, mit festen Tritten, daß der Fußboden erdröhnte. Dicht vor der Stelle, wo es toller und toller kratzte, stand er still und sprach mit starkem, feierlichem Ton, wie ich ihn nie gehört: „Daniel, Daniel! was machst du hier zu dieser Stunde!“ Da

kreischte es auf grauenvoll und entsetzlich, und ein dumpfer Schlag geschah, wie wenn eine Last zu Boden stürzte. „Suche Gnade und Erbarmen vor dem Thron des Höchsten, dort ist dein Platz! Fort mit dir aus dem Leben, dem du niemals mehr angehören kannst!" — So rief der Alte noch gewaltiger als vorher, es war als ginge ein leises Gewimmer durch die Lüfte und ersterbe im Sausen des Sturms, der sich zu erheben begann. Da schritt der Alte nach der Thür und warf sie zu, daß es laut durch den öden Vorsaal wiederhallte. In seiner Sprache, in seinen Gebehrden lag etwas übermenschliches, das mich mit tiefem Schauer erfüllte. Als er sich in den Lehnstuhl setzte, war sein Blick wie verklärt, er faltete seine Hände, er betete im Innern. So mochten einige Minuten vergangen seyn, da frug er mit der milden, tief in das Herz dringenden Stimme, die er so sehr in seiner Macht hatte: „Nun, Vetter?" Von Schauer — Entsetzen — Angst — heiliger Ehrfurcht und Liebe durchbebt stürzte ich auf die Kniee und benetzte die mir dargebotene Hand mit heißen Thränen. Der Alte schloß mich in seine Arme, und indem er mich innig an sein Herz drückte, sprach er sehr weich: „Nun wollen wir auch recht sanft schlafen, lieber Vetter!" — Es geschah auch so, und als sich in der folgenden Nacht durchaus nichts Unheimliches verspüren ließ, gewannen wir die alte Heiterkeit wieder, zum Nachtheil der alten Baronessen, die, blieben sie auch in der That ein wenig gespenstisch, mit ihrem abentheuerlichen Wesen, doch nur ergötzlichen Spuk trieben, den der Alte auf possierliche Weise anzuregen wußte.

Endlich, nach mehreren Tagen, traf der Baron ein mit seiner Gemahlin und zahlreichem Jagdgefolge, die geladenen Gäste sammelten sich und nun ging in dem plötzlich lebendig gewordenen Schlosse das laute wilde Treiben los, wie es vorhin beschrieben. Als der Baron gleich nach seiner Ankunft in unsern Saal trat, schien er über unsern veränderten Aufenthalt auf seltsame Weise befremdet, er warf einen düstern Blick auf die zugemauerte Thür, und schnell sich abwendend, fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wolle er irgend eine böse Erinnerung verscheuchen. Der Groß-Onkel sprach von der Verwüstung des Gerichtssaals und der anstoßenden Gemächer, der Baron tadelte es, daß Franz uns nicht besser einlogirt habe, und forderte den Alten recht gemüthlich auf, doch nur zu gebieten, wenn ihm irgend etwas in dem neuen Gemach, das doch viel schlechter sey,

als das, was er sonst bewohnt, an seiner Bequemlichkeit abginge. Ueberhaupt war das Betragen des Barons gegen den alten Großonkel nicht allein herzlich, sondern ihm mischte sich eine gewisse kindliche Ehrfurcht bei, als stehe der Baron mit dem Alten in verwandtschaftlichem Respektsverhältniß. Dies war aber auch das Einzige, was mich mit dem rauhen, gebieterischen Wesen des Barons, das er immer mehr und mehr entwickelte, einigermaßen zu versöhnen vermochte. Mich schien er wenig oder gar nicht zu beachten, er sah in mir den gewöhnlichen Schreiber. Gleich das erste Mal, als ich eine Verhandlung aufgenommen, wollte er etwas in der Fassung unrichtig finden, das Blut wallte mir auf und ich war in Begriff, irgend etwas Schneidendes zu erwiedern, als der Großonkel das Wort nehmend, versicherte, daß ich denn nun einmal alles recht nach seinem Sinne mache und daß dieser doch nur hier in gerichtlicher Verhandlung walten könne. Als wir allein waren, beschwerte ich mich bitter über den Baron, der mir immer mehr im Grunde der Seele zuwider werde. „Glaube mir, Vetter!“ erwiederte der Alte, „daß der Baron trotz seines unfreundlichen Wesens der vortrefflichste, gutmüthigste Mensch von der Welt ist. Dieses Wesen hat er auch, wie ich dir schon sagte, erst seit der Zeit angenommen, als er Majoratsherr wurde, vorher war er ein sanfter, bescheidener Jüngling. Ueberhaupt ist es denn doch aber nicht mit ihm so arg, wie du es machst, und ich möchte wohl wissen, warum er dir so gar sehr zuwider ist.“ Indem der Alte die letzten Worte sprach, lächelte er recht höhnisch, und das Blut stieg mir siedend heiß ins Gesicht. Mußte mir nun nicht mein Inneres recht klar werden, mußte ich es nicht deutlich fühlen, daß jenes wunderliche Hassen aufkeimte aus dem Lieben, oder vielmehr aus dem Verlieben in ein Wesen, das mir das holdeste, hochherrlichste zu seyn schien, was jemals auf Erden gewandelt? Dieses Wesen war niemand, als die Baronesse selbst. Schon gleich als sie angekommen und in einem russischen Zobelpelz, der knapp anschloß an den zierlich gebauten Leib, das Haupt in reiche Schleier gewickelt, durch die Gemächer schritt, wirkte ihre Erscheinung auf mich wie ein mächtiger unwiderstehlicher Zauber. Ja, selbst der Umstand, daß die alten Tanten in verwunderlicheren Kleidern und Fontangen, als ich sie noch gesehen, an beiden Seiten neben ihr her trippelten und ihre französischen Bewillkommungen herschnatterten, während sie, die Baronin, mit unbe-

schreiblich milden Blicken um sich her schaute, und bald diesem, bald jenem freundlich zunickte, bald in dem rein tönenden Curländischen Dialekt einige deutsche Worte dazwischen flötete, schon dieses gab ein wunderbar fremdartiges Bild, und unwillkürlich reihte die Phantasie dies Bild an jenen unheimlichen Spuk, und die Baronesse wurde der Engel des Lichts, dem sich die bösen gespenstischen Mächte beugen. — Die wunderherrliche Frau tritt lebhaft vor meines Geistes Augen. Sie mochte wohl damals kaum neunzehn Jahre zählen, ihr Gesicht eben so zart, wie ihr Wuchs, trug den Ausdruck der höchsten Engelsgüte, vorzüglich lag aber in dem Blick der dunklen Augen ein unbeschreiblicher Zauber, wie feuchter Mondesstrahl ging darin eine schwermüthige Sehnsucht auf; so wie in ihrem holdseligen Lächeln ein ganzer Himmel voll Wonne und Entzücken. Oft schien sie ganz in sich selbst verloren, und dann gingen düstre Wolkenschatten über ihr holdes Antlitz. Man hätte glauben sollen, irgend ein verstörender Schmerz müsse sie befangen, mir schien es aber, daß wohl die düstre Ahnung einer trüben, Unglücksschwangeren Zukunft es sey, von der sie in solchen Augenblicken erfaßt werde, und auch damit setzte ich auf seltsame Weise, die ich mir weiter gar nicht zu erklären wußte, den Spuk im Schlosse in Verbindung. — Den andern Morgen, nachdem der Baron angekommen, versammelte sich die Gesellschaft zum Frühstück, der Alte stellte mich der Baronesse vor, und wie es in solcher Stimmung, wie die meinige war, zu geschehen pflegt, ich nahm mich unbeschreiblich albern, indem ich auf die einfachen Fragen der holden Frau, wie es mir auf dem Schlosse gefalle u. s. w., mich in die wunderlichsten sinnlosesten Reden verfing, so daß die alten Tanten meine Verlegenheit wohl lediglich dem profunden Respekt vor der Herrin zuschrieben, sich meiner huldreich annehmen zu müssen glaubten, und mich in französischer Sprache als einen ganz artigen und geschickten jungen Menschen, als einen garçon très joli anpriesen. Das ärgerte mich, und plötzlich mich ganz beherrschend, fuhr mir ein Witzwort heraus in besserem Französisch, als die Alten es sprachen, worauf sie mich mit großen Augen anguckten und die langen spitzen Nasen reichlich mit Taback bedienten. An dem ernsteren Blick der Baronesse, mit dem sie sich von mir ab zu einer andern Dame wandte, merkte ich, daß mein Witzwort hart an eine Narrheit streifte, das ärgerte mich noch mehr, und ich verwünschte die Alten in den Abgrund der

Hölle. Die Zeit des schäferischen Schmachtens, des Liebesunglücks in kindischer Selbstbethörung hatte mir der alte Großonkel längst weg ironirt, und wohl merkt' ich, daß die Baronin tiefer und mächtiger, als noch bis jetzt eine Frau, mich in meinem innersten Gemüth gefaßt hatte. Ich sah, ich hörte nur sie, aber bewußt war ich mir deutlich und bestimmt, daß es abgeschmackt, ja wahnsinnig seyn würde, irgend eine Liebelei zu wagen, wiewohl ich auch die Unmöglichkeit einsah, wie ein verliebter Knabe von weitem zu staunen und anzubeten, dessen ich mich selbst hätte schämen müssen. Der herrlichen Frau näher zu treten, ohne ihr nur mein inneres Gefühl ahnen zu lassen, das süße Gift ihrer Blicke, ihrer Worte einsaugen und dann fern von ihr, sie lange, vielleicht immerdar im Herzen tragen, das wollte und konnte ich. Diese romantische, ja wohl ritterliche Liebe, wie sie mir aufging in schlafloser Nacht, spannte mich dermaßen, daß ich kindisch genug war, mich selbst auf pathetische Weise zu haranguiren und zuletzt sehr kläglich zu seufzen: Seraphine, ach Seraphine! so daß der Alte erwachte und mir zurief: „Vetter! — Vetter! ich glaube du phantasirst mit lauter Stimme! — Thu's bei Tage, wenns möglich ist, aber zur Nachtzeit laß mich schlafen!“ Ich war nicht wenig besorgt, daß der Alte, der schon mein aufgeregtes Wesen bei der Ankunft der Baronin wohl bemerkt, den Namen gehört haben und mich mit seinem sarkastischen Spott überschütten werde, er sagte am andern Morgen aber nichts weiter, als bei dem Hineingehen in den Gerichtssaal: „Gott gebe Jedem gehörigen Menschenverstand und Sorglichkeit ihn in gutem Verschluß zu halten. Es ist schlimm, mir nichts dir nichts sich in einen Hasenfuß umzusetzen.“ Hierauf nahm er Platz an dem großen Tisch und sprach: „Schreibe fein deutlich, lieber Vetter! damit ichs ohne Anstoß zu lesen vermag.“

Die Hochachtung, ja die kindliche Ehrfurcht, die der Baron meinem alten Großonkel erzeigte, sprach sich in Allem aus. So mußte er auch bei Tische den ihm von vielen beneideten Platz neben der Baronesse einnehmen, mich warf der Zufall bald hier bald dorthin, doch pflegten gewöhnlich ein paar Offiziere aus der nahen Hauptstadt mich in Beschlag zu nehmen, um sich über alles Neue und Lustige, was dort geschehen, recht auszusprechen und dabei wacker zu trinken. So kam es, daß ich mehrere Tage hindurch, ganz fern von der Baronesse, am untern Ende des Tisches saß, bis mich endlich ein Zu-

fall in ihre Nähe brachte. Als der versammelten Gesellschaft der Eßsaal geöffnet wurde, hatte mich gerade die Gesellschafterin der Baronin, ein nicht mehr ganz junges Fräulein, aber sonst nicht häßlich und nicht ohne Geist, in ein Gespräch verwickelt, das ihr zu behagen schien. Der Sitte gemäß mußte ich ihr den Arm geben, und nicht wenig erfreut war ich, als sie der Baronin ganz nahe Platz nahm, die ihr freundlich zunickte. Man kann denken, daß nun alle Worte, die ich sprach, nicht mehr der Nachbarin allein, sondern hauptsächlich der Baronin galten. Mag es seyn, daß meine innere Spannung Allem, was ich sprach, einen besondern Schwung gab, genug, das Fräulein wurde aufmerksamer und aufmerksamer, ja zuletzt unwiderstehlich hineingezogen in die bunte Welt stets wechselnder Bilder, die ich ihr aufgehen ließ. Sie war, wie gesagt, nicht ohne Geist, und so geschah es bald, daß unser Gespräch, ganz unabhängig von den vielen Worten der Gäste, die hin und her streiften, auf seine eigene Hand lebte und dorthin, wohin ich es haben wollte, einige Blitze sandte. Wohl merkt' ich nämlich, daß das Fräulein der Baronin bedeutende Blicke zuwarf, und daß diese sich mühte uns zu hören. Vorzüglich war dies der Fall, als ich, da das Gespräch sich auf Musik gewandt, mit voller Begeisterung von der herrlichen, heiligen Kunst sprach und zuletzt nicht verheelte, daß ich, trockner, langweiliger Juristerei, der ich mich ergeben, unerachtet, den Flügel mit ziemlicher Fertigkeit spiele, singe und auch wohl schon manches Lied gesetzt habe. — Man war in den andern Saal getreten, um Kaffee und Liqueure zu nehmen, da stand ich unversehens, selbst wußte ich nicht wie, vor der Baronin, die mit dem Fräulein gesprochen. Sie redete mich sogleich an, indem sie, doch freundlicher und in dem Ton, wie man mit einem Bekannten spricht, jene Fragen, wie mir der Aufenthalt im Schlosse zusage u. s. w., wiederholte. Ich versicherte, daß in den ersten Tagen die schauerliche Oede der Umgebung, ja selbst das alterthümliche Schloß mich seltsam gestimmt habe, daß aber eben in dieser Stimmung viel Herrliches aufgegangen und daß ich nur wünsche, der wilden Jagden, an die ich nicht gewöhnt, überhoben zu seyn. Die Baronin lächelte, indem sie sprach: „Wohl kann ichs mir denken, daß Ihnen das wüste Treiben in unsern Föhrenwäldern nicht eben behaglich seyn kann. — Sie sind Musiker, und täuscht mich nicht Alles, gewiß auch Dichter! — Mit Leidenschaft liebe ich beide Künste! — ich spiele selbst etwas die

Harfe, das muß ich nun in R..sitten entbehren, denn mein Mann mag es nicht, daß ich das Instrument mitnehme, dessen sanftes Getön schlecht sich schicken würde zu dem wilden Hollah, zu dem gellenden Hörnergetöse der Jagd, das sich hier nur hören lassen soll! — O mein Gott! wie würde mich hier Musik erfreun!" Ich versicherte, daß ich meine ganze Kunst aufbieten werde, ihren Wunsch zu erfüllen, da es doch im Schlosse unbezweifelt ein Instrument, sey es auch nur ein alter Flügel, geben werde. Da lachte aber Fräulein Adelheid (der Baronin Gesellschafterin) hell auf und frug, ob ich denn nicht wisse, daß seit Menschen Gedenken im Schlosse keine Instrumente gehört worden, als krächzende Trompeten, im Jubel lamentirende Hörner der Jäger und heisere Geigen, verstimmte Bässe, meckernde Hoboen herumziehender Musikanten. Die Baronin hielt den Wunsch, Musik und zwar mich zu hören, fest, und beide, sie und Adelheid, erschöpften sich in Vorschlägen, wie ein leidliches Fortepiano herbeigeschafft werden könne. In dem Augenblick schritt der alte Franz durch den Saal. „Da haben wir den, der für alles guten Rath weiß, der alles herbeischafft, selbst das Unerhörte und Ungesehene!" Mit diesen Worten rief ihn Fräulein Adelheid heran und indem sie ihm begreiflich machte, worauf es ankomme, horchte die Baronin mit gefalteten Händen, mit vorwärts gebeugtem Haupt, dem Alten mit mildem Lächeln ins Auge blickend, zu. Gar anmuthig war sie anzusehen, wie ein holdes, liebliches Kind, das ein ersehntes Spielzeug nur gar zu gern schon in Händen hätte. Franz, nachdem er in seiner weitläuftigen Manier mehrere Ursachen hergezählt hatte, warum es denn schier unmöglich sey, in der Geschwindigkeit solch ein rares Instrument herbeizuschaffen, strich sich endlich mit behaglichem Schmunzeln den Bart und sprach: „Aber die Frau Wirthschaftsinspectorin drüben im Dorfe schlägt ganz ungemein geschickt das Clavizimbel, oder wie sie es jetzt nennen mit dem ausländischen Namen, und singt dazu so fein lamentabel, daß einem die Augen roth werden, wie von Zwiebeln und man hüpfen möchte mit beiden Beinen" — „Und besitzt ein Fortepiano!" fiel Fräulein Adelheid ihm in die Rede. „Ei freilich," fuhr der Alte fort, „direkt aus Dresden ist es gekommen —" nein — „O das ist herrlich," unterbrach ihn die Baronin — „ein schönes Instrument," sprach der Alte weiter, „aber ein wenig schwächlich, denn als der Organist neulich das Lied:

In allen meinen Thaten, darauf spielen wollte, schlug er alles in Grund und Boden, so daß" — „O mein Gott," riefen beide, die Baronin und Fräulein Adelheid, „so daß," fuhr der Alte fort, „es mit schweren Kosten nach R — geschafft und dort reparirt werden mußte." „Ist es denn nun wieder hier," frug Fräulein Adelheid ungeduldig. „Ei freilich, gnädiges Fräulein! und die Frau Wirthschaftsinspectorin wird es sich zur Ehre rechnen" — In diesem Augenblick streifte der Baron vorüber, er sah sich wie befremdet nach unserer Gruppe um und flüsterte spöttisch lächelnd der Baronin zu: „muß Franz wieder guten Rath ertheilen?" Die Baronin schlug erröthend die Augen nieder, und der alte Franz stand erschrocken abbrechend, den Kopf gerade gerichtet, die herabhängenden Arme dicht an den Leib gedrückt, in soldatischer Stellung da. — Die alten Tanten schwammen in ihren stoffnen Kleidern auf uns zu und entführten die Baronin. Ihr folgte Fräulein Adelheid. Ich war wie bezaubert stehen geblieben. Entzücken, daß ich nun ihr, der Angebeteten, die mein ganzes Wesen beherrschte, mich nahen werde, kämpfte mit düsterm Mißmuth und Aerger über den Baron, der mir als ein rauher Despot erschien. War er dies nicht, durfte dann wohl der alte eisgraue Diener so sklavisch sich benehmen? — „Hörst du, siehst du endlich," rief der Großonkel mir auf die Schulter klopfend; wir gingen hinauf in unser Gemach. „Dränge dich nicht so an die Baronin," sprach er, als wir angekommen, „wozu soll das, überlaß es den jungen Gecken, die gern den Hof machen und an denen es ja nicht mangelt." — Ich erzählte, wie alles gekommen und forderte ihn auf mir nun zu sagen: „ob ich seinen Vorwurf verdiene," er erwiederte aber darauf nichts als: „Hm hm" — zog den Schlafrock an, setzte sich mit angezündeter Pfeife in den Lehnstuhl und sprach von den Ereignissen der gestrigen Jagd, mich foppend über meine Fehlschüsse. Im Schlosse war es still geworden, Herren und Damen beschäftigten sich in ihren Zimmern mit dem Putz für die Nacht. Jene Musikanten mit den heisern Geigen, mit den verstimmten Bässen und den meckernden Hoboen, von denen Fräulein Adelheid gesprochen, waren nämlich angekommen und es sollte für die Nacht nichts geringeres geben, als einen Ball in bestmöglichster Form. Der Alte, den ruhigen Schlaf solch faselndem Treiben vorziehend, blieb in seinem Gemach, ich hingegen hatte mich eben zum Ball gekleidet, als es leise an unsere Thür

klopfte und Franz hineintrat, der mir mit behaglichem Lächeln verkündete, daß so eben das Clavizimbel von der Frau Wirthschaftsinspektorin in einem Schlitten angekommen und zur gnädigen Frau Baronin getragen worden sey. Fräulein Adelheid ließe mich einladen nur gleich herüber zu kommen. Man kann denken, wie mir alle Pulse schlugen, mit welchem innern süßen Erbeben ich das Zimmer öffnete, in dem ich sie fand. Fräulein Adelheid kam mir freundlich entgegen. Die Baronin, schon zum Ball völlig geputzt, saß ganz nachdenklich vor dem geheimnißvollen Kasten, in dem die Töne schlummern sollten, die zu wecken ich berufen. Sie stand auf, so in vollem Glanz der Schönheit strahlend, daß ich keines Wortes mächtig sie anstarrte. „Nun Theodor" (nach der gemüthlichen Sitte des Nordens, die man im tieferen Süden wiederfindet, nannte sie jeden bei seinem Vornamen) „Nun, Theodor," sprach sie freundlich, „das Instrument ist gekommen, gebe der Himmel, daß es Ihrer Kunst nicht ganz unwürdig seyn möge." So wie ich den Deckel öffnete, rauschten mir eine Menge gesprungener Saiten entgegen, und so wie ich einen Akkord griff, klang es, da alle Saiten, die noch ganz geblieben, durchaus verstimmt waren, widrig und abscheulich. „Der Organist ist wieder mit seinen zarten Händchen drüber her gewesen," rief Fräulein Adelheid lachend, aber die Baronin sprach ganz mißmüthig: „das ist denn doch ein rechtes Unglück! — ach, ich soll denn hier nun einmal keine Freude haben!" — Ich suchte in dem Behälter des Instruments und fand glücklicher Weise einige Rollen Saiten, aber durchaus keinen Stimmhammer! — Neue Klagen! — „Jeder Schlüssel, dessen Bart in die Wirbel passe, könne gebraucht werden," erklärte ich; da liefen beide, die Baronin und Fräulein Adelheid, freudig hin und wieder, und nicht lange dauerte es, so lag ein ganzes Magazin blanker Schlüsselchen vor mir auf dem Resonanzboden.

Nun machte ich mich emsig drüber her — Fräulein Adelheid, die Baronin selbst mühte sich mir beizustehen, diesen — jenen Wirbel probirend — Da zieht einer den trägen Schlüssel an, „es geht, es geht!" riefen sie freudig — Da rauscht die Saite, die sich schier bis zur Reinheit herangeächzt, gesprungen auf und erschrocken fahren sie zurück! — Die Baronin handthiert mit den kleinen zarten Händchen in den spröden Drathsaiten, sie reicht mir die Nummern, die ich verlange, und hält sorgsam die Rolle, die ich abwickle; plötzlich

schnurrt eine auf, so daß die Baronin ein ungeduldiges Ach! ausstößt — Fräulein Adelheid lacht laut auf, ich verfolge den verwirrten Knäuel bis in die Ecke des Zimmers, und wir alle suchen aus ihm noch eine gerade unzerknickte Saite herauszuziehen, die dann aufgezogen zu unserm Leidwesen wieder springt — aber endlich — endlich sind gute Rollen gefunden, die Saiten fangen an zu stehen und aus dem mißtönigen Sumsen gehen allmählig klare, reine Akkorde hervor! „Ach es glückt, es glückt — das Instrument stimmt sich!“ ruft die Baronin, indem sie mich mit holdem Lächeln anblickt! — Wie schnell vertrieb dies gemeinschaftliche Mühen alles Fremde, Nüchterne, das die Convenienz hinstellt; wie ging unter uns eine heimische Vertraulichkeit auf, die, ein elektrischer Hauch mich durchglühend, die verzagte Beklommenheit, welche wie Eis auf meiner Brust lag, schnell wegzehrte. Jener seltsame Pathos, wie ihn solche Verliebtheit, wie die meinige, wohl erzeugt, hatte mich ganz verlassen und so kam es, daß, als nun endlich das Pianoforte leidlich gestimmt war, ich statt, wie ich gewollt, meine innern Gefühle in Phantasien recht laut werden zu lassen, in jene süßen lieblichen Canzonetten verfiel, wie sie aus dem Süden zu uns herüber geklungen. Während dieser Senza di te — dieser Sentimi idol mio, dieser Almen se non poss'io und hundert morir mi sento's und Addio's und Oh dio's wurden leuchtender und leuchtender Seraphinens Blicke. Sie hatte sich dicht neben mir an das Instrument gesetzt, ich fühlte ihren Athem an meiner Wange spielen; indem sie ihren Arm hinter mir auf die Stuhllehne stützte, fiel ein weißes Band, das sich von dem zierlichen Ballkleide losgenestelt, über meine Schulter und flatterte von meinen Tönen, von Seraphinens leisen Seufzern berührt hin und her, wie ein getreuer Liebesbote! — Es war zu verwundern, daß ich den Verstand behielt! — Als ich mich auf irgend ein neues Lied besinnend in den Akkorden herumfuhr, sprang Fräulein Adelheid, die in einer Ecke des Zimmers gesessen, herbei, kniete vor der Baronin hin, und bat, ihre beide Hände erfassend und an die Brust drückend: „O liebe Baronin — Seraphinchen, nun mußt du auch singen!“ — Die Baronin erwiederte: „Wo denkst du aber auch hin, Adelheid! — wie mag ich mich denn vor unserm Virtuosen da mit meiner elenden Singerei hören lassen!“ — Es war lieblich anzuschauen, wie sie, gleich einem frommverschämten Kinde, die Augen niederschlagend und hocher-

röthend mit der Lust und mit der Scheu kämpfte. — Man kann denken, wie ich sie anflehte, und, als sie kleine kurländische Volkslieder erwähnte, nicht nachließ, bis sie mit der linken Hand herüberlangend einige Töne auf dem Instrument versuchte, wie zur Einleitung. Ich wollte ihr Platz machen am Instrument, sie ließ es aber nicht zu, indem sie versicherte, daß sie nicht eines einzigen Akkordes mächtig sey und daß eben deshalb ihr Gesang ohne Begleitung sehr mager und unsicher klingen werde. Nun fing sie mit zarter, glockenreiner, tief aus dem Herzen tönender Stimme ein Lied an, dessen einfache Melodie ganz den Charakter jener Volkslieder trug, die so klar aus dem Innern herausleuchten, daß wir in dem hellen Schein, der uns umfließt, unsere höhere poetische Natur erkennen müssen. Ein geheimnißvoller Zauber liegt in den unbedeutenden Worten des Textes, der zur Hieroglyphe des Unaussprechlichen wird, von dem unsere Brust erfüllt. Wer denkt nicht an jene spanische Canzonetta, deren Inhalt den Worten nach nicht viel mehr ist, als: Mit meinem Mädchen schifft' ich auf dem Meer, da wurd' es stürmisch, und mein Mädchen wankte furchtsam hin und her. Nein! — nicht schiff' ich wieder mit meinem Mädchen auf dem Meer! — So sagte der Baronin Liedlein nichts weiter: Jüngst tanzt' ich mit meinem Schatz auf der Hochzeit, da fiel mir eine Blume aus dem Haar, die hob er auf, und gab sie mir und sprach: Wenn, mein Mädchen, gehn wir wieder zur Hochzeit? — Als ich bei der zweiten Strophe dies Liedchen in harpeggirenden Akkorden begleitete, als ich in der Begeisterung, die mich erfaßt, die Melodien der folgenden Lieder gleich von den Lippen der Baronin wegstahl, da erschien ich ihr und der Fräulein Adelheid wie der größte Meister der Tonkunst, sie überhäuften mich mit Lobsprüchen. Die angezündeten Lichter des Ballsaals im Seitenflügel brannten hinein in das Gemach der Baronin, und ein mißtöniges Geschrei von Trompeten und Hörnern verkündete, daß es Zeit sey, sich zum Ball zu versammeln. „Ach, nun muß ich fort," rief die Baronin, ich sprang auf vom Instrument. „Sie haben mir eine herrliche Stunde bereitet — es waren die heitersten Momente, die ich jemals hier in R..sitten verlebte." Mit diesen Worten reichte mir die Baronin die Hand; als ich sie im Rausch des höchsten Entzückens an die Lippen drückte, fühlte ich ihre Finger heftig pulsirend an meiner Hand anschlagen! Ich weiß nicht, wie ich in des Großonkels Zimmer, wie

ich dann in den Ballsaal kam. — Jener Gaskogner fürchtete die Schlacht, weil jede Wunde ihm tödtlich werden müsse, da er ganz Herz sey! — Ihm mochte ich, ihm mag jeder in meiner Stimmung gleichen; jede Berührung wird tödtlich. Der Baronin Hand, die pulsirenden Finger hatten mich getroffen wie vergiftete Pfeile, mein Blut brannte in den Adern! — Ohne mich gerade auszufragen, hatte der Alte am andern Morgen doch bald die Geschichte des mit der Baronin verlebten Abends heraus, und ich war nicht wenig betreten, als er, der mit lachendem Munde und heitrem Tone gesprochen, plötzlich sehr ernst wurde und anfing: „Ich bitte dich, Vetter, widerstehe der Narrheit, die dich mit aller Macht ergriffen! — Wisse, daß dein Beginnen, so harmlos wie es scheint, die entsetzlichsten Folgen haben kann, du stehst in achtlosem Wahnsinn auf dünner Eisdecke, die bricht unter dir ehe du dich es versiehst und du plumpst hinein. Ich werde mich hüten, dich am Rockschoß festzuhalten, denn ich weiß, du rappelst dich selbst wieder heraus und sprichst zum Tode erkrankt: das bischen Schnupfen bekam ich im Traum; aber ein böses Fieber wird zehren an deinem Lebensmark, und Jahre werden hingehen, ehe du dich ermannst. — Hol der Teufel deine Musik, wenn du damit nichts besseres anzufangen weißt, als empfindelnde Weiber hinauszutrompeten aus friedlicher Ruhe.“ „Aber,“ unterbrach ich den Alten, „kommt es mir denn in den Sinn, mich bei der Baronin einzuliebeln?“ „Affe!“ rief der Alte, „wüßt' ich das, so würfe ich dich hier durchs Fenster!“ — Der Baron unterbrach das peinliche Gespräch, und das beginnende Geschäft riß mich auf aus der Liebesträumerei, in der ich nur Seraphinen sah und dachte. In der Gesellschaft sprach die Baronin nur dann und wann mit mir einige freundliche Worte, aber beinahe kein Abend verging, daß nicht heimliche Botschaft kam von Fräulein Adelheid, die mich hinrief zu Seraphinen. Bald geschah es, daß mannigfache Gespräche mit der Musik wechselten. Fräulein Adelheid, die beinahe nicht jung genug war, um so naiv und drollig zu seyn, sprang mit allerlei lustigem und etwas konfusem Zeuge dazwischen, wenn ich und Seraphine uns zu vertiefen begannen in sentimentale Ahnungen und Träumereien. Aus mancher Andeutung mußt' ich bald erfahren, daß der Baronin wirklich irgend etwas Verstörendes im Sinne liege, wie ich es gleich, als ich sie zum ersten Male sah, in ihrem Blick zu lesen glaubte, und die feindliche Wirkung des

Hausgespenstes ging mir ganz klar auf. Irgend etwas Entsetzliches war oder sollte geschehen. Wie oft drängte es mich, Seraphinen zu erzählen, wie mich der unsichtbare Feind berührt, und wie ihn der Alte, gewiß für immer, gebannt habe, aber eine mir selbst unerklärliche Scheu fesselte mir die Zunge im Augenblick als ich reden wollte.

Eines Tages fehlte die Baronin bei der Mittagstafel; es hieß, sie kränkle, und könne das Zimmer nicht verlassen. Theilnehmend frug man den Baron, ob das Uebel von Bedeutung sey. Er lächelte auf fatale Art, recht wie bitter höhnend, und sprach: „Nichts als ein leichter Katarrh, den ihr die rauhe Seeluft zugeweht, die nun einmal hier kein süßes Stimmchen duldet, und keine andern Töne leidet, als das derbe Halloh der Jagd.“ — Bei diesen Worten warf der Baron mir, der ihm schräg über saß, einen stechenden Blick zu. Nicht zu dem Nachbar, zu mir hatte er gesprochen. Fräulein Adelheid, die neben mir saß, wurde blutroth; vor sich hin auf den Teller starrend und mit der Gabel darauf herumkritzelnd lispelte sie: „Und noch heute siehst du Seraphinen, und noch heute werden deine süßen Liederchen beruhigend sich an das kranke Herz legen.“ — Auch Adelheid sprach diese Worte für mich, aber in dem Augenblick war es mir, als stehe ich mit der Baronin in unlauterm verbotenem Liebesverhältniß, das nur mit dem Entsetzlichen, mit einem Verbrechen, endigen könne. — Die Warnungen des Alten fielen mir schwer aufs Herz. — Was sollte ich beginnen! — Sie nicht mehr sehen? — Das war, so lange ich im Schlosse blieb, unmöglich, und durfte ich auch das Schloß verlassen, und nach K. zurückgehen, ich vermochte es nicht. Ach! nur zu sehr fühlt' ich, daß ich nicht stark genug war, mich selbst aufzurütteln aus dem Traum, der mich mit fantastischem Liebesglück neckte. Adelheid erschien mir beinahe als gemeine Kupplerin, ich wollte sie deshalb verachten — und doch, mich wieder besinnend, mußte ich mich meiner Albernheit schämen. Was geschah in jenen seligen Abendstunden, das nur im mindesten ein näheres Verhältniß mit Seraphinen, als Sitte und Anstand es erlaubten, herbeiführen konnte? Wie durfte es mir einfallen, daß die Baronin irgend etwas für mich fühlen sollte, und doch war ich von der Gefahr meiner Lage überzeugt! — Die Tafel wurde zeitiger aufgehoben, weil es noch auf Wölfe gehen sollte, die sich in dem Föhrenwalde, ganz nahe dem Schlosse, hatten blicken lassen. Die Jagd war mir recht in meiner aufgeregten Stimmung,

ich erklärte dem Alten, mitziehn zu wollen, er lächelte mich zufrieden an, sprechend: „das ist brav, daß du auch einmal dich herausmachst, ich bleibe heim, du kannst meine Büchse nehmen, und schnalle auch meinen Hirschfänger um, im Fall der Noth ist das eine gute sichre Waffe, wenn man nur gleichmüthig bleibt.“ Der Theil des Waldes, in dem die Wölfe lagern mußten, wurde von den Jägern umstellt. Es war schneidend kalt, der Wind heulte durch die Föhren, und trieb mir die hellen Schneeflocken in's Gesicht, daß ich, als nun vollends die Dämmerung einbrach, kaum sechs Schritte vor mir hinschauen konnte. Ganz erstarrt verließ ich den mir angewiesenen Platz, und suchte Schutz tiefer im Walde. Da lehnte ich an einen Baum, die Büchse unterm Arm. Ich vergaß die Jagd, meine Gedanken trugen mich fort zu Seraphinen ins heimische Zimmer. Ganz entfernt fielen Schüsse, in demselben Moment rauschte es im Röhricht, und nicht zehn Schritte von mir erblickte ich einen starken Wolf, der vorüber rennen wollte. Ich legte an, drückte ab, — ich hatte gefehlt, das Thier sprang mit glühenden Augen auf mich zu, ich war verloren, hatte ich nicht Besonnenheit genug, das Jagdmesser herauszureißen, das ich dem Thier, als es mich packen wollte, tief in die Gurgel stieß, so daß das Blut mir über Hand und Arm spritzte. Einer von den Jägern des Barons, der mir unfern gestanden, kam nun mit vollem Geschrei herangelaufen, und auf seinen wiederholten Jagdruf sammelten sich alle um uns. Der Baron eilte auf mich zu: „Um des Himmels willen, Sie bluten? — Sie bluten — Sie sind verwundet?“ Ich versicherte das Gegentheil? da fiel der Baron über den Jäger her, der mir der nächste gestanden, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er nicht nachgeschossen, als ich gefehlt, und unerachtet dieser versicherte, daß das gar nicht möglich gewesen, weil in derselben Sekunde der Wolf auf mich zugestürzt, so daß jeder Schuß mich hätte treffen können, so blieb doch der Baron dabei, daß er mich, als einen minder erfahrnen Jäger in besondere Obhut hätte nehmen sollen. Unterdessen hatten die Jäger das Thier aufgehoben, es war das größte der Art, das sich seit langer Zeit hatte sehen lassen, und man bewunderte allgemein meinen Muth und meine Entschlossenheit, unerachtet mir mein Benehmen sehr natürlich schien, und ich in der That an die Lebensgefahr, in der ich schwebte, gar nicht gedacht hatte. Vorzüglich bewies sich der Baron theilnehmend, er konnte gar nicht aufhören zu

fragen, ob ich, sey ich auch nicht von der Bestie verwundet, doch nichts von den Folgen des Schrecks fürchte. Es ging zurück nach dem Schlosse, der Baron faßte mich, wie einen Freund, unter den Arm, die Büchse mußte ein Jäger tragen. Er sprach noch immer von meiner heroischen That, so daß ich am Ende selbst an meinen Heroismus glaubte, alle Befangenheit verlor, und mich selbst dem Baron gegenüber als ein Mann von Muth und seltener Entschlossenheit festgestellt fühlte. Der Schulknabe hatte sein Examen glücklich bestanden, war kein Schulknabe mehr, und alle demüthige Aengstlichkeit des Schulknaben war von ihm gewichen. Erworben schien mir jetzt das Recht, mich um Seraphinens Gunst zu mühen. — Man weiß ja, welcher albernen Zusammenstellungen die Phantasie eines verliebten Jünglings fähig ist. — Im Schlosse, am Kamin bei dem rauchenden Punschnapf, blieb ich der Held des Tages; nur der Baron selbst hatte außer mir noch einen tüchtigen Wolf erlegt, die übrigen mußten sich begnügen, ihre Fehlschüsse dem Wetter — der Dunkelheit zuzuschreiben, und grauliche Geschichten von sonst auf der Jagd erlebtem Glück und überstandener Gefahr zu erzählen. Von dem Alten glaubte ich nun gar sehr gelobt und bewundert zu werden; mit diesem Anspruch erzählte ich ihm mein Abenteuer ziemlich breit, und vergaß nicht, das wilde, blutdürstige Ansehn der wilden Bestie mit recht grellen Farben auszumalen. Der Alte lachte mir aber ins Gesicht, und sprach: „Gott ist mächtig in den Schwachen! —

Als ich des Trinkens, der Gesellschaft überdrüssig, durch den Corridor nach dem Gerichtssaal schlich, sah ich vor mir eine Gestalt, mit dem Licht in der Hand, hineinschlüpfen. In den Saal tretend erkannte ich Fräulein Adelheid. „Muß man nicht umher irren wie ein Gespenst, wie ein Nachtwandler, um Sie, mein tapferer Wolfsjäger, aufzufinden! —" So lispelte sie mir zu, indem sie mich bei der Hand ergriff. Die Worte: „Nachtwandler — Gespenst," fielen mir, hier an diesem Orte ausgesprochen, schwer aufs Herz; augenblicklich brachten sie mir die gespenstischen Erscheinungen jener beiden graulichen Nächte in Sinn und Gedanken, wie damals heulte der Seewind in tiefen Orgeltönen herüber, es knatterte und pfiff schauerlich durch die Bogenfenster, und der Mond warf sein bleiches Licht gerade auf die geheimnißvolle Wand, an der sich das Kratzen vernehmen ließ. Ich glaubte Blutflecke daran zu erkennen. Fräulein

Adelheid mußte, mich noch immer bei der Hand haltend, die Eiskälte fühlen, die mich durchschauerte. „Was ist Ihnen, was ist Ihnen," sprach sie leise, „Sie erstarren ja ganz? — Nun ich will Sie ins Leben rufen. Wissen Sie wohl, daß die Baronin es gar nicht erwarten kann, Sie zu sehen? — Eher glaubt sie nicht, daß der böse Wolf Sie wirklich nicht zerbissen hat. Sie ängstigt sich unglaublich! — Ei, ei, mein Freund, was haben Sie mit Seraphinchen angefangen! Noch niemals habe ich sie so gesehen. — Hu! — wie jetzt der Puls anfängt zu prickeln! — wie der todte Herr so plötzlich erwacht ist! — Nun, kommen Sie — fein leise — wir müssen zur kleinen Baronin!" — Ich ließ mich schweigend fortziehen; die Art, wie Adelheid von der Baronin sprach, schien mir unwürdig, und vorzüglich die Andeutung des Verständnisses zwischen uns gemein. Als ich mit Adelheid eintrat, kam Seraphine mir mit einem leisen Ach! drei — vier Schritte rasch entgegen, dann blieb sie, wie sich besinnend, mitten im Zimmer stehen, ich wagte, ihre Hand zu ergreifen, und sie an meine Lippen zu drücken. Die Baronin ließ ihre Hand in der meinigen ruhen, indem sie sprach: „Aber mein Gott, ist es denn Ihres Berufs, es mit Wölfen aufzunehmen? Wissen Sie denn nicht, daß Orpheus, Amphions fabelhafte Zeit längst vorüber ist, und daß die wilden Thiere allen Respekt vor den vortrefflichsten Sängern ganz verloren haben?" — Diese anmuthige Wendung, mit der die Baronin ihrer lebhaften Theilnahme sogleich alle Mißdeutung abschnitt, brachte mich augenblicklich in richtigen Ton und Takt. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ich nicht, wie gewöhnlich, mich an das Instrument setzte, sondern neben der Baronin auf dem Kanapee Platz nahm. Mit dem Worte: „Und wie kamen Sie denn in Gefahr?" erwies sich unser Einverständniß, daß es heute nicht auf Musik, sondern auf Gespräch abgesehen sey. Nachdem ich meine Abenteuer im Walde erzählt, und der lebhaften Theilnahme des Barons erwähnt, mit der leisen Andeutung, daß ich ihn deren nicht für fähig gehalten, fing die Baronin mit sehr weicher, beinahe wehmüthiger Stimme an: „O wie muß Ihnen der Baron so stürmisch, so rauh vorkommen, aber glauben Sie mir, nur während des Aufenthalts in diesen finstern unheimlichen Mauern, nur während des wilden Jagens in den öden Föhrenwäldern ändert er sein ganzes Wesen, wenigstens sein äußeres Betragen. Was ihn vorzüglich so ganz und gar verstimmt, ist der Gedanke, der ihn

beständig verfolgt, daß hier irgend etwas Entsetzliches geschehen werde: daher hat ihn Ihr Abenteuer, das zum Glück ohne üble Folgen blieb, gewiß tief erschüttert. Nicht den geringsten seiner Diener will er der mindesten Gefahr ausgesetzt wissen, viel weniger einen lieben neugewonnenen Freund, und ich weiß gewiß, daß Gottlieb, dem er Schuld gibt, Sie im Stiche gelassen zu haben, wo nicht mit Gefängniß bestraft werden, doch die beschämende Jägerstrafe dulden wird, ohne Gewehr, mit einem Knittel in der Hand, sich dem Jagdgefolge anschließen zu müssen. Schon, daß solche Jagden, wie hier, nie ohne Gefahr sind, und daß der Baron, immer Unglück befürchtend, doch in der Freude und Lust daran, selbst den bösen Dämon neckt, bringt etwas Zerrissenes in sein Leben, das feindlich selbst auf mich wirken muß. Man erzählt viel Seltsames von dem Ahnherrn, der das Majorat stiftete, und ich weiß es wohl, daß ein düsteres Familiengeheimniß, das in diesen Mauern verschlossen, wie ein entsetzlicher Spuk, die Besitzer wegtreibt, und es ihnen nur möglich macht, eine kurze Zeit hindurch im lauten wilden Gewühl auszudauern. Aber ich! — wie einsam muß ich mich in diesem Gewühl befinden, und wie muß mich das Unheimliche, das aus allen Wänden weht, im Innersten aufregen! Sie, mein lieber Freund! haben mir die ersten heitern Augenblicke, die ich hier verlebte, durch Ihre Kunst verschafft! — wie kann ich Ihnen denn herzlich genug dafür danken! —" Ich küßte die mir dargebotene Hand, indem ich erklärte: daß auch ich gleich am ersten Tage, oder vielmehr in der ersten Nacht, das Unheimliche des Aufenthalts bis zum tiefsten Entsetzen gefühlt habe. Die Baronin blickte mir starr ins Gesicht, als ich jenes Unheimliche der Bauart des ganzen Schlosses, vorzüglich den Verzierungen im Gerichtssaal, dem sausenden Seewinde u. s. w. zuschrieb. Es kann seyn, daß Ton und Ausdruck darauf hindeuteten, daß ich noch etwas anderes meine, genug, als ich schwieg, rief die Baronin heftig: „Nein, nein — es ist Ihnen irgend etwas Entsetzliches geschehen in jenem Saal, den ich nie ohne Schauer betrete! — ich beschwöre Sie — sagen Sie mir Alles!" —

Zur Todtenblässe war Seraphinens Gesicht verbleicht, ich sah wohl ein, daß es nun gerathener sey, alles, was mir widerfahren, getreulich zu erzählen, als Seraphinens aufgeregter Phantasie es zu überlassen, vielleicht einen Spuk, der, in mir unbekannter Beziehung,

noch schrecklicher seyn konnte, als der erlebte, sich auszubilden. Sie hörte mich an, und immer mehr und mehr stieg ihre Beklommenheit und Angst. Als ich des Kratzens an der Wand erwähnte, schrie sie auf: „das ist entsetzlich — ja, ja — in dieser Mauer ist jenes fürchterliche Geheimniß verborgen! —“ Als ich dann weiter erzählte, wie der Alte mit geistiger Gewalt und Uebermacht den Spuk gebannt, seufzte sie tief, als würde sie frei von einer schweren Last, die ihre Brust gedrückt. Sich zurücklehnend, hielt sie beide Hände vors Gesicht. Erst jetzt bemerkte ich, daß Adelheid uns verlassen. Längst hatte ich geendet, und da Seraphine noch immer schwieg, stand ich leise auf, ging an das Instrument, und mühte mich, in aufschwellenden Akkorden tröstende Geister heraufzurufen, die Seraphinen dem finstern Reiche, das sich ihr in meiner Erzählung erschlossen, entführen sollten. Bald intonirte ich so zart, als ich es vermochte, eine jener heiligen Canzonen des Abbate Steffani. In den wehmuthsvollen Klängen des: Ochi, perchè piangete — erwachte Seraphine aus düstern Träumen, und horchte mild lächelnd, glänzende Perlen in den Augen, mir zu. — Wie geschah es denn, daß ich vor ihr hinkniete, daß sie sich zu mir herabbeugte, daß ich sie mit meinen Armen umschlang, daß ein langer glühender Kuß auf meinen Lippen brannte? — Wie geschah es denn, daß ich nicht die Besinnung verlor, daß ich es fühlte, wie sie sanft mich an sich drückte, daß ich sie aus meinen Armen ließ, und schnell mich emporrichtend an das Instrument trat? Von mir abgewendet ging die Baronin einige Schritte nach dem Fenster hin, dann kehrte sie um, und trat mit einem beinahe stolzen Anstande, der ihr sonst gar nicht eigen, auf mich zu. Mir fest ins Auge blickend, sprach sie: „Ihr Onkel ist der würdigste Greis, den ich kenne, er ist der Schutzengel unserer Familie — möge er mich einschließen in sein frommes Gebet!“ — Ich war keines Wortes mächtig, verderbliches Gift, das ich in jenem Kusse eingesogen, gährte und flammte in allen Pulsen, in allen Nerven! — Fräulein Adelheid trat herein — die Wuth des innern Kampfes strömte aus in heißen Thränen, die ich nicht zurück zu drängen vermochte! — Adelheid blickte mich verwundert und zweifelhaft an — ich hätte sie ermorden können. Die Baronin reichte mir die Hand und sprach mit unbeschreiblicher Milde: „Leben Sie wohl, mein lieber Freund! — Leben Sie recht wohl, denken Sie daran, daß vielleicht niemand besser, als ich, Ihre Musik

Verstand. — Ach! diese Töne werden lange — lange in meinem Innern wiederklingen.“ — Ich zwang mir einige unzusammenhängende alberne Worte ab, und lief nach unserm Gemach. Der Alte hatte sich schon zur Ruhe begeben. Ich blieb im Saal, ich stürzte auf die Knie, ich weinte laut — ich rief den Namen der Geliebten, kurz, ich überließ mich den Thorheiten des verliebten Wahnsinns trotz einem, und nur der laute Zuruf des über mein Toben aufgewachten Alten: „Vetter, ich glaube du bist verrückt geworden, oder balgst dich aufs neue mit einem Wolf? — Schier dich zu Bette, wenn es dir sonst gefällig ist.“ — Nur dieser Zuruf trieb mich hinein ins Gemach, wo ich mich mit dem festen Vorsatz niederlegte, nur von Seraphinen zu träumen. Es mochte schon nach Mitternacht seyn, als ich, noch nicht eingeschlafen, entfernte Stimmen, ein Hin- und Herlaufen, und das Oeffnen und Zuschlagen von Thüren zu vernehmen glaubte. Ich horchte auf, da hörte ich Tritte auf dem Corridor sich nahen, die Thür des Saals wurde geöffnet, und bald klopfte es an unser Gemach. „Wer ist da,“ rief ich laut; da sprach es draußen: „Herr Justitiarius — Herr Justitiarius, wachen Sie auf — wachen Sie auf!“ — Ich erkannte Franzens Stimme, und indem ich frug: „Brennt es im Schlosse,“ wurde der Alte wach und rief; „Wo brennt es? — wo ist schon wieder verdammter Teufelsspuk los?“ „Ach, stehen Sie auf, Herr Justitiarius,“ sprach Franz, „stehen Sie auf, der Herr Baron verlangt nach Ihnen!“ „Was will der Baron von mir,“ frug der Alte weiter, „was will er von mir zur Nachtzeit? — weiß er nicht, daß das Justitiariat mit dem Justitiarius zu Bette geht, und eben so gut schläft, als er?“ „Ach,“ rief nun Franz ängstlich, „lieber Herr Justitiarius, stehen Sie doch nur auf — die gnädige Frau Baronin liegt im Sterben!“ — Mit einem Schrei des Entsetzens fuhr ich auf. „Oeffne Franzen die Thür,“ rief mir der Alte zu; besinnungslos wankte ich im Zimmer herum, ohne Thür und Schloß zu finden. Der Alte mußte mir beistehen, Franz trat bleich mit verstörtem Gesicht herein, und zündete die Lichter an. Als wir uns kaum in die Kleider geworfen, hörten wir schon den Baron im Saal rufen: „Kann ich Sie sprechen, lieber V.?“ — „Warum hast du dich angezogen, Vetter, der Baron hat nur nach mir verlangt?“ frug der Alte, im Begriff herauszutreten. Ich muß hinab — ich muß sie sehen und dann sterben, sprach ich dumpf und wie vernichtet vom trostlosen

Schmerz. „Ja so! da hast du Recht, Vetter!“ Dies sprechend warf mir der Alte die Thür vor der Nase zu, daß die Angeln klirrten, und verschloß sie von draußen. Im ersten Augenblick, über diesen Zwang empört, wollt' ich die Thür einrennen, aber mich schnell besinnend, daß dieses nur die verderblichen Folgen einer ungezügelten Raserei haben könne, beschloß ich, die Rückkehr des Alten abzuwarten, dann aber, koste es was es wolle, seiner Aufsicht zu entschlüpfen. Ich hörte den Alten heftig mit dem Baron reden, ich hörte mehrmals meinen Namen nennen, ohne weiteres verstehen zu können. — Mit jeder Sekunde wurde mir meine Lage tödtlicher. — Endlich vernahm ich, wie dem Baron eine Botschaft gebracht wurde, und wie er schnell davon rannte. Der Alte trat wieder in das Zimmer — „Sie ist todt“ — mit diesem Schrei stürzte ich dem Alten entgegen — „Und du bist närrisch!“ fiel er gelassen ein, faßte mich, und drückte mich in einen Stuhl. Ich muß hinab, schrie ich, ich muß hinab, sie sehen, und sollt' es mir das Leben kosten! — „Thue das, lieber Vetter,“ sprach der Alte, indem er die Thür verschloß, den Schlüssel abzog und in die Tasche steckte. Nun flammte ich auf in toller Wuth, ich griff nach der geladenen Büchse und schrie: „Hier vor Ihren Augen jage ich mir die Kugel durch den Kopf, wenn Sie nicht sogleich mir die Thür öffnen.“ Da trat der Alte dicht vor mir hin, und sprach, indem er mich mit durchbohrendem Blick ins Auge faßte: „Glaubst du, Knabe, daß du mich mit deiner armseligen Drohung erschrecken kannst? — Glaubst du, daß mir dein Leben was werth ist, wenn du vermagst, es in kindischer Albernheit, wie ein abgenutztes Spielzeug, wegzuwerfen? — Was hast du mit dem Weibe des Barons zu schaffen? — wer gibt dir das Recht, dich, wie ein überlästiger Geck, da hinzudrängen, wo du nicht hin gehörst, und wo man dich auch gar nicht mag? — Willst du den liebelnden Schäfer machen in ernster Todesstunde?“ — Ich sank vernichtet in den Lehnstuhl — Nach einer Weile fuhr der Alte mit milderer Stimme fort: „Und damit du es nur weißt, mit der angeblichen Todesgefahr der Baronin ist es wahrscheinlich ganz und gar nichts — Fräulein Adelheid ist denn nun gleich außer sich über alles; wenn ihr ein Regentropfen auf die Nase fällt, so schreit sie: Welch ein schreckliches Unwetter! — Zum Unglück ist der Feuerlärm bis zu den alten Tanten gedrungen, die sind unter unziemlichem Weinen mit einem ganzen Arsenal von stärkenden Tropfen

— Lebenselixiren, und was weiß ich sonst, angerückt — Eine starke Anwandlung von Ohnmacht" — Der Alte hielt inne, er mochte bemerken, wie ich im Innern kämpfte. Er ging einige Mal die Stube auf und ab, stellte sich wieder vor mir hin, lachte recht herzlich, und sprach: „Vetter, Vetter! was treibst du für närrisches Zeug? — Nun! — es ist einmal nicht anders, der Satan treibt hier seinen Spuk auf mancherlei Weise, du bist ihm ganz lustig in die Krallen gelaufen, und er macht jetzt sein Tänzchen mit dir" — Er ging wieder einige Schritte auf und ab, dann sprach er weiter: „Mit dem Schlaf ists nun einmal vorbei, und da dächt' ich, man rauchte eine Pfeife, und brächte so noch die paar Stündchen Nacht und Finsterniß hin!" — Mit diesen Worten nahm der Alte eine thönerne Pfeife vom Wandschrank herab, und stopfte sie, ein Liedchen brummend, langsam und sorgfältig, dann suchte er unter vielen Papieren, bis er ein Blatt herausriß, es zum Fidibus zusammenknetete und ansteckte. Die dicken Rauchwolken von sich blasend, sprach er zwischen den Zähnen: „Nun Vetter, wie war es mit dem Wolf?" — Ich weiß nicht, wie dies ruhige Treiben des Alten seltsam auf mich wirkte. — Es war, als sey ich gar nicht mehr in R..sitten — die Baronin weit — weit von mir entfernt, so daß ich sie nur mit den geflügelten Gedanken erreichen könne! — Die letzte Frage des Alten verdroß mich. „Aber," fiel ich ein, „finden Sie mein Jagdabenteuer so lustig, so zum Bespötteln geeignet?" „Mit nichten," erwiderte der Alte, „mit nichten, Herr Vetter, aber du glaubst nicht, welch' komisches Gesicht solch ein Kiek in die Welt, wie du, schneidet, und wie er sich überhaupt so possierlich dabei macht, wenn der liebe Gott ihn einmal würdigt, was besonderes ihm passiren zu lassen. — Ich hatte einen akademischen Freund, der ein stiller, besonnener, mit sich einiger Mensch war. Der Zufall verwickelte ihn, der nie Anlaß zu dergleichen gab, in eine Ehrensache, und er, den die mehresten Burschen für einen Schwächling, für einen Pinsel hielten, benahm sich dabei mit solchem ernstem entschlossenem Muthe, daß alle ihn höchlich bewunderten. Aber seit der Zeit war er auch umgewandelt. Aus dem fleißigen besonnenen Jünglinge wurde ein prahlhafter, unausstehlicher Raufbold. Er kommerschirte und jubelte, und schlug, dummer Kinderei halber, sich so lange, bis ihn der Senior einer Landsmannschaft, die er auf pöbelhafte Weise beleidigt, im Duell niederstieß. — Ich erzähle dir das

nur so, Vetter, du magst dir dabei denken, was du willst! — Um nun wieder auf die Baronin und ihre Krankheit zu kommen" — Es ließen sich in dem Augenblick leise Tritte auf dem Saal hören, und mir war es, als ginge ein schauerliches Aechzen durch die Lüfte! — „Sie ist hin!" — der Gedanke durchfuhr mich wie ein tödtender Blitz! — Der Alte stand rasch auf, und rief laut: „Franz — Franz!" — „Ja, lieber Herr Justitiarius," antwortete es draußen. „Franz," fuhr der Alte fort, „schüre ein wenig das Feuer im Kamine zusammen, und ist es thunlich, so magst du für uns ein Paar Tassen guten Thee bereiten!" — „Es ist verteufelt kalt," wandte sich der Alte zu mir, „und da wollen wir uns lieber draußen am Kamin was erzählen." Der Alte schloß die Thür auf, ich folgte ihm mechanisch. „Wie gehts unten," frug der Alte. „Ach," erwiderte Franz, „es hatte gar nicht viel zu bedeuten, die gnädige Frau Baronin sind wieder ganz munter, und schieben das bischen Ohnmacht auf einen bösen Traum!" — Ich wollte aufjauchzen vor Freude und Entzücken, ein sehr ernster Blick des Alten wies mich zur Ruhe. — „Ja," sprach der Alte, „im Grunde genommen wärs doch besser, wir legten uns noch ein Paar Stündchen aufs Ohr — Laß es nur gut seyn mit dem Thee, Franz!" — „Wie Sie befehlen, Herr Justitiarius," erwiderte Franz, und verließ den Saal mit dem Wunsch einer geruhsamen Nacht, unerachtet schon die Hähne krähten. „Höre, Vetter!" sprach der Alte, indem er die Pfeife im Kamin ausklopfte, „höre, Vetter! gut ists doch, daß dir kein Malheur passirt ist mit Wölfen und geladenen Büchsen!" — Ich verstand jetzt alles und schämte mich, daß ich dem Alten Anlaß gab, mich zu behandeln wie ein ungezogenes Kind.

„Sey so gut," sprach der Alte am andern Morgen, „sey so gut, lieber Vetter, steige herab und erkundige dich, wie es mit der Baronin steht. Du kannst nur immer nach Fräulein Adelheid fragen, die wird dich denn wohl mit einem tüchtigen Bulletin versehen." — Man kann denken, wie ich hinab eilte. Doch in dem Augenblick, als ich leise an das Vorgemach der Baronin pochen wollte, trat mir der Baron rasch aus demselben entgegen. Er blieb verwundert stehen und maß mich mit finsterm, durchbohrendem Blick. „Was wollen Sie hier!" fuhr es ihm heraus. Unerachtet mir das Herz im Innersten schlug, nahm ich mich zusammen und erwiderte mit festem Ton: „Mich im Auftrage des Onkels nach dem Befinden der gnädigen Frau

rekundigen.“ „O es war ja gar nichts — ihr gewöhnlicher Nervenzufall. Sie schläft sanft, und ich weiß, daß sie wohl und munter bei der Tafel erscheinen wird! — Sagen Sie das — Sagen Sie das“ — Dies sprach der Baron mit einer gewissen leidenschaftlichen Heftigkeit, die mir anzudeuten schien, daß er um die Baronin besorgter sey, als er es wolle merken lassen. Ich wandte mich, um zurückzukehren, da ergriff der Baron plötzlich meinen Arm und rief mit flammendem Blick: „Ich habe mit Ihnen zu sprecheu, junger Mann!“ — Sah' ich nicht den schwerbeleidigten Gatten vor mir, und mußt' ich nicht einen Auftritt befürchten, der vielleicht schmachvoll für mich enden konnte? Ich war unbewaffnet, doch im Moment besann ich mich auf mein künstliches Jagdmesser, das mir der Alte erst in R..sitten geschenkt und das ich noch in der Tasche trug. Nun folgte ich dem mich rasch fortziehenden Baron mit dem Entschluß keines Leben zu schonen, wenn ich Gefahr laufen sollte, unwürdig behandelt zu werden. Wir waren in des Barons Zimmer eingetreten, dessen Thür er hinter sich abschloß. Nun schritt er mit übereinandergeschlagenen Armen heftig auf und ab, dann blieb er vor mir stehen und wiederholte: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, junger Mann!“ — Der verwegenste Muth war mir gekommen, und ich wiederholte mit erhöhtem Ton: „Ich hoffe, daß es Worte seyn werden, die ich ungeahndet hören darf!“ Der Baron schaute mich verwundert an, als verstehe er mich nicht. Dann blickte er finster zur Erde, schlug die Arme über den Rücken und fing wieder an im Zimmer auf und abzurennen. — Er nahm eine Büchse herab und stieß den Ladestock hinein, als wolle er versuchen, ob sie geladen sey oder nicht! — Das Blut stieg mir in den Adern, ich faßte nach dem Messer und schritt dicht auf den Baron zu, um es ihm unmöglich zu machen, auf mich anzulegen. „Ein schönes Gewehr,“ sprach der Baron, die Büchse wieder in den Winkel stellend. Ich trat einige Schritte zurück und der Baron an mich heran; kräftiger auf meine Schulter schlagend, als gerade nöthig, sprach er dann: „Ich muß Ihnen aufgeregt und verstört vorkommen, Theodor! ich bin es auch wirklich von der in tausend Aengsten durchwachten Nacht. Der Nervenzufall meiner Frau war durchaus nicht gefährlich, das sehe ich jetzt ein, aber hier — hier in diesem Schloß, in das ein finst'rer Geist gebannt ist, fürcht' ich das Entsetzliche, und dann ist es auch das erste Mal, daß sie hier erkrankte. Sie — Sie allein sind

Schuld daran!“ — „Wie das möglich seyn könne, davon hätte ich keine Ahnung,“ erwiderte ich gelassen. „O,“ fuhr der Baron fort, „o wäre der verdammte Unglückskasten der Inspektorin auf blankem Eise zerbrochen in tausend Stücke, o wären Sie — doch nein! — nein! Es sollte, es mußte so seyn, und ich allein bin Schuld an Allem. An mir lag es, in dem Augenblick, als Sie anfingen in dem Gemach meiner Frau Musik zu machen, Sie von der ganzen Lage der Sache, von der Gemüthsstimmung meiner Frau zu unterrichten“ — Ich machte Miene zu sprechen — „Lassen Sie mich reden,“ rief der Baron, „ich muß im Voraus Ihnen alles voreilige Urtheil abschneiden. Sie werden mich für einen rauhen, der Kunst abholden Mann halten. Ich bin das keinesweges, aber eine, auf tiefe Ueberzeugung gebaute Rücksicht nöthigt mich, hier wo möglich solcher Musik, die jedes Gemüth, und auch gewiß das meinige ergreift, den Eingang zu versagen. Erfahren Sie, daß meine Frau an einer Erregbarkeit kränkelt, die am Ende alle Lebensfreude wegzehren muß. In diesen wunderlichen Mauern kommt sie gar nicht heraus aus dem erhöhten, überreitzten Zustand, der sonst nur momentan einzutreten pflegt, und zwar als Verbote einer ernsten Krankheit. Sie fragen mit Recht, warum ich der zarten Frau diesen schauerlichen Aufenthalt, dieses wilde verwirrte Jägerleben nicht erspare? Aber nennen Sie es immerhin Schwäche, genug, mir ist es nicht möglich, sie allein zurückzulassen. In tausend Aengsten und nicht fähig Ernstes zu unternehmen würde ich seyn, denn ich weiß es, die entsetzlichsten Biler von allerlei verstörendem Ungemach, das ihr widerfahren, verließen mich nicht im Walde, nicht im Gerichtssaal — Dann aber glaube ich auch, daß dem schwächlichen Weibe gerade diese Wirthschaft hier wie ein erkräftigendes Stahlbad anschlagen muß — Wahrhaftig, der Seewind, der nach seiner Art tüchtig durch die Föhren saust, das dumpf Gebelle der Doggen, der keck und munter schmetternde Hörnerklang muß hier siegen über die verweichlenden, schmachtelnden Pinseleien am Clavier, das so kein Mann spielen sollte, aber Sie haben es darauf angelegt, meine Frau methodisch zu Tode zu quälen!“ — Der Baron sagte dies mit verstärkter Stimme und wildfunkelnden Augen — das Blut stieg mir in den Kopf, ich machte eine heftige Bewegung mit der Hand gegen den Baron, ich wollte sprechen, er ließ mich nicht zu Worte kommen. „Ich weiß, was Sie sagen wollen,“ fing er an, „ich

weiß es und wiederhole es, daß Sie auf dem Wege waren meine Frau zu tödten, und daß ich Ihnen dies auch nicht im mindesten zurechnen kann, wiewohl Sie begreifen, daß ich dem Dinge Einhalt thun muß. — Kurz! — Sie exaltiren meine Frau durch Spiel und Gesang, und als sie in dem bodenlosen Meere träumerischer Visionen und Ahnungen, die Ihre Musik wie ein böser Zauber heraufbeschworen hat, ohne Halt und Steuer umherschwimmt, drücken Sie sie hinunter in die Tiefe mit der Erzählung eines unheimlichen Spuks, der Sie oben im Gerichtssaal geneckt haben soll. Ihr Großonkel hat mir Alles erzählt, aber ich bitte Sie, wiederholen Sie mir Alles, was Sie sahen oder nicht sahen — hörten — fühlten — ahnten." Ich nahm mich zusammen und erzählte ruhig, wie es sich damit begeben, von Anfang bis zu Ende. Der Baron warf nur dann und wann einzelne Worte, die sein Erstaunen ausdrückten, dazwischen. Als ich darauf kam, wie der Alte sich mit frommem Muth dem Spuk entgegengestellt und ihn gebannt habe mit kräftigen Worten, schlug er die Hände zusammen, hob sie gefaltet zum Himmel empor und rief begeistert: „Ja, er ist der Schutzgeist der Familie! — ruhen soll in der Gruft der Ahnen seine sterbliche Hülle!" — Ich hatte geendet. „Daniel, Daniel! was machst du hier zu dieser Stunde!" murmelte der Baron in sich hinein, indem er mit übereinander geschlagenen Armen im Zimmer auf und abschritt. „Weiter war es also nichts, Herr Baron?" frug ich laut, indem ich Miene machte mich zu entfernen. Der Baron fuhr auf wie aus einem Traum, faßte freundlich mich bei der Hand und sprach: „Ja — lieber Freund! meine Frau, der Sie so arg mitgespielt haben, ohne es zu wollen, die müssen Sie wieder herstellen, — Sie allein können das." Ich fühlte mich erröthend, und stand ich dem Spiegel gegenüber, so erblickte ich gewiß in demselben ein sehr albernes verdutztes Gesicht. Der Baron schien sich an meiner Verlegenheit zu weiden, er blickte mir unverwandt ins Auge mit einem recht fatalen ironischen Lächeln. „Wie in aller Welt sollte ich es anfangen," stotterte ich endlich mühsam heraus. „Nun, nun," unterbrach mich der Baron, „Sie haben es mit keiner gefährlichen Patientin zu thun. Ich nehme jetzt ausdrücklich Ihre Kunst in Anspruch. Die Baronin ist nun einmal hereingezogen in den Zauberkreis Ihrer Musik, und sie plötzlich heraus zu reißen, würde thörigt und grausam seyn. Setzen Sie die Musik fort. Sie werden zur Abendstunde in den Zimmern

meiner Frau jedesmal willkommen seyn. Aber gehen Sie nach und nach über zu kräftigerer Musik, verbinden Sie geschickt das Heitere mit dem Ernsten — und dann, vor allen Dingen, wiederholen Sie die Erzählung von dem unheimlichen Spuk recht oft. Die Baronin gewöhnt sich daran, sie vergißt, daß der Spuk hier in diesen Mauern hauset, und die Geschichte wirkt nicht stärker auf sie, als jedes andere Zaubermärchen, das in irgend einem Roman, in irgend einem Gespensterbuch, ihr aufgetischt worden. Das thun Sie, lieber Freund!" — Mit diesen Worten entließ mich der Baron — Ich ging — Ich war vernichtet in meinem eignen Innern, herabgesunken zum bedeutungslosen, thörigten Kinde! — Ich Wahnsinniger, der ich glaubte, Eifersucht könne sich in seiner Brust regen; er selbst schickt mich zu Seraphinen, er selbst sieht in mir nur das willenlose Mittel, das er braucht und wegwirft, wie es ihm beliebt! — Vor wenig Minuten fürchtete ich den Baron, es lag in mir tief im Hintergrunde verborgen das Bewußtseyn der Schuld, aber diese Schuld ließ mich das höhere, herrlichere Leben deutlich fühlen, dem ich zugereift; nun war alles versunken in schwarze Nacht, und ich sah nur den albernen Knaben, der in kindischer Verkehrtheit die papierne Krone, die er sich auf den heißen Kopf stülpte, für ächtes Gold gehalten. — Ich eilte zum Alten, der schon auf mich wartete. „Nun Vetter, wo bleibst du denn, wo bleibst du denn?" rief er mir entgegen. „Ich habe mit dem Baron gesprochen," warf ich schnell und leise hin, ohne den Alten anschauen zu können. „Tausend Sapperlot!" — sprach der Alte wie verwundert, „Tausend Sapperlot, dacht' ichs doch gleich! — der Baron hat dich gewiß herausgefordert, Vetter?" — Das schallende Gelächter, das der Alte gleich hinterher aufschlug, bewies mir, daß er auch dieses Mal, wie immer, ganz und gar mich durchschaute — Ich biß die Zähne zusammen — ich mochte kein Wort erwidern, denn wohl wußt' ich, daß es dessen nur bedurfte, um sogleich von den tausend Neckereien überschüttet zu werden, die schon auf des Alten Lippen schwebten.

Die Baronin kam zur Tafel im zierlichen Morgenkleide, das, blendend weiß, frisch gefallenen Schnee besiegte. Sie sah matt aus und abgespannt, doch als sie nun leise und melodisch sprechend die dunklen Augen erhob, da blitzte süßes, sehnsüchtiges Verlangen aus düsterer Gluth, und ein flüchtiges Roth überflog das lilienblasse Ant-

litz. Sie war schöner als jemals — Wer ermißt die Thorheiten eines Jünglings mit zu heißem Blut im Kopf und Herzen! — Den bittern Groll, den der Baron in mir aufgeregt, trug ich über auf die Baronin. Alles erschien mir wie eine heillose Mystifikation, und nun wollt' ich beweisen, daß ich gar sehr bei vollem Verstande sey, und über die Maßen scharfsichtig. — Wie ein schmollendes Kind vermied ich die Baronin, und entschlüpfte der mich verfolgenden Adelheid, so daß ich, wie ich gewollt, ganz am Ende der Tafel zwischen den beiden Offizieren meinen Platz fand, mit denen ich wacker zu zechen begann. Beim Nachtisch stießen wir fleißig die Gläser zusammen, und, wie es in solcher Stimmung zu geschehen pflegt, ich war ungewöhnlich laut und lustig. Ein Bedienter hielt mir einen Teller hin, auf dem einige Bonbons lagen, mit den Worten: „von Fräulein Adelheid." Ich nahm, und bemerkte bald, daß auf einem der Bonbons mit Silberstift gekritzelt stand: „Und Seraphine?" — Das Blut wallte mir auf in den Adern. Ich schaute hin nach Adelheid, die sah mich an mit überaus schlauer, verschmitzter Miene, nahm das Glas und nickte mir zu mit leisem Kopfnicken. Beinahe willkührlos murmelte ich still: „Seraphine," nahm mein Glas und leerte es mit einem Zuge. Mein Blick flog hin zu ihr, ich gewahrte, daß sie auch in dem Augenblick getrunken hatte, und ihr Glas eben hinsetzte — ihre Augen trafen die meinen, und ein schadenfroher Teufel raunte es mir in die Ohren: „Unseliger! — Sie liebt dich doch!" — Einer der Gäste stand auf, und brachte, nordischer Sitte gemäß, die Gesundheit der Frau vom Hause aus — Die Gläser erklangen im lauten Jubel — Entzücken und Verzweiflung spalteten mir das Herz, die Glut des Weins flammte in mir auf, alles drehte sich in Kreisen, es war, als müßte ich vor Aller Augen hinstürzen zu ihren Füßen, und mein Leben aushauchen! — „Was ist Ihnen, lieber Freund?" Diese Frage meines Nachbars gab mir die Besinnung wieder, aber Seraphine war verschwunden. — Die Tafel wurde aufgehoben. Ich wollte fort, Adelheid hielt mich fest, sie sprach allerlei, ich hörte, ich verstand kein Wort — sie faßte mich bei beiden Händen, und rief mir laut lachend etwas in die Ohren — Wie von der Starrsucht gelähmt, blieb ich stumm und regungslos. Ich weiß nur, daß ich endlich mechanisch ein Glas Likör aus Adelheids Hand nahm, und es austrank, daß ich mich einsam in einem Fenster wiederfand, daß

ich dann hinausstürzte aus dem Saal, die Treppe hinab, und hinaus lief in den Wald. In dichten Flocken fiel der Schnee herab, die Föhren seufzten vom Sturm bewegt; wie ein Wahnsinniger sprang ich umher in weiten Kreisen, und lachte und schrie wild auf: Schaut zu, schaut zu! — Heisa! der Teufel macht sein Tänzchen mit dem Knaben, der zu speisen gedachte total verbotene Früchte! — Wer weiß, wie mein tolles Spiel geendet, wenn ich nicht meinen Namen laut in den Wald hinein rufen gehört. Das Wetter hatte nachgelassen, der Mond schien hell durch die zerrissenen Wolken, ich hörte Doggen anschlagen, und gewahrte eine finstere Gestalt, die sich mir näherten. Es war der alte Jäger. „Ei, ei, lieber Herr Theodor!" fing er an, „wie haben Sie sich denn verirrt in dem bösen Schneegestöber, der Herr Justitiarius warten auf Sie mit vieler Ungeduld!" — Schweigend folgte ich dem Alten. Ich fand den Großonkel im Gerichtssaal arbeitend. „Das hast du gut gemacht," rief er mir entgegen, „das hast du sehr gut gemacht, daß du ein wenig ins Freie gingst, um dich gehörig abzukühlen. Trinke doch nicht so viel Wein, du bist noch viel zu jung dazu, das taugt nicht." — Ich brachte kein Wort hervor, schweigend setzte ich mich hin an den Schreibtisch. „Aber, sage mir nur, lieber Vetter, was wollte denn eigentlich der Baron von dir?" — Ich erzählte alles, und schloß damit, daß ich mich nicht hergeben wollte zu der zweifelhaften Cur, die der Baron vorgeschlagen. „Würde auch gar nicht angehen," fiel der Alte mir in die Rede, „denn wir reisen morgen in aller Frühe fort, lieber Vetter!" — Es geschah so, ich sah Seraphinen nicht wieder! —

Kaum angekommen in K. klagte der alte Großonkel, daß er mehr als jemals sich von der beschwerlichen Fahrt angegriffen fühle. Sein mürrisches Schweigen, nur unterbrochen von heftigen Ausbrüchen der übelsten Laune, verkündete die Rückkehr seiner podagristischen Zufälle. Eines Tages wurd' ich schnell hingerufen, ich fand den Alten, vom Schlage getroffen, sprachlos auf dem Lager, einen zerknitterten Brief in der krampfhaft geschlossenen Hand. Ich erkannte die Schriftzüge des Wirthschafts-Inspektors aus R..sitten, doch, von dem tiefsten Schmerz durchdrungen, wagte ich es nicht, den Brief dem Alten zu entreißen, ich zweifelte nicht an seinem baldigen Tod. Doch, noch ehe der Arzt kam, schlugen die Lebenspulse wieder, die wunderbar kräftige Natur des siebzigjährigen Greises widerstand dem tödtlichen

Anfall, noch desselben Tages erklärte ihn der Arzt außer Gefahr. Der Winter war hartnäckiger als jemals, ihm folgte ein rauher, düsterer Frühling, und so kam es, daß nicht jener Zufall sowohl, als das Podagra, von dem bösen Klima wohl gehegt, den Alten für lange Zeit auf das Krankenlager warf. In dieser Zeit beschloß er, sich von jedem Geschäft ganz zurück zu ziehen. Er trat seine Justitiariate an andere ab, und so war mir jede Hoffnung verschwunden, jemals wieder nach R..sitten zu kommen. Nur meine Pflege litt der Alte, nur von mir verlangte er unterhalten, aufgeheitert zu werden. Aber wenn auch in schmerzlosen Stunden seine Heiterkeit wiedergekehrt war, wenn es an derben Späßen nicht fehlte, wenn es selbst zu Jagdgeschichten kam, und ich jeden Augenblick vermuthete, meine Heldenthat, wie ich den greulichen Wolf mit dem Jagdmesser erlegte, würde herhalten müssen: niemals — niemals erwähnte er unseres Aufenthalts in R..sitten, und wer mag nicht einsehen, daß ich, aus natürlicher Scheu, mich wohl hütete, ihn geradezu darauf zu bringen. — Meine bittere Sorge, meine stete Mühe um den Alten, hatte Seraphinens Bild in den Hintergrund gestellt. So wie des Alten Krankheit nachließ, gedachte ich lebhafter wieder jenes Moments im Zimmer der Baronin, der mir wie ein leuchtender auf ewig für mich untergegangener Stern erschien. Ein Ereigniß rief allen empfundenen Schmerz hervor, indem es mich zugleich, wie eine Erscheinung aus der Geisterwelt, mit eiskalten Schauern durchbebte! — Als ich nämlich eines Abends die Brieftasche, die ich in R..sitten getragen, öffne, fällt mir aus den aufgeblätterten Papieren eine dunkle, mit einem weißen Bande umschlungene Locke entgegen, die ich augenblicklich für Seraphinens Haar erkenne! Aber, als ich das Band näher betrachte, sehe ich deutlich die Spur eines Blutstropfens! — Vielleicht wußte Adelheid in jenen Augenblicken des bewußtlosen Wahnsinns, der mich am letzten Tage ergriffen, mir dies Andenken geschickt zuzustellen, aber warum der Blutstropfe, der mich Entsetzliches ahnen ließ und jenes beinahe zu schäfermäßige Pfand zur schauervollen Mahnung an eine Leidenschaft, die theures Herzblut kosten konnte, hinaufsteigerte? — Das war jenes weiße Band, das mich, zum ersten Mal Seraphinen nahe, wie im leichten losen Spiel umflatterte, und dem nun die dunkle Macht das Wahrzeichen der Verletzung zum Tode gegeben. Nicht spielen soll der Knabe mit der Waffe, deren Gefährlichkeit er nicht ermißt!

Endlich hatten die Frühlingsstürme zu toben aufgehört, der Sommer behauptete sein Recht, und war erst die Kälte unerträglich, so wurd' es nun, als der Julius begonnen, die Hitze. Der Alte erkräftigte sich zusehends, und zog, wie er sonst zu thun pflegte, in einen Garten der Vorstadt. An einem stillen lauen Abende saßen wir in der duftenden Jasminlaube, der Alte war ungewöhnlich heiter, und dabei nicht, wie sonst, voll sarkastischer Ironie, sondern mild, beinahe weich gestimmt. „Vetter,“ fing er an, „ich weiß nicht, wie mir heute ist, ein ganz besonderes Wohlseyn, wie ich es seit vielen Jahren nicht gefühlt, durchdringt mich mit gleichsam elektrischer Wärme. Ich glaube, das verkündet mir einen baldigen Tod.“ Ich mühte mich, ihn von dem düstern Gedanken abzubringen. „Laß es gut seyn, Vetter,“ sprach er, „lange bleibe ich nicht mehr hier unten, und da will ich dir noch eine Schuld abtragen! — Denkst du noch an die Herbstzeit in R..sitten?“ — Wie ein Blitz durchfuhr mich diese Frage des Alten, noch ehe ich zu antworten vermochte, fuhr er weiter fort: „Der Himmel wollte es, daß du dort auf ganz eigne Weise eintratst, und wider deinen Willen eingeflochten wurdest in die tiefsten Geheimnisse des Hauses. Jetzt ist es an der Zeit, daß du alles erfahren mußt. Oft genug, Vetter! haben wir über Dinge gesprochen, die du mehr ahntest als verstandest. Die Natur stellt den Cyklus des menschlichen Lebens in dem Wechsel der Jahreszeiten symbolisch dar, das sagen sie Alle, aber ich meine das auf andere Weise als Alle. Die Frühlingsnebel fallen, die Dünste des Sommers verdampfen, und erst des Herbstes reiner Aether zeigt deutlich die ferne Landschaft, bis das Hienieden versinkt in die Nacht des Winters. — Ich meine, daß im Hellsehen des Alters sich deutlicher das Walten der unerforschlichen Macht zeigt. Es sind Blicke vergönnt in das gelobte Land, zu dem die Pilgerfahrt beginnt mit dem zeitlichen Tode. Wie wird mir in diesem Augenblick so klar das dunkle Verhängniß jenes Hauses, dem ich durch festere Bande, als Verwandtschaft sie zu schlingen vermag, verknüpft wurde. Wie liegt alles so erschlossen vor meines Geistes Augen! — doch, wie ich nun alles so gestaltet vor mir sehe, das Eigentliche, das kann ich dir nicht mit Worten sagen, keines Menschen Zunge ist dessen fähig. Höre mein Sohn das, was ich dir nur wie eine merkwürdige Geschichte, die sich wohl zutragen konnte, zu erzählen vermag. Bewahre tief in deiner Seele die Erkenntniß, daß

die geheimnißvollen Beziehungen, in die du dich vielleicht nicht unberufen wagtest, dich verderben konnten! — doch — das ist nun vorüber!" —

Die Geschichte des R***schen Majorats, die der Alte jetzt erzählte, trage ich so treu im Gedächtniß, daß ich sie beinahe mit seinen Worten (er sprach von sich selbst in der dritten Person) zu wiederholen vermag.

In einer stürmischen Herbstnacht des Jahres 1760 weckte ein entsetzlicher Schlag, als falle das ganze weitläuftige Schloß in tausend Trümmer zusammen, das Hausgesinde in R.. sitten aus tiefem Schlafe. Im Nu war alles auf den Beinen, Lichter wurden angezündet, Schrecken und Angst im leichenblassen Gesicht keuchte der Hausverwalter mit den Schlüsseln herbei, aber nicht gering war jedes Erstaunen, als man in tiefer Todtenstille, in der das pfeifende Gerassel der mühsam geöffneten Schlösser, jeder Fußtritt, recht schauerlich wiederhallte, durch unversehrte Gänge, Säle, Zimmer, fort und fort wandelte. Nirgends die mindeste Spur irgend einer Verwüstung. Eine finstere Ahnung erfaßte den alten Hausverwalter. Er schritt hinauf in den großen Rittersaal, in dessen Seitenkabinet der Freiherr Roderich von R. zu ruhen pflegte, wenn er astronomische Beobachtungen angestellt. Eine zwischen der Thür dieses und eines andern Kabinets angebrachte Pforte führte durch einen engen Gang unmittelbar in den astronomischen Thurm. Aber so wie Daniel (so war der Hausverwalter geheißen) diese Pforte öffnete, warf ihm der Sturm, abscheulich heulend und sausend, Schutt und zerbröckelte Mauersteine entgegen, so daß er vor Entsetzen weit zurückprallte, und, indem er den Leuchter, dessen Kerzen prasselnd erlöschten, an die Erde fallen ließ, laut aufschrie: „O Herr des Himmels! der Baron ist jämmerlich zerschmettert!" — In dem Augenblick ließen sich Klagelaute vernehmen, die aus dem Schlafkabinet des Freiherrn kamen. Daniel fand die übrigen Diener um den Leichnam ihres Herrn versammelt. Vollkommen und reicher gekleidet als jemals, ruhigen Ernst im unentstellten Gesichte, fanden sie ihn sitzend in dem großen reich verzierten Lehnstuhle, als ruhe er aus von gewichtiger Arbeit. Es war aber der Tod, in dem er ausruhte. Als es Tag geworden, gewahrte man, daß

die Krone des Thurms in sich eingestürzt. Die großen Quadersteine hatten Decke und Fußboden des astronomischen Zimmers eingeschlagen, nebst den nun voran stürzenden mächtigen Balken, mit gedoppelter Kraft des Falles das untere Gewölbe durchbrochen, und einen Theil der Schloßmauer und des engen Ganges mit fort gerissen. Nicht einen Schritt durch die Pforte des Saals durfte man thun, ohne Gefahr wenigstens achtzig Fuß hinab zu stürzen in tiefe Gruft.

Der alte Freiherr hatte seinen Tod bis auf die Stunde vorausgesehen, und seine Söhne davon benachrichtigt. So geschah es, daß gleich folgenden Tages Wolfgang Freiherr von R., ältester Sohn des Verstorbenen, mithin Majoratsherr, eintraf. Auf die Ahnung des alten Vaters wahl bauend, hatte er, so wie er den verhängnißvollen Brief erhalten, sogleich Wien, wo er auf der Reise sich gerade befand, verlassen, und war, so schnell es nur gehen wollte, nach R..sitten geeilt. Der Hausverwalter hatte den großen Saal schwarz ausschlagen, und den alten Freiherrn in den Kleidern, wie man ihn gefunden, auf ein prächtiges Paradebette, das hohe silberne Leuchter mit brennenden Kerzen umgaben, legen lassen. Schweigend schritt Wolfgang die Treppe herauf, in den Saal hinein, und dicht hinan an die Leiche des Vaters. Da blieb er mit über die Brust verschränkten Armen stehen, und schaute starr und düster, mit zusammengezogenen Augenbrauen, dem Vater ins bleiche Antlitz. Er glich einer Bildsäule, keine Thräne kam in seine Augen. Endlich, mit einer beinahe krampfhaften Bewegung, den rechten Arm hin nach der Leiche zuckend, murmelte er dumpf: „Zwangen dich die Gestirne, den Sohn, den du liebtest, elend zu machen?“ — Die Hände zurückgeworfen, einen kleinen Schritt hinter sich getreten, warf nun der Baron den Blick in die Höhe, und sprach mit gesenkter, beinahe weicher Stimme: „Armer, bethörter Greis! — Das Fastnachtsspiel mit seinen läppischen Täuschungen ist nun vorüber! — Nun magst du erkennen, daß das kärglich zugemessene Besitzthum hienieden nichts gemein hat mit dem Jenseits über den Sternen — Welcher Wille, welche Kraft reicht hinaus über das Grab?“ — Wieder schwieg der Baron einige Sekunden — dann rief er heftig: „Nein, nicht ein Quentlein meines Erdenglücks, das du zu vernichten trachtetest, soll mir dein Starrsinn rauben,“ und damit riß er ein zusammengelegtes Papier aus der Tasche, und hielt es zwischen zwei Fingern hoch empor an eine dicht bei

der Leiche stehende brennende Kerze. Das Papier, von der Kerze ergriffen, flackerte hoch auf, und als der Wiederschein der Flamme auf dem Gesicht des Leichnams hin und her zuckte und spielte, war es als rührten sich die Muskeln und der Alte spräche tonlose Worte, so daß der entfernt stehenden Dienerschaft tiefes Grauen und Entsetzen ankam. Der Baron vollendete sein Geschäft mit Ruhe, indem er das letzte Stückchen Papier, das er flammend zu Boden fallen lassen, mit dem Fuße sorglich austrat. Dann warf er noch einen düstern Blick auf den Vater, und eilte mit schnellen Schritten zum Saal hinaus.

Andern Tages machte Daniel den Freiherrn mit der neuerlich geschehenen Verwüstung des Thurms bekannt, und schilderte mit vielen Worten, wie sich überhaupt alles in der Todesnacht des alten seligen Herrn zugetragen, indem er damit endete, daß es wohl gerathen seyn würde, sogleich den Thurm herstellen zu lassen, da, stürzte er noch mehr zusammen, das ganze Schloß in Gefahr stehe, wo nicht zertrümmert, doch hart beschädigt zu werden.

„Den Thurm herstellen?“ fuhr der Freiherr den alten Diener, funkelnden Zorn in den Augen, an, „den Thurm herstellen? — Nimmermehr! — Merkst du denn nicht,“ fuhr er dann gelassener fort, „merkst du denn nicht Alter, daß der Thurm nicht so, ohne weitern Anlaß, einstürzen konnte? — Wie, wenn mein Vater selbst die Vernichtung des Orts, wo er seine unheimliche Sterndeuterei trieb, gewünscht, wie, wenn er selbst gewisse Vorrichtungen getroffen hätte, die es ihm möglich machten, die Krone des Thurms, wenn er wollte, einstürzen, und so das Innere des Thurms zerschmettern zu lassen? Doch dem sey wie ihm wolle, und mag auch das ganze Schloß zusammenstürzen, mir ist es recht. Glaubt ihr denn, daß ich in dem abenteuerlichen Eulenneste hier hausen werde? — Nein! jener kluge Ahnherr, der in dem schönen Thalgrunde die Fundamente zu einem neuen Schloß legen ließ, der hat mir vorgearbeitet, dem will ich folgen.“ „Und so werden,“ sprach Daniel kleinlaut, „dann auch wohl die alten treuen Diener den Wanderstab zur Hand nehmen müssen.“ „Daß ich“ erwiderte der Freiherr, „mich nicht von unbehülflichen schlotterbeinigten Greisen bedienen lassen werde, versteht sich von selbst, aber verstoßen werde ich keinen. Arbeitslos soll Euch das Gnadenbrot gut genug schmecken.“ „Mich,“ rief der Alte voller Schmerz,

„mich den Hausverwalter, so außer Aktivität —" Da wandte der Freiherr, der dem Alten den Rücken gekehrt, im Begriff stand, den Saal zu verlassen, sich plötzlich um, blutroth im ganzen Gesichte vor Zorn, die geballte Faust vorgestreckt, schritt er auf den Alten zu, und schrie mit fürchterlicher Stimme: „Dich, du alter heuchlerischer Schurke, der du mit dem alten Vater das unheimliche Wesen triebst dort oben, der du dich, wie ein Vampir, an sein Herz legtest, der vielleicht des Alten Wahnsinn verbrecherisch nützte, um in ihm die höllischen Entschlüsse zu erzeugen, die mich an den Rand des Abgrunds brachten — Dich sollte ich hinausstoßen wie einen räudigen Hund!" — Der Alte war vor Schreck über diese entsetzlichen Reden, dicht neben dem Freiherrn, auf beide Kniee gesunken, und so mochte es geschehen, daß dieser, indem er vielleicht unwillkürlich, wie denn im Zorn oft der Körper dem Gedanken mechanisch folgt, und das Gedachte mimisch ausführt, bei den letzten Worten den rechten Fuß vorschleuderte, den Alten so hart an der Brust traf, daß er mit einem dumpfen Schrei umstürzte. Er raffte sich mühsam in die Höhe, und indem er einen sonderbaren Laut, gleich dem heulenden Gewimmer eines auf den Tod wunden Thieres, ausstieß, durchbohrte er den Freiherrn mit einem Blick, in dem Wuth und Verzweiflung glühten. Den Beutel mit Geld, den ihm der Freiherr im Davonschreiten zugeworfen, ließ er unberührt auf dem Fußboden liegen. —

Unterdessen hatten sich die in der Gegend befindlichen nächsten Verwandten des Hauses eingefunden, mit vielem Prunk wurde der alte Freiherr in der Familiengruft, die in der Kirche von R..sitten befindlich, beigesetzt, und nun, da die geladenen Gäste sich wieder entfernt, schien der neue Majorats-Herr von der düstern Stimmung verlassen, sich des erworbenen Besitzthums recht zu erfreuen. Mit V., dem Justitiarius des alten Freiherrn, dem er gleich, nachdem er ihn nur gesprochen, sein volles Vertrauen schenkte, und ihn in seinem Amt bestätigte, hielt er genaue Rechnung über die Einkünfte des Majorats, und überlegte, wie viel davon verwandt werden könne zu Verbesserungen und zum Aufbau eines neuen Schlosses. V. meinte, daß der alte Freiherr unmöglich seine jährlichen Einkünfte aufgezehrt haben könne, und daß, da sich unter den Briefschaften nur ein Paar unbedeutende Capitalien in Bankoscheinen befänden, und die in einem eisernen Kasten befindliche baare Summe tausend Thaler nur um weni-

ges übersteige, gewiß irgendwo noch Geld verborgen seyn müsse. Wer anders konnte davon unterrichtet seyn, als Daniel, der, störrisch und eigensinnig wie er war, vielleicht nur darauf wartete, daß man ihn darum befrage. Der Baron war nicht wenig besorgt, daß Daniel, den er schwer beleidigt, nun nicht sowohl aus Eigennutz, denn was konnte ihm, dem kinderlosen Greise, der im Stammschlosse R.. sitten sein Leben zu enden wünschte, die größte Summe Geldes helfen, als vielmehr, um Rache zu nehmen für den erlittenen Schimpf, igendwo versteckte Schätze lieber vermodern lassen, als ihm entdecken werde. Er erzählte V. den ganzen Vorfall mit Daniel umständlich, und schloß damit, daß nach mehreren Nachrichten, die ihm zugekommen, Daniel allein es gewesen sey, der in dem alten Freiherrn einen unerklärlichen Abscheu, seine Söhne in R.. sitten wiederzusehen, zu nähren gewußt habe. Der Justitiarius erklärte diese Nachrichten durchaus für falsch, da kein menschliches Wesen auf der Welt im Stande gewesen sey, des alten Freiherrn Entschlüsse nur einigermassen zu lenken, viel weniger zu bestimmen, und übernahm es übrigens, dem Daniel das Geheimniß, wegen irgend in einem verborgenen Winkel aufbewahrten Geldes, zu entlocken. Es bedurfte dessen gar nicht, denn kaum fing der Justitiarius an: „Aber wie kommt es denn, Daniel, daß der alte Herr so wenig baares Geld hinterlassen?" so erwiderte Daniel mit widrigem Lächeln: „Meinen Sie die lumpigen Paar Thaler, Herr Justitiarius, die Sie in dem kleinen Kästchen fanden? — das übrige liegt ja im Gewölbe neben dem Schlafkabinet des alten gnädigen Herrn! — Aber das Beste," fuhr er dann fort, indem sein Lächeln sich zum abscheulichen Grinsen verzog, und blutrothes Feuer in seinen Augen funkelte, „aber das Beste, viele tausend Goldstücke liegen da unten im Schutt vergraben!" — Der Justitiarius rief sogleich den Freiherrn herbei, man begab sich in das Schlafkabinet, in einer Ecke desselben rückte Daniel an dem Getäfel der Wand, und ein Schloß wurde sichtbar. Indem der Freiherr das Schloß mit gierigen Blicken anstarrte, dann aber Anstalt machte, die Schlüssel, welche an dem großen Bunde hingen, den er mit vielem Geklapper mühsam aus der Tasche gezerrt, an dem glänzenden Schlosse zu versuchen, stand Daniel da hoch aufgerichtet, und wie mit hämischem Stolz herablickend, auf den Freiherrn, der sich niedergebückt hatte, um das Schloß besser in Augenschein zu nehmen. Den Tod im Antlitz, mit bebender Stimme,

sprach er dann: „Bin ich ein Hund, hochgnädiger Freiherr! — so bewahr' ich auch in mir des Hundes Treue." Damit reichte er dem Baron einen blanken stählernen Schlüssel hin, den ihm dieser mit hastiger Begier aus der Hand riß, und die Thür mit leichter Mühe öffnete. Man trat in ein kleines, niedriges Gewölbe, in welchem eine große eiserne Truhe mit geöffnetem Deckel stand. Auf den vielen Geldsäcken lag ein Zettel. Der alte Freiherr hatte mit seinen wohlbekannten großen altväterischen Schriftzügen darauf geschrieben:

Einmal hundert und funfzig tausend Reichsthaler in alten Friedrichsd'or erspartes Geld von den Einkünften des Majoratsgutes R..sitten, und ist diese Summe bestimmt zum Bau des Schlosses. Es soll ferner der Majoratsherr, der mir folgt im Besitzthum, von diesem Gelde auf dem höchsten Hügel, östlich gelegen dem alten Schloßthurm, den er eingestürzt finden wird, einen hohen Leuchtthurm, zum Besten der Seefahrer, aufführen, und allnächtlich feuern lassen.

R..sitten in der Michaelisnacht des Jahres 1760.

Roderich Freiherr von R.

Erst als der Freiherr die Beutel, einen nach dem andern, gehoben, und wieder in den Kasten fallen lassen, sich ergötzend an dem klirrenden Klingen des Goldes, wandte er sich rasch zu dem alten Hausverwalter, dankte ihm für die bewiesene Treue, und versicherte, daß nur verläumderische Klätschereien Schuld daran wären, daß er ihm Anfangs übel begegnet. Nicht allein im Schlosse, sondern in vollem Dienst als Hausverwalter, mit verdoppeltem Gehalt, solle er bleiben. „Ich bin dir volle Entschädigung schuldig, willst du Gold, so nimm dir einen von jenen Beuteln!" — So schloß der Freiherr seine Rede, indem er mit niedergeschlagenen Augen, vor dem Alten stehend, mit der Hand nach dem Kasten hinzeigte, an den er nun aber noch einmal hintrat und die Beutel musterte. Dem Hausverwalter trat plötzlich glühende Röthe in's Gesicht, und er stieß jenen entsetzlichen, dem heulenden Gewimmer eines auf den Tod wunden Thiers ähnlichen Laut aus, wie ihn der Freiherr dem Justitiarius beschrieben. Dieser erbebte, denn was der Alte nun zwischen den Zähnen murmelte, klang wie: „Blut für Gold!" — Der Freiherr, vertieft in dem Anblick des Schatzes, hatte von Allem nicht das mindeste bemerkt; Daniel, den es, wie im krampfigten Fieberfrost, durch alle Glieder geschüttelt, nahte

sich mit gebeugtem Haupt in demüthiger Stellung dem Freiherrn, küßte ihm die Hand, und sprach mit weinerlicher Stimme, indem er mit dem Taschentuch sich über die Augen fuhr, als ob er Thränen wegwische: „Ach, mein lieber gnädiger Herr, was soll ich armer, kinderloser Greis mit dem Golde? — aber das doppelte Gehalt, das nehme ich an mit Freuden, und will mein Amt verwalten rüstig und unverdrossen!"

Der Freiherr, der nicht sonderlich auf die Worte des Alten geachtet, ließ nun den schweren Deckel der Truhe zufallen, daß das ganze Gewölbe krachte und dröhnte, und sprach dann, indem er die Truhe verschloß, und die Schlüssel sorgfältig auszog, schnell hingeworfen: „Schon gut, schon gut Alter! — Aber du hast noch," fuhr er fort: nachdem sie schon in den Saal getreten waren, „aber du hast noch von vielen Goldstücken gesprochen, die unten im zerstörten Thurm liegen sollen?" Der Alte trat schweigend an die Pforte, und schloß sie mit Mühe auf. Aber so wie er die Flügel aufriß, trieb der Sturm dickes Schneegestöber in den Saal; aufgescheucht flatterte ein Rabe kreischend und krächzend umher, schlug mit den schwarzen Schwingen gegen die Fenster und stürzte sich, als er die offene Pforte wieder gewonnen, in den Abgrund. Der Freiherr trat hinaus in den Corridor, bebte aber zurück, als er kaum einen Blick in die Tiefe geworfen. „Abscheulicher Anblick — Schwindel," stotterte er, und sank, wie ohnmächtig, dem Justitiarius in die Arme. Er raffte sich jedoch gleich wieder zusammen, und frug den Alten mit scharfen Blicken erfassend. „Und da unten?" — Der Alte hatte indessen die Pforte wieder verschlossen, er drückte nun noch mit ganzer Leibeskraft dagegen, so daß er keuchte und ächzte, um nur die großen Schlüssel aus den ganz verrosteten Schlössern loswinden zu können. Dies endlich zu Stande gebracht, wandte er sich um nach dem Baron, und sprach, die großen Schlüssel in der Hand hin und her schiebend, mit seltsamen Lächeln: „Ja, da unten liegen tausend und tausend — alle schönen Instrumente des seligen Herrn — Teleskope — Quadranten — Globen — Nachtspiegel — alles liegt zertrümmert in Schutt zwischen den Steinen und Balken!" — „Aber, baares Geld, baares Geld," fiel der Freiherr ein, „du hast von Goldstücken gesprochen, Alter?" — „Ich meinte nur," erwiderte der Alte, „Sachen, welche viele tausend Goldstücke gekostet." — Mehr war aus dem Alten nicht herauszubringen. —

Der Baron zeigte sich hoch erfreut, nun, mit einem Mal, zu allen Mitteln gelangt zu seyn, deren er bedurfte, seinen Lieblingsplan auszuführen, nämlich ein neues prächtiges Schloß aufbauen zu können. Zwar meinte der Justitiarius, daß, nach dem Willen des Verstorbenen nur von der Reparatur, von dem völligen Ausbau des alten Schlosses, die Rede seyn könne, und daß in der That jeder neue Bau schwerlich die ehrwürdige Größe, den ernsten einfachen Charakter des alten Stammhauses erreichen werde, der Freiherr blieb aber bei seinem Vorsatz, und meinte, daß in solchen Verfügungen, die nicht durch die Stiftungsurkunde sanktiornirt worden, der todte Wille des Dahingeschiedenen weichen müsse. Er gab dabei zu verstehen, daß es seine Pflicht sey, den Aufenthalt in R..sitten so zu verschönern, als es nur Klima, Boden und Umgebung zulasse, da er gedenke, in kurzer Zeit als sein innig geliebtes Weib ein Wesen heimzuführen, die in jeder Hinsicht der größten Opfer würdig sey.

Die geheimnißvolle Art, wie der Freiherr sich über das vielleicht schon ins Geheim geschlossene Bündniß äußerte, schnitt dem Justitiarius jede weitere Frage ab, indessen fand er sich durch die Entscheidung des Freiherrn in sofern beruhigt, als er wirklich in seinem Streben nach Reichthum mehr die Begier, eine geliebte Person das schönere Vaterland, dem sie entsagen mußte, ganz vergessen zu lassen, als eigentlichen Geiz, finden wollte. Für geizig, wenigstens für unausstehlich habsüchtig mußte er sonst den Baron halten, der, im Golde wühlend, die alten Friedrichsd'or beäugelnd, sich nicht enthalten konnte, mürrisch aufzufahren: „Der alte Hallunke hat uns gewiß den reichsten Schatz verschwiegen, aber künftigen Frühling laß ich den Thurm ausräumen unter meinen Augen.“ —

Baumeister kamen, mit denen der Freiherr weitläuftig überlegte, wie mit dem Bau am zweckmäßigsten zu verfahren sey. Er verwarf Zeichnung auf Zeichnung, keine Architektur war ihm reich, großartig genug. Nun fing er an, selbst zu zeichnen, und, aufgeheitert durch diese Beschäftigungen, die ihm beständig das sonnenhelle Bild der glücklichsten Zukunft vor Augen stellten, erfaßte ihn eine frohe Laune, die oft an Ausgelassenheit anstreifte, und die er allen mitzutheilen wußte. Seine Freigebigkeit, die Opulenz seiner Bewirthung, widerlegte wenigstens jeden Verdacht des Geizes. Auch Daniel schien nun ganz jenen Tort, der ihm geschehen, vergessen zu haben. Er betrug

sich still und demüthig gegen den Freiherrn, der ihn, des Schatzes in der Tiefe halber, oft mit mißtrauischen Blicken verfolgte. Was aber allen wunderbar vorkam, war, daß der Alte sich zu verjüngen schien von Tage zu Tage. Es mochte seyn, daß ihn der Schmerz um den alten Herrn tief gebeugt hatte, und er nun den Verlust zu verschmerzen begann, wohl aber auch, daß er nun nicht, wie sonst, kalte Nächte schlaflos auf dem Thurm zubringen, und bessere Kost, guten Wein, wie es ihm gefiel, genießen durfte, genug, aus dem Greise schien ein rüstiger Mann werden zu wollen mit rothen Wangen und wohlgenährtem Körper, der kräftig auftrat, und mit lauter Stimme mitlachte, wo es einen Spaß gab. — Das lustige Leben in R..sitten wurde durch die Ankunft eines Mannes unterbrochen, von dem man hätte denken sollen, er gehöre nun gerade hin. Wolfgangs jüngerer Bruder, Hubert, war dieser Mann, bei dessen Anblick Wolfgang, im Antlitz den bleichen Tod, laut aufschrie: „Unglücklicher, was willst du hier!“ — Hubert stürzte dem Bruder in die Arme, dieser faßte ihn aber, und zog ihn mit sich fort und hinauf in ein entferntes Zimmer, wo er sich mit ihm einschloß. Mehrere Stunden blieben beide zusammen, bis endlich Hubert herab kam mit verstörtem Wesen, und nach seinen Pferden rief. Der Justitiarius trat ihm in den Weg, er wollte vorüber; V., von der Ahnung ergriffen, daß vielleicht gerade hier ein tödtlicher Bruderzwist enden könne, bat ihn, wenigstens ein Paar Stunden zu verweilen, und in dem Augenblick kam auch der Freiherr herab, laut rufend: „Bleibe hier, Hubert! — Du wirst dich besinnen!“ — Huberts Blicke heiterten sich auf, er gewann Fassung, und indem er den reichen Leibpelz, den er, schnell abgezogen, hinter sich dem Bedienten zuwarf, nahm er V..s Hand, und sprach, mit ihm in die Zimmer schreitend, mit einem verhöhnenden Lächeln: „Der Majoratsherr will mich doch also hier leiden.“ V. meinte, daß gewiß sich jetzt das unglückliche Mißverständniß lösen werde, welches nur bei getrenntem Leben habe gedeihen können. Hubert nahm die stählerne Zange, die beim Kamin stand, zur Hand, und indem er damit ein astiges, dampfendes Stück Holz auseinander klopfte, und das Feuer besser aufschürte, sprach er zu V.: „Sie merken, Herr Justitiarius, daß ich ein gutmüthiger Mensch bin, und geschickt zu allerlei häußlichen Diensten. Aber Wolfgang ist voll der wunderlichsten Vorurtheile, und — ein kleiner Geizhals.“ — V. fand

es nicht gerathen, weiter in das Verhältniß der Brüder einzudringen, zumal Wolfgangs Gesicht, sein Benehmen, sein Ton den durch Leidenschaften jeder Art im Innersten zerrissenen Menschen ganz deutlich zeigte.

Um des Freiherrn Entschlüsse in irgend einer das Majorat betreffenden Angelegenheit zu vernehmen, ging V. noch am späten Abend hinauf in sein Gemach. Er fand ihn, wie er die Arme über den Rücken zusammengeschränkt, ganz verstört mit großen Schritten das Zimmer maß. Er blieb stehen als er endlich den Justitiarius erblickte, faßte seine beiden Händen, und düster ihm ins Auge schauend, sprach er mit gebrochener Stimme: „Mein Bruder ist gekommen! — Ich weiß," fuhr er fort, als V. kaum den Mund zur Frage geöffnet, „ich weiß, was Sie sagen wollen. Ach, Sie wissen nichts. Sie wissen nicht, daß mein unglücklicher Bruder — ja unglücklich nur will ich ihn nennen — daß er, wie ein böser Geist, mir überall in den Weg tritt, und meinen Frieden stört. An ihm liegt es nicht, daß ich nicht unaussprechlich elend wurde, er that das Seinige dazu, doch der Himmel wollt' es nicht — Seit der Zeit, daß die Stiftung des Majorats bekannt wurde, verfolgt er mich mit tödtlichem Haß. Er beneidet mich um das Besitzthum, das in seinen Händen wie Spreu verflogen wäre. Er ist der wahnsinnigste Verschwender, den es giebt. Seine Schuldenlast übersteigt bei weitem die Hälfte des freien Vermögens in Curland, die ihm zufällt, und nun, verfolgt von Gläubigern, die ihn quälen, eilt er her, und bettelt um Geld." — „Und Sie, der Bruder, verweigern" — wollte ihm V. in die Rede fallen, doch der Freiherr rief, indem er V..s Hände fahren ließ, und einen starken Schritt zurücktrat, laut und heftig: „Halten Sie ein! — ja! ich verweigere! Von den Enkünften des Majorats kann und werde ich keinen Thaler verschenken! — Aber hören Sie, welchen Vorschlag ich dem Unsinnigen vor wenigen Stunden vergebens machte, und dann richten Sie über mein Pflichtgefühl. Das freie Vermögen in Curland ist, wie Sie wissen, bedeutend, auf die mir zufallende Hälfte wollt' ich verzichten, aber zu Gunsten seiner Familie. Hubert ist verheirathet in Curland an ein schönes armes Fräulein. Sie hat ihm Kinder erzeugt, und darbt mit ihnen. Die Güter sollten administrirt, aus den Revenüen ihm die nöthigen Gelder zum Unterhalt angewiesen, die Gläubiger, vermöge Abkommens, befriedigt werden.

Aber was gilt ihm ein ruhiges, sorgenfreies Leben, was gilt ihm Frau und Kind! — Geld, baares Geld in großen Summen will er haben, damit er in verruchtem Leichtsinn es verprassen könne! — Welcher Dämon hat ihm das Geheimniß mit den einhundert und funfzig tausend Thalern verrathen, davon verlangt er die Hälfte nach seiner wahnsinnigen Weise, behauptend, dies Geld sey, getrennt vom Majorat, als freies Vermögen zu achten — Ich muß und werde ihm dies verweigern, aber mir ahnt es, mein Verderben brütet er aus im Innern!" — So sehr V. sich auch bemühte, dem Freiherrn den Verdacht wider seinen Bruder auszureden, wobei er sich freilich, uneingeweiht in die näheren Verhältnisse, mit ganz allgemeinen moralischen, ziemlich flachen Gründen behelfen mußte, so gelang ihm dies doch ganz und gar nicht. Der Freiherr gab ihm den Auftrag, mit dem feindseligen geldgierigen Hubert zu unterhandeln. V. that dies mit so viel Vorsicht, als ihm nur möglich war, und freute sich nicht wenig, als Hubert endlich erklärte: „Mag es dann seyn, ich nehme die Vorschläge des Majoratsherrn an, doch unter der Bedingung, daß er mir jetzt, da ich auf dem Punkt stehe, durch die Härte meiner Gläubiger, Ehre und guten Namen auf immer zu verlieren, tausend Friedrichsd'or baar vorschieße, und erlaube, daß ich künftig, wenigstens einige Zeit hindurch, meinen Wohnsitz in dem schönen R..sitten bei dem gütigen Bruder nehme." — „Nimmermehr!" schrie der Freiherr auf, als ihm V. diese Vorschläge des Bruders hinterbrachte, „nimmermehr werde ich's zugeben, daß Hubert auch nur eine Minute in meinem Hause verweile, sobald ich mein Weib hergebracht! — Gehen Sie, mein theurer Freund, sagen Sie dem Friedenstörer, daß er zweitausend Friedrichsd'or haben soll, nicht als Vorschuß, nein als Geschenk, nur fort — fort!" V. wußte nun mit einem Mal, daß der Freiherr sich ohne Wissen des Vaters schon verheirathet hatte, und daß in dieser Heirath auch der Grund des Bruderzwistes liegen mußte. Hubert hörte stolz und gelassen den Justitiarius an, und sprach, nachdem er geendet, dumpf und düster: „Ich werde mich besinnen, vor der Hand aber noch einige Tage hier bleiben!" — V. bemühte sich, dem Unzufriedenen darzuthun, daß der Freiherr doch in der That alles thue, ihn durch die Abtretung des freien Vermögens, so viel als möglich, zu entschädigen, und daß er über ihn sich durchaus nicht zu beklagen habe, wenn er gleich bekennen müsse, daß jede Stiftung,

die den Erstgebornen so vorwiegend begünstige, und die andern Kinder in den Hintergrund stelle, etwas Gehässiges habe. Hubert riß, wie einer, der Luft machen will der beklemmten Brust, die Weste von oben bis unten auf; die eine Hand in die offne Busenkrause begraben, die andere in die Seite gestemmt, drehte er sich, mit einer raschen Tänzerbewegung, auf einem Fuße um, und rief mit schneidender Stimme: „Pah! — das Gehässige wird geboren vom Haß“ — dann schlug er ein gellendes Gelächter auf, und sprach: „Wie gnädig doch der Majoratsherr dem armen Bettler seine Goldstücke zuzuwerfen gedenkt.“ — V. sah nun wohl ein, daß von völliger Aussöhnung der Brüder gar nicht die Rede seyn könne.

Hubert richtete sich in den Zimmern, die ihm in den Seitenflügeln des Schlosses angewiesen worden, zu des Freiherrn Verdruß, auf recht langes Bleiben ein. Man bemerkte, daß er oft und lange mit dem Hausverwalter sprach, ja daß dieser sogar zuweilen mit ihm auf die Wolfsjagd zog. Sonst ließ er sich wenig sehen, und mied es ganz, mit dem Bruder allein zusammen zu kommen, welches diesem eben ganz recht war. V. fühlte das Drückende dieses Verhältnisses, ja er mußte sich es selbst gestehen, daß die ganz besondere unheimliche Manier Huberts in allem, was er sprach und that, alle Lust recht geflissentlich zerstörend, eingriff. Jener Schreck des Freiherrn, als er den Bruder eintreten sah, war ihm nun ganz erklärlich.

V. saß allein in der Gerichtsstube unter den Akten, als Hubert eintrat, ernster, gelassener, als sonst, und mit beinahe wehmüthiger Stimme sprach: „ich nehme auch die letzten Vorschläge des Bruders an, bewirken Sie, daß ich die zweitausend Friedrichsd'or noch heute erhalte, in der Nacht will ich fort — zu Pferde — ganz allein“ — „Mit dem Gelde?“ frug V. — „Sie haben Recht, erwiderte Hubert, ich weiß, was Sie sagen wollen — die Last! — Stellen Sie es in Wechsel auf Isak Lazarus in K.! — Noch in dieser Nacht will ich hin nach K. Es treibt mich von hier fort, der Alte hat seine bösen Geister hier hinein gehext!“ — „Sprechen Sie von Ihrem Vater, Herr Baron?“ frug V. sehr ernst. Huberts Lippen bebten, er hielt sich an dem Stuhl fest, um nicht umzusinken, dann aber, sich plötzlich ermannend, rief er: „Also noch heute, Herr Justitiarius,“ und wankte, nicht ohne Anstrengung, zur Thür hinaus. „Er sieht jetzt ein, daß keine Täuschungen mehr möglich sind, daß er nichts vermag gegen

meinen festen Willen," sprach der Freiherr, indem er den Wechsel auf Isak Lazarus in K. ausstellte. Eine Last wurde seiner Brust entnommen durch die Abreise des feindlichen Bruders, lange war er nicht so froh gewesen, als bei der Abendtafel. Hubert hatte sich entschuldigen lassen, alle vermißten ihn recht gern. —

V. wohnte in einem etwas abgelegenen Zimmer, dessen Fenster nach dem Schloßhofe herausgingen. In der Nacht fuhr er plötzlich auf aus dem Schlafe, und es war ihm, als habe ein fernes, klägliches Wimmern ihn aus dem Schlafe geweckt. Mochte er aber auch horchen, wie er wollte, es blieb alles todtenstill, und so mußte er jenen Ton, der ihm in die Ohren geklungen, für die Täuschung eines Traums halten. Ein ganz besonderes Gefühl von Grauen und Angst bemächtigte sich seiner aber so ganz und gar, daß er nicht im Bette bleiben konnte. Er stand auf und trat ans Fenster. Nicht lange dauerte es, so wurde das Schloßthor geöffnet, und eine Gestalt, mit einer brennenden Kerze in der Hand, trat heraus und schritt über den Schloßhof. V. erkannte in der Gestalt den alten Daniel, und sah, wie er die Stallthür öffnete, in den Stall hinein ging, und bald darauf ein gesatteltes Pferd heraus brachte. Nun trat aus der Finsterniß eine zweite Gestalt hervor, wohl eingehüllt in einen Pelz, eine Fuchsmütze auf dem Kopf. V. erkannte Hubert, der mit Daniel einige Minuten hindurch heftig sprach, dann aber sich zurückzog. Daniel führte das Pferd wieder in den Stall, verschloß diesen, und eben so die Thür des Schlosses, nachdem er über den Hof, wie er gekommen, zurückgekehrt. — Hubert hatte wegreiten wollen, und sich in dem Augenblick eines andern besonnen, das war nun klar. Eben so aber auch, daß Hubert gewiß mit dem alten Hausverwalter in irgend einem gefährlichen Bündnisse stand. V. konnte kaum den Morgen erwarten, um den Freiherrn von den Ereignissen der Nacht zu unterrichten. Es galt nun wirklich, sich gegen Anschläge des bösartigen Hubert zu waffnen, die sich, wie V. jetzt überzeugt war, schon gestern in seinem verstörten Wesen kund gethan.

Andern Morgens zur Stunde, wenn der Freiherr aufzustehen pflegte, vernahm V. ein Hin- und Herrennen, Thür auf, Thür zu schlagen, ein verwirrtes Durcheinanderreden und Schreien. Er trat hinaus, und stieß überall auf Bediente, die, ohne auf ihn zu achten, mit leichenblassen Gesichtern ihm vorbei — Trepp auf — Trepp ab —

hinaus — hinein durch die Zimmer rannten. Endlich erfuhr er, daß der Freiherr vermißt, und schon Stunden lang vergebens gesucht werde. — In Gegenwart des Jägers hatte er sich ins Bette gelegt, er mußte dann aufgestanden seyn, und sich im Schlafrock und Pantoffeln, mit dem Armleuchter in der Hand, entfernt haben, denn eben diese Stücke wurden vermißt. V. lief, von düsterer Ahnung getrieben, in den verhängnißvollen Saal, dessen Seitenkabinet, gleich dem Vater, Wolfgang zu seinem Schlafgemach gewählt hatte. Die Pforte zum Thurm stand weit offen, tief entsetzt schrie V. laut auf: „Dort in der Tiefe liegt er zerschmettert!“ — Es war dem so. Schnee war gefallen, so daß man von oben herab nur den zwischen den Steinen hervorragenden starren Arm des Unglücklichen deutlich wahrnehmen konnte. Viele Stunden gingen hin, ehe es den Arbeitern gelang, mit Lebensgefahr, auf zusammengebundenen Leitern, herab zu steigen, und dann den Leichnam an Stricken heraufzuziehen. Im Krampf der Todesangst hatte der Baron den silbernen Armleuchter fest gepackt, die Hand, die ihn noch fest hielt, war der einzige unversehrte Theil des ganzen Körpers, der sonst durch das Anprallen an die spitzen Steine auf das gräßlichste zerschellt worden.

Alle Furien der Verzweiflung im Antlitz stürzte Hubert herbei, als die Leiche eben hinaufgeborgen, und in dem Saal gerade an der Stelle auf einen breiten Tisch gelegt worden, wo vor wenigen Wochen der alte Roderich lag. Niedergeschmettert von dem gräßlichen Anblick heulte er: „Bruder — o mein armer Bruder — nein, das hab' ich nicht erfleht von den Teufeln, die über mir waren!“ — V. erbebte vor dieser verfänglichen Rede, es war ihm so, als müsse er zufahren auf Hubert, als den Mörder seines Bruders. — Hubert lag von Sinnen auf dem Fußboden, man brachte ihn ins Bette, und er erholte sich, nachdem er stärkende Mittel gebraucht, ziemlich bald. Sehr bleich, düstern Gram im halb erloschnen Auge, trat er dann bei V. ins Zimmer, und sprach, indem er vor Mattigkeit, nicht fähig zu stehen, sich langsam in einen Lehnstuhl niederließ: „Ich habe meines Bruders Tod gewünscht, weil der Vater ihm den besten Theil des Erbes zugewandt durch eine thörigte Stiftung — jetzt hat er seinen Tod gefunden auf schreckliche Weise — ich bin Majoratsherr, aber mein Herz ist zermalmt, ich kann, ich werde niemals glücklich seyn. Ich bestätige Sie im Amte, Sie erhalten die ausgedehntesten Vollmach-

ten, Rücksichts der Verwaltung des Majorats, auf dem ich nicht zu hausen vermag!" — Hubert verließ das Zimmer, und war in ein Paar Stunden schon auf dem Wege nach K. Es schien, daß der unglückliche Wolfgang in der Nacht aufgestanden war, und sich vielleicht in das andere Kabinet, wo eine Bibliothek aufgestellt, begeben wollen. In der Schlaftrunkenheit verfehlte er die Thür, öffnete statt derselben die Pforte, schritt vor, und stürzte hinab. Diese Erklärung enthielt indessen immer viel Erzwungenes. Konnte der Baron nicht schlafen, wollte er sich noch ein Buch aus der Bibliothek holen, um zu lesen, so schloß dieses alle Schlaftrunkenheit aus, aber nur so war es möglich, die Thür des Kabinets zu verfehlen, und statt dieser die Pforte zu öffnen. Ueberdem war diese fest verschlossen und mußte erst mit vieler Mühe aufgeschlossen werden. „Ach," fing endlich, als V. diese Unwahrscheinlichkeit vor versammelter Dienerschaft entwickelte, des Freiherrn Jäger, Franz geheißen, an: „Ach, lieber Herr Justitiarius, so hat es wohl sich nicht zugetragen!" — „Wie denn anders?" fuhr ihn V. an. Franz, ein ehrlicher treuer Kerl, der seinem Herrn hätte ins Grab folgen mögen, wollte aber nicht vor den andern mit der Sprache heraus, sondern behielt sich vor, das, was er davon zu sagen wisse, dem Justitiarius allein zu vertrauen. V. erfuhr nun, daß der Freiherr zu Franz sehr oft von den vielen Schätzen sprach, die da unten in dem Schutt begraben lägen, und daß er oft, wie vom bösen Geist getrieben, zur Nachtzeit noch die Pforte, zu der den Schlüssel ihm Daniel hatte geben müssen, öffnete und mit Sehnsucht hinabschaute in die Tiefe nach den vermeintlichen Reichthümern. Gewiß war es nun wohl also, daß in jener verhängnißvollen Nacht der Freiherr, nachdem ihn der Jäger schon verlassen, noch einen Gang nach dem Thurm gemacht und ihn dort ein plötzlicher Schwindel erfaßt und herabgestürzt hatte. Daniel, der von dem entsetzlichen Tode des Freiherrn auch sehr erschüttert schien, meinte, daß es gut seyn würde, die gefährliche Pforte fest vermauern zu lassen, welches denn auch gleich geschah. Freiherr Hubert von R., jetziger Majoratsbesitzer, ging, ohne sich wieder in R..sitten sehen zu lassen, nach Curland zurück. V. erhielt alle Vollmachten, die zur unumschränkten Verwaltung des Majorats nöthig waren. Der Bau des neuen Schlosses unterblieb, wogegen so viel möglich das alte Gebäude in guten Stand gesetzt wurde. Schon waren mehrere Jahre verflossen, als Hubert zum

erstenmal zur späten Herbstzeit sich in R..sitten einfand, und nachdem er mehrere Tage mit V. in seinem Zimmer eingeschlossen zugebracht, wieder nach Curland zurückging. Bei seiner Durchreise durch K. hatte er bei der dortigen Landesregierung sein Testament niedergelegt.

Während seines Aufenthalts in R..sitten sprach der Freiherr, der in seinem tiefsten Wesen ganz geändert schien, viel von Ahnungen eines nahen Todes. Diese gingen wirklich in Erfüllung; denn er starb schon das Jahr darauf. Sein Sohn, wie er Hubert geheißen, kam schnell herüber von Curland, um das reiche Majorat in Besitz zu nehmen. Ihm folgten Mutter und Schwester. Der Jüngling schien alle bösen Eigenschaften der Vorfahren in sich zu vereinen; er bewies sich als stolz, hochfahrend, ungestüm, habsüchtig gleich in den ersten Augenblicken seines Aufenthalts in R..sitten. Er wollte auf der Stelle vieles ändern lassen, welches ihm nicht bequem, nicht gehörig schien; den Koch warf er zum Hause hinaus; den Kutscher versuchte er zu prügeln, welches aber nicht gelang, da der baumstarke Kerl die Frechheit hatte, es nicht leiden zu wollen; kurz, er war im besten Zuge, die Rolle des strengen Majoratsherrn zu beginnen, als V. ihm mit Ernst und Festigkeit entgegen trat, sehr bestimmt versichernd: Kein Stuhl solle hier gerückt werden, keine Katze das Haus verlassen, wenn es ihr noch sonst darin gefalle, vor Eröffnung des Testaments. „Sie unterstehen sich hier, dem Majoratsherrn“ — fing der Baron an. V. ließ den vor Wuth schäumenden Jüngling jedoch nicht ausreden, sondern sprach, indem er ihn mit durchbohrenden Blicken maß: „Keine Uebereilung, Herr Baron! — Durchaus dürfen Sie hier nicht regieren wollen vor Eröffnung des Testaments; jetzt bin ich, ich allein hier Herr, und werde Gewalt mit Gewalt zu vertreiben wissen. — Erinnern Sie sich, daß ich kraft meiner Vollmacht als Vollzieher des väterlichen Testaments, kraft der getroffenen Verfügungen des Gerichts berechtigt bin, Ihnen den Aufenthalt hier in R..sitten zu versagen, und ich rathe Ihnen, um das Unangenehme zu verhüten, sich ruhig nach K. zu begeben.“ Der Ernst des Gerichtshalters, der entschiedene Ton, mit dem er sprach, gab seinen Worten gehörigen Nachdruck, und so kam es, daß der junge Baron, der mit gar zu spitzigen Hörnern anlaufen wollte, wider den festen V. die Schwäche seiner Waffen fühlte, und für gut fand, im Rückzuge seine Beschämung mit einem höhnischen Gelächter auszugleichen.

Drei Monate waren verflossen und der Tag gekommen, an dem, nach dem Willen des Verstorbenen, das Testament in R., wo es niedergelegt worden, eröffnet werden sollte. Außer den Gerichtspersonen, dem Baron und V. befand sich noch ein junger Mensch von edlem Ansehen in dem Gerichtssaal, den V. mitgebracht, und den man, da ihm ein eingeknöpftes Aktenstück aus dem Busen hervorragte, für V..s Schreiber hielt. Der Baron sah ihn, wie er es beinahe mit allen übrigen machte, über die Achsel an, und verlangte stürmisch, daß man die langweilige überflüssige Ceremonie nur schnell und ohne viele Worte und Schreiberei abmachen solle. Er begreife nicht, wie es überhaupt in dieser Erbangelegenheit, wenigstens Hinsichts des Majorats, auf ein Testament ankommen könne, und werde, in so fern hier irgend etwas verfügt seyn sollte, es lediglich von seinem Willen abhängen, das zu beachten oder nicht. Hand und Siegel des verstorbenen Vaters erkannte der Baron an, nachdem er einen flüchtigen mürrischen Blick darauf geworfen, dann, indem der Gerichtsschreiber sich zum lauten Ablesen des Testaments anschickte, schaute er gleichgültig nach dem Fenster hin, den rechten Arm nachlässig über die Stuhllehne geworfen, den linken Arm gelehnt auf den Gerichtstisch, und auf dessen grüner Decke mit den Fingern trommelnd. Nach einem kurzen Eingange erklärte der verstorbene Freiherr Hubert von R., daß er das Majorat niemals als wirklicher Majoratsherr besessen, sondern dasselbe nur Namens des einzigen Sohnes des verstorbenen Freiherrn Wolfgang von R., nach seinem Großvater Roderich geheißen, verwaltet habe; dieser sey derjenige, dem nach der Familien-Succession durch seines Vaters Tod das Majorat zugefallen. Die genauesten Rechnungen über Einnahme und Ausgabe, über den vorzufindenden Bestand u. s. w. würde man in seinem Nachlaß finden. Wolfgang von R., so erzählte Hubert in dem Testament, lernte auf seinen Reisen in Genf das Fräulein Julie von St. Val kennen, und faßte eine solche heftige Neigung zu ihr, daß er sich nie mehr von ihr zu trennen beschloß. Sie war sehr arm, und ihre Familie, unerachtet von gutem Adel, gehörte eben nicht zu den glänzendsten. Schon deshalb durfte er auf die Einwilligung des alten Roderich, dessen ganzes Streben dahin ging, das Majorathaus auf alle nur mögliche Weise zu erheben, nicht hoffen. Er wagte es dennoch, von Paris aus dem Vater seine Neigung zu entdecken; was aber voraus zu sehen, geschah

wirklich, indem der Alte bestimmt erklärte, daß er schon selbst die Braut für den Majoratsherrn erkohren, und von einer andern niemals die Rede seyn könne. Wolfgang, statt, wie er sollte, nach England hinüberzuschiffen, kehrte unter dem Namen Born nach Genf zurück, und vermählte sich mit Julien, die ihm nach Verlauf eines Jahres den Sohn gebahr, der mit dem Tode Wolfgangs Majoratsherr wurde. Darüber, daß Hubert, von der ganzen Sache unterrichtet, so lange schwieg und sich selbst als Majoratsherr gerirte, waren verschiedene Ursachen angeführt, die sich auf frühere Verabredung mit Wolfgang bezogen, indessen unzureichend und aus der Luft gegriffen schienen. —

Wie vom Donner gerührt starrte der Baron den Gerichtsschreiber an, der mit eintöniger schnarrender Stimme alles Unheil verkündete. Als er geendet, stand V. auf, nahm den jungen Menschen, den er mitgebracht, bei der Hand, und sprach, indem er sich gegen die Anwesenden verbeugte: „Hier, meine Herren, habe ich die Ehre, Ihnen den Freiherrn Roderich von R., Majoratsherrn von R..sitten vorzustellen!“ Baron Hubert blickte den Jüngling, der, wie vom Himmel gefallen, ihn um das reiche Majorat, um die Hälfte des freien Vermögens in Curland brachte, verhaltenen Grimm im glühenden Auge, an, drohte dann mit geballter Faust, und rannte, ohne ein Wort hervorbringen zu können, zum Gerichtssaal hinaus. Von den Gerichtspersonen dazu aufgefordert, holte jetzt Baron Roderich die Urkunden hervor, die ihn als die Person, für die er sich ausgab, legitimiren sollten. Er überreichte den beglaubigten Auszug aus den Registern der Kirche, wo sein Vater sich trauen lassen, worin bezeugt wurde, daß an dem und dem Tage der Kaufmann Wolfgang Born, gebürtig aus K., mit dem Fräulein Julie von St. Val, in Gegenwart der genannten Personen, durch priesterliche Einsegnung getraut worden. Eben so hatte er seinen Taufschein (er war in Genf als von dem Kaufmann Born mit seiner Gemahlin Julie, geb. von St. Val, in gültiger Ehe erzeugtes Kind getauft worden), verschiedene Briefe seines Vaters an seine schon längst verstorbene Mutter, die aber alle nur mit W. unterzeichnet waren.

V. sah alle diese Papiere mit finsterm Gesichte durch, und sprach, ziemlich bekümmert, als er sie wieder zusammenschlug: „Nun, Gott wird helfen!“ —

Schon andern Tages reichte der Freiherr Hubert von R. durch

einen Advokaten, den er zu seinem Rechtsfreunde erkohren, bei der Landesregierung in K. eine Vorstellung ein, worin er auf nichts weniger antrug, als sofort die Uebergabe des Majorats R..sitten an ihn zu veranlassen. Es verstehe sich von selbst, sagte der Advokat, daß weder testamentarisch, noch auf irgend eine andere Weise, der verstorbene Freiherr Hubert von R. habe über das Majorat verfügen können. Jenes Testament sey also nichts anders, als die aufgeschriebene und gerichtlich übergebene Aussage, nach welcher der Freiherr Wolfgang von R. das Majorat an einen Sohn vererbt haben solle, der noch lebe, die keine höhere Beweiskraft, als jede andere irgend eines Zeugen haben, und also unmöglich die Legitimation des angeblichen Freiherrn Roderich von R. bewirken könne. Vielmehr sey es die Sache dieses Prätendenten, sein vorgebliches Erbrecht, dem hiemit ausdrücklich widersprochen werde, im Wege des Prozesses darzuthun, und das Majorat, welches jetzt nach dem Recht der Succession dem Baron Hubert von R. zugefallen, zu vindiziren. Durch den Tod des Vaters sey der Besitz unmittelbar auf den Sohn übergegangen; es habe keiner Erklärung über den Erbschaftsantritt bedurft, da der Majoratsfolge nicht entsagt werden könne, mithin dürfe der jetzige Majoratsherr in dem Besitz nicht durch ganz illiquide Ansprüche turbirt werden. Was der Verstorbene für Grund gehabt habe, einen andern Majoratsherrn aufzustellen, sey ganz gleichgültig, nur werde bemerkt, daß er selbst, wie aus den nachgelassenen Papieren erforderlichen Falls nachgewiesen werden könne, eine Liebschaft in der Schweiz gehabt habe, und so sey vielleicht der angebliche Brudersohn der eigne, in einer verbotenen Liebe erzeugte, dem er in einem Anfall von Reue das reiche Majorat zuwenden wollen. —

So sehr auch die Wahrscheinlichkeit für die im Testament behaupteten Umstände sprach, so sehr auch die Richter hauptsächlich die letzte Wendung, in der der Sohn sich nicht scheute, den Verstorbenen eines Verbrechens anzuklagen, empörte, so blieb doch die Ansicht der Sache, wie sie aufgestellt worden, die richtige, und nur den rastlosen Bemühungen V..s, der bestimmten Versicherung, daß der die Legitimation des Freiherrn Roderich von R. bewirkende Beweis in kurzer Zeit auf das bündigste geführt werden solle, konnte es gelingen, daß die Uebergabe des Majorats noch ausgesetzt und die Fortdauer der Administration bis nach entschiedener Sache verfügt wurde.

V. sah nur zu gut ein, wie schwer es ihm werden würde, sein Versprechen zu halten. Er hatte alle Briefschaften des alten Roderich durchstöbert, ohne die Spur eines Briefes oder sonst eines Aufsatzes zu finden, der Bezug auf jenes Verhältniß Wolfgangs mit dem Fräulein von St. Val gehabt hätte. Gedankenvoll saß er in R..sitten in dem Schlafkabinett des alten Roderich, das er ganz durchsucht, und arbeitete an einem Aufsatze für den Notar in Genf, der ihm als ein scharfsinniger thätiger Mann empfohlen worden, und der ihm einige Notizen schaffen sollte, die die Sache des jungen Freiherrn ins Klare bringen konnten. — Es war Mitternacht worden, der Vollmond schien hell hinein in den anstoßenden Saal, dessen Thür offen stand. Da war es, als schritte jemand langsam und schwer die Treppe herauf, und klirre und klappere mit Schlüsseln. V. wurde aufmerksam, er stand auf, ging in den Saal, und vernahm deutlich, daß jemand sich durch den Flur der Thür des Saals nahte. Bald darauf wurde diese geöffnet, und ein Mensch mit leichenblassem entstellten Antlitz, in Nachtkleidern, in der einen Hand den Armleuchter mit brennenden Kerzen, in der andern den großen Schlüsselbund, trat langsam hinein. V. erkannte augenblicklich den Hausverwalter, und war im Begriff, ihm zuzurufen, was er so spät in der Nacht wolle, als ihn in dem ganzen Wesen des Alten, in dem zum Tode erstarrten Antlitz etwas unheimliches, gespenstisches mit Eiskälte anhauchte. Er erkannte, daß er einen Nachtwandler vor sich habe. Der Alte ging mit gemessenen Schritten quer durch den Saal, gerade los auf die vermauerte Thür, die ehemals zum Thurm führte. Dicht vor derselben blieb er stehen, und stieß aus tiefer Brust einen heulenden Laut aus, der so entsetzlich in dem ganzen Saale wiederhallte, daß V. erbebte vor Grausen. Dann, den Armleuchter auf den Fußboden gestellt, den Schlüsselbund an den Gürtel gehängt, fing Daniel an mit beiden Händen an der Mauer zu kratzen, daß bald das Blut unter den Nägeln hervorquoll, und dabei stöhnte er und ächzte, wie gepeinigt von einer namenlosen Todesqual. Nun legte er das Ohr an die Mauer, als wolle er irgend etwas erlauschen, dann winkte er mit der Hand, wie jemanden beschwichtigend, bückte sich, den Armleuchter wieder vom Boden aufhebend, und schlich mit leisen gemessenen Schritten nach der Thür zurück. V. folgte ihm behutsam mit dem Leuchter in der Hand. Es ging die Treppe herab, der Alte schloß

V. pag. 232





die große Hauptthür des Schlosses auf, V. schlüpfte geschickt hindurch; nun begab er sich nach dem Stall, und nachdem er zu V..s tiefem Erstaunen den Armleuchter so geschickt hingestellt hatte, daß das ganze Gebäude genugsam erhellt wurde, ohne irgend eine Gefahr, holte er Sattel und Zaum herbei, und rüstete mit großer Sorglichkeit den Gurt fest, die Steigbügel hinaufschnallend, ein Pferd aus, das er losgebunden von der Krippe. Nachdem er noch ein Büschel Haare über den Stirnriemen weg durch die Hand gezogen, nahm er, mit der Zunge schnalzend und mit der einen Hand ihm den Hals klopfend, das Pferd beim Zügel und führte es heraus. Draußen im Hofe blieb er einige Sekunden stehen in der Stellung, als erhalte er Befehle, die er kopfnickend auszuführen versprach. Dann führte er das Pferd zurück in den Stall, sattelte es wieder ab, und band es an die Krippe. Nun nahm er den Armleuchter, verschloß den Stall, kehrte in das Schloß zurück, und verschwand endlich in sein Zimmer, das er sorgfältig verriegelte. V. fühlte sich von diesem Auftritt im Innersten ergriffen, die Ahnung einer entsetzlichen That erhob sich vor ihm wie ein schwarzes höllisches Gespenst, das ihn nicht mehr verließ. Ganz erfüllt von der bedrohlichen Lage seines Schützlings, glaubte er wenigstens das, was er gesehen, nützen zu müssen zu seinem Besten. Andern Tages, es wollte schon die Dämmerung einbrechen, kam Daniel in sein Zimmer, um irgend eine sich auf den Hausstand beziehende Anweisung einzuholen. Da faßte ihn V. bei beiden Aermen, und fing an, indem er ihn zutraulich in den Sessel niederdrückte: „Höre, alter Freund Daniel! lange habe ich dich fragen wollen, was hältst du denn von dem verworrenen Kram, den uns Huberts sonderbares Testament über den Hals gebracht hat? — Glaubst du denn wohl, daß der junge Mensch wirklich Wolfgangs in rechtsgültiger Ehe erzeugter Sohn ist?“ Der Alte, sich über die Lehne des Stuhls wegbeugend und V..s starr auf ihn gerichteten Blicken ausweichend, rief mürrisch: „Pah! — er kann es seyn; er kann es auch nicht seyn. Was schierts mich, mag nun hier Herr werden, wer da will.“ — „Aber ich meine,“ fuhr V. fort, indem er dem Alten näher rückte, und die Hand auf seine Schulter legte, „aber ich meine, da du des alten Freiherrn ganzes Vertrauen hattest, so verschwieg er dir gewiß nicht die Verhältnisse seiner Söhne. Er erzählte dir von dem Bündniß, das Wolfgang wider seinen Willen geschlossen?“ — „Ich kann

mich auf dergleichen gar nicht besinnen," erwiderte der Alte, indem er auf ungezogene Art laut gähnte. — „Du bist schläfrig, Alter, sprach V., hast du vielleicht eine unruhige Nacht gehabt?" — „Daß ich nicht wüßte," entgegnete der Alte frostig, „aber ich will nun gehen und das Abendessen bestellen." Hiemit erhob er sich schwerfällig vom Stuhl, indem er sich den gekrümmten Rücken rieb und abermals und zwar noch lauter gähnte als zuvor. „Bleibe doch noch Alter," rief V. indem er ihn bei der Hand ergriff und zum Sitzen nöthigen wollte, der Alte blieb aber vor dem Arbeitstisch stehen, auf den er sich mit beiden Händen stemmte, den Leib übergebogen nach V. hin, und mürrisch fragend: „Nun was solls denn, was schiert mich das Testament, was schiert mich der Streit um das Majorat" — „Davon," fiel ihm V. in die Rede, „wollen wir auch gar nicht mehr sprechen: von ganz etwas Anderm, lieber Daniel! — Du bist mürrisch, du gähnst, das alles zeugt von besonderer Abspannung und nun möcht' ich beinahe glauben, daß du es wirklich gewesen bist, in dieser Nacht." — „Was bin ich gewesen in dieser Nacht?" frug der Alte in seiner Stellung verharrend. „Als ich," sprach V. weiter, „gestern Mitternacht dort oben in dem Kabinett des alten Herrn neben dem großen Saal saß, kamst du zur Thüre herein, ganz starr und bleich, schrittest auf die zugemauerte Thür los, kratztest mit beiden Händen an der Mauer und stöhntest, als wenn du große Qualen empfändest. Bist du denn ein Nachtwandler, Daniel?" Der Alte sank zurück in den Stuhl, den ihm V. schnell unterschob. Er gab keinen Laut von sich, die tiefe Dämmerung ließ sein Gesicht nicht erkennen, V. bemerkte nur, daß er kurz Athem holte und mit den Zähnen klapperte. — „Ja," fuhr V. nach kurzem Schweigen fort, „ja es ist ein eignes Ding mit den Nachtwandlern. Andern Tages wissen sie von diesem sonderbaren Zustande, von Allem, was sie wie in vollem Wachen begonnen haben, nicht das allermindeste." — Daniel blieb still. — „Aehnliches," sprach V. weiter, „wie gestern mit dir, habe ich schon erlebt. Ich hatte einen Freund, der stellte, so wie du, trat der Vollmond ein, regelmäßig nächtliche Wanderungen an. Ja, manchmal setzte er sich hin und schrieb Briefe. Am merkwürdigsten war es aber, daß, fing ich an ihm ganz leise ins Ohr zu flüstern, es mir bald gelang ihn zum Sprechen zu bringen. Er antwortete gehörig auf alle Fragen und selbst das, was er im Wachen sorglich verschwiegen haben würde,

floß nun unwillkürlich, als könne er der Kraft nicht widerstehen, die auf ihn einwirkte, von seinen Lippen. — Der Teufel! ich glaube, verschwiege ein Mondsüchtiger irgend eine begangene Unthat noch so lange, man könnte sie ihm abfragen in dem seltsamen Zustande. — Wohl dem, der ein reines Gewissen hat, wie wir beide, guter Daniel, wir können schon immer Nachtwandler seyn, uns wird man kein Verbrechen abfragen. — Aber höre Daniel, gewiß willst du herauf in den astronomischen Thurm, wenn du so abscheulich an der zugemauerten Thüre kratzest? — Du willst gewiß laboriren wie der alte Roderich? — Nun, das werd' ich dir nächstens abfragen!" — Der Alte hatte, während V. dieses sprach, immer stärker und stärker gezittert, jetzt flog sein ganzer Körper von heillosem Krampf hin und hergeworfen, und er brach aus in ein gellendes, unverständiges Geplapper. V. schellte die Diener herauf. Man brachte Lichter, der Alte ließ nicht nach, wie ein willkürlos bewegtes Automat hob man ihn auf und brachte ihn ins Bette. Nachdem beinahe eine Stunde dieser heillose Zustand gedauert, verfiel er in tiefer Ohnmacht ähnlichen Schlaf. Als er erwachte, verlangte er Wein zu trinken, und als man ihm diesen gereicht, trieb er den Diener, der bei ihm wachen wollte, fort und verschloß sich, wie gewöhnlich, in sein Zimmer. V. hatte wirklich beschlossen, den Versuch anzustellen, in dem Augenblick als er davon gegen Daniel sprach, wiewohl er sich selbst gestehen mußte, einmal, daß Daniel, vielleicht erst jetzt von seiner Mondsucht unterrichtet, alles anwenden werde, ihm zu entgehen, dann aber, daß Geständnisse in diesem Zustande abgelegt eben nicht geeignet seyn würden, darauf weiter fortzubauen. Dem unerachtet begab er sich gegen Mitternacht in den Saal, hoffend, daß Daniel, wie es in dieser Krankheit geschieht, gezwungen werden würde, willkürlos zu handeln. Um Mitternacht erhob sich ein großer Lärm auf dem Hofe. V. hörte deutlich ein Fenster einschlagen, er eilte herab und als er die Gänge durchschritt, wallte ihm ein stinkender Dampf entgegen, der, wie er bald gewahrte, aus dem geöffneten Zimmer des Hausverwalters herausquoll. Diesen brachte man eben todtstarr herausgetragen, um ihn in einem andern Zimmer in's Bette zu legen. Um Mitternacht wurde ein Knecht, so erzählten die Diener, durch ein seltsames dumpfes Pochen geweckt, er glaubte dem Alten sei etwas zugestoßen und schickte sich an aufzustehen, um ihm zu Hülfe zu kom-

men, als der Wächter auf dem Hofe laut rief: Feuer, Feuer! in der Stube des Herrn Verwalters brennts lichterloh! — Auf dies Geschrei waren gleich mehrere Diener bei der Hand, aber alles Mühen die Thür des Zimmers einzubrechen, blieb umsonst. Nun eilten sie heraus auf den Hof, aber der entschlossene Wächter hatte schon das Fenster des niedrigen, im Erdgeschosse befindlichen Zimmers eingeschlagen und die brennenden Gardinen herabgerissen, worauf ein Paar hineingegossene Eimer Wasser den Brand augenblicklich löschten. Den Hausverwalter fand man mitten im Zimmer auf der Erde liegend in tiefer Ohnmacht. Er hielt noch fest den Armleuchter in der Hand, dessen brennende Kerzen die Gardinen erfaßt, und so das Feuer veranlaßt hatten. Brennende herabfallende Lappen hatten dem Alten die Augenbraunen und ein gut Theil Kopfhaare weggesengt. Bemerkte der Wächter nicht das Feuer, so hätte der Alte hülflos verbrennen müssen. Zu nicht geringer Verwunderung fanden die Diener, daß die Thür des Zimmers von innen durch zwei ganz neu angeschrobene Riegel, die noch den Abend vorher nicht da gewesen, verwahrt war. V. sah ein, daß der Alte sich hatte das Hinausschreiten aus dem Zimmer unmöglich machen wollen; widerstehen konnte er dem blinden Triebe nicht. Der Alte verfiel in eine ernste Krankheit; er sprach nicht, er nahm nur wenig Nahrung zu sich und starrte, wie fest geklammert von einem entsetzlichen Gedanken, mit Blicken, in denen sich der Tod malte, vor sich hin. V. glaubte, daß der Alte von dem Lager nicht erstehen werde. Alles, was sich für seinen Schützling thun ließ, hatte V. gethan, er mußte ruhig den Erfolg abwarten, und wollte deshalb nach K. zurück. Die Abreise war für den folgenden Morgen bestimmt. V. packte spät Abends seine Scripturen zusammen, da fiel ihm ein kleines Packet in die Hände, welches ihm der Freiherr Hubert von R. versiegelt und mit der Aufschrift: Nach Eröffnung meines Testaments zu lesen, zugestellt und das er unbegreiflicher Weise noch nicht beachtet hatte. Er war im Begriff dieses Packet zu entsiegeln, als die Thür aufging und mit leisen gespenstischen Schritten Daniel hereintrat. Er legte eine schwarze Mappe, die er unter dem Arm trug, auf den Schreibtisch, dann mit einem tiefen Todesseufzer auf beide Knie sinkend, V..s Hände mit den seinen krampfhaft fassend, sprach er hohl und dumpf, wie aus tiefem Grabe: Auf dem Schaffott stürb' ich nicht gern! — der dort oben richtet! — dann richtete er sich un-

ter angstvollem Keuchen mühsam auf und verließ das Zimmer, wie er gekommen.

V. brachte die ganze Nacht hin, alles das zu lesen, was die schwarze Mappe und Huberts Packet enthielt. Beides hing genau zusammen, und bestimmte von selbst die weitern Maßregeln, die nun zu ergreifen. So wie V. in K. angekommen, begab er sich zum Freiherrn Hubert von R., der ihn mit rauhem Stolz empfing. Die merkwürdige Folge einer Unterredung, welche Mittags anfing und bis spät in die Nacht hinein ununterbrochen fortdauerte, war aber, daß der Freiherr andern Tages vor Gericht erklärte, daß er den Prätendenten des Majorats dem Testamente seines Vaters gemäß für den in rechtsgültiger Ehe von dem ältesten Sohn des Freiherrn Roderich von R., Wolfgang von R. mit dem Fräulein Julie von St. Val erzeugten Sohn, mithin für den rechtsgültig legitimirten Majorats-Erben anerkenne. Als er von dem Gerichtssaal herabstieg, stand sein Wagen mit Postpferden vor der Thür, er reiste schnell ab und ließ Mutter und Schwester zurück. Sie würden ihn vielleicht nie wieder sehen, hatte er ihnen mit andern räthselhaften Aeußerungen geschrieben. Roderichs Erstaunen über diese Wendung, die die Sache nahm, war nicht gering, er drang in V. ihm doch nur zu erklären, wie dies Wunder habe bewirkt werden können, welche geheimnißvolle Macht im Spiele sey. V. vertröstete ihn indessen auf künftige Zeiten, und zwar, wenn er Besitz genommen haben würde von dem Majorat. Die Uebergabe des Majorats konnte nämlich deshalb nicht geschehen, weil nun die Gerichte, nicht befriedigt durch jene Erklärung Huberts, außerdem die vollständige Legitimation Roderichs verlangten. V. bot dem Freiherrn die Wohnung in R..sitten an, und setzte hinzu: daß Huberts Mutter und Schwester, durch seine schnelle Abreise in augenblickliche Verlegenheit gesetzt, den stillen Aufenthalt auf dem Stammgute der geräuschvollen theuren Stadt vorziehen würden. Das Entzücken, womit Roderich den Gedanken ergriff, mit der Baronin und ihrer Tochter wenigstens eine Zeitlang unter einem Dache zu wohnen, bewies, welchen tiefen Eindruck Seraphine, das holde, anmuthige Kind, auf ihn gemacht hatte. In der That wußte der Freiherr seinen Aufenthalt in R..sitten so gut zu benutzen, daß er, wenige Wochen waren vergangen, Seraphinens innige Liebe und der Mutter beifällig Wort zur Verbindung mit ihr gewonnen hatte. Dem V. war das Alles zu

schnell, da bis jetzt Roderichs Legitimation als Majoratsherr von R..sitten noch immer zweifelhaft geblieben. Briefe aus Curland unterbrachen das Idyllenleben auf dem Schlosse. Hubert hatte sich gar nicht auf den Gütern sehen lassen, sondern war unmittelbar nach Petersburg gegangen, dort in Militärdienste getreten, und stand jetzt im Felde gegen die Perser, mit denen Rußland gerade im Kriege begriffen. Dies machte die schnelle Abreise der Baronin mit ihrer Tochter nach den Gütern, wo Unordnung und Verwirrung herrschte, nöthig. Roderich, der sich schon als den aufgenommenen Sohn betrachtete, unterließ nicht die Geliebte zu begleiten und so wurde, da V. ebenfalls nach K. zurückkehrte, das Schloß einsam, wie vorher. Des Hausverwalters böse Krankheit wurde schlimmer und schlimmer, so daß er nicht mehr daraus zu erstehen glaubte, sein Amt wurde einem alten Jäger, Wolfgangs treuem Diener, Franz geheißen, übertragen. Endlich nach langem Harren erhielt V. die günstigsten Nachrichten aus der Schweiz. Der Pfarrer, der Wolfgangs Trauung vollzogen, war längst gestorben, indessen fand sich in dem Kirchenbuche von seiner Hand notirt, daß derjenige, den er unter dem Namen Born mit dem Fräulein Julie St. Val ehelich verbunden, sich bei ihm als Freiherr Wolfgang von R., ältester Sohn des Freiherrn Roderich von R. auf R..sitten, vollständig legitimirt habe. Außerdem wurden noch zwei Trauzeugen, ein Kaufmann in Genf, und ein alter französischer Kapitän, der nach Lyon gezogen, ausgemittelt, denen Wolfgang ebenfalls sich entdeckt hatte, und ihre eidlichen Aussagen bekräftigten den Vermerk des Pfarrers im Kirchenbuche. Mit den in rechtlicher Form ausgefertigten Verhandlungen in der Hand führte nun V. den vollständigen Nachweis der Rechte seines Machtgebers und nichts stand der Uebergabe des Majorats im Wege, die im künftigen Herbst erfolgen sollte. Hubert war gleich in der ersten Schlacht, der er beiwohnte, geblieben, ihn hatte das Schicksal seines jüngern Bruders, der ein Jahr vor seines Vaters Tode ebenfalls im Felde blieb, getroffen; so fielen die Güter in Curland der Baronesse Seraphine von R. zu, und wurden eine schöne Mitgift für den überglücklichen Roderich.

Der November war angebrochen, als die Baronin, Roderich mit seiner Braut in R..sitten anlangten. Die Uebergabe des Majorats erfolgte und dann Roderichs Verbindung mit Seraphinen. Manche

Woche verging im Taumel der Lust, bis endlich die übersättigten Gäste nach und nach das Schloß verließen zur großen Zufriedenheit V..s, der von R..sitten nicht scheiden wollte, ohne den jungen Majoratsherrn auf das genaueste einzuweihen in alle Verhältnisse des neuen Besitzthums. Mit der strengsten Genauigkeit hatte Roderichs Oheim die Rechnungen über Einnahme und Ausgabe geführt, so daß, da Roderich nur eine geringe Summe jährlich zu seinem Unterhalt bekam, durch die Ueberschüsse der Einnahme jenes baare Capital, das man in des alten Freiherrn Nachlaß vorfand, einen bedeutenden Zuschuß erhielt. Nur in den ersten drei Jahren hatte Hubert die Einkünfte des Majorats in seinem Nutzen verwandt, darüber aber ein Schuldinstrument ausgestellt und es auf den ihm zustehenden Antheil der Güter in Curland versichern lassen. — V. hatte seit der Zeit, als ihm Daniel als Nachtwandler erschien, das Schlafgemach des alten Roderich zu seinem Wohnzimmer gewählt, um desto sicherer das erlauschen zu können, was ihm Daniel nachher freiwillig offenbarte. So kam es, daß dies Gemach und der anstoßende große Saal der Ort blieb, wo der Freiherr mit V. im Geschäft zusammenkam. Da saßen nun beide beim helllodernden Kaminfeuer an dem großen Tische, V. mit der Feder in der Hand, die Summen notirend und den Reichthum des Majoratsherrn berechnend, dieser mit aufgestemmtem Arm hineinblinzelnd in die aufgeschlagenen Rechnungsbücher, in die gewichtigen Dokumente. Keiner vernahm das dumpfe Brausen der See, das Angstgeschrei der Möven, die das Unwetter verkündend im Hin- und Herflattern an die Fensterscheiben schlugen, keiner achtete des Sturms, der um Mitternacht heraufgekommen in wildem Tosen das Schloß durchsauste, so daß alle Unkenstimmen in den Caminen, in den engen Gängen erwachten und widerlich durcheinander pfiffen und heulten. Als endlich nach einem Windstoß, vor dem der ganze Bau erdröhnte, plötzlich der ganze Saal im düstern Feuer des Vollmonds stand, rief V.: „Ein böses Wetter!" — Der Freiherr, ganz vertieft in die Aussicht des Reichthums, der ihm zugefallen, erwiderte gleichgültig, indem er mit zufriedenem Lächeln ein Blatt des Einnahmebuchs umschlug: „In der That, sehr stürmisch." Aber wie fuhr er von der eisigen Faust des Schreckens berührt in die Höhe, als die Thür des Saals aufsprang und eine bleiche, gespenstische Gestalt sichtbar wurde, die den Tod im Antlitz hineinschritt. Daniel, den V.

so wie Jedermann in tiefer Krankheit ohnmächtig daliegend, nicht für fähig hielt ein Glied zu rühren, war es, der abermals von seiner Mondsucht befallen seine nächtliche Wanderung begonnen. Lautlos starrte der Freiherr den Alten an, als dieser nun aber unter angstvollen Seufzern der Todesqual an der Wand kratzte, da faßte den Freiherrn tiefes Entsetzen. Bleich im Gesicht wie der Tod, mit emporgesträubtem Haar sprang er auf, schritt in bedrohlicher Stellung zu auf den Alten und rief mit starker Stimme, daß der Saal erdröhnte: „Daniel! — Daniel! — was machst du hier zu dieser Stunde!“ Da stieß der Alte jenes grauenvolle heulende Gewimmer aus, gleich dem Todeslaut des getroffenen Thiers, wie damals, als ihm Wolfgang Gold für seine Treue bot, und sank zusammen. V. rief die Bedienten herbei, man hob den Alten auf, alle Versuche ihn zu beleben blieben vergebens. Da schrie der Freiherr wie außer sich: „Herr Gott! — Herr Gott! habe ich denn nicht gehört, daß Nachtwandler auf der Stelle des Todes seyn können, wenn man sie beim Namen ruft? — Ich! — Ich Unglückseligster — ich habe den armen Greis erschlagen! — Zeit meines Lebens habe ich keine ruhige Stunde mehr!“ — V., als die Bedienten den Leichnam fortgetragen und der Saal leer geworden, nahm den immerfort sich anklagenden Freiherrn bei der Hand, führte ihn in tiefem Schweigen vor die zugemauerte Thür und sprach: „Der hier todt zu Ihren Füßen niedersank, Freiherr Roderich, war der verruchte Mörder Ihres Vaters!“ — Als säh' er Geister der Hölle, starrte der Freiherr den V. an. Dieser fuhr fort: „Es ist nun wohl an der Zeit, Ihnen das gräßliche Geheimniß zu enthüllen, das auf diesem Unhold lastete und ihn, den Fluchbeladenen, in den Stunden des Schlafs umhertrieb. Die ewige Macht ließ den Sohn Rache nehmen an dem Mörder des Vaters — Die Worte, die Sie dem entsetzlichen Nachtwandler in die Ohren donnerten, waren die letzten, die Ihr unglücklicher Vater sprach!“ — Bebend, unfähig ein Wort zu sprechen, hatte der Freiherr neben V., der sich vor den Camin setzte, Platz genommen. V. fing mit dem Inhalt des Aufsatzes an, den Hubert für V. zurückgelassen und den er erst nach Eröffnung des Testaments entsiegeln sollte. Hubert klagte sich mit Ausdrücken, die von der tiefsten Reue zeugten, des unversöhnlichen Hasses an, der in ihm gegen den ältern Bruder Wurzel faßte von dem Augenblick, als der alte Roderich das Majorat gestiftet hatte. Jede Waffe war

ihm entrissen, denn wär' es ihm auch gelungen auf hämische Weise, den Sohn mit dem Vater zu entzweien, so blieb dies ohne Wirkung, da Roderich selbst nicht ermächtigt war, dem ältesten Sohn die Rechte der Erstgeburt zu entreißen, und es, wandte sich auch sein Herz und Sinn ganz ab von ihm, doch nach seinen Grundsätzen nimmermehr gethan hätte. Erst als Wolfgang in Genf das Liebesverhältniß mit Julien von St. Val begonnen, glaubte Hubert den Bruder verderben zu können. Da fing die Zeit an, in der er im Einverständnisse mit Daniel auf bübische Weise den Alten zu Entschlüssen nöthigen wollte, die den Sohn zur Verzweiflung bringen mußten.

Er wußte, daß nur die Verbindung mit einer der ältesten Familien des Vaterlandes nach dem Sinn des alten Roderich den Glanz des Majorats auf ewige Zeiten begründen konnte. Der Alte hatte diese Verbindung in den Gestirnen gelesen und jedes frevelige Zerstören der Constellation konnte nur Verderben bringen über die Stiftung. Wolfgangs Verbindung mit Julien erschien in dieser Art dem Alten ein verbrecherisches Attentat, wider Beschlüsse der Macht gerichtet, die ihm beigestanden im irdischen Beginnen, und jeder Anschlag, Julien, die wie ein dämonisches Princip sich ihm entgegengeworfen, zu verderben, gerechtfertigt. Hubert kannte des Bruders an Wahnsinn streifende Liebe zu Julien, ihr Verlust mußte ihn elend machen, vielleicht tödten, und um so lieber wurde er thätiger Helfershelfer bei den Plänen des Alten, als er selbst sträfliche Neigung zu Julien gefaßt und sie für sich zu gewinnen hoffte. Eine besondere Schickung des Himmels wollt' es, daß die giftigsten Anschläge an Wolfgangs Entschlossenheit scheiterten, ja daß es ihm gelang den Bruder zu täuschen. Für Hubert blieb Wolfgangs wirklich vollzogene Ehe, so wie die Geburt eines Sohnes ein Geheimniß. Mit der Vorahnung des nahen Todes kam dem alten Roderich zugleich der Gedanke, daß Wolfgang jene ihm feindliche Julie geheirathet habe; in dem Briefe, der dem Sohn befahl, am bestimmten Tage nach R..sitten zu kommen, um das Majorat anzutreten, fluchte er ihm, wenn er nicht jene Verbindung zerreißen werde. Diesen Brief verbrannte Wolfgang bei der Leiche des Vaters.

An Hubert schrieb der Alte, daß Wolfgang Julien geheirathet habe, er werde aber diese Verbindung zerreißen. Hubert hielt dies für die Einbildung des träumerischen Vaters, erschrak aber nicht we-

nig, als Wolfgang in R..sitten selbst mit vieler Freimüthigkeit die Ahnung des Alten nicht allein bestätigte, sondern auch hinzufügte, daß Julie ihm einen Sohn geboren, und daß er nun in kurzer Zeit Julien, die ihn bis jetzt für den Kaufmann Born aus M. gehalten, mit der Nachricht seines hohen Standes und seines reichen Besitzthums hoch erfreuen werde. Selbst wolle er hin nach Genf, um das geliebte Weib zu holen. Noch ehe er diesen Entschluß ausführen konnte, ereilte ihn der Tod. Hubert verschwieg sorglich was ihm von dem Dasein eines in der Ehe mit Julien erzeugten Sohnes bekannt und riß so das Majorat an sich, das diesem gebührte. Doch nur wenige Jahre waren vergangen, als ihn tiefe Reue ergriff. Das Schicksal mahnte ihn an seine Schuld auf fürchterliche Weise durch den Haß der zwischen seinen beiden Söhnen mehr und mehr emporkeimte. „Du bist ein armer dürftiger Schlucker," sagte der älteste, ein zwölfjähriger Knabe zu dem jüngsten, „aber ich werde, wenn der Vater stirbt, Majoratsherr von R..sitten, und da mußt du demüthig seyn und mir die Hand küssen, wenn ich dir Geld geben soll zum neuen Rock." — Der jüngste, in volle Wuth gerathen über des Bruders höhnenden Stolz, warf das Messer, das er gerade in der Hand hatte, nach ihm hin und traf ihn beinahe zum Tode. Hubert, großes Unglück fürchtend, schickte den jüngsten fort nach Petersburg, wo er später als Offizier unter Suwarow wider die Franzosen focht und blieb. Vor der Welt das Geheimniß seines unredlichen betrügerischen Besitzes kund zu thun, davon hielt ihn die Scham, die Schande, die über ihn kommen würde, zurück, aber entziehen wollte er dem rechtmäßigen Besitzer keinen Groschen mehr. Er zog Erkundigungen ein in Genf, und erfuhr, daß die Frau Born, trostlos über das unbegreifliche Verschwinden ihres Mannes, gestorben, daß aber der junge Roderich Born von einem wackern Mann, der ihn aufgenommen, erzogen werde. Da kündigte sich Hubert unter fremdem Namen als Verwandter des auf der See umgekommenen Kaufmann Born an und schickte Summen ein, die hinreichten, den jungen Majoratsherrn sorglich und anständig zu erziehn. Wie er die Ueberschüsse der Einkünfte des Majorats sorgfältig sammelte; wie er dann testamentarisch verfügte, ist bekannt. Ueber den Tod seines Bruders sprach Hubert in sonderbaren räthselhaften Ausdrücken, die so viel errathen ließen, daß es damit eine geheimnißvolle Bewandtniß haben mußte, und daß Hubert wenigstens

mittelbar Theil nahm an einer gräßlichen That. Der Inhalt der schwarzen Mappe klärte alles auf. Der verrätherischen Correspondenz Huberts mit Daniel lag ein Blatt bei, das Daniel beschrieben und unterschrieben hatte. V. las ein Geständniß, vor dem sein Innerstes erbebte. Auf Daniels Veranlassung war Hubert nach R..sitten gekommen, Daniel war es, der ihm von den gefundenen Einhundert und funfzigtausend Reichsthalern geschrieben. Man weiß, wie Hubert von dem Bruder aufgenommen wurde, wie er getäuscht in allen seinen Wünschen und Hoffnungen fort wollte, wie ihn V. zurückhielt. In Daniels Innerm kochte blutige Rache, die er zu nehmen hatte an dem jungen Menschen, der ihn hatte ausstoßen wollen, wie einen räudigen Hund. Der schürte und schürte an dem Brande, von dem der verzweifelnde Hubert verzehrt wurde. Im Föhrenwalde auf der Wolfsjagd, im Sturm und Schneegestöber wurden sie einig über Wolfgangs Verderben. „Wegschaffen“ — murmelte Hubert, indem er seitwärts wegblickte und die Büchse anlegte. „Ja, wegschaffen,“ grinzte Daniel, „aber nicht so, nicht so“ — Nun vermaß er sich hoch und theuer, er werde den Freiherrn ermorden und kein Hahn solle darnach krähen. Hubert, als er endlich Geld erhalten, that der Anschlag leid, er wollte fort, um jeder weitern Versuchung zu widerstehen. Daniel selbst sattelte in der Nacht das Pferd und führte es aus dem Stalle, als aber der Baron sich aufschwingen wollte, sprach Daniel mit schneidender Stimme: „Ich dächte, Freiherr Hubert, du bliebst auf dem Majorat, das dir in diesem Augenblick zugefallen, denn der stolze Majoratsherr liegt zerschmettert in der Gruft des Thurms!“ — Daniel hatte beobachtet, daß, von Golddurst geplagt, Wolfgang oft in der Nacht aufstand, vor die Thür trat, die sonst zum Thurme führte und mit sehnsüchtigen Blicken hinabschaute in die Tiefe, die nach Daniels Versicherung noch bedeutende Schätze bergen sollte. Darauf gefaßt stand in jener verhängnißvollen Nacht Daniel vor der Thüre des Saals. So wie er den Freiherrn die zum Thurme führende Thür öffnen hörte, trat er hinein und dem Freiherrn nach, der dicht an dem Abgrunde stand. Der Freiherr drehte sich um und rief, als er den verruchten Diener, dem der Mord schon aus den Augen blitzte, gewahrte, entsetzt: „Daniel, Daniel, was machst du hier zu dieser Stunde!“ Aber da kreischte Daniel wild auf: „Hinab mit dir, du räudiger Hund,“ und schleuderte mit einem kräftigen Fußstoß den

Unglücklichen hinunter in die Tiefe! — Ganz erschüttert von der gräßlichen Unthat fand der Freiherr keine Ruhe auf dem Schlosse, wo sein Vater ermordet. Er ging auf seine Güter nach Curland und kam nur jedes Jahr zur Herbstzeit nach R..sitten. Franz, der alte Franz, behauptete, daß Daniel, dessen Verbrechen er ahne, noch oft zur Zeit des Vollmonds spuke und beschrieb den Spuk gerade so, wie ihn V. später erfuhr und bannte. — Die Entdeckung dieser Umstände, welche das Andenken des Vaters schändeten, trieb auch den jungen Freiherrn Hubert fort in die Welt.

So hatte der Großonkel Alles erzählt, nun nahm er meine Hand und sprach, indem ihm volle Thränen in die Augen traten, mit sehr weicher Stimme: „Vetter — Vetter — auch sie, die holde Frau, hat das böse Verhängniß, die unheimliche Macht, die dort auf dem Stammschlosse hauset, ereilt! Zwei Tage nachdem wir R..sitten verlassen, veranstaltete der Freiherr zum Beschluß eine Schlittenfahrt. Er selbst fährt seine Gemahlin, doch, als es Thalabwärts geht, reißen die Pferde plötzlich auf unbegreifliche Weise scheu geworden aus in vollem wüthenden Schnauben und Toben. „Der Alte — der Alte ist hinter uns her," schreit die Baronin auf mit schneidender Stimme! In dem Augenblick wird sie durch einen Stoß, der den Schlitten umwirft, weit fortgeschleudert. — Man findet sie leblos — sie ist hin! — Der Freiherr kann sich nimmer trösten, seine Ruhe ist die eines Sterbenden! — Nimmer kommen wir wieder nach R..sitten, Vetter!" —

Der alte Großonkel schwieg, ich schied von ihm mit zerrissenem Herzen, und nur die Alles beschwichtigende Zeit konnte den tiefen Schmerz lindern, in dem ich vergehen zu müssen glaubte.

Jahre waren vergangen. V. ruhte längst im Grabe, ich hatte mein Vaterland verlassen. Da trieb mich der Sturm des Krieges, der verwüstend über ganz Deutschland hinbrauste, in den Norden hinein, fort nach Petersburg. Auf der Rückreise, nicht mehr weit von K., fuhr ich in einer finstern Sommernacht dem Gestade der Ostsee entlang, als ich vor mir am Himmel einen großen funkelnden Stern erblickte. Näher gekommen gewahrte ich wohl an der rothen flackernden Flamme, daß das, was ich für einen Stern gehalten, ein starkes Feuer seyn müsse, ohne zu begreifen, wie es so hoch in den Lüften schweben könne. „Schwager! was ist das für ein Feuer, dort vor uns?" frug ich den Postillon. „Ei," erwiderte dieser, „ei, das

ist kein Feuer, das ist der Leuchtthurm von R..sitten." R..sitten! — so wie der Postillon den Namen nannte, sprang in hellem Leben das Bild jener verhängnißvollen Herbsttage hervor, die ich dort verlebte. Ich sah den Baron — Seraphinen, aber auch die alten wunderlichen Tanten, mich selbst mit blankem Milchgesicht, schön frisirt und gepudert, in zartes Himmelblau gekleidet — ja mich den Verliebten, der wie ein Ofen seufzt, mit Jammerlied auf seiner Liebsten Braue! — In der tiefen Wehmuth, die mich durchbebte, flackerten wie bunte Lichterchen V..s derbe Späße auf, die mir nun ergötzlicher waren als damals. So von Schmerz und wunderbarer Lust bewegt, stieg ich am frühen Morgen in R..sitten aus dem Wagen, der vor der Postexpedition hielt. Ich erkannte das Haus des Oekonomieinspektors, ich frug nach ihm. „Mit Verlaub," sprach der Postschreiber, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und an der Nachtmütze rückte, „mit Verlaub, hier ist kein Oekonomieinspektor, es ist ein königliches Amt und der Herr Amtsrath belieben noch zu schlafen." Auf weiteres Fragen erfuhr ich, daß schon vor sechszehn Jahren der Freiherr Roderich von R., der letzte Majoratsbesitzer, ohne Deszendenten gestorben und das Majorat der Stiftungsurkunde gemäß dem Staate anheimgefallen sey. — Ich ging hinauf nach dem Schlosse, es lag in Ruinen zusammengestürzt. Man hatte einen großen Theil der Steine zu dem Leuchtthurm benutzt, so versicherte ein alter Bauer, der aus dem Föhrenwalde kam und mit dem ich mich ins Gespräch einließ. Der wußte auch noch von dem Spuk zu erzählen, wie er auf dem Schlosse gehaust haben sollte und versicherte, daß noch jetzt sich oft, zumal beim Vollmonde, grauenvolle Klagelaute in dem Gestein hören ließen.

Armer alter, kurzsichtiger Roderich! welche böse Macht beschworst du herauf, die den Stamm, den du mit fester Wurzel für die Ewigkeit zu pflanzen gedachtest, im ersten Aufkeimen zum Tode vergiftete.

Das Gelübde.

Am Michaelistage, eben als bei den Carmelitern die Abendhora eingeläutet wurde, fuhr ein mit vier Postpferden bespannter stattlicher Reisewagen, donnernd und rasselnd durch die Gassen des kleinen polnischen Gränzstädtchens L., und hielt endlich still vor der Hausthür des alten teutschen Bürgermeisters. Neugierig steckten die Kinder die Köpfe zum Fenster heraus, aber die Hausfrau stand auf von ihrem Sitze und rief, indem sie gar unmuthig ihr Nähzeug auf den Tisch warf, dem Alten, der aus dem Nebenzimmer schnell eintrat, entgegen: „Schon wieder Fremde, die unser stilles Haus für eine Gastwirthschaft halten, das kommt aber von dem Wahrzeichen her. Warum hast du auch die steinerne Taube über der Thür aufs neue vergolden lassen?" Der Alte lächelte schlau und bedeutsam ohne etwas zu erwidern; im Augenblick hatte er den Schlafrock abgeworfen, das Ehrenkleid, das vom Kirchgange her noch wohlgebürstet über der Stuhllehne hing, angezogen, und ehe die ganz erstaunte Frau den Mund zur Frage öffnen konnte, stand er schon, sein Sammtmützchen unterm Arm, so daß sein silberweißes Haupt in der Dämmerung hell aufschimmerte, vor dem Kutschenschlage, den indessen ein Diener geöffnet. Eine ältliche Frau im grauen Reisemantel stieg aus dem Wagen, ihr folgte eine hohe jugendliche Gestalt mit dicht verhülltem Antlitz, die auf des Bürgermeisters Arm gestützt, in das Haus hinein mehr wankte als schritt, und kaum ins Zimmer getreten, wie halb entseelt in den Lehnstuhl sank, den die Hausfrau auf des Alten Wink schnell herangerückt: Die ältere Frau sprach leise und sehr wehmüthig zu dem Bürgermeister: „Das arme Kind! — ich muß wohl noch einige Augenblicke bei ihr verweilen," damit machte sie Anstalt ihren Reisemantel herunterzuziehen, worin ihr des Bürgermeisters ältere Tochter beistand, so daß bald ihr Nonnengewand, so wie ein auf der Brust

funkelndes Kreuz sichtbar wurde, welches sie als Aebtissin eines Cister-zienser Nonnenklosters darstellte. Die verhüllte Dame hatte unterdessen nur durch ein leises, kaum vernehmbares Aechzen kund gethan, daß sie noch lebe und endlich die Hausfrau um ein Glas Wasser gebeten. Die brachte aber allerlei stärkende Tropfen und Essenzen herbei, und pries ihre Wunderkraft, indem sie die Dame bat, doch nur die dicken schweren Schleier, die ihr alles freie Athmen verhindern müßten, abzulegen. Mit der Hand jede Annäherung der Hausfrau abwehrend, mit allen Zeichen des Abscheues den Kopf zurückbeugend, verwarf aber die Kranke den Vorschlag, und selbst, als sie endlich es sich gefallen ließ, den Duft einer starken Lebensessenz einzuziehen, als sie etwas von dem verlangten Wasser, in das die besorgte Hausfrau einige Tropfen eines bewährten Elixirs hineingethan, genoß, that sie alles dies unter den Schleiern, ohne sie nur im mindesten zu lüpfen. „Ihr habt doch, mein lieber, alter Herr!“ wandte sich die Aebtissin zum Bürgermeister, „Ihr habt doch Alles so bereitet, wie es gewünscht worden?“ „Ja wohl,“ erwiderte der Alte, „ja wohl! ich hoffe, mein durchlauchtigster Fürst soll mit mir zufrieden seyn, so wie die Dame, für die ich Alles zu thun bereit bin, was nur in meinen Kräften steht.“ „So laßt mich,“ fuhr die Aebtissin fort, „mit meinem armen Kinde noch einige Augenblicke allein.“ Die Familie mußte das Zimmer verlassen. Man hörte, wie die Aebtissin eifrig und salbungsvoll der Dame zusprach, und wie diese endlich auch zu reden begann mit einem Ton, der tief bis ins Herz drang. Ohne gerade zu horchen, blieb denn doch die Hausfrau an der Thüre des Zimmers stehen, indessen wurde italiänisch gesprochen, und selbst dies machte für sie den ganzen Auftritt geheimnißvoller und vermehrte die Beklommenheit, welche ihr den Mund verschloß. Frau und Tochter trieb der Alte fort, um für Wein und andere Erfrischungen zu sorgen, er selbst ging in das Zimmer zurück. Getrösteter, gefaßter schien die verschleierte Dame, welche mit gebeugtem Haupt und gefalteten Händen vor der Aebtissin stand. Diese verschmähte es nicht, etwas von den Erfrischungen anzunehmen, die ihr die Hausfrau darbot, dann rief sie: „Nun ist es Zeit!“ Die verschleierte Dame sank nieder auf die Knie, die Aebtissin legte die Hände auf ihr Haupt und sprach leise Gebete. Als diese geendet, schloß sie, indem häufige Thränen ihr über die Wangen rollten, die Verschleierte in die Arme und drückte sie heftig

wie im Uebermaß des Schmerzes an die Brust, dann gab sie gefaßt und würdevoll der Familie die Benediktion und eilte, vom Alten begleitet, rasch in den Wagen, vor dem die frisch angelegten Postpferde laut wieherten. In vollem Juchzen und Blasen zog der Postillon durch die Gassen zum Thore hinaus. Als nun die Hausfrau gewahrte, daß die verschleierte Dame, für die man ein Paar schwere Koffer vom Wagen abgepackt und hineingetragen, da blieb, wohl gar auf lange Zeit eingezogen sey, konnte sie sich gar nicht lassen vor peinlicher Neugier und Sorge. Sie trat hinaus auf den Hausflur und dem Alten, der eben in das Zimmer wollte, in den Weg. „Um Christus willen," flüsterte sie leise und ängstlich, „um Christus willen, welch' einen Gast bringst du mir ins Haus, denn du weißt doch ja von Allem und hast es mir nur verschwiegen." „Alles was ich weiß, sollst du auch erfahren," erwiderte der Alte ganz ruhig. „Ach, ach!" fuhr die Frau noch ängstlicher fort, „du weißt aber vielleicht nicht Alles; wärst du nur jetzt im Zimmer gewesen. So wie die Frau Aebtissin abgefahren, mochte es der Dame doch wohl zu beklommen werden in ihren dicken Schleiern. Sie nahm den großen schwarzen Kreppflor, der ihr bis an die Knie reichte, herab, und da sah ich" — „Nun was sahst du denn," fiel der Alte der Frau, die zitternd sich umschaute, als erblicke sie Gespenster, in die Rede. „Nein," sprach die Frau weiter, „die Gesichtszüge konnte ich unter den dünnen Schleiern gar nicht deutlich erkennen, aber wohl die Todtenfarbe, ach die grauliche Todtenfarbe. Aber nun Alter, nun merk' auf: deutlich, nur zu deutlich, ganz sonnenklar liegts am Tage, daß die Dame guter Hoffnung ist. In wenigen Wochen kommt sie in's Kindbett." „Das weiß ich ja, Frau," sprach der Alte ganz mürrisch, „und damit du nur nicht umkommen mögest vor Neugier und Unruhe, will ich dir mit zwei Worten alles erklären. Wisse also, daß Fürst Z. unser hoher Gönner mir vor einigen Wochen schrieb, die Aebtissin des Cisterzienserklosters in O. werde mir eine Dame bringen, die ich bei mir in meinem Hause aufnehmen solle, in aller Stille, jedes Aufsehen sorglich vermeidend. Die Dame, welche nicht anders genannt seyn wolle, als schlechtweg Cölestine, werde bei mir ihre nahe Entbindung abwarten, und dann nebst dem Kinde, das sie geboren, wieder abgeholt werden. Füge ich nun noch hinzu, daß der Fürst mir mit den eindringlichsten Worten die sorgsamste Pflege der Dame em-

pfohlen und für die ersten Auslagen und Bemühungen einen tüchtigen Beutel mit Dukaten, den du in meiner Commode finden und beäugeln kannst, beigefügt hat, so werden wohl alle Bedenken aufhören." „So müssen wir," sprach die Hausfrau, „vielleicht arger Sünde, wie sie die Vornehmen treiben, die Hand bieten." Noch ehe der Alte darauf etwas erwidern konnte, trat die Tochter zum Zimmer heraus, und rief ihn zur Dame, welche sich nach Ruhe sehne und in das für sie bestimmte Gemach geführt zu werden wünsche. Der Alte hatte die beiden Zimmerchen des obern Stocks so gut ausschmücken lassen, als er es nur vermochte, und war nicht wenig betreten, als Cölestine frug, ob er außer diesen Gemächern nicht noch eins, dessen Fenster hinten heraus gingen, besitze. Er verneinte das und fügte nur, um ganz gewissenhaft zu seyn, hinzu, daß zwar noch ein einziges Gemach mit einem Fenster nach dem Garten heraus, vorhanden, dies dürfte aber gar kein Zimmer, sondern nur eine schlechte Kammer genannt werden; kaum so geräumig, um ein Bette, einen Tisch und einen Stuhl hinein zu stellen, ganz einer elenden Klosterzelle gleich. Cölestine verlangte augenblicklich diese Kammer zu sehen, und erklärte, kaum hineingekommen, daß eben dieses Gemach ihren Wünschen und Bedürfnissen angemessen sey, daß sie nur in diesem und keinem andern wohnen, und es nur dann, wenn ihr Zustand durchaus größeren Raum und eine Krankenwärterin erfordern sollte, mit einem größeren vertauschen werde. Verglich der Alte schon jetzt dieses enge Gemach mit einer Klosterzelle, so war es andern Tages ganz dazu geworden. Cölestine hatte ein Marienbild an die Wand geheftet und auf den alten hölzernen Tisch, der unter dem Bilde stand, ein Cruzifix hingestellt. Das Bette bestand in einem Strohsack und einer wollenen Decke und außer einem hölzernen Schemmel und noch einem kleinen Tisch, litt Cölestine kein anderes Geräth. Die Hausfrau, ausgesöhnt mit der Fremden durch den tiefen zehrenden Schmerz, der sich in ihrem ganzen Wesen offenbarte, glaubte nach gewöhnlicher Weise sie aufheitern, unterhalten zu müssen, die Fremde bat aber mit den rührendsten Worten, eine Einsamkeit nicht zu verstören, in der allein mit ganz der Jungfrau und den Heiligen zugewandtem Sinn sie Tröstung finde. Jedes Tages, so wie der Morgen graute, begab sich Cölestine zu den Carmelitern, um die Frühmesse zu hören; den übrigen Tag schien sie unausgesetzt Andachtsübungen gewidmet zu haben, denn so

oft es auch nöthig wurde sie in ihrem Zimmer aufzusuchen, fand man sie entweder betend oder in frommen Büchern lesend. Sie verschmähte andere Speise als Gemüse, anderes Getränk als Wasser, und nur die dringendsten Vorstellungen des Alten, daß ihr Zustand, das Wesen, das in ihr lebe, bessere Kost fordere, konnte sie endlich vermögen zuweilen Fleischbrühe und etwas Wein zu genießen. Dieses strenge klösterliche Leben, hielt es auch jeder im Hause für die Buße begangener Sünde, erweckte doch zu gleicher Zeit inniges Mitleiden und tiefe Ehrfurcht, wozu denn auch der Adel ihrer Gestalt, die siegende Anmuth jeder ihrer Bewegungen nicht wenig beitrug. Was aber diesen Gefühlen für die fremde Heilige etwas schauerliches beimischte, war der Umstand, daß sie die Schleier durchaus nicht ablegte, so daß keiner ihr Gesicht zu erschauen vermochte. Niemand kam in ihre Nähe, als der Alte und der weibliche Theil seiner Familie, und diese, niemals aus dem Städtchen gekommen, konnten unmöglich durch das Wiedererkennen eines Gesichts, das sie vorher nicht gesehen, dem Geheimniß auf die Spur kommen. Wozu also die Verhüllung? — Die geschäftige Phantasie der Weiber erfand bald ein graulisches Mährchen. Ein fürchterliches Abzeichen (so lautete die Fabel), die Spur der Teufelskralle, hatte das Gesicht der Fremden gräßlich verzerrt, und darum die dicken Schleier. Der Alte hatte Mühe dem Gewäsche zu steuern und zu verhindern, daß wenigstens vor der Thür seines Hauses nicht abenteuerliches von der Fremden geschwatzt wurde, deren Aufenthalt in des Bürgermeisters Hause freilich in der Stadt bekannt geworden. Ihre Gänge nach dem Carmeliterkloster blieben auch nicht unbemerkt und bald nannte man sie des Bürgermeisters schwarze Frau, womit freilich sich von selbst die Idee einer spukhaften Erscheinung verband. Der Zufall wollte, daß eines Tages, als die Tochter der Fremden die Speisen in das Zimmer brachte, der Luftstrom den Schleier erfaßte und aufhob; mit Blitzesschnelle wandte sich die Fremde, so daß sie sich in demselben Moment dem Blick des Mädchens entzog. Diese kam aber erblaßt und an allen Gliedern zitternd herab. Keine Verzerrung, aber so wie die Mutter ein todtenbleiches, hatte sie ein marmorweißes Antlitz erschaut, aus dessen tiefen Augenhöhlen es seltsam hervorblitzte. Der Alte schob mit Recht vieles auf des Mädchens Einbildung, aber auch ihm war es, im Grunde genommen, so zu Muthe wie allen; er wünschte das verstörende Wesen, trotz aller Fröm-

migkeit, die es bewies, fort aus seinem Hause. Bald darauf weckte in einer Nacht der Alte die Hausfrau und sagte ihr, daß er schon seit einigen Minuten ein leises Wimmern und Aechzen, ein Klopfen vernehme, das von Cölestinens Zimmer zu kommen scheine. Die Frau, von der Ahnung ergriffen, was das seyn könne, eilte hinauf. Sie fand Cölestinen angezogen und in ihre Schleier gewickelt, auf dem Bette halb ohnmächtig liegen und überzeugte sich bald, daß die Niederkunft nahe sey. Schnell traf man die längst vorbereiteten Anstalten, und in weniger Zeit war ein gesundes holdes Knäblein geboren. Dies Ereigniß, hatte man es auch längst vorausgesehen, trat doch wie unerwartet ein, und vernichtete in seinen Folgen das drückende unheimliche Verhältniß mit der Fremden, welches auf der Familie schwer gelastet hatte. Der Knabe schien, wie ein sühnender Mittler, Cölestinen dem Menschlichen wieder näher zu bringen. Ihr Zustand litt keine strenge ascetische Uebungen, und indem ihre Hülflosigkeit ihr die Menschen, welche sie mit liebender Sorgfalt pflegten, aufnöthigte, gewöhnte sie sich mehr und mehr an ihren Umgang. Die Hausfrau dagegen, die nun die Kranke warten, ihr selbst die nahrhafte Suppe kochen und darreichen konnte, vergaß in dieser häuslichen Sorge alles Böse, was ihr sonst über die räthselhafte Fremde in den Sinn gekommen. Sie dachte nicht mehr daran, daß ihr ehrbares Haus vielleicht zum Schlupfwinkel der Schande dienen sollte. Der Alte jubelte ganz verjüngt und hätschelte den Knaben, als sey ihm ein Enkelkind geboren, und er, wie Alle übrige, hatten sich daran gewöhnt, daß Cölestine verschleiert blieb, ja selbst während der Entbindung. Die Wehmutter hatte ihr schwören müssen, daß, trete ja ein Zustand der Bewußtlosigkeit ein, doch die Schleier nicht gelüpft werden sollten, außer von ihr, der Wehmutter selbst, im Fall der Todesgefahr. Es war gewiß, daß die Alte Cölestinen unverschleiert gesehen, sie sagte aber darüber nichts, als: Die arme junge Dame muß sich ja wohl so verhüllen! — Nach einigen Tagen erschien der Carmelitermönch, der den Knaben getauft hatte. Seine Unterredung mit Cölestinen, niemand durfte zugegen seyn, dauerte länger als zwei Stunden. Man hörte ihn eifrig sprechen und beten. Als er fortgegangen, fand man Cölestinen im Lehnstuhl sitzend, auf dem Schooße den Knaben, um dessen kleine Schultern ein Skapulier gelegt war, und der ein Agnusdei auf der Brust trug. Wochen und Monate

vergingen, ohne daß, wie der Bürgermeister geglaubt hatte, und wie es ihm auch vom Fürsten Z. gesagt worden, Cölestine mit dem Kinde abgeholt wurde. Sie hätte ganz eintreten können in den friedlichen Kreis der Familie, wären die fatalen Schleier nicht gewesen, die immer den letzten Schritt zur freundlichen Annäherung hemmten. Der Alte nahm es sich heraus, dies der Fremden selbst freimüthig zu äußern, doch als sie mit dumpfem feierlichen Ton erwiderte: Nur im Tode fallen diese Schleier, schwieg er davon und wünschte aufs Neue, daß der Wagen mit der Aebtissin erscheinen möge. Der Frühling war herangekommen, von einem Spaziergange kehrte die Familie des Bürgermeisters heim, Blumensträuße in den Händen tragend, deren schönste der frommen Cölestine bestimmt waren. Eben als sie ins Haus treten wollten, sprengte ein Reiter heran, eifrig nach dem Bürgermeister fragend. Der Alte sprach, er sei selbst der Bürgermeister und stehe vor seinem Hause. Da sprang der Reiter herab vom Pferde, das er festband an den Pfosten und stürzte mit dem gellenden Ruf: „Sie ist hier, sie ist hier," ins Haus und die Treppe herauf. Man hörte eine Thür einschlagen und Cölestinens Angstgeschrei. Der Alte, von Entsetzen erfaßt, eilte nach. Der Reiter — wie nun sichtlich, war ein Offizier von der französischen Jägergarde mit vielen Orden geschmückt, hatte den Knaben aus der Wiege gerissen und in den linken, mit dem Mantel umschlungenen Arm genommen; den rechten hatte Cölestine erfaßt, alle Kraft aufbietend, den Räuber des Kindes zurückzuhalten. Im Ringen riß der Offizier den Schleier herab — ein todtstarres marmorweißes Antlitz, von schwarzen Locken umschattet, blickte ihn an, glühende Strahlen aus den tiefen Augenhöhlen schießend, während schneidende Jammertöne aus den halbgeöffneten unbewegten Lippen quollen. Der Alte nahm wahr, daß Cölestine eine weiße, dicht anschließende Maske trug. „Entsetzliches Weib! willst du, daß auch mich deine Raserei ergreife?" schrie der Offizier, indem er sich mit Gewalt losriß, so daß Cölestine zu Boden stürzte. Nun umfaßte sie aber seine Knie, indem sie mit dem Ausdruck des unsäglichsten Schmerzes, mit einem Ton, der das Herz durchschnitt, flehte: „Laß mir das Kind! — o laß mir das Kind! — nicht um die ewige Seligkeit sollst du mich bringen. — Um Christus — um der heiligen Jungfrau willen — laß mir das Kind — laß mir das Kind." — Und bei diesen Jammertönen regte sich keine Muskel, reg-

ten sich nicht die Lippen des Todtenantlitzes, so daß dem Alten, der Hausfrau — Allen, die ihm gefolgt, vor Grauen das Blut in den Adern stockte! „Nein," schrie der Offizier wie in heller Verzweiflung, „nein, unmenschliches, unerbittliches Weib, das Herz konntest du aus dieser Brust reißen, aber verderben sollst du nicht im heillosen Wahnsinn das Wesen, das sich tröstend an die blutende Wunde legt!" — Fester drückte der Offizier das Kind an sich, so daß es laut zu weinen begann — da brach Cölestine aus in ein dumpfes Heulen: „Rache — des Himmels Rache über dich — du Mörder" — „Laß ab! — laß ab — fort mit dir, du Höllenspuk" — kreischte der Offizier, und schleuderte mit einer konvulsivischen Bewegung des Fußes Cölestinen weit von sich, und wollte zur Thüre heraus. Der Alte trat ihm in den Weg, er riß aber schnell ein Terzerol hervor, rief, die Mündung gegen den Alten gekehrt: „die Kugel durch den Kopf dem, der dem Vater sein Kind zu entreißen gedenkt," stürzte die Treppe herab, schwang sich aufs Pferd ohne das Kind zu lassen, und sprengte in vollem Galopp davon. — Die Hausfrau voll Herzensangst, wie es nun um Cölestinen stehen, und was nun mit ihr anzufangen seyn würde, überwand ihr Grauen vor der entsetzlichen Todtenmaske, und eilte herauf ihr beizustehen. Wie erstaunte sie, als sie Cölestinen mitten im Zimmer gleich einer Statue mit herabhängenden Armen lautlos stehend fand. — Sie redete sie an, keine Antwort. Nicht vermögend den Anblick der Maske zu tragen, hing sie ihr die Schleier um, die auf dem Boden lagen, kein Regen und Bewegen. Cölestine war in einen automatähnlichen Zustand gesunken, der die Hausfrau mit neuer Angst und Pein erfüllte, so daß sie ganz inbrünstig zu Gott flehte, sie nur von dieser unheimlichen Fremden zu befreien. Ihre Bitte wurde zur Stelle erhört, denn eben hielt derselbe Wagen, der Cölestinen gebracht, vor der Thüre. Die Aebtissin kam, mit ihr Fürst Z. des alten Bürgermeisters hoher Gönner. Als der erfahren, was sich so eben zugetragen, sprach er sehr mild und ruhig: „So kamen wir zu spät, und müssen uns wohl in Gottes Fügung schicken." Man brachte Cölestinen herab, die sich starr und lautlos, ohne Zeichen eignen Willens und eigner Willkühr, fortführen und in den Wagen setzen ließ, der schnell fortrollte. Dem Alten, der ganzen Familie war so zu Muthe, als erwachten sie nun erst aus einem bösen spukhaften Traum, der sie sehr geängstet. —

Bald darauf, als sich dies in dem Hause des Bürgermeisters von L. begeben, wurde in dem Cisterzienser Nonnenkloster zu O. eine Logenschwester mit ungewöhnlicher Feierlichkeit begraben und ein dumpfes Gerücht ging, daß diese Logenschwester die Gräfin Hermenegilda von C. gewesen, von der man glaubte, sie sey mit ihres Vaters Schwester, der Fürstin von Z., nach Italien gegangen. Zur selbigen Zeit erschien Graf Nepomuk von C., Hermenegilda's Vater, in Warschau und trat, sich nur ein kleines Gütchen in der Ukraine vorbehaltend, seine sämmtlichen übrigen beträchtlichen Besitzungen den beiden Söhnen des Fürsten Z., seinen Neffen, vermöge eines gerichtlichen Akts ohne Einschränkung ab. Man fragte nach der Ausstattung seiner Tochter, da hob er den düstern thränenschweren Blick gen Himmel und sagte mit dumpfer Stimme: „Sie ist ausgestattet!" — Er nahm gar keinen Anstand, nicht allein jenes Gerücht von Hermenegilda's Tode im Kloster zu O. zu bestätigen, sondern auch das besondere Verhängniß zu offenbaren, das über Hermenegilda gewaltet und sie einer duldenden Märtyrin gleich frühzeitig in das Grab gezogen. Manche Patrioten, gebeugt, aber nicht zerknickt durch den Fall des Vaterlandes, gedachten den Grafen aufs neue in geheime Verbindungen zu ziehen, die die Herstellung des polnischen Staats bezweckten, aber nicht mehr den feurigen, für Freiheit und Vaterland beseelten Mann, der sonst zu jeder gewagten Unternehmung mit unerschütterlichem Muthe die Hand bot, fanden sie, sondern einen ohnmächtigen, von wildem Schmerz zerrissenen Greis, der allen Welthändeln entfremdet im Begriff stand, sich in tiefer Einsamkeit zu vergraben. Sonst, zu jener Zeit, als nach der ersten Theilung Polens die Insurrection vorbereitet wurde, war des Grafen Nepomuk von C. Stammgut der geheime Sammelplatz der Patrioten. Dort entzündeten sich die Gemüther bei feierlichen Mahlen zum Kampf für das gefallene Vaterland. Dort erschien wie ein Engelsbild vom Himmel gesendet zur heiligen Weihe Hermenegilda in dem Kreise der jungen Helden. Wie es den Frauen ihrer Nation eigen, nahm sie Theil an allen, selbst an politischen Verhandlungen und äußerte, die Lage der Dinge wohl beachtend und erwägend, in einem Alter von noch nicht siebzehn Jahren oft, manchmal allen übrigen entgegen, eine Meinung, die von dem außerordentlichsten Scharfsinn, von der klarsten Umsicht zeigte und die mehrentheils den Ausschlag gab. Nächst ihr war niemandem

das Talent des schnellen Ueberblicks, des Auffassens und scharfgerün- deten Darstellens der Lage der Dinge mehr eigen, als dem Grafen Stanislaus von R., einem feurigen, hochbegabten Jünglinge von zwanzig Jahren. So geschah es, daß Hermenegilda und Stanislaus oft allein in raschen Discussionen die zur Sprache gebrachten Gegen- stände verhandelten, Vorschläge prüften — annahmen — verwarfen, andere aufstellten, und daß die Resultate des Zweigesprächs zwischen dem Mädchen und dem Jünglinge oft selbst von den alten staatsklu- gen Männern, die zu Rathe saßen, als das Klügste und Beste, was zu beginnen, anerkannt werden mußten. Was war natürlicher, als an die Verbindung dieser beiden zu denken, in deren wunderbaren Talenten das Heil des Vaterlandes emporzukeimen schien. Außerdem war aber auch die nähere Verzweigung beider Familien schon deshalb in dem Augenblick politisch wichtig, weil man sie von verschiedenem Interesse beseelt glaubte, wie der Fall bei manchen andern Familien in Polen zutraf. Hermenegilda, ganz durchdrungen von diesen An- sichten, nahm den ihr bestimmten Gatten als ein Geschenk des Vater- landes auf, und so wurden mit ihrer feierlichen Verlobung die patrio- tischen Zusammenkünfte auf dem Gute des Vaters beschlossen. Es ist bekannt, daß die Polen unterlagen, daß mit Kosziusko's Fall eine zu sehr auf Selbstvertrauen und falsch vorausgesetzte Rittertreue basirte Unternehmung scheiterte. Graf Stanislaus, dem seine frühere mili- tärische Laufbahn, seine Jugend und Kraft eine Stelle im Heer an- wies, hatte mit Löwenmuth gefochten. Mit Noth schmählicher Gefan- genschaft entgangen, auf den Tod verwundet, kam er zurück. Nur Hermenegilda fesselte ihn noch ans Leben, in ihren Armen glaubte er Trost, verlorne Hoffnung wiederzufinden. So wie er nur leidlich von seinen Wunden genesen, eilte er auf die Güter des Grafen Ne- pomuk, um dort aufs neue, aufs schmerzlichste verwundet zu werden. Hermenegilda empfing ihn mit beinahe höhnender Verachtung. „Seh' ich den Helden, der in den Tod gehen wollte für das Vaterland?“ — So rief sie ihm entgegen; es war, als wenn sie in thörichtem Wahn- sinn den Bräutigam für einen jener Paladine der fabelhaften Ritter- zeit gehalten, dessen Schwert allein Armeen vernichten konnte. Was halfen alle Betheurungen, daß keine menschliche Kraft zu widerstehen vermochte dem brausenden, alles verschlingenden Strom, der sich über das Vaterland hinwälzte, was half alles Flehen der inbrünstigen

Liebe, Hermenegilda, als könnte sie ihr todtkaltes Herz nur im wilden Treiben der Welthändel entzünden, blieb bei dem Entschluß, ihre Hand nur dann dem Grafen Stanislaus geben zu wollen, wenn die Fremden aus dem Vaterlande vertrieben seyn würden. Der Graf sah zu spät ein, daß Hermenegilda ihn nie liebte, so wie er sich überzeugen mußte, daß die Bedingniß, die Hermenegilda aufstellte, vielleicht niemals, wenigstens erst in geraumer Zeit erfüllt werden konnte. Mit dem Schwur der Treue bis in den Tod verließ er die Geliebte und nahm französische Dienste, die ihn in den Krieg nach Italien führten. — Man sagt den polnischen Frauen nach, daß ein eignes launisches Wesen sie auszeichne. Tiefes Gefühl, sich hingebender Leichtsinn, stoische Selbstverläugnung, glühende Leidenschaft, todtstarre Kälte, alles das, wie es bunt gemischt in ihrem Gemüthe liegt, erzeugt das wunderliche unstete Treiben auf der Oberfläche, das dem Spiel gleicht der in stetem Wechsel fortplätschernden Wellen des im tiefsten Grunde bewegten Bachs. — Gleichgültig sah Hermenegilda den Bräutigam scheiden, aber kaum waren einige Tage vergangen, als sie sich von solch unaussprechlicher Sehnsucht befangen fühlte, wie sie nur die glühendste Liebe erzeugen kann. Der Sturm des Krieges war verrauscht, die Amnestie wurde proklamirt, man entließ die polnischen Offiziere aus der Gefangenschaft. So geschah es, daß mehrere von Stanislaus Waffenbrüdern sich nach und nach auf des Grafen Gute einfanden. Mit tiefem Schmerz gedachte man jener unglücklichen Tage, aber auch mit hoher Begeisterung des Löwenmuths, womit alle, aber keiner mehr als Stanislaus gefochten. Er hatte die zurückweichenden Bataillone, da, wo schon alles verloren schien, aufs neue ins Feuer geführt, es war ihm geglückt, die feindlichen Reihen mit seiner Reiterei zu durchbrechen. Das Schicksal des Tages wankte, da traf ihn eine Kugel und mit dem Ausruf: Vaterland — Hermenegilda! stürzte er in Blut gebadet vom Pferde herab. Jedes Wort dieser Erzählung war ein Dolchstich, der tief in Hermenegilda's Herz fuhr. „Nein! ich wußt' es nicht, daß ich ihn unaussprechlich liebte seit dem ersten Augenblick, als ich ihn sah! — Welch' ein höllisches Blendwerk konnte mich Aermste verführen, daß ich zu leben gedachte ohne ihn, der mein einziges Leben ist! — Ich habe ihn in den Tod geschickt — er kehrt nicht wieder!" — So brach Hermenegilda aus in stürmische Klagen, die allen in die Seele drangen.

Schlaflos, von steter Unruhe gefoltert, durchirrte sie zur Nachtzeit den Park, und, als vermöge der Nachtwind ihre Worte hinzutragen zu dem fernen Geliebten, rief sie in die Lüfte hinein: „Stanislaus — Stanislaus — kehre zurück — ich bin es — Hermenegilda ist es, die dich ruft — hörst du mich denn nicht — kehre zurück, sonst muß ich vergehen in banger Sehnsucht, in trostloser Verzweiflung!" —

Hermenegilda's überreizter Zustand schien übergehen zu wollen in wirklichen hellen Wahnsinn, der sie zu tausend Thorheiten trieb. Graf Nepomuk, voll Kummer und Angst um das geliebte Kind, glaubte, daß ärztliche Hülfe hier vielleicht wirksam seyn könnte, und es gelang ihm in der That, einen Arzt zu finden, der es sich gefallen ließ einige Zeit auf dem Gute zu bleiben und sich der Leidenden anzunehmen. So richtig berechnet seine mehr psychische als physische Curmethode aber auch seyn mochte, so wenig sich ihre Wirkung auch ganz ableugnen ließ, so blieb es doch zweifelhaft, ob von wirklichem Genesen jemals die Rede würde seyn können, da nach langer Stille sich ganz unerwartet wieder die seltsamsten Paroxismen einstellten. Ein eignes Abenteuer gab der Sache eine andere Wendung. Hermenegilda hatte eben den kleinen Uhlanen, ein Püppchen, das sie sonst wie den Geliebten ans Herz gedrückt, dem sie die süßesten Namen gegeben, unwillig ins Feuer geworfen, weil er durchaus nicht singen wollte: Podrosz twoia nam ńiemiła, milsza przyiaszń w Kraiwbyła etc. Im Begriff, von dieser Expedition in ihr Zimmer zurück zu kehren, befand sie sich auf dem Vorsaal, als es klingend und klirrend hinter ihr her schritt. Sie schaute um sich, erblickte einen Offizier in voller Uniform der französischen Jägergarde, der den linken Arm in der Binde trug, und stürzte mit dem lauten Ruf: „Stanislaus, mein Stanislaus!" ihm ohnmächtig in die Arme. Der Offizier, eingewurzelt im Boden vor Erstaunen und Ueberraschung, hatte nicht wenig Mühe Hermenegilda, die groß und üppig gebaut, eben keine geringe Last war, mit einem Arm, dessen er nur mächtig, aufrecht zu erhalten. Er drückte sie fest und fester an sich, und indem er Hermenegilda's Herz an seiner Brust schlagen fühlte, mußte er sich gestehen, daß dies eins der entzückendsten Abenteuer sey, das er je erlebt. Sekunde auf Sekunde verging, der Offizier ganz entzündet vom Liebesfeuer, das in tausend elektrischen Funken der holden Gestalt, die er in seinen Armen hielt, entströmte, drückte glühende Küsse auf die süßen Lippen.

So fand ihn Graf Nepomuk, der aus seinen Zimmern trat. Auch er rief aufjauchzend vor Freude: „Graf Stanislaus!“ — In dem Augenblick erwachte Hermenegilda, und umschlang ihn inbrünstig, indem sie ganz außer sich von neuem rief: „Stanislaus! — mein Geliebter! mein Gatte!“ — Der Offizier im ganzen Gesicht glühend, zitternd — außer aller Fassung, trat einen Schritt zurück, indem er sich sanft Hermenegilda's stürmischer Umarmung entzog. „Es ist der süßeste Augenblick meines Lebens — aber nicht schwelgen will ich in der Seligkeit, die mir nur ein Irrthum bereitet — ich bin ja nicht Stanislaus — ach ich bin es ja nicht.“ — So sprach der Offizier stotternd und zagend; entsetzt prallte Hermenegilda zurück, und als sie sich, den Offizier schärfer ins Auge fassend, überzeugt, daß die freilich ganz wunderbare Aehnlichkeit des Offiziers mit dem Geliebten sie getäuscht, eilte sie fort laut jammernd und klagend. Graf Nepomuk konnte, da der Offizier sich nun als den jüngern Vetter des Grafen Stanislaus, als den Grafen Xaver von R. kund that, es kaum für möglich halten, daß der Knabe in so kurzer Zeit zum kräftigen Jüngling herangewachsen. Freilich kam hinzu, daß die Strapazen des Krieges dem Gesicht, der ganzen Haltung, einen männlichern Charakter gaben, als es sonst der Fall gewesen seyn würde. Graf Xaver hatte nämlich mit seinem ältern Vetter Stanislaus zugleich das Vaterland verlassen, wie er, französische Kriegsdienste genommen und in Italien gefochten. Damals kaum achtzehn Jahre alt, zeichnete er sich doch bald als besonnener und löwenkühner Kriegsheld auf solche Weise aus, daß ihn der Feldherr zu seinem Adjutanten erhob, und jetzt war er, ein zwanzigjähriger Jüngling, schon zum Obristen heraufgestiegen. Erhaltene Wunden nöthigten ihn einige Zeit auszuruhen. Er kehrte in das Vaterland zurück, und Aufträge von Stanislaus an die Geliebte führten ihn auf den Landsitz des Grafen Nepomuk, wo er empfangen wurde, als sey er der Geliebte selbst. Graf Nepomuk und der Arzt, beide gaben sich alle nur ersinnliche Mühe, Hermenegilda, die ganz vernichtet von Scham und bitterm Schmerz, ihr Zimmer nicht verlassen wollte, so lange Xaver im Hause, zu beruhigen, aber umsonst. Xaver war außer sich, daß er Hermenegilda nicht wieder sehen sollte. Er schrieb ihr, daß er unverschuldet eine für ihn unglückliche Aehnlichkeit zu hart büße. Aber nicht ihn allein, sondern den Geliebten, Stanislaus selbst träfe das von jenem

verhängnißvollen Moment erzeugte Mißgeschick, da ihm, dem Ueberbringer süßer Liebesbotschaft, jetzt alle Gelegenheit geraubt worden, ihr selbst, wie er gesollt, den Brief, den er von Stanislaus bei sich trage, einzuhändigen, und noch alles von Mund zu Mund hinzuzufügen, was Stanislaus in der Hast des Augenblicks nicht mehr schreiben konnte. Hermenegilda's Kammerfrau, die Xaver in sein Interesse gezogen, übernahm die Bestellung zur günstigen Stunde, und was dem Vater, dem Arzt nicht gelungen, bewirkte Xaver durch sein Schreiben. Hermenegilda entschloß sich ihn zu sehen. In tiefem Schweigen, mit niedergesenktem Blick empfing sie ihn in ihrem Gemach. Xaver nahte sich mit leisem schwankenden Schritt, er nahm Platz vor dem Sopha, auf dem sie saß, aber indem er sich herabbeugte von dem Stuhl, kniete er mehr vor Hermenegilda, als daß er saß, und so flehte er in den rührendsten Ausdrücken, mit einem Ton, als habe er sich des unverzeihlichsten Verbrechens anzuklagen, nicht auf sein Haupt möge sie die Schuld des Irrthums laden, der ihn die Seligkeit des geliebten Freundes empfinden lassen. Nicht ihn, nein Stanislaus selbst habe sie in der Wonne des Wiedersehens umarmt. Er übergab den Brief, und fing an von Stanislaus zu erzählen, wie er mit ächtritterlicher Treue selbst im blutigen Kampf seiner Dame gedenke, wie nur sein Herz glühe für Freiheit und Vaterland u. s. w. Xaver erzählte mit lebendigem Feuer, er riß Hermenegilden hin, die alle Scheu bald überwunden, den zauberischen Blick ihrer Himmelsaugen unverwandt auf ihn richtete, so daß er, ein neuer, von Turandots Blick getroffener, Calaf, durchbebt von süßer Wonne, nur mühsam die Erzählung fortspann. Ohne es selbst zu wissen, bedrängt von dem innern Kampf gegen die Leidenschaft, die in hellen Flammen auflodern wollte, verlor er sich in die weitläuftige Beschreibung einzelner Gefechte. Er sprach von Cavallerieangriffen — gesprengten Massen — eroberten Batterien. — Ungeduldig unterbrach ihn Hermenegilda, indem sie rief: „O, weg mit diesen blutigen Scenen eines Schauspiels der Hölle — sage — sage mir nur, daß er mich liebt, daß Stanislaus mich liebt!" — Da ergriff Xaver, ganz ermuthigt, Hermenegilda's Hand, die er heftig an seine Brust drückte. „Höre ihn selbst, deinen Stanislaus!" so rief er, und nun strömten die Betheurungen der glühendsten Liebe, wie sie nur dem Wahnsinn der verzehrendsten Leidenschaft eigen, von seinen Lippen. Er war zu Her-

menegilda's Füßen gesunken, sie hatte ihn mit beiden Armen umschlungen, aber indem er schnell aufgesprungen sie an seine Brust drücken wollte, fühlte er sich heftig zurückgestoßen. Hermenegilda sah ihn mit starrem seltsamen Blick an, und sprach mit dumpfer Stimme: „Eitle Puppe, wenn ich dich auch zum Leben erwärme an meiner Brust, so bist du doch nicht Stanislaus, und kannst es auch nimmer werden!" — Hierauf verließ sie das Zimmer mit leisen langsamen Schritten. Xaver sah' zu spät seine Unbesonnenheit ein. Daß er bis zum Wahnsinn in Hermenegilda, in die Braut des verwandten Freundes verliebt sey, fühlte er nur zu lebhaft, eben so aber auch, daß er bei jedem Schritt, den er zu Gunsten seiner thörichten Leidenschaft zu thun gesonnen, sich würde treulosen Freundschaftsbruch vorwerfen müssen. Schnell abreisen, ohne Hermenegilda wieder zu sehen, das war der heroische Entschluß, den er wirklich auf der Stelle so weit ausführte, daß er zu packen und seinen Wagen anzuspannen befahl. Graf Nepomuk war hoch verwundert, als Xaver von ihm Abschied nahm; er bot alles auf ihn festzuhalten, doch mit einer Festigkeit, mehr von einer Art Krampf, als von wahrer Geistesstärke erzeugt, blieb Xaver dabei, daß besondere Ursachen ihn forttrieben. Den Säbel umgeschnallt, die Feldmütze in der Hand, stand er in der Mitte des Zimmers, der Bediente mit dem Mantel auf dem Vorsaal — Unten vor der Thüre wieherten ungeduldig die Pferde. — Da ging die Thür auf, Hermenegilda trat herein, mit unbeschreiblicher Anmuth schritt sie auf den Grafen zu, und sprach holdlächelnd: „Sie wollen fort, lieber Xaver? — und noch so vieles dacht' ich von meinem geliebten Stanislaus zu hören! — Wissen Sie wohl, daß mich Ihre Erzählungen wunderbar trösten?" — Xaver schlug hocherröthend die Augen nieder, man nahm Platz, Graf Nepomuk versicherte einmal über das andere, seit vielen Monaten habe er Hermenegilda nicht in dieser heitern unbefangenen Stimmung gesehen. Auf seinen Wink wurde, da die Zeit herangekommen, die Abendtafel in demselben Zimmer bereitet. Der edelste Ungarwein perlte in den Gläsern, und volle Gluth auf den Wangen nippte Hermenegilda aus dem gefüllten Pokal hochfeiernd das Andenken des Geliebten, Freiheit und Vaterland. Zur Nacht reise ich fort, dachte Xaver im Innern, und frug in der That, als die Tafel aufgehoben, den Bedienten, ob der Wagen warte; der, erwiderte der Bediente, sey längst, wie Graf Nepomuk

befohlen, abgepackt und abgespannt in die Remise geschoben, die Pferde fräßen im Stall und Woyciech schnarche auf dem Strohsack. Xaver ließ es dabei bewenden. Hermenegilda's unvermuthete Erscheinung hatte den Grafen überzeugt, daß es nicht allein möglich, sondern auch räthlich und angenehm sey zu bleiben, und von dieser Ueberzeugung kam er zu der andern, daß es nur darauf ankomme sich zu besiegen, das heißt, Ausbrüchen der innern Leidenschaft zu wehren, die, den geisteskranken Zustand Hermenegilda's aufreizend, nur ihm in jeder Hinsicht verderblich werden könnten. Wie dann nun alles sich weiter fügen würde, so beschloß Xaver seine Betrachtung, sollte selbst Hermenegilda aus ihren Träumen erwacht, die heitere Gegenwart der düstern Zukunft vorziehen, das liege denn alles in der Constellation zusammenwirkender Umstände, und an Treulosigkeit, an Freundschaftsbruch sey nicht zu denken. So wie Xaver andern Tages Hermenegilda wieder sah, gelang es ihm in der That, indem er sorglich auch das Kleinste vermied, was sein zu heißes Blut hätte in Wallung setzen können, seine Leidenschaft niederzukämpfen. In den Schranken der strengsten Sitte bleibend, ja selbst ein frostig Ceremoniell beachtend, gab er nur dem Gespräch die Schwingen jener Galanterie, die den Weibern mit süßem Zucker verderbliches Gift beibringt. Xaver, ein zwanzigjähriger Jüngling, in eigentlichen Liebeshändeln unerfahren, entfaltete, von dem sichern Takt fürs Böse im Innern geleitet, die Kunst des erfahrnen Meisters. Nur von Stanislaus, von seiner unaussprechlichen Liebe zur süßen Braut, sprach er, aber durch die volle Gluth, die er dann entzündet, wußte er geschickt sein eignes Bild durchschimmern zu lassen, so daß Hermenegilda in arger Verwirrung selbst nicht wußte, wie beide Bilder, das des abwesenden Stanislaus und das des gegenwärtigen Xaver, trennen. Xavers Gesellschaft wurde bald der aufgeregten Hermenegilda zum Bedürfniß, und so geschah es, daß man sie beinahe beständig, und oft wie im traulichen Liebesgespräch zusammen sah. Die Gewohnheit überwand mehr und mehr Hermenegilda's Scheu und in eben dem Grade überschritt Xaver jene Schranken des frostigen Ceremoniells, in die er sich Anfangs mit klugem Vorbedacht gebannt hatte. Arm in Arm gingen Hermenegilda und Xaver in dem Park umher, und sorglos ließ sie ihre Hand in der seinigen, wenn er im Zimmer neben ihr sitzend von dem glücklichen Stanislaus erzählte. Kam es

nicht auf Staatshändel, auf die Sache des Vaterlandes an, so war Graf Nepomuk eben keines Blickes in die Tiefe fähig, er begnügte sich mit dem, was er auf der Oberfläche wahrzunehmen im Stande, sein für alles übrige todtes Gemüth vermochte die vorüberfliehenden Bilder des Lebens nur dem Spiegel gleich im Moment zu reflektiren, spurlos schwanden sie dahin. Ohne Hermenegilda's inneres Wesen zu ahnen, hielt er es für gut, daß sie endlich die Püppchen, die bei ihrem thörigten wahnsinnigen Treiben den Geliebten vorstellen mußten, mit einem lebendigen Jüngling vertauscht, und glaubte mit vieler Schlauheit vorauszusehen, daß Xaver, der ihm als Schwiegersohn eben so lieb, bald ganz in Stanislaus Stelle treten werde. Er dachte nicht mehr an den treuen Stanislaus. Xaver glaubte dieses ebenfalls, da nun, nachdem ein Paar Monate vergangen, Hermenegilda, so sehr ihr ganzes Wesen auch von dem Andenken an Stanislaus erfüllt schien, es sich doch gefallen ließ, daß Xaver mehr und mehr sich ihr annäherte mit eigner Bewerbung. Eines Morgens hieß es, daß Hermenegilda sich in ihre Gemächer mit der Kammerfrau eingeschlossen habe, und durchaus niemanden sehen wolle. Graf Nepomuk glaubte nicht anders, als daß ein neuer Paroxismus eingetreten sey, der sich bald legen werde. Er bat den Grafen Xaver, die Gewalt, die er über Hermenegilda gewonnen, jetzt zu ihrem Heil zu üben, wie erstaunte er aber, als Xaver es nicht allein durchaus verweigerte, sich Hermenegilda auf irgend eine Weise zu nähern, sondern sich auch in seinem ganzen Wesen auf eigne Art verändert zeigte. Statt wie sonst beinahe zu keck aufzutreten, war er verschüchtert, als habe er Gespenster gesehen, der Ton seiner Stimme schwankend — der Ausdruck matt und unzusammenhängend. — Er sprach davon, daß er nun durchaus nach Warschau müßte, daß er Hermenegilden wohl niemals wiedersehen werde — daß in der letzten Zeit ihr verstörtes Wesen ihm Grauen und Entsetzen erregt — daß er Verzicht geleistet auf alles Glück der Liebe, daß er nun erst in der an Wahnsinn gränzenden Treue Hermenegilda's die Treulosigkeit, die er an dem Freunde begehen wollen, zu seiner tiefsten Beschämung fühle, daß schleunige Flucht sein einziges Rettungsmittel sey. Graf Nepomuk begriff alles nicht, nur schien es ihm endlich klar zu werden, daß Hermenegilda's wahnsinnige Schwärmerei den Jüngling angesteckt. Er suchte ihm dies zu beweisen, doch umsonst. Xaver widerstrebte

um so heftiger als dringender Nepomuk ihm die Nothwendigkeit bewies, daß er Hermenegilda von allen Bizarrerien heilen, folglich sie wieder sehen müsse. Schnell war der Streit geendet, als Xaver, wie von unsichtbarer unwiderstehlicher Gewalt getrieben, hinabrannte, sich in den Wagen warf und davon fuhr.

Graf Nepomuk, voller Gram und Zorn über Hermenegilda's Betragen, bekümmerte sich nicht mehr um sie, und so geschah es, daß mehrere Tage vergingen, die sie ungestört, auf ihrem Zimmer eingeschlossen, von niemandem als ihrer Kammerfrau gesehen, zubrachte.

In tiefen Gedanken, ganz erfüllt von den Heldenthaten jenes Mannes, den die Polen damals anbeteten wie ein falsches Götzenbild, saß Nepomuk eines Tages in seinem Zimmer, als die Thür aufging und Hermenegilda in voller Trauer mit lang herabhängendem Witwenschleier eintrat. Langsamen feierlichen Schrittes nahte sie sich dem Grafen, ließ sich dann auf die Knie nieder und sprach mit bebender Stimme: „O mein Vater — Graf Stanislaus, mein geliebter Gatte, ist hinüber — er fiel als Held im blutigen Kampf: — vor dir kniet seine bejammernswerthe Witwe!“ — Graf Nepomuk mußte dies um so mehr für einen neuen Ausbruch der zerrütteten Gemüthsstimmung Hermenegilda's halten, als noch Tages zuvor Nachrichten von dem Wohlbefinden des Grafen Stanislaus eingelaufen waren. Er hob Hermenegilden sanft auf, indem er sprach: „Beruhige dich liebe Tochter, Stanislaus ist wohl, bald eilt er in deine Arme.“ Da athmete Hermenegilda auf wie im schweren Todesseufzer und sank von wildem Schmerz zerrissen neben dem Grafen hin in die Polster des Sophas. Doch nach wenigen Sekunden wieder zu sich selbst gekommen, sprach sie mit wunderbarer Ruhe und Fassung: „Laß es mich dir sagen, lieber Vater! wie sich alles begeben, denn du mußt es wissen, damit du in mir die Witwe des Grafen Stanislaus von R. erkennest. — Wisse, daß ich vor sechs Tagen in der Abenddämmerung mich in dem Pavillon an der Südseite unseres Parks befand. Alle meine Gedanken, mein ganzes Wesen dem Geliebten zugewendet, fühlt' ich meine Augen sich unwillkürlich schließen, nicht in Schlaf, nein, in einen seltsamen Zustand versank ich, den ich nicht anders nennen kann, als waches Träumen. Aber bald schwirrte und dröhnte es um mich her, ich vernahm ein wildes Getümmel, es fiel ganz in der Nähe Schuß auf Schuß. Ich fuhr auf, und war nicht wenig

erstaunt mich in einer Feldhütte zu befinden. Vor mir kniete er selbst — mein Stanislaus. — Ich umschlang ihn mit meinen Armen, ich drückte ihn an meine Brust — Gelobt sey Gott, rief er, du lebst, du bist mein! — Er sagte mir, ich sey gleich nach der Trauung in tiefe Ohnmacht gesunken, und ich thörigt Ding erinnerte mich jetzt erst, daß ja Pater Cyprianus, den ich in diesem Augenblick erst zur Feldhütte hinausschreiten sah, uns eben in der nahen Kapelle unter dem Donner des Geschützes, unter dem Toben der nahen Schlacht getraut hatte. Der goldne Trauring blinkte an meinem Finger. Die Seligkeit, mit der ich nun aufs neue den Gatten umarmte, war unbeschreiblich; nie gefühltes namenloses Entzücken des beglückten Weibes durchbebte mein Inneres — mir schwanden die Sinne — da wehte es mich an mit eiskaltem Frost — Ich schlug die Augen auf — entsetzlich! mitten im Gewühl der wilden Schlacht — vor mir die brennende Feldhütte, aus der man mich wahrscheinlich gerettet! — Stanislaus bedrängt von feindlichen Reitern — Freunde sprengten heran ihn zu retten — zu spät, von hinten haut ihn ein Reiter herab vom Pferde." — Aufs neue sank Hermenegilda überwältigt von dem entsetzlichen Schmerz ohnmächtig zusammen. Nepomuk eilte nach stärkenden Mitteln, doch es bedurfte ihrer nicht, mit wunderbarer Kraft faßte sich Hermenegilda zusammen. „Der Wille des Himmels ist erfüllt," sprach sie dumpf und feierlich, „nicht zu klagen ziemt es mir, aber bis zum Tode dem Gatten treu, soll kein irdisches Bündniß mich von ihm trennen. Um ihn trauern, für ihn, für unser Heil beten, das ist jetzt meine Bestimmung, und nichts soll diese mir verstören." Graf Nepomuk mußte mit vollem Recht glauben, daß der innerlich brütende Wahnsinn Hermenegilda's sich durch jene Vision Luft gemacht habe, und da die ruhige klösterliche Trauer Hermenegilda's um den Gatten kein ausschweifendes beunruhigendes Treiben zuließ, so war dem Grafen Nepomuk dieser Zustand, den die Ankunft des Grafen Stanislaus schnell enden mußte, ganz recht. Ließ Nepomuk zuweilen etwas von Träumereien und Visionen fallen, so lächelte Hermenegilda schmerzlich, dann drückte sie aber den goldnen Ring, den sie am Finger trug, an den Mund und benetzte ihn mit heißen Thränen. Graf Nepomuk bemerkte mit Erstaunen, daß dieser Ring wirklich ein ganz fremder war, den er nie bei seiner Tochter gesehen, da es indessen tausend Fälle gab, wie sie dazu gekommen seyn konnte,

so gab er sich nicht einmal die Mühe weiter nachzuforschen. Wichtiger war ihm die böse Nachricht, daß Graf Stanislaus in feindliche Gefangenschaft gerathen sey. Hermenegilda fing an auf eigne Weise zu kränkeln, sie klagte oft über eine seltsame Empfindung, die sie eben nicht Krankheit nennen könne, die aber ihr ganzes Wesen auf seltsame Art durchbebe. Um diese Zeit kam Fürst Z. mit seiner Gemahlin. Die Fürstin hatte, als Hermenegilda's Mutter frühzeitig starb, ihre Stelle vertreten und schon deshalb wurde sie von ihr mit kindlicher Hingebung empfangen. Hermenegilda erschloß der würdigen Frau ihr ganzes Herz und klagte mit der bittersten Wehmuth, daß, unerachtet sie für die Wahrheit aller Umstände Rücksichts der wirklich vollzogenen Trauung mit Stanislaus, die überzeugendsten Beweise habe, man sie doch eine wahnsinnige Träumerin schelte. Die Fürstin, von allem unterrichtet und von Hermenegilda's zerrüttetem Gemüthszustande überzeugt, hütete sich wohl ihr zu widersprechen; sie begnügte sich damit, ihr zu versichern, daß die Zeit alles aufklären werde und daß es wohlgethan sey, sich in frommer Demuth dem Willen des Himmels ganz zu ergeben. Aufmerksamer wurde die Fürstin, als Hermenegilda von ihrem körperlichen Zustande sprach und die sonderbaren Anfälle beschrieb, die ihr Inneres zu verstören schienen. Man sah, wie die Fürstin mit der ängstlichsten Sorgfalt über Hermenegilda wachte und wie ihre Bekümmerniß in dem Grade stieg, als Hermenegilda sich ganz zu erholen schien. Die todtblassen Wangen und Lippen rötheten sich wieder, die Augen verloren das düstre unheimliche Feuer, der Blick wurde mild und ruhig, die abgemagerten Formen rundeten sich mehr und mehr, kurz Hermenegilda blühte ganz auf in voller Schönheit. Und doch schien die Fürstin sie für kränker als jemals zu halten, denn: „Wie ist dir, was hast du, mein Kind? — was fühlst du?“ so frug sie, quälende Besorgniß im Gesicht, so bald Hermenegilda nur seufzte oder im mindesten erblaßte. Graf Nepomuk, der Fürst, die Fürstin beratheten sich, was es denn nun werden solle mit Hermenegilda und ihrer fixen Idee, Stanislaus Witwe zu seyn. „Ich glaube leider,“ sprach der Fürst, „daß ihr Wahnsinn unheilbar bleiben wird, denn sie ist körperlich kerngesund und nährt den zerrütteten Zustand ihrer Seele mit voller Kraft — Ja,“ fuhr er fort als die Fürstin schmerzlich vor sich hinblickte, „ja sie ist kerngesund, unerachtet sie zur Ungebühr und zu ihrem offen-

baren Nachtheil wie eine Kranke gepflegt, gehätschelt und geängstet wird." Die Fürstin, welche diese Worte trafen, faßte den Grafen Nepomuk ins Auge und sprach rasch und entschieden: „Nein! — Hermenegilda ist nicht krank, aber, läge es nicht im Reich der Unmöglichkeit, daß sie sich vergangen haben könnte, so würde ich überzeugt seyn, daß sie sich in guter Hoffnung befinde." Damit stand sie auf und verließ das Zimmer. Wie vom Blitz getroffen starrten sich Graf Nepomuk und der Fürst an. Dieser, zuerst das Wort aufnehmend, meinte, „daß seine Frau auch zuweilen von den sonderbarsten Visionen heimgesucht werde." Graf Nepomuk sprach aber sehr ernst: „Die Fürstin hat darin recht, daß ein Vergehen der Art von Seiten Hermenegilda's durchaus im Reich der Unmöglichkeit liegt, wenn ich dir aber sage, daß, als Hermenegilda gestern vor mir herging, mir es selbst wie ein närrischer Gedanke durch den Sinn fuhr: nun seht einmal, die junge Witwe ist ja guter Hoffnung; daß dieser Gedanke offenbar nur durch das Betrachten ihrer Gestalt erzeugt werden konnte, wenn ich dir das alles sage, so wirst du es natürlich finden, wie die Worte der Fürstin mich mit trüber Besorgniß, ja mit der peinlichsten Angst erfüllen." „So muß," erwiderte der Fürst, „der Arzt oder die weise Frau entscheiden und entweder das vielleicht voreilige Urtheil der Fürstin vernichtet oder unsere Schande bestätiget werden." Mehrere Tage schwankten Beide von Entschluß zu Entschluß. Beiden wurden Hermenegilda's Formen verdächtig, die Fürstin sollte entscheiden, was jetzt zu thun. Sie verwarf die Einmischung eines vielleicht plauderhaften Arztes und meinte, daß andere Hülfe wohl erst in fünf Monaten nöthig seyn würde. „Welche Hülfe?" schrie Graf Nepomuk entsetzt. „Ja," fuhr die Fürstin mit erhöhter Stimme fort, „es ist nun gar kein Zweifel mehr, Hermenegilda ist entweder die verruchteste Heuchlerin, die jemals geboren, oder es waltet ein unerforschliches Geheimniß — genug, sie ist guter Hoffnung!" — Ganz erstarrt vor Schreck fand Graf Nepomuk keine Worte; endlich sich mühsam ermannend beschwor er die Fürstin, koste es was es wolle, von Hermenegilda selbst zu erforschen, wer der Unglückselige sey, der die unauslöschliche Schmach über sein Haus gebracht. „Noch," sprach die Fürstin, „noch ahnet Hermenegilda nicht, daß ich um ihren Zustand weiß. Von dem Moment, wenn ich es ihr sagen werde, wie es um sie steht, verspreche ich mir Alles. Ueberrascht wird sie

die Larve der Heuchlerin fallen lassen oder es muß sich sonst ihre Unschuld auf eine wunderbare Weise offenbaren, unerachtet ich es auch nicht zu träumen vermag, wie dies sollte geschehen können." — Noch denselben Abend war die Fürstin mit Hermenegilda, deren mütterliches Ansehn mit jeder Stunde zuzunehmen schien, allein auf ihrem Zimmer. Da ergriff die Fürstin das arme Kind bei beiden Armen, blickte ihr scharf ins Auge und sagte mit schneidendem Ton: „Liebe, du bist guter Hoffnung!" Da schlug Hermenegilda den wie von himmlischer Wonne verklärten Blick in die Höhe und rief mit dem Ton des höchsten Entzückens: „O Mutter, Mutter, ich weiß es ja! — Lange fühlt' ich es, daß ich, fiel auch der theure Gatte unter den mörderischen Streichen der wilden Feinde, dennoch unaussprechlich glücklich seyn sollte. Ich! — jener Moment meines höchsten irdischen Glücks lebt in mir fort, ich werde ihn ganz wieder haben den geliebten Gatten in dem theuern Pfande des süßen Bundes." Der Fürstin war es, als finge sich alles an um sie zu drehen, als wollten ihr die Sinne schwinden. Die Wahrheit in Hermenegilda's Ausdruck — ihr Entzücken, ihre wahrhafte Verklärung ließ keinen Gedanken an erheucheltes Wesen, an Trug aufkommen und doch konnte nur toller Wahnsinn auf ihre Behauptung etwas geben. Von dem letzten Gedanken ganz erfaßt, stieß die Fürstin Hermenegilda von sich, indem sie heftig rief: „Unsinnige! ein Traum hätte dich in den Zustand versetzt, der Schmach und Schande über uns alle bringt! — glaubst du, daß du mich mit albernen Mährchen zu hintergehen vermagst? — Besinne dich — laß alle Ereignisse der vorigen Tage an dir vorübergehen. Ein reuiges Bekenntniß kann uns vielleicht versöhnen." In Thränen gebadet, ganz aufgelöst von herbem Schmerz sank Hermenegilda vor der Fürstin auf die Knie und jammerte: „Mutter, auch du schiltst mich eine Träumerin, auch du glaubst nicht daran, daß die Kirche mich mit Stanislaus verband, daß ich sein Weib bin? — Aber sieh doch nur hier den Ring an meinem Finger — was sage ich! — Du, du kennst ja meinen Zustand, ist denn das nicht genug, dich zu überzeugen, daß ich nicht träumte?" Die Fürstin nahm mit dem tiefsten Erstaunen wahr, daß Hermenegilden der Gedanke eines Vergehens gar nicht einkam, daß sie die Hindeutung darauf gar nicht aufgefaßt, gar nicht verstanden. Der Fürstin ihre Hände heftig an die Brust drückend, flehte Hermenegilda immer fort, sie möge doch nur

jetzt, da es ihr Zustand außer Zweifel setze, an ihren Gatten glauben, und die ganz bestürzte, ganz außer sich gesetzte Frau wußte in der That selbst nicht mehr, was sie der Armen sagen, welchen Weg sie überhaupt einschlagen sollte, dem Geheimniß, das hier walten mußte, auf die Spur zu kommen. Erst nach mehreren Tagen erklärte die Fürstin dem Gemahl und dem Grafen Nepomuk, daß es unmöglich sey von Hermenegilda, die sich von dem Gatten schwanger glaube, mehr heraus zu bringen, als davon sie selbst im Innersten überzeugt sey. Die Männer voller Zorn schalten Hermenegilda eine Heuchlerin und insonderheit schwur Graf Nepomuk, daß, wenn gelinde Mittel sie nicht von dem wahnsinnigen Gedanken, ihm ein abgeschmacktes Mährchen aufzuheften, zurückbringen würden, er es mit strengen Maßregeln versuchen werde. Die Fürstin meinte dagegen, daß jede Strenge eine zwecklose Grausamkeit seyn würde. Ueberzeugt sey sie nämlich, wie gesagt, daß Hermenegilda keinesweges heuchle, sondern daran, was sie sage, mit voller Seele glaube. „Es giebt,“ fuhr sie fort, „noch manches Geheimniß in der Welt, das zu begreifen wir gänzlich außer Stande sind. Wie, wenn das lebhafte Zusammenwirken des Gedankens auch eine physische Wirkung haben könnte, wie, wenn eine geistige Zusammenkunft zwischen Stanislaus und Hermenegilda sie in den uns unerklärlichen Zustand versetzte?“ Unerachtet alles Zorns, aller Bedrängniß des fatalen Augenblicks konnten sich der Fürst und Graf Nepomuk doch des lauten Lachens nicht enthalten, als die Fürstin diesen Gedanken äußerte, den die Männer den sublimsten nannten, der je das Menschliche ätherisirt habe. Die Fürstin blutroth im ganzen Gesicht meinte, daß den rohen Männern der Sinn für dergleichen abginge, daß sie das ganze Verhältniß, in das ihr armes Kind, an dessen Unschuld sie unbedingt glaube, gerathen, anstößig und abscheulich finde, und daß eine Reise, die sie mit ihr zu unternehmen gedenke, das einzige und beste Mittel sey, sie der Arglist, dem Hohne ihrer Umgebung zu entziehen. Graf Nepomuk war mit diesem Vorschlage sehr zufrieden, denn da Hermenegilda selbst gar kein Geheimniß aus ihrem Zustande machte, so mußte sie, sollte ihr Ruf verschont bleiben, freilich aus dem Kreise der Bekannten entfernt werden.

Dies ausgemacht, fühlten sich alle beruhigt. Graf Nepomuk dachte kaum mehr an das beängstigende Geheimniß selbst, als er nur

die Möglichkeit sah, es der Welt, deren Hohn ihm das Bitterste war, zu verbergen, und der Fürst urtheilte sehr richtig, daß bei der seltsamen Lage der Dinge, bei Hermenegilda's unerheucheltem Gemüthszustande freilich gar nichts anders zu thun sey, als die Auflösung des wunderbaren Räthsels der Zeit zu überlassen. Eben wollte man nach geschlossener Berathung auseinander gehen, als die plötzliche Ankunft des Grafen Xaver von R. über alle neue Verlegenheit, neue Kümmerniß brachte. Erhitzt von dem scharfen Ritt, über und über mit Staub bedeckt, mit der Hast eines von wilder Leidenschaft getriebenen stürzte er ins Zimmer und rief, ohne Gruß, alle Sitte nicht beachtend, mit starker Stimme: „Er ist todt, Graf Stanislaus! — nicht in Gefangenschaft gerieth er — nein — er wurde niedergehauen von den Feinden — hier sind die Beweise!" — Damit steckte er mehrere Briefe, die er schnell hervorgerissen, dem Grafen Nepomuk in die Hände. Dieser fing ganz bestürzt an zu lesen. Die Fürstin sah in die Blätter hinein, kaum hatte sie wenige Zeilen erhascht, als sie mit zum Himmel emporgerichtetem Blick die Hände zusammenschlug und schmerzlich ausrief: „Hermenegilda! — armes Kind! — welches unerforschliche Geheimniß!" — Sie hatte gefunden, daß Stanislaus Todestag gerade mit Hermenegilda's Angabe zusammentraf, daß sich alles so begeben, wie sie es in dem verhängnißvollen Augenblick geschaut hatte. „Er ist todt," sprach nun Xaver rasch und feurig, „Hermenegilda ist frei, mir, der ich sie liebe wie mein Leben, steht nichts mehr entgegen, ich bitte um ihre Hand!" — Graf Nepomuk vermochte nicht zu antworten, der Fürst nahm das Wort und erklärte, daß gewisse Umstände es ganz unmöglich machten, jetzt auf seinen Antrag einzugehen, daß er in diesem Augenblick nicht einmal Hermenegilda sehen könne, daß es also das Beste sey, sich wieder schnell zu entfernen, wie er gekommen. Xaver entgegnete, daß er Hermenegilda's zerrütteten Gemüthszustand, von dem wahrscheinlich die Rede sey, recht gut kenne, daß er dies aber um so weniger für ein Hinderniß halte, als gerade seine Verbindung mit Hermenegilda jenen Zustand enden würde. Die Fürstin versicherte ihm, daß Hermenegilda ihrem Stanislaus Treue bis in den Tod geschworen, jede andere Verbindung daher verwerfen würde, übrigens befinde sie sich gar nicht mehr auf dem Schlosse. Da lachte Xaver laut auf und meinte, nur des Vaters Einwilligung bedürfe

er; Hermenegilda's Herz zu rühren, das solle man nur ihm überlassen. Ganz erzürnt über des Jünglings ungestüme Zudringlichkeit erklärte Graf Nepomuk, daß er in diesem Augenblick vergebens auf seine Einwilligung hoffe und nur sogleich das Schloß verlassen möge. Graf Xaver sah ihn starr an, öffnete die Thür des Vorsaals und rief hinaus, Woyciech solle den Mantelsack hereinbringen, die Pferde absatteln und in den Stall führen. Dann kam er ins Zimmer zurück, warf sich in den Lehnstuhl, der dicht am Fenster stand, und erklärte ruhig und ernst: Ehe er Hermenegilda gesehen und gesprochen, werde ihn nur offne Gewalt vom Schlosse wegtreiben. Graf Nepomuk meinte, daß er dann auf einen recht langen Aufenthalt rechnen könne, übrigens aber erlauben müsse, daß er seiner Seits das Schloß verlasse. Alle, Graf Nepomuk, der Fürst und seine Gemahlin gingen hierauf aus dem Zimmer, um so schnell als möglich Hermenegilda fortzuschaffen. Der Zufall wollte indessen, daß sie gerade in dieser Stunde, ganz wider ihre sonstige Gewohnheit, in den Park gegangen war. Xaver, durch das Fenster blickend, an dem er saß, gewahrte sie ganz in der Ferne wandelnd. Er rannte hinunter in den Park und erreichte endlich Hermenegilda, als sie eben in jenen verhängnißvollen Pavillon an der Südseite des Parks trat. Ihr Zustand war nun schon beinahe jedem Auge sichtlich. „O all' ihr Mächte des Himmels," rief Xaver, als er vor Hermenegilda stand, dann stürzte er aber zu ihren Füßen und beschwor sie, unter den heiligsten Betheurungen seiner glühendsten Liebe, ihn zum glücklichsten Gatten aufzunehmen. Hermenegilda, ganz außer sich vor Schreck und Ueberraschung, sagte ihm: „Ein böses Geschick habe ihn hergeführt, ihre Ruhe zu stören — niemals, niemals würde sie, dem geliebten Stanislaus zur Treue bis in den Tod verbunden, die Gattin eines andern werden." Als nun aber Xaver nicht aufhörte mit Bitten und Betheurungen, als er endlich in toller Leidenschaft ihr vorhielt, daß sie sich selbst täusche, daß sie ihm ja schon die süßesten Liebesaugenblicke geschenkt, als er, aufgesprungen vom Boden, sie in seine Arme schließen wollte, da stieß sie ihn, den Tod im Antlitz, mit Abscheu und Verachtung zurück, indem sie rief: „Elender, selbstsüchtiger Thor, eben so wenig, wie du das süße Pfand meines Bundes mit Stanislaus vernichten kannst, eben so wenig vermagst du mich zum verbrecherischen Bruch der Treue

zu verführen — Fort aus meinen Augen!“ Da streckte Xaver die geballte Faust ihr entgegen, lachte laut auf in wildem Hohn und schrie: „Wahnsinnige, brachst du denn nicht selbst jenen albernen Schwur? — Das Kind, das du unter dem Herzen trägst, mein Kind ist es, mich umarmtest du hier an dieser Stelle — meine Buhlschaft warst du und bleibst du, wenn ich dich nicht erhebe zu meiner Gattin.“ — Hermenegilda blickte ihn an, die Gluth der Hölle in den Augen, dann kreischte sie auf: „Ungeheuer!“ und sank wie zum Tode getroffen nieder auf den Boden.

Wie von allen Furien verfolgt rannte Xaver in das Schloß zurück, er traf auf die Fürstin, die er mit Ungestüm bei der Hand ergriff und hineinzog in die Zimmer. „Sie hat mich verworfen mit Abscheu — mich, den Vater ihres Kindes!“ — „Um aller Heiligen willen! Du? — Xaver! — mein Gott! — sprich, wie war es möglich?“ — so rief von Entsetzen ergriffen die Fürstin. „Mag mich verdammen,“ fuhr Xaver gefaßter fort, „mag mich verdammen wer da will, aber glüht ihm gleich mir das Blut in den Adern, gleich mir wird er in solchem Moment sündigen. — In dem Pavillon traf ich Hermenegilda in einem seltsamen Zustande, den ich nicht zu beschreiben vermag. Sie lag wie festschlafend und träumend auf dem Kanapee. Kaum war ich eingetreten, als sie sich erhob, auf mich zukam, mich bei der Hand ergriff und feierlichen Schritts durch den Pavillon ging. Dann kniete sie nieder, ich that ein gleiches, sie betete und ich bemerkte bald, daß sie im Geiste einen Priester vor uns sah. Sie zog einen Ring vom Finger, den sie dem Priester darreichte, ich nahm ihn und steckte ihr einen goldnen Ring an, den ich von meinem Finger zog, dann sank sie mit der inbrünstigsten Liebe in meine Arme — Als ich entfloh, lag sie in tiefem bewußtlosen Schlaf.“ — „Entsetzlicher Mensch! — ungeheurer Frevel!“ schrie die Fürstin ganz außer sich. — Graf Nepomuk und der Fürst traten hinein, in wenigen Worten erfuhren sie Xavers Bekenntnisse, und wie tief wurde der Fürstin zartes Gemüth verwundet, als die Männer Xavers frevelige That sehr verzeihlich und durch seine Verbindung mit Hermenegilda gesühnt fanden. „Nein,“ sprach die Fürstin, „nimmer wird Hermenegilda dem die Hand als Gatten reichen, der es wagte, wie der hämische Geist der Hölle, den höchsten Moment ihres Lebens mit dem

ungeheuersten Frevel zu vergiften.“ „Sie wird,“ sprach Graf Xaver mit kaltem höhnendem Stolz, „sie wird mir die Hand reichen müssen, um ihre Ehre zu retten — ich bleibe hier und alles fügt sich.“ — In diesem Augenblick entstand ein dumpfes Geräusch, man brachte Hermenegilda, die der Gärtner im Pavillon leblos gefunden, in das Schloß zurück. Man legte sie auf das Sopha; ehe es die Fürstin verhindern konnte, trat Xaver hinan und faßte ihre Hand. Da fuhr sie mit einem entsetzlichen Schrei, nicht menschlicher Ton, nein, dem schneidenden Jammerlaut eines wilden Thiers ähnlich, in die Höhe und starrte in gräßlicher Verzuckung den Grafen mit funkensprühenden Augen an. Der taumelte wie vom tödtenden Blitz getroffen zurück und lallte kaum verständlich: „Pferde!“ — Auf den Wink der Fürstin brachte man ihn hinab — „Wein! — Wein!“ schrie er, stürzte einige Gläser hinunter, warf sich dann erkräftigt aufs Pferd und jagte davon. — Hermenegilda's Zustand, der aus dumpfem Wahnsinn in wilde Raserei übergehen zu wollen schien, änderte auch Nepomuks und des Fürsten Gesinnungen, die nun erst das Entsetzliche, Unsühnbare von Xavers That einsahen. Man wollte nach dem Arzt senden, aber die Fürstin verwarf alle ärztliche Hülfe, wo nur geistlicher Trost vielleicht wirken könne. Statt des Arztes erschien also der Carmelitermönch Cyprianus, Beichtvater des Hauses. Auf wunderbare Weise gelang es ihm, Hermenegilda aus der Bewußtlosigkeit des stieren Wahnsinns zu erwecken. Noch mehr! — bald wurde sie ruhig und gefaßt; sie sprach ganz zusammenhängend mit der Fürstin, der sie den Wunsch äußerte, nach ihrer Niederkunft ihr Leben im Cisterzienser Kloster zu O. in steter Reue und Trauer hinzubringen. Ihren Trauerkleidern hatte sie Schleier hinzugefügt, die ihr Gesicht undurchdringlich verhüllten und die sie niemals lüpfte. Pater Cyprianus verließ das Schloß, kam aber nach einigen Tagen wieder. Unterdessen hatte der Fürst Z. an den Bürgermeister zu L. geschrieben, dort sollte Hermenegilda ihre Niederkunft abwarten und von der Aebtissin des Cisterzienser Klosters, einer Verwandten des Hauses, dahingebracht werden, während die Fürstin nach Italien reiste, und angeblich Hermenegilda mitnahm. — Es war Mitternacht, der Wagen, der Hermenegilda nach dem Kloster bringen sollte, stand vor der Thüre. Von Gram gebeugt erwartete Nepomuk, der Fürst, die Fürstin, das unglückliche Kind,

um von ihr Abschied zu nehmen. Da trat sie in Schleier gehüllt, an der Hand des Mönchs, in das von Kerzen hell erleuchtete Zimmer. Cyprianus sprach mit feierlicher Stimme: „Die Layenschwester Cölestine sündigte schwer, als sie sich noch in der Welt befand, denn der Frevel des Teufels befleckte ihr reines Gemüth, doch ein unauflösliches Gelübde bringt ihr Trost — Ruhe und ewige Seligkeit! — Nie wird die Welt mehr das Antlitz schauen, dessen Schönheit den Teufel anlockte — Schaut her! — so beginnt und vollendet Cölestine ihre Buße!“ — Damit hob der Mönch Hermenegilda's Schleier auf, und schneidendes Weh durchfuhr alle, da sie die blasse Todtenlarve erblickten, in die Hermenegilda's engelschönes Antlitz auf immer verschlossen! — Sie schied, keines Wortes mächtig, von dem Vater, der ganz aufgelöst von verzehrendem Schmerz nicht mehr leben zu können dachte. Der Fürst, sonst ein gefaßter Mann, badete sich in Thränen, nur der Fürstin gelang es, mit aller Macht den Schrecken jenes grauenvollen Gelübdes niederkämpfend, sich aufrecht zu erhalten in milder Fassung. —

Wie Graf Xaver Hermenegilda's Aufenthalt und sogar den Umstand, daß das geborne Kind der Kirche geweiht seyn sollte, erfahren, ist unerklärlich. Wenig nutzte ihm der Raub des Kindes, denn als er nach P. gekommen, und es in die Hände einer vertrauten Frau geben wollte, war es nicht, wie er glaubte, von der Kälte ohnmächtig geworden, sondern todt. Darauf verschwand Graf Xaver spurlos, und man glaubte, er habe sich den Tod gegeben. Mehrere Jahre waren vergangen, als der junge Fürst Boleslaw von Z. auf seinen Reisen nach Neapel in die Nähe des Posilippo kam. Dort in der anmuthigsten Gegend liegt ein Kamaldulenserkloster, zu dem der Fürst heraufstieg, um eine Aussicht zu genießen, die ihm als die reizendste in ganz Neapel geschildert worden. Eben im Begriff, auf die herausspringende Felsenspitze im Garten zu treten, die ihm als der schönste Punkt beschrieben, bemerkte er einen Mönch, der vor ihm auf einem großen Stein Platz genommen und, ein aufgeschlagenes Gebetbuch auf dem Schooß, in die Ferne hinausschaute. Sein Antlitz, in den Grundzügen noch jugendlich, war nur durch tiefen Gram entstellt. Dem Fürsten kam, als er den Mönch näher und näher betrachtete, eine dunkle Erinnerung. Er schlich näher heran und es fiel ihm

gleich ins Auge, daß das Gebetbuch in polnischer Sprache abgefaßt war. Darauf redete er den Mönch polnisch an, dieser wandte sich voller Schreck um, kaum hatte er aber den Fürsten erblickt, als er sein Gesicht verhüllte und schnell, wie vom bösen Geist getrieben, durch die Gebüsche entfloh. Fürst Boleslaw versicherte, als er dem Grafen Nepomuk das Abenteuer erzählte, dieser Mönch sey niemand anders gewesen, als der Graf Xaver von R.

Das steinerne Herz.

Jedem Reisenden, der bei guter Tageszeit sich dem Städtchen G. von der südlichen Seite bis auf eine halbe Stunde Weges genähert, fällt der Landstraße rechts ein stattliches Landhaus in die Augen, welches mit seinen wunderlichen bunten Zinnen aus finsterm Gebüsch blickend, emporsteigt. Dieses Gebüsch umkränzt den weitläuftigen Garten, der sich in weiter Strecke Thal abwärts hinzieht. Kommst du einmal, vielgeliebter Leser! des Weges, so scheue weder den kleinen Aufenthalt deiner Reise, noch das kleine Trinkgeld, das du etwa dem Gärtner geben dürftest, sondern steige fein aus dem Wagen, und laß dir Haus und Garten aufschließen, vorgebend, du hättest den verstorbenen Eigenthümer des anmuthigen Landsitzes, den Hofrath Reutlinger in G., recht gut gekannt. Im Grunde genommen kannst du dies alsdann mit gutem Fug thun, wenn es dir gefallen sollte, alles, was ich dir zu erzählen eben im Begriff stehe, bis ans Ende durchzulesen; denn ich hoffe, der Hofrath Reutlinger soll dir alsdann mit all' seinem sonderbaren Thun und Treiben so vor Augen stehen, als ob du ihn wirklich selbst gekannt hättest. Schon von außen findest du das Landhaus auf alterthümliche groteske Weise mit bunten gemalten Zierathen verschmückt, du klagst mit Recht über die Geschmacklosigkeit dieser zum Theil widersinnigen Wandgemälde, aber bei näherer Betrachtung weht dich ein besonderer wunderbarer Geist aus diesen bemalten Steinen an und mit einem leisen Schauer, der dich überläuft, trittst du in die weite Vorhalle. Auf den in Felder abgetheilten, mit weißem Gipsmarmor bekleideten Wänden erblickest du mit grellen Farben gemalte Arabesken, die in den wunderlichsten Verschlingungen Menschen- und Thiergestalten, Blumen, Früchte, Gesteine, darstellen, und deren Bedeutung du ohne weitere Verdeutlichung zu ahnen glaubst. Im Saal, der den untern Stock

18*

in der Breite einnimmt und bis über den zweiten Stock hinauf- steigt, scheint in vergoldeter Bilderei alles das plastisch ausgeführt, was erst durch Gemälde angedeutet wurde. Du wirst im ersten Augen- blick vom verdorbenen Geschmack des Zeitalters Ludwig des Vierzehn- ten reden, du wirst weidlich schmälen über das Barocke, Ueberladene, Grelle, Geschmacklose dieses Styls, aber bist du nur was weniges meines Sinnes, fehlt es dir nicht an reger Phantasie, welches ich alle- mal bei dir, mein gütiger Leser! voraussetze, so wirst du bald allen in der That gegründeten Tadel vergessen. Es wird dir so zu Muthe werden, als sey die regellose Willkür nur das kecke Spiel des Mei- sters mit Gestaltungen, über die er unumschränkt zu herrschen wußte, dann aber, als verkette sich alles zur bittersten Ironie des irdischen Treibens, die nur dem tiefen, aber an einer Todeswunde kränkelnden Gemüth eigen. Ich rathe Dir, geliebter Leser! die kleinen Zimmer des zweiten Stocks, die wie eine Gallerie den Saal umgeben, und aus deren Fenstern man hinabschaut in den Saal, zu durchwandern. Hier sind die Verzierungen sehr einfach, aber hin und wieder stößest du auf deutsche, arabische und türkische Inschriften, die sich wunder- lich genug ausnehmen. Du eilst jetzt nach dem Garten, er ist nach altfranzösischer Art mit langen, breiten, von hohen Taxuswänden um- schlossenen Gängen, mit geräumigen Bosketts angelegt, und mit Sta- tuen, mit Fontainen geschmückt. Ich weiß nicht, ob du, geliebter Leser, nicht auch den ernsten feierlichen Eindruck, den solch' ein alt- französischer Garten macht, mit mir fühlst, und ob du solch' ein Gartenkunstwerk nicht der albernen Kleinigkeitskrämerei vorziehst, die in unsern sogenannten englischen Gärten mit Brückchen und Flüß- lein, und Tempelchen und Gröttchen getrieben wird. Am Ende des Gartens trittst du in einen finstern Hain von Trauerweiden, Hänge- birken und Weymoutskiefern. Der Gärtner sagt dir, daß dies Wäld- chen, wie man es von der Höhe des Hauses hinabschauend, deutlich wahrnehmen kann, die Form eines Herzens hat. Mitten darin ist ein Pavillon von dunklem schlesischen Marmor in der Form eines Her- zens erbaut. Du trittst hinein, der Boden ist mit weißen Marmor- platten ausgelegt, in der Mitte erblickst du ein Herz in gewöhnlicher Größe. Es ist ein dunkelrother in den weißen Marmor eingefugter Stein. Du bückst dich herab, und entdeckest die in den Stein ein- gegrabenen Worte: Es ruht! In diesem Pavillon, bei diesem dunkel-

rothen steinernen Herzen, das damals jene Inschrift noch nicht trug, standen am Tage Mariä Geburt, das heißt am achten September des Jahres 180— ein großer stattlicher alter Herr und eine alte Dame, beide sehr reich und schön nach der Mode der sechsziger Jahre gekleidet. „Aber," sprach die alte Dame, „aber wie kam Ihnen, lieber Hofrath, denn wieder die bizarre, ich möchte lieber sagen, die schauervolle Idee, in diesem Pavillon das Grabmal ihres Herzens, das unter dem rothen Stein ruhen soll, bauen zu lassen?" „Lassen Sie Uns," erwiderte der alte Herr, „lassen Sie Uns, liebe Geheime-Räthin, von diesen Dingen schweigen! — Nennen Sie es das krankhafte Spiel eines wunden Gemüths, nennen Sie es wie Sie wollen, aber erfahren Sie, daß, wenn mich mitten unter dem reichen Gut, das das hämische Glück wie ein Spielzeug dem einfältigen Kinde, das darüber die Todeswunden vergißt, mir zuwarf, der bitterste Unmuth ergreift, wenn alles erfahrne Leid von neuem auf mich zutritt, daß ich dann hier in diesen Mauern Trost und Beruhigung finde. Meine Blutstropfen haben den Stein so roth gefärbt, aber er ist eiskalt, bald liegt er auf meinem Herzen und kühlt die verderbliche Gluth, welche darin loderte." Die alte Dame sah mit einem Blick der tiefsten Wehmuth herab zum steinernen Herzen, und indem sie sich etwas herabbückte, fielen ein paar große perlenglänzende Thränen auf den rothen Stein. Da faßte der alte Herr schnell herüber und ergriff ihre Hand. Seine Augen erblitzten im jugendlichen Feuer; wie ein fernes mit Blüthen und Blumen reich geschmücktes herrliches Land im schimmernden Abendroth lag eine längst vergangene Zeit voll Liebe und Seligkeit in seinen glühenden Blicken. „Julie! — Julie! und auch Sie konnten dieses arme Herz so auf den Tod verwunden." — So rief der alte Herr mit von der schmerzlichsten Wehmuth halberstickter Stimme. „Nicht mich," erwiderte die alte Dame sehr weich und zärtlich, „nicht mich, klagen Sie an, Maximilian! — War es denn nicht Ihr starrer unversöhnlicher Sinn, Ihr träumerischer Glaube an Ahnungen, an seltsame, Unheil verkündende Visionen, der Sie forttrieb von mir, und der mich zuletzt bestimmen mußte, dem sanfteren, beugsameren Mann, der mit Ihnen zugleich sich um mich bewarb, den Vorzug zu geben? Ach! Maximilian, Sie mußten es ja wohl fühlen, wie innig Sie geliebt wurden, aber Ihre ewige Selbstqual, peinigte sie mich nicht bis zur Todesermattung?" Der alte Herr unterbrach die Dame, in-

dem er ihre Hand fahren ließ: „O Sie haben Recht, Frau Geheime-Räthin, ich muß allein stehen, kein menschliches Herz darf sich mir anschmiegen, alles was Freundschaft, was Liebe vermag, prallt wirkungslos ab von diesem steinernen Herzen.“ „Wie bitter,“ fiel die Dame dem alten Herrn in die Rede, „wie bitter, wie ungerecht gegen sich selbst und andere sind Sie, Maximilian! — Wer kennt Sie denn nicht als den freigebigsten Wohlthäter der Bedürftigen, als den unwandelbarsten Verfechter des Rechts, der Billigkeit, aber welches böse Geschick warf jenes entsetzliche Mißtrauen in Ihre Seele, das in einem Wort, in einem Blick, ja in irgend einem von jeder Willkür unabhängigen Ereigniß Verderben und Unheil ahnet?“ „Hege ich denn nicht alles,“ sprach der alte Herr mit weicherer Stimme und Thränen in den Augen, „hege ich denn nicht alles, was sich mir nähert, mit der vollsten Liebe? Aber diese Liebe zerreißt mir das Herz, statt es zu nähren. — Ha!“ fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „dem unerforschlichen Geist der Welten gefiel es mich mit einer Gabe auszustatten, die, mich dem Tode entreißend, mich hundertmal tödtet! — Gleich dem ewigen Juden, sehe ich das unsichtbare Cainszeichen auf der Stirne des gleißnerischen Meuters! — Ich erkenne die geheimen Warnungen, die oft wie spielende Räthsel der geheimnißvolle König der Welt, den wir Zufall nennen, uns in den Weg wirft. Eine holde Jungfrau schaut uns mit hellen klaren Isisaugen an, aber wer ihre Räthsel nicht löst, den ergreift sie mit kräftigen Löwentatzen, und schleudert ihn in den Abgrund.“ „Noch immer,“ sprach die alte Dame, „noch immer diese verderblichen Träume. Wo blieb der schöne, artige Knabe, Ihres jüngern Bruders Sohn, den Sie vor einigen Jahren so liebreich aufgenommen, in dem so viele Liebe und Trost für Sie aufzukeimen schien?“ „Den,“ erwiderte der alte Herr mit rauher Stimme, „den habe ich verstoßen, es war ein Bösewicht, eine Schlange, die ich mir zum Verderben im Busen nährte.“ „Ein Bösewicht! — der Knabe von sechs Jahren?“ — fragte die Dame ganz bestürzt. „Sie wissen“ fuhr der alte Herr fort, „die Geschichte meines jüngern Bruders; Sie wissen, daß er mich mehrmals auf bübische Weise täuschte, daß, alles brüderliche Gefühl in seiner Brust ertödtend, ihm jede Wohlthat, die ich ihm erzeigte, zur Waffe gegen mich diente. An ihm, an seinem rastlosen Streben lag es nicht, daß nicht meine Ehre, meine bürgerliche Existenz verloren ging. Sie wissen, wie er vor

mehreren Jahren, in das tiefste Elend versunken, zu mir kam, wie er mir Aenderung seiner verworrenen Lebensweise, wieder erwachte Liebe heuchelte, wie ich ihn hegte und pflegte, wie er dann seinen Aufenthalt in meinem Hause nutzte, um gewisse Dokumente — doch genug davon. Sein Knabe gefiel mir, und diesen behielt ich bei mir, als der Schändliche, nachdem seine Ränke, die mich in einen meine Ehre vernichtenden Criminalprozeß verwickeln sollten, entdeckt worden, fliehen mußte. Ein warnender Wink des Schicksals befreiete mich von dem Bösewicht." „Und dieser Wink des Schicksals war gewiß einer Ihrer bösen Träume." So sprach die alte Dame, doch der alte Herr fuhr fort: „Hören Sie, urtheilen Sie Julie! — Sie wissen, daß meines Bruders Teufelei mir den härtesten Stoß gab, den ich erlitten — es sey denn, daß, — doch still davon. Mag es seyn, daß ich der Seelenkrankheit, die mich befallen, den Gedanken zuschreiben muß, mir in diesem Wäldchen eine Grabstätte für mein Herz bereiten zu lassen. Genug, es geschah! — Das Wäldchen war in Herzform angepflanzt, der Pavillon erbaut, die Arbeiter beschäftigten sich mit der Marmortäfelung des Fußbodens. Ich trete hinan, um nach dem Werk zu sehen. Da bemerke ich, daß in einiger Entfernung der Knabe, so wie ich, Max geheißen, etwas hin und herkugelt unter allerlei tollen Bockssprüngen und lautem Gelächter. Eine finstere Ahnung geht durch meine Seele! — Ich gehe los auf den Knaben und erstarre, als ich sehe, daß es der rothe herzförmig ausgearbeitete Stein ist, der zum Einlegen in dem Pavillon bereit lag, den er mit Mühe herausgekugelt hat und mit dem er nun spielt! — Bube! Du spielst mit meinem Herzen, wie dein Vater! — Mit diesen Worten stieß ich ihn voll Abscheu von mir, als er sich weinend mir nahte. — Mein Verwalter erhielt die nöthigen Befehle ihn fortzuschaffen, ich habe den Knaben nicht wieder gesehen!" „Entsetzlicher Mann!" rief die alte Dame, die aber der alte Herr sich höflich verbeugend, und mit den Worten: „des Schicksals große Grundstriche fügen sich nicht dem feinen Nonpareil der Damen," unter dem Arm faßte, und aus dem Pavillon hinausführte durch das Wäldchen in den Garten. — Der alte Herr war der Hofrath Reutlinger, die alte Dame aber die Geheimeräthin Foerd. — Der Garten bot das allermerkwürdigste Schauspiel dar, was man nur sehen konnte. Eine große Gesellschaft alter Herren, Geheime-Räthe, Hofräthe u. a. nebst ihren Familien aus dem

benachbarten Städtchen hatte sich versammelt. Alle, selbst die jungen Leute und Mädchen waren ganz streng nach der Mode des Jahres 1760 gekleidet mit großen Perücken, gesteiften Kleidern, hohen Frisuren, Reifröcken u. s. w., welches denn um so mehr einen wunderlichen Eindruck machte, als die Anlagen des Gartens ganz zu jenem Costüm paßten. Jeder glaubte sich, wie durch einen Zauberschlag, in eine längst verflossene Zeit zurückversetzt. Der Maskerade lag eine wunderliche Idee Reutlingers zum Grunde. Er pflegte alle drei Jahre am Tage Mariä Geburt auf seinem Landsitz das Fest der alten Zeit zu feiern, wozu er alles aus dem Städtchen, was nur kommen wollte, einlud, jedoch war es unerläßliche Bedingung, daß jeder Gast sich in das Costüm des Jahres 1760 werfen mußte. Jungen Leuten, denen es lästig gewesen seyn würde, dergleichen Kleider herbei zu schaffen, half der Hofrath aus mit seiner eigenen reichen Garderobe. — Offenbar wollte der Hofrath diese Zeit hindurch (das Fest dauerte zwei bis drei Tage) in Rückerinnerungen der alten Jugendzeit recht schwelgen. —

In einer Seitenallee begegneten sich Ernst und Wilibald. Beide sahen sich eine Weile schweigend an und brachen dann in ein helles Gelächter aus. „Du kommst mir vor," rief Wilibald, „wie der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier." — „Und mich dünkt," erwiderte Ernst, „ich hätte dich schon in der asiatischen Banise erblickt." — „Aber in der That," fuhr Wilibald fort, „des alten Hofraths Einfall ist so übel nicht. Er will nun einmal sich selbst mystifiziren, er will eine Zeit hervorzaubern, in der er wahrhaft lebte, unerachtet er noch jetzt ein munterer starker Greis mit unverwüstlicher Lebenskraft und herrlicher Frischheit des Geistes, an Erregbarkeit und phantasiereicher Laune es manchem vor der Zeit abgestumpften Jünglinge zuvorthut. Er darf nicht dafür sorgen, daß jemand in Wort und Gebehrde aus dem Costüm falle, denn dafür steckt jeder eben in den Kleidern, die ihm das ganz unmöglich machen. Sieh' nur wie jüngferlich und zünferlich unsere jungen Damen in ihren Reifröcken einhertrippeln, wie sie sich des Fächers zu bedienen wissen. — Wahrhaftig mich selbst ergreift unter der Perücke, die ich auf meinen Titus gestülpt, ein ganz besonderer Geist alterthümlicher Courtoisie; da ich eben das allerliebste Kind, des geh. Rathes Foerd jüngste Tochter, die holde Julia erblicke, so weiß ich gar nicht was mich abhält, mich

Ihr in demüthiger Stellung zu nahen und mich also zu appliziren und expliziren: „Allerschönste Julia! wenn wird mir doch die längst gewünschte Ruhe durch deine Gegenliebe gewährt werden! Es ist ja unmöglich, daß den Tempel dieser Schönheit ein steinerner Abgott bewohnen könne. Den Marmor bezwingt der Regen und der Diamant wird durch schlechtes Blut erweichet; dein Herz will aber einem Amboß gleichen, welcher sich nur durch Schläge verhärtet; je mehr nun mein Herze klopfet, je unempfindlicher wirst du. Laß mich doch das Ziel deines Blicks seyn, schaue doch wie mein Herz kocht und meine Seele nach der Erquickung lechzet, welche aus deiner Anmuth quillt. Ach! — willst du mich durch Schweigen betrüben, unempfindliche Seele? Die todten Felsen antworten ja den Fragenden durch ein Echo und du willst mich Trostlosen keiner Antwort würdigen? — O Allerschönste“ — „Ich bitte dich,“ unterbrach hier Ernst den Freund, der mit dem wunderlichsten Gebehrdenspiel das alles gesprochen, „ich bitte dich, halt ein, du bist nun einmal wieder in deiner tollen Laune und merkst nicht, wie Julie, erst sich uns freundlich nähernd, mit einemmale ganz scheu ausbog. Ohne dich zu verstehen, glaubt sie gewiß so wie alle in gleichem Fall, schonungslos von dir bespöttelt zu seyn, und so bewährst du deinen Ruf als eingefleischten ironischen Satan und ziehst mich neuen Ankömmling ins Unglück, denn schon sprechen alle mit zweideutigem Seitenblick und bittersüßem Lächeln: es ist Wilibalds Freund.“ „Laß es gut seyn,“ sprach Wilibald, „ich weiß es ja, daß viele Leute, zumal junge hoffnungsvolle Mädchen von sechzehn, siebzehn Jahren mir sorglich ausweichen, aber ich kenne das Ziel, wohin alle Wege führen, und weiß auch, daß sie dort mir begegnend oder vielmehr mich wie im eignen Hause angesiedelt treffend, recht mit vollem freundlichen Gemüth mir die Hand reichen werden.“ „Du meinst,“ sprach Ernst, „eine Versöhnung, wie im ewgen Leben, wenn der Drang des Irdischen abgeschüttelt.“ „O ich bitte dich,“ unterbrach ihn Wilibald, „laß uns doch gescheut seyn und nicht alte längst besprochene Dinge aufs neue und gerade zur ungünstigsten Stunde aufrühren. Ungünstig für derlei Gespräche nenne ich nämlich deshalb eben diese Stunden, weil wir gar nichts besseres thun können, als uns dem seltsamen Eindruck alles des Wunderlichen, womit uns Reutlingers Laune, wie in einen Rahmen eingefaßt hat, hingeben. Siehst du wohl jenen Baum, dessen ungeheure weiße Blüthen der

Wind hin und herschüttelt? — Cactus grandiflorus kann es nicht seyn, denn der blüht nur Mitternachts und ich spüre auch nicht das Aroma, welches sich bis hieher verbreiten müßte. — Weiß der Himmel, welchen Wunderbaum der Hofrath wieder in sein Tusculum verpflanzt hat." — Die Freunde gingen auf den Wunderbaum los und wunderten sich in der That nicht wenig, als sie einen dicken dunklen Holunderbusch trafen, dessen Blüthen nichts anders waren, als hineingehängte weißgepuderte Perücken, die mit ihren darangehängten Haarbeuteln und Zöpfchen, ein kurioses Spielzeug des launigten Südwinds, auf und niederschaukelten. Lautes Lachen verkündete was hinter den Büschen verborgen. Eine ganze Gesellschaft alter gemüthlicher lebenskräftiger Herren hatte sich auf einem breiten von buntem Buschwerk umgebenen Rasenplatz versammelt. Die Röcke ausgezogen, die lästigen Perücken in den Holunder gehängt, schlugen sie Ballon. Aber niemand übertraf den Hofrath Reutlinger, der den Ballon bis zu einer unglaublichen Höhe und so geschickt zu treiben wußte, daß er jedesmal dem Gegenspieler schlaggerecht niederfiel. In dem Augenblick ließ sich eine abscheuliche Musik von kleinen Pfeifen und dumpfen Trommeln hören. Die Herren endeten schnell ihr Spiel und griffen nach ihren Röcken und Perücken. „Was ist denn das nun wieder?" sprach Ernst. „Ich wette," erwiderte Wilibald, „der türkische Gesandte zieht ein." „Der türkische Gesandte?" frug Ernst ganz erstaunt. „So nenne ich," fuhr Wilibald fort, „den Baron von Exter, der sich in G. aufhält und den Du noch viel zu wenig gesehn hast, um in ihm nicht eins der wunderlichsten Originale zu erkennen, die es geben mag. Er ist ehemals Gesandter unseres Hofes in Constantinopel gewesen und noch immer sonnt er sich in dem Reflex dieser wahrscheinlich genußreichsten Frühlingszeit seines Lebens. Seine Beschreibung des Pallastes, den er in Pera bewohnte, erinnert an die diamantnen Feen-Palläste in Tausend und eine Nacht, und seine Lebensweise an den weisen König Salomo, dem er auch darin gleichen will, daß er sich wirklich der Herrschaft über unbekannte Naturkräfte rühmt. In der That hat dieser Baron Exter seiner lügnerischen Prahlerei, seiner Charlatanerie unerachtet, doch etwas mystisches, das mich wenigstens in drolligem Abstich mit seiner äußern etwas skurrilen Erscheinung oft wirklich mystifizirt. Davon, ich meine von seinem wirklich mystischen Treiben geheimer Wissenschaften, rührt auch seine enge Ver-

bindung mit Reutlingern her, der diesem Wesen ganz ergeben ist mit Leib und Seele. — Beide sind wunderliche Träumer, aber jeder auf seine Weise, übrigens aber entschiedene Mesmerianer." — Unter diesem Gespräch waren die Freunde bis an des Gartens großes Gatterthor gelangt, durch welches so eben der türkische Gesandte einzog. Ein kleiner rundlicher Mann mit einem schönen türkischen Pelz und hohem aus farbigten Shawls aufgewickeltem Turban angethan. Aus Gewohnheit hatte er sich aber nicht von der eng anschließenden Zopfperücke mit kleinen Löckchen, aus Bedürfniß nicht von den filznen Podagristenstiefeln trennen können, wodurch freilich das türkische Costüm schwer verletzt wurde. Seine Begleiter, die das abscheuliche musikalische Geräusch machten und in denen Wilibald trotz der Vermummung Exters Koch und anderes Hausgesinde erkannte, waren zu Mohren angerußt und trugen spitze bemalte Papiermützen, den Sanbenitos nicht unähnlich, welches drollig genug aussah. Den türkischen Gesandten führte am Arm ein alter Offizier, nach seiner Tracht von irgend einem Schlachtfelde des siebenjährigen Krieges erwacht und erstanden. Es war der General Rixendorf, Commandant von G., der dem Hofrath zu Gefallen sammt seinen Offizieren sich in das alte Costüme geworfen hatte. „Salama milek!" sprach der Hofrath den Baron Exter umarmend, der sofort den Turban abnahm, und ihn wieder auf die Perücke stülpte, nachdem er sich den Schweiß von der Stirne mit einem ostindischen Tuch weggetrocknet. In dem Augenblick bewegte sich auch in den Zweigen eines Spätkirschenbaums der goldstrahlende Fleck, den Ernst schon lange betrachtet hatte, ohne enträthseln zu können, was da oben sitze. Es war blos det geheime Commerzien-Rath Harscher in einem goldstoffnen Ehrenkleide, eben solchen Beinkleidern und silberstoffner mit blauen Rosenbouquets bestreuter Weste, der nun sich aus den Blättern des Kirschbaums entwickelte, und für sein Alter behende genug auf der angelehnten Leiter herab stieg und mit ganz feiner etwas quäckender Stimme singend oder vielmehr kreischend: „Ah! che vedo — o dio che sento!" dem türkischen Gesandten in die Arme eilte. Der Commerzien-Rath hatte seine Jugendzeit in Italien zugebracht, war ein großer Musikus und wollte noch immer mittelst eines lang geübten Falsetts singen wie Farinelli. „Ich weiß," sprach Wilibald, „daß Harscher sich die Taschen mit Spätkirschen vollgestopft hat, die er, irgend ein Madri-

gal süß lamentirend, den Damen präsentiren wird. Da er aber wie Friedrich der zweite den Spaniol ohne Dose in der Tasche ausgeschüttet trägt, wird er mit seiner Galanterie nur widerwilliges Ablehnen und finstre Gesichter einärndten.“ — Ueberall war nun der türkische Gesandte so wie der Held des siebenjährigen Krieges mit Freude und Jubel empfangen worden. Letzterer wurde von Julchen Foerd mit kindlicher Demuth begrüßt, tief beugte sie sich vor dem alten Herrn und wollte ihm die Hand küssen, da sprang aber der türkische Gesandte wild dazwischen, rief: „Narrheiten, tolles Zeug!“ umarmte Julchen mit Heftigkeit, wobei er dem Commerzien-Rath Harscher sehr hart auf die Füße trat, der aber vor Schmerz nur ein ganz klein wenig miaute, und rannte dann mit Julien, die er unter den Arm gefaßt, davon. — Man sah, daß er sehr eifrig mit den Händen focht, den Turban auf und abstülpte u. s. w. „Was hat der Alte mit dem Mädchen vor?“ sprach Ernst. „In der That,“ erwiderte Wilibald, „es scheint Wichtiges, denn, ist Exter gleich des Mädchens Pathe und ganz vernarrt in sie, so pflegt er doch nicht sogleich aus der Gesellschaft mit ihr davon zu laufen.“ — In dem Augenblick blieb der türkische Gesandte stehen, streckte den rechten Arm weit von sich und rief mit starker Stimme, daß es im ganzen Garten wiederhallte: „Apporte!“ — Wilibald brach in ein lautes Gelächter aus. — „Wahrhaftig,“ sprach er dann, „es ist weiter nichts, als daß Exter Julien zum tausendstenmal die merkwürdige Geschichte vom Seehunde erzählte.“ Ernst wollte diese merkwürdige Geschichte durchaus wissen. „Erfahre denn,“ sprach Wilibald, „daß Exters Pallast dicht am Bosporus lag, so daß Stufen von dem feinsten karrarischen Marmor hinabführten ins Meer. Eines Tages steht Exter auf der Gallerie in die tiefsinnigsten Betrachtungen versunken, aus denen ihn ein durchdringender gellender Schrei hinausreißt. Er schaut hinab und siehe, ein ungeheurer Seehund ist aus dem Meere hinaufgetaucht und hat einem armen türkischen Weibe, die auf den Marmorstufen saß, den Knaben von dem Arm hinabgerissen, mit dem er eben abfährt in die Meereswellen. Exter eilt hinab, das Weib fällt ihm trostlos weinend und heulend zu Füßen, Exter besinnt sich nicht lange, er tritt dicht ans Meer auf die letzte Stufe, streckt den Arm aus und ruft mit starker Stimme: „Apporte!“ — Sogleich steigt der Seehund aus der Tiefe des Meers, im weiten Maule den Knaben, den er zierlich

und geschickt, wie auch ganz unversehrt dem Magier überreicht und sodann jedem Dank ausweichend, sich wieder entfernt und in das Meer niedertaucht.“ „Das ist stark — das ist stark,“ rief Ernst. „Siehst du wohl,“ fuhr Wilibald fort, „siehst du wohl wie Exter jetzt einen kleinen Ring vom Finger zieht und ihn Julien zeigt? Keine Tugend bleibt unbelohnt! — Außer dem, daß Exter dem türkischen Weibe den Knaben gerettet hatte, so beschenkte er sie noch, als er vernahm, daß ihr Mann, ein armer Lastträger, kaum das tägliche Brod zu verdienen vermochte, mit einigen Juwelen und Goldstücken, freilich nur eine Lumperei, höchstens zwanzig bis dreißigtausend Thaler an Werth; darauf zog das Weib einen kleinen Sapphir vom Finger und drang ihn Exter auf mit der Versicherung, es sey ein theures ererbtes Familienstück, das nur durch Exters That gewonnen werden könne. Exter nahm den Ring, der ihm von geringem Werthe schien und erstaunte nicht wenig, als er später durch eine kaum sichtbare arabische Inschrift an des Ringes Reif belehrt wurde, daß er des großen Ali Siegelring am Finger trage, mit dem er jetzt zuweilen Mahomeds Tauben heranlockt und mit ihnen konversirt.“ „Das sind ganz erstaunliche Dinge,“ rief Ernst lachend, „doch laß' uns sehen, was dort in dem geschlossenen Kreise vorgeht, in dessen Mitte ein klein Ding, wie ein kartesianisches Teufelchen, auf- und niedergaukelt und quinkelirt.“ — Die Freunde traten auf einen runden Rasenplatz, rings umher saßen alte und junge Herren und Damen, in der Mitte sprang ein sehr bunt gekleidetes, kaum vier Fuß hohes Dämchen, mit einem etwas zu großen Apfelköpfchen umher, und schnippte mit den Fingerchen und sang mit einem ganz kleinen, dünnen Stimmchen: „Amenez vos troupeaux bergeres!“ — „Solltest du wohl glauben,“ sprach Wilibald, „daß dies putzige Figürchen, die so überaus naiv und scharmant thut, Juliens ältere Schwester ist? Du merkst, daß sie leider zu den Weibern gehört, die die Natur mit recht bittrer Ironie mystifizirt, indem sie trotz alles Sträubens zu ewiger Kindheit verdammt, vermöge ihrer Figur und ihres ganzen Wesens, im Alter noch mit jener kindischen Naivetät koquettirend, sich und andern herzlich zur Last werden müssen, wobei es denn oft an gehöriger Verhöhnung nicht mangelt.“ — Beiden Freunden wurde das Dämchen mit ihrer französischen Faselei recht fatal, sie schlichen daher fort wie sie gekommen und schlossen sich lieber an den türkischen Gesandten an, der sie fort-

führte in den Saal, wo eben, da die Sonne schon niedersank, alles zu der Musik vorbereitet wurde, die man heute zu geben im Sinne hatte. Der Oesterleinische Flügel wurde geöffnet und jedes Pult für die Künstler an seinen Ort gestellt. Die Gesellschaft sammelte sich nach und nach, Erfrischungen wurden herumgereicht in altem reichen Porzellan; dann ergriff Reutlinger eine Geige und führte mit Geschicklichkeit und Kraft eine Sonate von Corelli aus, wozu ihn der General Rixendorf auf dem Flügel begleitete, dann bewährte sich der goldstoffne Harscher als Meister auf der Theorbe. Hierauf begann die geheime Räthin Foerd eine große italienische Szene von Anfossi mit seltenem Ausdruck. Die Stimme war alt, tremulirend und ungleich, aber noch wurde alles dieses durch die ihr eigne Meisterschaft des Gesanges besiegt. In Reutlingers verklärtem Blick glänzte das Entzücken längst vergangener Jugend. Das Adagio war geendet, Rixendorf begann das Allegro, als plötzlich die Thür des Saals aufgerissen wurde und ein junger wohlgekleideter Mensch, von hübschem Ansehen, ganz erhitzt und athemlos hinein und zu Rixendorfs Füßen stürzte. „O Herr General! — Sie haben mich gerrettet — Sie allein — Es ist alles gut — Alles gut! O mein Gott, wie soll ich Ihnen denn danken.“ So schrie der junge Mensch wie außer sich, der General schien verlegen, er hob den jungen Menschen sanft auf, und führte ihn mit beschwichtigenden Worten heraus in den Garten. Die Gesellschaft war von dem Auftritt überrascht worden, jeder hatte in dem Jüngling den Schreiber des geheimen Rathes Foerd erkannt und schaute diesen mit neugierigen Blicken an. Der nahm aber eine Prise nach der andern und sprach mit seiner Frau französisch, bis er endlich, da ihm der türkische Gesandte näher auf den Leib rückte, rund heraus erklärte: Ich weiß, Hochzuverehrende! durchaus mir nicht zu erklären, welcher böse Geist meinen Max hier so plötzlich mit exaltirten Danksagungen hineingeschleudert hat, werde aber sogleich die Ehre haben“ — Damit schlüpfte er zur Thüre heraus und Wilibald folgte ihm auf dem Fuße. Das dreiblättrige Kleeblatt der Foerdschen Familie, nämlich die drei Schwestern, Nannette, Clementine und Julie, äußerten sich auf ganz verschiedene Weise. Nannette ließ den Fächer auf- und niederrauschen, sprach von Etourderie und wollte endlich wieder singen: Amenez vos tropeaux, worauf aber niemand achtete. Julie war abseits in den Winkel getreten und der Gesellschaft den Rücken

zugewendet, war es, als wolle sie nicht allein ihr glühendes Gesicht, sondern auch einige Thränen verbergen, die ihr, wie man schon bemerkt, in die Augen getreten. „Freude und Schmerz verwunden, mit gleichem Weh die Brust des armen Menschen, aber färbt der, dem verletzenden Dorn nachquillende Blutstropfen nicht mit höherem Roth die verbleichende Rose?" So sprach mit vielem Pathos die jeanpaulisirende Clementine, indem sie verstohlen die Hand eines hübschen jungen, blonden Menschen faßte, der gar zu gern sich aus den Rosenbanden, womit ihn Clementine bedrohlich umstrickt und in denen er etwas zu spitze Dornen verspürt hatte, losgewickelt. Der lächelte aber etwas fade und sprach nur: „O ja, Beste!" — Dabei schielte er nach einem seitwärts stehenden Glase Wein, welches er gern auf Clementinens sentimentalen Spruch geleert. Das ging aber nicht, da Clementine seine linke Hand festhielt, er aber mit der Rechten so eben das Besitzthum eines Stücks Kuchen ergriffen. In dem Augenblick trat Wilibald zur Saalthür herein und alles stürzte auf ihn zu mit tausend Fragen, wie, was, warum und woher? Er wollte durchaus nichts wissen, zog aber ein verschmitzteres Gesicht als jemals. Man ließ nicht ab von ihm, weil man deutlich bemerkt, daß er im Garten sich mit dem geheimen Rath Foerd zum General Rixendorf und zum Schreiber Max gesellt, und heftig mitgesprochen hatte. „Soll ich denn," fing er endlich an, „soll ich denn in der That die wichtigste aller Begebenheiten vor der Zeit ausplaudern, so muß es mir vergönnt werden, zuvörderst an Sie, meine hochzuverehrenden Damen und Herren, einige Fragen zu richten." — Man erlaubte das gern. „Ist Ihnen," fuhr Wilibald nun pathetisch fort, „ist Ihnen nicht allen der Schreiber des Herrn geheimen Rath Foerd, Max geheißen, als ein wohlgebildeter, von der Natur reichlich ausgestatteter Jüngling bekannt?" „Ja, ja, ja!" rief der Chor der Damen. „Ist Ihnen," frug Wilibald weiter, „ist Ihnen nicht sein Fleiß, seine wissenschaftliche Bildung, seine Geschicklichkeit im Geschäft bekannt?" „Ja — ja!" rief der Chor der Herren, und wieder „Ja, ja, ja!" der vereinigte Chor der Herren und Damen, als Wilibald noch frug, ob Max nicht weiter als der aufgewecktete Kopf, voller Possen und Schnurren, so wie endlich als solch geschickter Zeichner bekannt sey, daß Rixendorf, der als Dilettant in der Malerei Ungewöhnliches leiste, es nicht verschmäht habe, selbst ihm zweckmäßigen Unterricht zu ertheilen. „Es

begab sich," erzählte nun Wilibald, „daß vor einiger Zeit ein junges Meisterlein von der ehrsamen Schneiderzunft seine Hochzeit feierte. Es ging dabei hoch her, Bässe schnurrten, Trompeten schmetterten durch die Gasse. Mit rechter Wehmuth sah des Herrn geheimen Raths Bedienter, Johann, zu den erleuchteten Fenstern herauf, das Herz wollte ihm springen, wenn er unter den Tanzenden Jettchens Tritte zu vernehmen glaubte, die, wie er wußte, auf der Hochzeit war. Als nun aber Jettchen wirklich zum Fenster herausguckte, da konnte er es nicht länger aushalten, er lief nach Hause, warf sich in seinen besten Staat und ging keck herauf in den Hochzeitsaal. Er wurde wirklich zugelassen, freilich unter der schmerzlichen Bedingung, daß im Tanz jeder Schneider vor ihm den Vorzug haben sollte, wodurch er freilich auf die Mädchen angewiesen wurde, mit denen, ob ihrer Häßlichkeit oder sonstigen Untugenden, niemand tanzen mochte. Jettchen war auf alle Tänze versagt, aber so wie sie den Geliebten sah, vergaß sie alles, was sie versprochen, und der beherzte Johann stieß das dünnleibige Schneiderlein, das ihm Jettchen abtrotzen wollte, zu Boden, daß es über und über purzelte. Dies gab das Signal zum allgemeinen Aufstande. Johann wehrte sich wie ein Löwe, Rippenstöße und Ohrfeigen nach allen Seiten austheilend, doch er mußte der Menge seiner Feinde erliegen und wurde auf schmähliche Weise von Schneidergesellen die Treppe herabgeworfen. Voll Wuth und Verzweiflung wollte er die Fenster einwerfen, er schimpfte und fluchte, da kam Max, der nach Hause ging, des Weges und befreite den unglücklichen Johann aus den Händen der Schaarwacht, die eben über ihn herzufallen im Begriff stand. Nun klagte Johann sein Unglück und wollte durchaus nicht abstehen von tumultuarischer Rache, doch gelang es endlich dem klügern Max ihn zu beruhigen, wiewohl nur unter dem Versprechen, daß er sich seiner annehmen und die ihm geschehene Unbill so rächen wolle, daß er ganz gewiß zufrieden seyn werde" — Wilibald hielt plötzlich ein. — „Nun? — nun? Und weiter? — Eine Schneiderhochzeit — ein Liebespaar — Prügel — was soll das dann werden?" — So rief es von allen Seiten. „Erlauben Sie," fuhr Wilibald fort, „erlauben Sie, Hochzuverehrende! zu bemerken, daß, um mit dem berühmten Weber Zettel zu reden, in dieser Komödie von Johann und Jettchen Dinge vorkommen, die nimmermehr gefallen werden. — Es könnte sogar wider den feinsten Anstand

gesündigt werden." „Sie werdens schon einzurichten wissen, lieber Herr Wilibald," sprach die alte Stiftsräthin von Krain, indem sie ihm auf die Schulter klopfte, „ich für meinen Theil kann einen Puff vertragen." — „Der Schreiber Max," erzählte Wilibald weiter, „setzte sich andern Tages hin, nahm ein großes schönes Blatt Velinpapier, Bleifeder und Tusche, und zeichnete mit der vollendetsten Wahrheit einen großen stattlichen Ziegenbock hin. Die Physiognomie dieses wunderbaren Thiers gab jedem Physiognomen reichlichen Stoff zum Studium. In dem Blick der geistreichen Augen lag etwas Ueberschwengliches, wiewohl um das Maul und um den Bart herum einige Convulsionen zitternd zu spielen schienen. Das Ganze zeugte von innerer unaussprechlicher Qual. In der That war auch der gute Bock beschäftigt, auf eine sehr natürliche, wiewohl schmerzliche Weise ganz kleine allerliebste, mit Scheere und Bügeleisen bewaffnete Schneiderlein zur Welt zu befördern, die in den wunderlichsten Gruppen ihre Lebensthätigkeit bewiesen. Unter dem Bilde stand ein Vers, den ich leider vergessen, doch irr' ich nicht, so hieß die erste Zeile: Ei was hat der Bock — gegessen. Ich kann übrigens versichern, daß dieser wunderbare Bock" — „Genug — genug," riefen die Damen, „genug von dem garstigen Thier — von Max, von Max wollen wir hören." — „Besagter Max," nahm Wilibald das Wort wieder auf, „besagter Max gab das wohlausgeführte und vollkommen gerathene Tableau dem gekränkten Johann, der es so geschickt an die Schneiderherberge anzuheften wußte, daß einen ganzen Tag hindurch das müßige Volk nicht von dem Bildniß wegkam. Die Straßenjungen schwenkten jubelnd die Mützen und tanzten jedem Schneiderlein, das sich sehen ließ, hinterher, und sangen und kreischten gewaltig: Ei was hat der Bock gegessen. — Niemand anders hat das Blatt gezeichnet, als des geheimen Raths Max, sagten die Maler, niemand hat die Worte geschrieben, als des geheimen Raths Max, riefen die Schreibmeister, als die ehrsame Schneiderzunft die nöthigen Erkundigungen einzog. Max wurde verklagt und sah, da er nicht wohl leugnen konnte, einer empfindlichen Gefängnißstrafe entgegen. Da rannte er voll Verzweiflung zu seinem Gönner, dem General Rixendorf; bei allen Advokaten war er schon gewesen. Die runzelten die Stirn, schüttelten die Köpfe und sprachen von hartnäckigem Ableugnen u. s. w., was dem ehrlichen Max nicht wohlgefiel. Der General sprach dagegen, du hast

einen dummen Streich gemacht, lieber Sohn! die Advokaten werden dich nicht retten, aber ich, und blos darum, weil in deinem Bilde, das ich bereits gesehen, korrekte Zeichnung und verständige Anordnung ist. Der Bock, als Hauptfigur, hat Ausdruck und Haltung, so wie die bereits auf dem Boden liegenden Schneider eine gute Pyramidalgruppe bilden, die reich ist, ohne das Auge zu verwirren. Sehr weise hast du den im Schmerz der Quetschung sich hervorarbeitenden Schneider wieder als Hauptfigur der untern Gruppe behandelt, in seinem Gesicht liegt laokoontisches Weh! Eben so rühmlich ist es, daß die fallenden Schneider nicht etwa schweben, sondern wirklich fallen, wiewohl nicht aus dem Himmel; manche zu gewagte Verkürzungen sind recht hübsch durch die Bügeleisen maskirt, auch hast du mit reger Phantasie die Hoffnung neuer Geburten angedeutet." — Die Damen fingen an ungeduldig zu murmeln, und der Goldstoffne lispelte: „Aber Maxens Prozeß, Verehrter?" — „Indessen nimm mirs nicht übel, sprach der General (so fuhr Wilibald fort), die Idee des Bildes ist nicht die Deinige, sondern uralt; doch das ist es eben, was dich rettet. Mit diesen Worten kramte der General in seinem alten Schreibschranke, holte einen Tabacksbeutel hervor, auf dem sich Maxens Gedanke sauber und zwar beinahe ganz nach Maxens Weise ausgeführt befand, überließ denselben seinem Liebling zum Gebrauch und nun war alles gut." „Wie das, wie das?" rief alles durcheinander, aber die Juristen, die sich in der Gesellschaft befanden, lachten laut, und der geheime Rath Foerd, der unterdessen auch hineingetreten war, sprach lächelnd: „Er leugnete den animum injuriandi, die Absicht zu beleidigen, und wurde freigesprochen." „Will so viel heißen," fiel Wilibald ihm in die Rede, „als daß Max sprach: Ich kann nicht leugnen, daß das Bild von meiner Hand ist; absichtslos und ohne irgend die von mir so hochverehrte Schneiderzunft kränken zu wollen, kopirte ich das Blatt nach dem Original, das ich hier mit diesem Tabacksbeutel, der dem General Rixendorf, meinem Lehrer in der Zeichenkunst, gehört, überreiche. Einige Variationen habe ich meiner schaffenden Phantasie zu danken. Das Bild ist mir aus den Händen gekommen, ich habe es weder Jemandem sonst gezeigt, noch gar etwa angeheftet. Ueber diesen Umstand, in dem allein die Injurie liegt, erwarte ich den Nachweis. — Diesen Nachweis ist die ehrsame Schneiderzunft schuldig geblieben und Max heute freigesprochen worden.

Daher sein Dank, seine unmäßige Freude.“ — Man fand allgemein, daß doch die halb wahnsinnige Art und Weise, wie Max seinen Dank geäußert, durch die erzählten Umstände nicht ganz motivirt werde, nur die geheime Räthin Foerd sprach mit bewegter Stimme: „Der Jüngling hat ein leicht verwundbares Gemüth und ein zarteres Ehrgefühl, als je ein anderer. Körperliche Strafe erdulden zu müssen hätte ihn elend gemacht, ihn auf immer von G. vertrieben.“ „Vielleicht,“ fiel Wilibald ein, „liegt hier noch etwas ganz Besonderes im Hintergrunde.“ „So ist es, lieber Wilibald,“ sprach Rixendorf, der hineingetreten war und die Worte der geheimen Räthin vernommen hatte, „so ist es, und will es Gott, so soll sich bald alles recht hell und fröhlich aufklären.“ — Clementine fand die ganze Geschichte sehr unzart, Nannette dachte gar nichts, aber Julie war sehr heiter geworden. Jetzt ermunterte Reutlinger die Gesellschaft zum Tanze. Sogleich spielten vier Theorbisten, unterstützt von ein Paar Zinken, Violinen und Bässen, eine pathetische Sarabande. Die Alten tanzten, die Jungen schauten zu. Der Goldstoffne zeichnete sich aus durch zierliche und gewagte Sprünge. Der Abend ging ganz heiter hin, so auch der andere Morgen. Wie gestern sollte auch heute Concert und Ball den festlichen Tag beschließen. Der General Rixendorf saß schon am Flügel, der Goldstoffne hatte die Theorbe im Arm, die geheime Räthin Foerd die Partie in der Hand. Man wartete nur auf die Rückkehr des Hofraths Reutlinger. Da hörte man im Garten ängstlich rufen und sah die Bedienten herausrennen. Bald trugen sie den Hofrath mit geisterbleichem entstelltem Gesicht herein, der Gärtner hatte ihn unweit des Herzpavillons in tiefer Ohnmacht auf der Erde liegend gefunden. — Mit einem Schrei des Entsetzens sprang Rixendorf auf vom Flügel. Man eilte herbei mit spirituösen Mitteln, man fing an, dem Hofrath, der auf einem Kanapee lag, die Stirne mit kölnischem Wasser zu reiben, der türkische Gesandte stieß aber alle zurück, indem er unaufhörlich rief: „Zurück, zurück, ihr unwissenden ungeschickten Leute! — ihr macht mir den kerngesunden, muntern Hofrath nur matt und elend!“ — Damit schleuderte er seinen Turban über alle Köpfe weg in den Garten hinein, den Pelz hinterher. Nun beschrieb er mit der flachen Hand seltsame Kreise um den Hofrath, die enger und enger werdend, zuletzt beinahe Schläfe und Herzgrube berührten. Dann hauchte er den Hofrath an, der sogleich die

Augen aufschlug und mit matter Stimme sprach: „Exter! Du hast nicht gut gethan mich zu wecken! — Die dunkle Macht hat mir den nahen Tod verkündet, und vielleicht war es mir vergönnt in dieser tiefen Ohnmacht hinein zu schlummern in den Tod.“ — „Possen, Träumer,“ rief Exter, „deine Zeit ist noch nicht gekommen. Schau dich nur um, Herr Bruder, wo du bist, und sey fein munter wie es sich schickt.“ — Der Hofrath wurde nun gewahr, daß er sich im Saal in voller Gesellschaft befand. Er erhob sich rüstig vom Kanapee, trat in die Mitte des Saals, und sprach mit anmuthigem Lächeln: „Ich gab Ihnen ein böses Schauspiel, Verehrte! aber an mir lag es nicht, daß das ungeschickte Volk mich gerade in den Saal trug. Lassen Sie uns über das störende Intermezzo schnell hinweggehen, lassen Sie uns tanzen!“ — Die Musik begann sofort, aber als sich alles in der ersten Menuett pathetisch wandte und drehte, verschwand der Hofrath mit Exter und Rixendorf aus dem Saal. Als sie in ein entferntes Zimmer gekommen, warf sich Reutlinger erschöpft in einen Lehnsessel, hielt beide Hände vors Gesicht und sprach mit von Schmerz gepreßter Stimme: „O, meine Freunde! meine Freunde!“ Exter und Rixendorf vermutheten mit Recht, daß irgend etwas Entsetzliches den Hofrath erfaßt haben müsse, und daß er sich jetzt darüber erklären werde. „Sag's nur heraus, alter Freund,“ sprach Rixendorf, „sag's nur heraus, dir ist, Gott weiß auf welche Weise, Schlimmes im Garten begegnet.“ „Aber,“ fiel ersterer ein, „ich begreife gar nicht, wie dem Hofrath heute, und überhaupt in diesen Tagen Schlimmes begegnen konnte, da eben jetzt sein siderisches Prinzip reiner und herrlicher sich gestaltet als jemals.“ „Doch, doch!“ fing der Hofrath mit dumpfer Stimme an, „Exter! es ist bald aus mit uns, der kecke Geisterseher klopfte nicht ungestraft an die dunklen Pforten. Ich wiederhole es dir, daß die geheimnißvolle Macht mich hinter den Schleier schauen ließ — der nahe, vielleicht gräßliche Tod ist mir verkündet.“ „So erzähle nur, was dir geschah,“ fiel Rixendorf ihm ungeduldig in die Rede, „ich wette, daß alles auf eine wunderliche Einbildung hinausläuft, ihr verderbt Euch beide das Leben mit Euern Phantastereien, Du und Exter.“

„So vernehmt es denn,“ fuhr der Hofrath fort, indem er aufstand von dem Lehnstuhl, und zwischen beide Freunde trat, „so vernehmt es denn, was mich vor Entsetzen und Graus in tiefe Ohnmacht

warf. Ihr hattet Euch schon alle in dem Saal versammelt, als ich, selbst weiß ich nicht wodurch, angetrieben wurde noch einsam einen Gang durch den Garten zu machen. Unwillkürlich lenkten sich meine Schritte nach dem Wäldchen. Es war mir, als höre ich ein leises, hohles Pochen und eine leise klagende Stimme. — Die Töne schienen aus dem Pavillon zu kommen — ich trete näher, die Thür des Pavillons steht offen — ich erblicke — mich selbst! — mich selbst! — aber so wie ich war vor dreißig Jahren, in demselben Kleide, das ich trug an jenem verhängnißvollen Tage, als ich in trostloser Verzweiflung mein elendes Leben enden wollte, als Julie wie ein Engel des Lichts mir erschien im bräutlichen Schmuck — es war ihr Hochzeitstag — die Gestalt — ich — ich lag auf dem Boden vor dem Herzen, und darauf klopfend, daß es hohl wiederhallte, murmelte ich: Nie — nie kannst du dich erweichen, du steinernes Herz! — Regungslos starrte ich hin, wie der eiskalte Tod rannte es durch meine Adern. Da trat Julie bräutlich geschmückt, in voller Pracht der blühendsten Jugend, aus den Gebüschen hervor, und streckte voll süßen Verlangens die Arme aus nach der Gestalt, nach mir — nach mir dem Jünglinge! Bewußtlos stürzte ich zu Boden!" Der Hofrath sank halb ohnmächtig in den Lehnstuhl zurück, aber Rixendorf faßte seine beiden Hände, rüttelte sie, und rief mit starker Stimme: „Das sahst Du, das sahst Du, Bruder, weiter nichts? — Viktoria laß ich schießen aus deinen japanischen Kanonen! — mit Deinem nahen Tode, mit der Erscheinung ist es nichts, gar nichts! Ich rüttle dich auf aus deinen bösen Träumen, damit du genesen, und noch lange leben mögest auf Erden." — Damit sprang Rixendorf schneller als es sein Alter zuzulassen schien, zum Zimmer heraus. Der Hofrath hatte wohl wenig von Rixendorfs Worten vernommen, er saß da mit geschlossenen Augen. Exter ging mit großen Schritten auf und ab, runzelte mißmüthig die Stirn und sprach: „Ich wette, der Mensch will wieder alles auf gewöhnliche Manier erklären, aber das soll ihm schwer werden, nicht wahr, Hofräthchen? — wir verstehen uns auf Erscheinungen! — Ich wollt' nur, ich hätte meinen Turban und meinen Pelz!" — Dies wünschend pfiff er sehr stark auf einer kleinen silbernen Pfeife, die er beständig bei sich trug, und sogleich brachte auch ein Mohr aus seinem Gefolge beides, Turban und Pelz. Bald darauf trat die Geheime Räthin Foerd hinein, ihr folgte der Geheime Rath mit Julien

Der Hofrath raffte sich auf, und in den Versicherungen, daß ihm wieder ganz wohl geworden, wurde er es wirklich. Er bat, des ganzen Vorfalls zu vergessen, und eben wollten alle bis auf Exter, der sich in seiner türkischen Kleidung aufs Sopha gestreckt, und aus einer übermäßig langen Pfeife, deren Kopf, auf Räder gestellt, am Boden hin und herschurrte, Taback schmauchte und Kaffee trank, in den Saal zurückkehren, als die Thür aufging, und Rixendorf hastig hereintrat. An der Hand hielt er einen jungen Menschen in alttatarischer Kleidung. Es war Max, bei dessen Anblick der Hofrath erstarrte. „Sieh hier dein Ich, dein Traumbild," hub Rixendorf an: „es ist mein Werk, daß mein trefflicher Max hier blieb, und von deinem Kammerdiener aus deiner Garderobe Kleider empfing, um gehörig kostumirt erscheinen zu können. Er war es, der im Pavillon an dem Herzen kniete. — Ja, an deinem steinernen Herzen, du harter unempfindlicher Oheim! kniete der Neffe, den du unbarmherzig verstießest, einer träumerischen Einbildung halber! Verging sich der Bruder schwer gegen den Bruder, so hat er es längst gebüßt mit dem Tode im tiefsten Elend — da steht die vaterlose Waise, dein Neffe — Max, wie du geheißen, dir ähnlich an Leib und Seele, wie der Sohn dem Vater — tapfer hielt sich der Knabe, der Jüngling auf den Wellen des brausenden Lebensstroms empor — da — nimm ihn auf — erweiche dein hartes Herz! — reiche ihm die wohlthätige Hand, daß er eine Stütze habe, wenn zu sehr der Sturm auf ihn einbricht." — In demüthiger gebeugter Stellung, heiße Thränen in den Augen, hatte sich der Jüngling dem Hofrath genähert. Der stand da geisterbleich, mit blitzenden Augen, den Kopf stolz in die Höhe geworfen, stumm und starr, aber so wie der Jüngling seine Hand erfassen wollte, wich er, ihn mit beiden Händen von sich abwehrend, zwei Schritte zurück, und rief mit fürchterlicher Stimme: „Verruchter — willst du mich morden? — Fort — aus meinen Augen, ja du spielst mit meinem Herzen, mit mir! — Und auch du Rixendorf verschworen zum läppischen Puppenspiel, das ihr mir auftischt? — fort — fort aus meinen Augen — du — du, der du zu meinem Untergange geboren — du Sohn des schändlichsten Ver—" „Halt ein, brach Max plötzlich los, indem Zorn und Verzweiflung glühende Blitze aus seinen Augen schossen, halt ein, unnatürlicher Oheim — herzloser, unnatürlicher Bruder. Schuld auf Schuld, Schande und Schmach hast du auf

meines armen unglücklichen Vaters Haupt gehäuft, der verderblichen Leichtsinn, aber nie Verbrechen in sich hegen konnte! — Ich wahnsinniger Thor, daß ich glaubte, jemals dein steinernes Herz rühren, jemals, mit Liebe dich umfangend, meines Vaters Vergehen sühnen zu können! — Elend — verlassen von aller Welt, aber an der Brust eines Sohnes hauchte mein Vater sein mühseliges Leben aus — „Max! — sey brav! — sühne den unversöhnlichen Bruder — werde sein Sohn," das war das Letzte, was er sprach — Aber du verwirfst mich, so wie du alles verwirfst, was sich dir naht mit Liebe und Ergebung, während der Teufel selbst dich mit trügerischen Träumen umgaukelt. — Nun, so stirb denn einsam und verlassen! — Mögen habsüchtige Diener auf deinen Tod lauern und sich in die Beute theilen, wenn du kaum die lebensmüden Augen geschlossen — statt der Seufzer, statt der trostlosen Klagen derer, die dir mit treuer Liebe bis in den Tod anhängen wollten, magst du sterbend das Hohngelächter, die frechen Scherze der Unwürdigen hören, die dich pflegten, weil du sie bezahltest mit schnödem Golde! — Niemals, niemals siehst du mich wieder!" — Der Jüngling wollte zur Thüre hinausstürzen, da sank Julie laut schluchzend nieder, schnell sprang Max zurück, fing sie in seinen Armen auf, und heftig sie an seine Brust drückend, rief er mit dem herzzerreißenden Ton des trostlosesten Jammers: „O Julie, Julie, alle Hoffnung ist verloren!" — Der Hofrath hatte da gestanden, zitternd an allen Gliedern, sprachlos — kein Wort konnte sich entwinden den bebenden Lippen, doch als er Julien in Maxens Armen sah, schrie er laut auf, wie ein Wahnsinniger. Er ging mit starkem kräftigen Schritt auf sie los, er riß sie von Maxens Brust hinweg, hob sie hoch in die Höhe und frug kaum vernehmbar: „Liebst du diesen Max, Julie?" — „Wie mein Leben," erwiderte Julie voll tiefen Schmerzes, „wie mein Leben. Der Dolch, den Sie in sein Herz stoßen, trifft auch das meine!" — Da ließ sie der Hofrath langsam herab, und setzte sie behutsam nieder in einen Lehnstuhl. Dann blieb er stehen, die gefaltenen Hände an die Stirn gedrückt. — Es war todtenstill rings umher. — Kein Laut — keine Bewegung der Anwesenden! — Dann sank der Hofrath auf beide Kniee. Lebensröthe im Gesicht, helle Thränen in den Augen hob er das Haupt empor, beide Arme hoch ausgestreckt zum Himmel, sprach er leise und feierlich: „Ewig waltende unerforschliche Macht dort oben, das war dein Wille — Mein ver-

worrenes Leben nur der Keim, der im Schooß der Erde ruhend, den frischen Baum emportreibt mit herrlichen Blüthen und Früchten? — O Julie, Julie! — o ich armer verblendeter Thor!" — Der Hofrath verhüllte sein Gesicht, man vernahm sein Weinen. — So dauerte es einige Sekunden, dann sprang der Hofrath plötzlich auf, stürzte auf Max, der wie betäubt da stand, los, riß ihn an seine Brust, und schrie wie außer sich: „Du liebst Julien, du bist mein Sohn — nein mehr als das, du bist ich ich selbst — Alles gehört dir — du bist reich, sehr reich — du hast ein Landgut — Häuser, baares Geld — laß mich bei dir bleiben, du sollst mir das Gnadenbrot geben in meinen alten Tagen — nicht wahr, du thust das? — Du liebst mich ja, — nicht wahr, du mußt mich ja lieben, du bist ja ich selbst — scheue dich nicht vor meinem steinernen Herzen, drücke mich nur fest an deine Brust, deine Lebenspulse erweichen es ja! — Max — Max mein Sohn — mein Freund, mein Wohlthäter!" — So ging es fort, daß allen vor diesen Ausbrüchen des überreizten Gefühls bange wurde. Rixendorf, dem besonnenen Freunde gelang es endlich, den Hofrath zu beschwichtigen, der, ruhiger geworden, nun erst ganz einsah, was er an dem herrlichen Jünglinge gewonnen, und mit tiefer Rührung gewahrte, wie auch die Geheime-Räthin Foerd in der Verbindung ihrer Julie mit Reutlingers Neffen das neue Aufkeimen einer alten verlornen Zeit erblickte. Großes Wohlgefallen äußerte der Geheime-Rath, der viel Tabak schnupfte und sich in wohlgestelltem nationell ausgesprochenem Französisch darüber ausließ. Zuvörderst sollten nun Juliens Schwestern von dem Ereigniß benachrichtigt werden, die waren aber nirgends aufzufinden. Nannettens halber hatte man schon in allen großen japanischen Vasen, die in dem Vestibule herumstanden, nachgesehen, ob sie, zu sehr sich über den Rand beugend, vielleicht hineingefallen, aber vergebens, endlich fand man die Kleine unter einem Rosenbüschchen eingeschlafen, wo man sie nur nicht gleich bemerkt, und eben so holte man Clementinen in einer entfernteren Allee ein, wo sie dem entfliehenden blonden Jüngling, dem sie vergebens nachgesetzt, eben mit lauter Stimme nachrief: „O der Mensch sieht es oft spät ein, wie sehr er geliebt wurde, wie vergeßlich und undankbar er war und wie groß das verkannte Herz!" — Beide Schwestern waren etwas mißmüthig über die Heirath der jüngern, wiewohl viel schöneren und reizenderen Schwester, und vorzüglich rümpfte die

schmähsüchtige Nannette das kleine Stülpnäschen; Rixendorf nahm sie aber auf den Arm und meinte, sie könnte wohl einmal einen viel vornehmeren Mann mit einem noch schöneren Gute bekommen. Da wurde sie vergnügt und sang wieder: „Amenez vos troupeaux bergeres!“ Clementine sprach aber sehr ernst und vornehm: „In der häuslichen Glückseligkeit sind die windstillen, zwischen vier engen Wänden vorgetriebnen bequemen Freuden nur der zufälligste Bestandtheil: ihr Nerven- und Lebensgeist sind die lodernden Naphtaquellen der Liebe, die aus den verwandten Herzen in einander springen.“ — Die Gesellschaft im Saal, die schon Kunde bekommen von den wunderlichen aber fröhlichen Ereignissen, erwartete mit Ungeduld das Brautpaar, um mit den gehörigen Glückwünschen losfahren zu können. Der Goldstoffne, der am Fenster alles angehört und angeschaut, bemerkte schlau: „Nun weiß ich, warum der Ziegenbock dem armen Max so wichtig war. Hätte er einmal im Gefängniß gesteckt, so war durchaus an keine Aussöhnung zu denken.“ Alles applaudirte dieser Meinung, wozu Wilibald die Losung gab. Schon wollte man fort aus dem Nebenzimmer in den Saal, als der türkische Gesandte, der so lange auf dem Sopha geblieben, nichts gesprochen, sondern nur durch Hin- und Herrutschen und durch die seltsamsten Grimassen seine Theilnahme zu erkennen gegeben hatte, wie toll aufsprang und zwischen die Brautleute fuhr: „Was — was,“ rief er, „nun gleich heirathen, gleich heirathen? — Deine Geschicklichkeit, deinen Fleiß in Ehren, Max! aber du bist ein Kiek-in-die-Welt, ohne Erfahrung, ohne Lebensklugheit, ohne Bildung. Du setzest deine Füße einwärts und bist grob in deinen Redensarten wie ich vorhin vernommen, als du deinen Oheim den Hofrath Reutlinger Du nanntest. Fort in die Welt! — nach Constantinopel! — da lernst du alles was du brauchst für's Leben — dann kehre wieder und heirathe getrost mein liebes, holdes Kind, das schöne Julchen.“ Alle waren ganz erstaunt über Exters seltsames Begehren. Der nahm aber den Hofrath auf die Seite; beide stellten sich gegenüber, legten einander die Hände auf die Achseln und wechselten einige arabische Worte. Darauf kam Reutlinger zurück, nahm Maxens Hand und sprach sehr mild und freundlich: „Mein lieber guter Sohn, mein theurer Max, thue mir den Gefallen und reise nach Constantinopel, es kann höchstens sechs Monate dauern, dann richte ich hier die Hochzeit aus!“ — Aller

Protestationen der Braut unerachtet mußte Max fort nach Constantinopel.

Nun könnte ich, sehr geliebter Leser! wohl füglich meine Erzählung schließen, denn du magst es dir vorstellen, daß Max, nachdem er aus Constantinopel, wo er die Marmorstufe, wohin der Seehund Extern das Kind apportirt, nebst vielem andern Merkwürdigen geschaut hatte, zurückgekehrt war, wirklich Julien heirathete, und verlangst wohl nicht noch zu wissen, wie die Braut geputzt war und wie viel Kinder das Paar bis jetzt erzeugt hat. Hinzusetzen will ich nur noch, daß am Tage Mariä Geburt des Jahres 18— Max und Julie einander gegenüber im Pavillon bei dem rothen Herzen knieten. Häufige Thränen fielen auf den kalten Stein, denn unter ihm lag das Ach! nur zu oft blutende Herz des wohlthätigen Oheims. Nicht um des Lord Horions Grabmal nachzuahmen, sondern weil er des armen Onkels ganze Lebens- und Leidensgeschichte darin angedeutet fand, hatte Max mit eigner Hand die Worte in den Stein gegraben:

Es ruht!

Inhalt des fünften Bandes.

Nachtstücke.

Zwei Theile.

Erster Theil.

Zweiter Theil.



Die Elixiere des Teufels.

Nachgelassene Papiere des Bruders Medardus, eines Capuziners.

Herausgegeben von dem Verfasser der Phantasiestücke in Callots Manier.

Zwei Theile.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hosemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1872.

E. T. A. Hoffmann's
gesammelte Schriften.

Sechster Band.

~~~

Mit Federzeichnungen von Theodor Hosemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1872.
~~~

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Die Elixiere des Teufels.

Nachgelassene Papiere des Bruders Medardus,
eines Capuziners.

Herausgegeben von dem Verfasser der Phantasiestücke
in Callots Manier.

Erster Theil.

Vorwort
des Herausgebers.

Gern möchte ich Dich, günstiger Leser! unter jene dunklen Platanen führen, wo ich die seltsame Geschichte des Bruders Medardus zum erstenmale las. Du würdest Dich mit mir auf dieselbe, in duftige Stauden und bunt glühende Blumen halb versteckte, steinerne Bank setzen; Du würdest, so wie ich, recht sehnsüchtig nach den blauen Bergen schauen, die sich in wunderlichen Gebilden hinter dem sonnigten Thal aufthürmen, das am Ende des Laubganges sich vor uns ausbreitet. Aber nun wendest Du Dich um, und erblickest kaum zwanzig Schritte hinter uns ein gothisches Gebäude, dessen Portal reich mit Statüen verziert ist. — Durch die dunklen Zweige der Platanen schauen Dich Heiligenbilder recht mit klaren lebendigen Augen an; es sind die frischen Freskogemälde, die auf der breiten Mauer prangen. — Die Sonne steht gluthroth auf dem Gebirge, der Abendwind erhebt sich, überall Leben und Bewegung. Flüsternd und rauschend gehen wunderbare Stimmen durch Baum und Gebüsch: als würden sie steigend und steigend zu Gesang und Orgelklang, so tönt es von ferne herüber. Ernste Männer, in weit gefalteten Gewändern, wandeln, den frommen Blick emporgerichtet, schweigend, durch die Laubgänge des Gartens. Sind denn die Heiligenbilder lebendig worden, und herabgestiegen von den hohen Simsen? — Dich umweben die geheimnißvollen Schauer der wunderbaren Sagen und Legenden, die dort abgebildet, Dir ist, als geschähe Alles vor Deinen Augen, und willig magst Du daran glauben. In dieser Stimmung liesest Du die Geschichte des Medardus, und wohl magst Du auch dann die sonderbaren Visionen des Mönchs für mehr halten, als für das regellose Spiel der erhitzten Einbildungskraft. —

Da Du, günstiger Leser! so eben Heiligenbilder, ein Kloster und Mönche geschaut hast, so darf ich kaum hinzufügen, daß es der herr-

liche Garten des Capuzinerklosters in B. war, in den ich Dich geführt hatte.

Als ich mich einst in diesem Kloster einige Tage aufhielt, zeigte mir der ehrwürdige Prior die von dem Bruder Medardus nachgelassenen, im Archiv aufbewahrten Papiere, als eine Merkwürdigkeit, und nur mit Mühe überwand ich des Priors Bedenken, sie mir mitzutheilen. Eigentlich, meinte der Alte, hätten diese Papiere verbrannt werden sollen. — Nicht ohne Furcht, Du werdest des Priors Meinung seyn, gebe ich Dir, günstiger Leser! nun das aus jenen Papieren geformte Buch in die Hände. Entschließest Du Dich aber, mit dem Medardus, als seist Du sein treuer Gefährte, durch finstre Kreuzgänge und Zellen — durch die bunte — bunteste Welt zu ziehen, und mit ihm das Schauerliche, Entsetzliche, Tolle, Possenhafte seines Lebens zu ertragen, so wirst Du Dich vielleicht an den mannigfachen Bildern der Camera obscura, die sich Dir aufgethan, ergötzen. — Es kann auch kommen, daß das gestaltlos scheinende, so wie Du schärfer es ins Auge fassest, sich Dir bald deutlich und rund darstellt. Du erkennst den verborgenen Keim, den ein dunkles Verhängniß gebar, und der, zur üppigen Pflanze emporgeschossen, fort und fort wuchert in tausend Ranken, bis eine Blüthe, zur Frucht reifend, allen Lebenssaft an sich zieht, und den Keim selbst tödtet. —

Nachdem ich die Papiere des Capuziners Medardus recht ämsig durchgelesen, welches mir schwer genug wurde, da der Selige eine sehr kleine, unleserliche mönchische Handschrift geschrieben, war es mir auch, als könne das, was wir insgemein Traum und Einbildung nennen, wohl die symbolische Erkenntniß des geheimen Fadens seyn, der sich durch unser Leben zieht, es festknüpfend in allen seinen Bedingungen, als sey der aber für verloren zu achten, der mit jener Erkenntniß die Kraft gewonnen glaubt, jenen Faden gewaltsam zu zerreißen, und es aufzunehmen mit der dunklen Macht, die über uns gebietet.

Vielleicht geht es Dir, günstiger Leser! wie mir, und das wünschte ich denn, aus erheblichen Gründen, recht herzlich.

Erster Abschnitt.

Die Jahre der Kindheit und das Klosterleben.

Nie hat mir meine Mutter gesagt, in welchen Verhältnissen mein Vater in der Welt lebte; rufe ich mir aber alles das in's Gedächtniß zurück, was sie mir schon in meiner frühesten Jugend von ihm erzählte, so muß ich wohl glauben, daß es ein mit tiefen Kenntnissen begabter lebenskluger Mann war. Eben aus diesen Erzählungen und einzelnen Aeußerungen meiner Mutter über ihr früheres Leben, die mir erst später verständlich worden, weiß ich, daß meine Eltern von einem bequemen Leben, welches sie im Besitz vieles Reichthums führten, herab sanken in die drückendste bitterste Armuth, und daß mein Vater, einst durch den Satan verlockt zum verruchten Frevel, eine Todsünde beging, die er, als ihn in späten Jahren die Gnade Gottes erleuchtete, abbüßen wollte, auf einer Pilgerreise nach der heilig:n Linde im weit entfernten kalten Preußen. — Auf der beschwerlichen Wanderung dahin, fühlte meine Mutter nach mehreren Jahren der Ehe zum erstenmal, daß diese nicht unfruchtbar bleiben würde, wie mein Vater befürchtet, und seiner Dürftigkeit unerachtet war er hoch erfreut, weil nun eine Vision in Erfüllung gehen sollte, in welcher ihm der heilige Bernardus Trost und Vergebung der Sünde durch die Geburt eines Sohnes zugesichert hatte. In der heiligen Linde erkrankte mein Vater, und je weniger er die vorgeschriebenen beschwerlichen Andachtsübungen seiner Schwäche unerachtet aussetzen wollte, desto mehr nahm das Uebel überhand; er starb entsündigt und getröstet in demselben Augenblick, als ich geboren wurde. — Mit dem ersten Bewußtsein dämmern in mir die lieblichen Bilder von dem Kloster, und von der herrlichen Kirche in der heiligen Linde, auf. Mich umrauscht noch

der dunkle Wald — mich umduften noch die üppig aufgekeimten Gräser, die bunten Blumen, die meine Wiege waren. Kein giftiges Thier, kein schädliches Insekt nistet in dem Heiligthum der Gebenedeiten; nicht das Sumsen einer Fliege, nicht das Zirpen des Heimchens unterbricht die heilige Stille, in der nur die frommen Gesänge der Priester erhallen, die, mit den Pilgern goldne Rauchfässer schwingend, aus denen der Duft des Weihrauchopfers emporsteigt, in langen Zügen daherziehen. Noch sehe ich, mitten in der Kirche, den mit Silber überzogenen Stamm der Linde, auf welche die Engel das wunderthätige Bild der heiligen Jungfrau niedersetzten. Noch lächeln mich die bunten Gestalten der Engel — der Heiligen — von den Wänden, von der Decke der Kirche an! — Die Erzählungen meiner Mutter von dem wundervollen Kloster, wo ihrem tiefsten Schmerz gnadenreicher Trost zu Theil wurde, sind so in mein Innres gedrungen, daß ich Alles selbst gesehen, selbst erfahren zu haben glaube, unerachtet es unmöglich ist, daß meine Erinnerung so weit hinausreicht, da meine Mutter nach anderthalb Jahren die heilige Stätte verließ. — So ist es mir, als hätte ich selbst einmal in der öden Kirche die wunderbare Gestalt eines ernsten Mannes gesehen, und es sey eben der fremde Maler gewesen, der in uralter Zeit, als eben die Kirche gebaut, erschien, dessen Sprache niemand verstehen konnte und der mit kunstgeübter Hand in gar kurzer Zeit die Kirche auf das herrlichste ausmalte, dann aber, als er fertig worden, wieder verschwand. — So gedenke ich ferner noch eines alten fremdartig gekleideten Pilgers mit langem grauen Barte, der mich oft auf den Armen umhertrug, im Walde allerlei bunte Moose und Steine suchte, und mit mir spielte, unerachtet ich gewiß glaube, daß nur aus der Beschreibung meiner Mutter sich im Innern sein lebhaftes Bild erzeugt hat. Er brachte einmal einen fremden wunderschönen Knaben mit, der mit mir von gleichem Alter war. Uns herzend und küßend saßen wir im Grase, ich schenkte ihm alle meine bunten Steine und er wußte damit allerlei Figuren auf dem Erdboden zu ordnen, aber immer bildete sich daraus zuletzt die Gestalt des Kreuzes. Meine Mutter saß neben uns auf einer steinernen Bank, und der Alte schaute, hinter ihr stehend, mit mildem Ernst unsern kindischen Spielen zu. Da traten einige Jünglinge aus dem Gebüsch, die, nach ihrer Kleidung und nach ihrem ganzen Wesen zu urtheilen, wohl nur aus

Neugierde und Schaulust nach der heiligen Linde gekommen waren. Einer von ihnen rief, indem er uns gewahr wurde, lachend: Sieh da! eine heilige Familie, das ist etwas für meine Mappe! — Er zog wirklich Papier und Crayon hervor und schickte sich an uns zu zeichnen, da erhob der alte Pilger sein Haupt und rief zornig: Elender Spötter, du willst ein Künstler seyn und in deinem Innern brannte nie die Flamme des Glaubens und der Liebe; aber deine Werke werden todt und starr bleiben wie du selbst, und du wirst wie ein Verstoßener in einsamer Leere verzweifeln und untergehen in deiner eignen Armseligkeit. — Die Jünglinge eilten bestürzt von dannen. — Der alte Pilger sagte zu meiner Mutter: ich habe euch heute ein wunderbares Kind gebracht, damit es in euerm Sohn den Funken der Liebe entzünde, aber ich muß es wieder von euch nehmen und ihr werdet es wohl, so wie mich selbst, nicht mehr schauen. Euer Sohn ist mit vielen Gaben herrlich ausgestattet, aber die Sünde des Vaters kocht und gährt in seinem Blute, er kann jedoch sich zum wackern Kämpen für den Glauben aufschwingen, lasset ihn geistlich werden! — Meine Mutter konnte nicht genug sagen, welchen tiefen unauslöschlichen Eindruck die Worte des Pilgers auf sie gemacht hatten; sie beschloß aber demunerachtet meiner Neigung durchaus keinen Zwang anzuthun, sondern ruhig abzuwarten, was das Geschick über mich verhängen und wozu es mich leiten würde, da sie an irgend eine andere höhere Erziehung, als die sie selbst mir zu geben im Stande war, nicht denken konnte. — Meine Erinnerungen aus deutlicher selbst gemachter Erfahrung leben von dem Zeitpunkt an, als meine Mutter auf der Heimreise in das Cisterzienser Nonnenkloster gekommen war, dessen gefürstete Aebtissin, die meinen Vater gekannt hatte, sie freundlich aufnahm. Die Zeit von jener Begebenheit mit dem alten Pilger, welche ich in der That aus eigner Anschauung weiß, so daß sie meine Mutter nur Rücksichts der Reden des Malers und des alten Pilgers ergänzt hat, bis zu dem Moment, als mich meine Mutter zum erstenmal zur Aebtissin brachte, macht eine völlige Lücke: nicht die leiseste Ahnung ist mir davon übrig geblieben. Ich finde mich erst wieder, als die Mutter meinen Anzug, so viel es ihr nur möglich war, besserte und ordnete. Sie hatte neue Bänder in der Stadt gekauft, sie verschnitt mein wildverwachs'nes Haar, sie putzte mich mit aller Mühe und schärfte mir dabei ein, mich ja recht fromm

und artig bei der Frau Aebtissin zu betragen. Endlich stieg ich, an der Hand meiner Mutter, die breiten steinernen Treppen herauf und trat in das hohe, gewölbte, mit heiligen Bildern ausgeschmückte Gemach, in dem wir die Fürstin fanden. Es war eine große majestätische schöne Frau, der die Ordenstracht eine Ehrfurcht einflößende Würde gab. Sie sah mich mit einem ernsten bis ins Innerste dringenden Blick an, und frug: ist das euer Sohn? — Ihre Stimme, ihr ganzes Ansehn — selbst die fremde Umgebung, das hohe Gemach, die Bilder, alles wirkte so auf mich, daß ich, von dem Gefühl eines inneren Grauens ergriffen, bitterlich zu weinen anfing. Da sprach die Fürstin, indem sie mich milder und gütiger anblickte: was ist dir Kleiner, fürchtest du dich vor mir? — Wie heißt euer Sohn, liebe Frau? — „Franz," erwiederte meine Mutter; da rief die Fürstin mit der tiefsten Wehmuth: Franziskus! und hob mich auf und drückte mich heftig an sich, aber in dem Augenblick preßte mir ein jäher Schmerz, den ich am Halse fühlte, einen starken Schrei aus, so daß die Fürstin erschrocken mich losließ, und die durch mein Betragen ganz bestürzt gewordene Mutter auf mich zusprang, um nur gleich mich fortzuführen. Die Fürstin ließ das nicht zu; es fand sich, daß das diamantne Kreuz, welches die Fürstin auf der Brust trug, mich, indem sie heftig mich an sich drückte, am Halse so stark beschädigt hatte, daß die Stelle ganz roth und mit Blut unterlaufen war. „Armer Franz, sprach die Fürstin, ich habe dir weh gethan, aber wir wollen doch noch gute Freunde werden." — Eine Schwester brachte Zuckerwerk und süßen Wein, ich ließ mich, jetzt schon dreister geworden, nicht lange nöthigen, sondern naschte tapfer von den Süßigkeiten, die mir die holde Frau, welche sich gesetzt und mich auf den Schooß genommen hatte, selbst in den Mund steckte. Als ich einige Tropfen des süßen Getränks, das mir bis jetzt ganz unbekannt gewesen, gekostet, kehrte mein munterer Sinn, die besondere Lebendigkeit, die, nach meiner Mutter Zeugniß, von meiner frühsten Jugend mir eigen war, zurück. Ich lachte und schwazte zum größten Vergnügen der Aebtissin und der Schwester, die im Zimmer geblieben. Noch ist es mir unerklärlich, wie meine Mutter darauf verfiel, mich aufzufordern, der Fürstin von den schönen herrlichen Dingen meines Geburtsortes zu erzählen, und ich, wie von einer höheren Macht inspirirt, ihr die schönen Bilder des fremden unbekannten Malers so

lebendig, als habe ich sie im tiefsten Geiste aufgefaßt, beschreiben konnte. Dabei ging ich ganz ein in die herrlichen Geschichten der Heiligen, als sei ich mit allen Schriften der Kirche schon bekannt und vertraut geworden. Die Fürstin, selbst meine Mutter, blickten mich voll Erstaunen an, aber jemehr ich sprach, desto höher stieg meine Begeisterung, und als mich endlich die Fürstin frug: Sage mir liebes Kind, woher weißt du denn das alles? — da antwortete ich, ohne mich einen Augenblick zu besinnen, daß der schöne wunderbare Knabe, den einst ein fremder Pilgersmann mitgebracht hätte, mir alle Bilder in der Kirche erklärt, ja selbst noch manches Bild mit bunten Steinen gemalt und mir nicht allein den Sinn davon gelöset, sondern auch noch viele andere heilige Geschichten erzählt hätte. —

Man läutete zur Vesper, die Schwester hatte eine Menge Zuckerwerk in eine Düte gepackt, die sie mir gab, und die ich voller Vergnügen einsteckte. Die Aebtissin stand auf und sagte zu meiner Mutter: ich sehe euern Sohn als meinen Zögling an, liebe Frau! und will von nun an für ihn sorgen. Meine Mutter konnte vor Wehmuth nicht sprechen, sie küßte, heiße Thränen vergießend, die Hände der Fürstin. Schon wollten wir zur Thüre hinaustreten, als die Fürstin uns nachkam, mich nochmals aufhob, sorgfältig das Kreuz bei Seite schiebend, mich an sich drückte, und heftig weinend, so daß die heißen Tropfen auf meine Stirne fielen, ausrief: Franziskus! — Bleibe fromm und gut! — Ich war im Innersten bewegt und mußte auch weinen, ohne eigentlich zu wissen warum. —

Durch die Unterstützung der Aebtissin gewann der kleine Haushalt meiner Mutter, die unfern dem Kloster in einer kleinen Meierei wohnte, bald ein besseres Ansehen. Die Noth hatte ein Ende, ich ging besser gekleidet und genoß den Unterricht des Pfarrers, dem ich zugleich, wenn er in der Klosterkirche das Amt hielt, als Chorknabe diente. —

Wie umfängt mich noch wie ein seliger Traum die Erinnerung an jene glückliche Jugendzeit! — Ach wie ein fernes herrliches Land, wo die Freude wohnt, und die ungetrübte Heiterkeit des kindlichen unbefangenen Sinns, liegt die Heimat weit, weit hinter mir, aber wenn ich zurückblicke, da gähnt mir die Kluft entgegen, die mich auf ewig von ihr geschieden. Von heißer Sehnsucht ergriffen, trachte ich immer mehr und mehr die Geliebten zu erkennen, die ich drüben, wie

im Purpurschimmer des Frühroths wandelnd, erblicke, ich wähne ihre holden Stimmen zu vernehmen. Ach! — giebt es denn eine Kluft, über die die Liebe mit starkem Fittig sich nicht hinwegschwingen könnte. Was ist für die Liebe der Raum, die Zeit! — Lebt sie nicht im Gedanken und kennt der denn ein Maaß? — Aber finstre Gestalten steigen auf, und immer dichter und dichter sich zusammendrängend, immer enger und enger mich einschließend, versperren sie die Aussicht und befangen meinen Sinn mit den Drangsalen der Gegenwart, daß selbst die Sehnsucht, welche mich mit namenlosem wonnevollem Schmerz erfüllte, nun zu tödtender heilloser Qual wird! —

Der Pfarrer war die Güte selbst, er wußte meinen lebhaften Geist zu fesseln, er wußte seinen Unterricht so nach meiner Sinnesart zu formen, daß ich Freude daran fand, und schnelle Fortschritte machte. — Meine Mutter liebte ich über Alles, aber die Fürstin verehrte ich wie eine Heilige, und es war ein feierlicher Tag für mich, wenn ich sie sehen durfte. Jedesmal nahm ich mir vor, mit den neuerworbenen Kenntnissen recht vor ihr zu leuchten, aber wenn sie kam, wenn sie freundlich mich anredete, da konnte ich kaum ein Wort herausbringen, ich mochte nur *sie* anschauen, nur *sie* hören. Jedes ihrer Worte blieb tief in meiner Seele zurück, noch den ganzen Tag über, wenn ich sie gesprochen, befand ich mich in wunderbarer feierlicher Stimmung und ihre Gestalt begleitete mich auf den Spaziergängen, die ich dann besuchte. — Welches namenlose Gefühl durchbebte mich, wenn ich, das Rauchfaß schwingend, am Hochaltare stand, und nun die Töne der Orgel von dem Chore herabströmten und, wie zur brausenden Fluth anschwellend, mich fortrissen — wenn ich dann in dem Hymnus ihre Stimme erkannte, die, wie ein leuchtender Strahl, zu mir herabdrang, und mein Inneres mit den Ahnungen des Höchsten — des Heiligsten erfüllte. Aber der herrlichste Tag, auf den ich mich wochenlang freute, ja, an den ich niemals ohne inneres Entzücken denken konnte, war das Fest des heiligen Bernardus, welches, da er der Heilige der Cisterzienser ist, im Kloster durch einen großen Ablaß auf das Feierlichste begangen wurde. Schon den Tag vorher strömten aus der benachbarten Stadt, so wie aus der ganzen umliegenden Gegend, eine Menge Menschen herbei und lagerten sich auf der großen blumigten Wiese, die sich an das Kloster schloß, so daß das frohe Getümmel Tag und Nacht nicht aufhörte. Ich er-

innere mich nicht, daß die Witterung in der günstigsten Jahreszeit (der Bernardustag fällt in den August) dem Feste jemals ungünstig gewesen seyn sollte. In bunter Mischung sah man hier andächtige Pilger, Hymnen singend, daher wandeln, dort Bauernbursche sich mit den geputzten Dirnen jubelnd umhertummeln — Geistliche, die in frommer Betrachtung, die Hände andächtig gefaltet, in die Wolken schauen — Bürgerfamilien im Grase gelagert, die die hochgefüllten Speisekörbe auspacken und ihr Mahl verzehren. Lustiger Gesang, fromme Lieder, die inbrünstigen Seufzer der Büßenden, das Gelächter der Fröhlichen, Klagen, Jauchzen, Jubel, Scherze, Gebet erfüllen wie in wunderbarem betäubendem Conzert die Lüfte! — Aber, so wie die Glocke des Klosters anschlägt, verhallt das Getöse plötzlich — so weit das Auge nur reicht, ist alles in dichte Reihen gedrängt auf die Knie gesunken, und nur das dumpfe Murmeln des Gebets unterbricht die heilige Stille. Der letzte Schlag der Glocke tönt aus, die bunte Menge strömt wieder durch einander, und aufs neue erschallt der nur Minuten lang unterbrochene Jubel. — Der Bischof selbst, welcher in der benachbarten Stadt residirt, hielt an dem Bernardustage in der Kirche des Klosters, bedient von der untern Geistlichkeit des Hochstifts, das feierliche Hochamt, und seine Kapelle führte auf einer Tribüne, die man zur Seite des Hochaltars errichtet, und mit reicher, seltener Hautelisse behängt hatte, die Musik aus. — Noch jetzt sind die Empfindungen, die damals meine Brust durchbebten, nicht erstorben, sie leben auf, in jugendlicher Frische, wenn ich mein Gemüth ganz zuwende jener seligen Zeit, die nur zu schnell verschwunden. Ich gedenke lebhaft eines Gloria, welches mehrmals ausgeführt wurde, da die Fürstin eben diese Composition vor allen andern liebte. — Wenn der Bischof das Gloria intonirt hatte, und nun die mächtigen Töne des Chors daher brausʼten: Gloria in excelsis deo! — war es nicht, als öffne sich die Wolkenglorie über dem Hochaltar? — ja, als erglühten durch ein göttliches Wunder die gemalten Cherubim und Seraphim zum Leben, und regten und bewegten die starken Fittige, und schwebten auf und nieder, Gott lobpreisend mit Gesang und wunderbarem Saitenspiel? — Ich versank in das hinbrütende Staunen der begeisterten Andacht, die mich durch glänzende Wolken in das ferne bekannte heimathliche Land trug, und in dem duftenden Walde ertönten die holden Engelsstimmen, und der wunderbare Knabe trat

wie aus hohen Lilienbüschen mir entgegen, und frug mich lächelnd: wo warst du denn so lange, Franciscus? — ich habe viele schöne bunte Blumen, die will ich dir alle schenken, wenn du bei mir bleibst, und mich liebst immerdar. —

Nach dem Hochamt hielten die Nonnen, unter dem Vortritt der Aebtissin, die mit der Inful geschmückt war, und den silbernen Hirtenstab trug, eine feierliche Prozession durch die Gänge des Klosters und durch die Kirche. Welche Heiligkeit, welche Würde, welche überirdische Größe strahlte aus jedem Blick der herrlichen Frau, leitete jede ihrer Bewegungen! Es war die triumphirende Kirche selbst, die dem frommen gläubigen Volke Gnade und Segen verhieß. Ich hätte mich vor ihr in den Staub werfen mögen, wenn ihr Blick zufällig auf mich fiel. — Nach beendigtem Gottesdienst wurde die Geistlichkeit, so wie die Kapelle des Bischofs, in einem großen Saal des Klosters bewirthet. Mehrere Freunde des Klosters, Offizianten, Kaufleute aus der Stadt, nahmen an dem Mahle Theil, und ich durfte, weil mich der Conzertmeister des Bischofs lieb genommen, und gern sich mit mir zu schaffen machte, auch dabei seyn. Hatte sich erst mein Inneres, von heiliger Andacht durchglüht, ganz dem Ueberirdischen zugewendet, so trat jetzt das frohe Leben auf mich ein, und umfing mich mit seinen bunten Bildern. Allerlei lustige Erzählungen, Späße und Schwänke wechselten unter dem lauten Gelächter der Gäste, wobei die Flaschen fleißig geleert wurden, bis der Abend hereinbrach, und die Wagen zur Heimfahrt bereit standen.

Sechszehn Jahre war ich alt geworden, als der Pfarrer erklärte, daß ich nun vorbereitet genug sey, die höheren theologischen Studien in dem Seminar der benachbarten Stadt zu beginnen: ich hatte mich nämlich ganz für den geistlichen Stand entschieden, und dies erfüllte meine Mutter mit der innigsten Freude, da sie hierdurch die geheimnißvollen Andeutungen des Pilgers, die in gewisser Art mit der merkwürdigen, mir unbekannten Vision meines Vaters in Verbindung stehen sollten, erklärt und erfüllt sah. Durch meinen Entschluß glaubte sie erst die Seele meines Vaters entsühnt, und von der Qual ewiger Verdammniß errettet. Auch die Fürstin, die ich jetzt nur im Sprachzimmer sehen konnte, billigte höchlich mein Vorhaben, und wiederholte ihr Versprechen, mich bis zur Erlangung einer geistlichen Würde mit allem Nöthigen zu unterstützen. Unerachtet die Stadt so nahe lag,

daß man von dem Kloster aus die Thürme sehen konnte, und nur irgend rüstige Fußgänger von dort her, die heitre anmuthige Gegend des Klosters zu ihren Spaziergängen wählten, so wurde mir doch der Abschied von meiner guten Mutter, von der herrlichen Frau, die ich so tief im Gemüthe verehrte, so wie von meinem guten Lehrer, recht schwer. Es ist ja auch gewiß, daß dem Schmerz der Trennung jede Spanne außerhalb dem Kreise der Lieben, der weitesten Entfernung gleich dünkt! — Die Fürstin war auf besondere Weise bewegt, ihre Stimme zitterte vor Wehmuth, als sie noch salbungsvolle Worte der Ermahnung sprach. Sie schenkte mir einen zierlichen Rosenkranz, und ein kleines Gebetbuch mit sauber illuminirten Bildern. Dann gab sie mir noch ein Empfehlungsschreiben an den Prior des Capuzinerklosters in der Stadt, den sie mir empfahl gleich aufzusuchen, da er mir in Allem mit Rath und That eifrigst beistehen werde.

Gewiß giebt es nicht so leicht eine anmuthigere Gegend, als diejenige ist, in welcher das Capuzinerkloster dicht vor der Stadt liegt. Der herrliche Klostergarten mit der Aussicht in die Gebirge hinein, schien mir jedesmal, wenn ich in den langen Alleen wandelte, und bald bei dieser, bald bei jener üppigen Baumgruppe stehen blieb, in neuer Schönheit zu erglänzen. — Gerade in diesem Garten traf ich den Prior Leonardus, als ich zum erstenmal das Kloster besuchte, um mein Empfehlungsschreiben von der Aebtissin abzugeben. Die dem Prior eigne Freundlichkeit wurde noch erhöht, als er den Brief las, und er wußte so viel Anziehendes von der herrlichen Frau, die er schon in frühen Jahren in Rom kennen gelernt, zu sagen, daß er schon dadurch im ersten Augenblick mich ganz an sich zog. Er war von den Brüdern umgeben, und man durchblickte bald das ganze Verhältniß des Priors mit den Mönchen, die ganze klösterliche Einrichtung und Lebensweise: die Ruhe und Heiterkeit des Geistes, welche sich in dem Aeußerlichen des Priors deutlich aussprach, verbreitete sich über alle Brüder. Man sah nirgends eine Spur des Mißmuths oder jener feindlichen in's Innere zehrenden Verschlossenheit, die man sonst wohl auf den Gesichtern der Mönche wahrnimmt. Unerachtet der strengen Ordensregel, waren die Andachtsübungen dem Prior Leonardus mehr Bedürfniß des dem Himmlischen zugewandten Geistes, als ascetische Buße für die der menschlichen Natur anklebende Sünde, und er wußte diesen Sinn der Andacht so in den Brüdern zu entzünden, daß sich

über Alles, was sie thun mußten um der Regel zu genügen, eine Heiterkeit und Gemüthlichkeit ergoß, die in der That ein höheres Sein in der irdischen Beengtheit erzeugte. — Selbst eine gewisse schickliche Verbindung mit der Welt, wußte der Prior Leonardus herzustellen, die für die Brüder nicht anders als heilsam seyn konnte. Reichliche Spenden, die von allen Seiten dem allgemein hochgeachteten Kloster dargebracht wurden, machten es möglich, an gewissen Tagen die Freunde und Beschützer des Klosters in dem Refektorium zu bewirthen. Dann wurde in der Mitte des Speisesaals eine lange Tafel gedeckt, an deren oberem Ende der Prior Leonardus bei den Gästen saß. Die Brüder blieben an der schmalen, der Wand entlang stehenden Tafel, und bedienten sich ihres einfachen Geschirres, der Regel gemäß, während an der Gasttafel alles sauber und zierlich mit Porzellan und Glas besetzt war. Der Koch des Klosters wußte vorzüglich auf eine leckere Art Fastenspeisen zuzubereiten, die den Gästen gar wohl schmeckten. Die Gäste sorgten für den Wein, und so waren die Mahle im Capuzinerkloster ein freundliches gemüthliches Zusammentreten des Profanen mit dem Geistlichen, welches in wechselseitiger Rückwirkung für das Leben nicht ohne Nutzen seyn konnte. Denn, indem die im weltlichen Treiben Befangenen hinaustraten, und eingingen in die Mauern, wo alles das ihrem Thun schnurstracks entgegengesetzte Leben der Geistlichen verkündet, mußten sie, von manchem Funken, der in ihre Seele fiel, aufgeregt, eingestehen, daß auch wohl auf anderem Wege, als auf dem, den sie eingeschlagen, Ruhe und Glück zu finden sey, ja, daß vielleicht der Geist, je mehr er sich über das Irdische erhebe, dem Menschen schon hienieden ein höheres Sein bereiten könne. Dagegen gewannen die Mönche an Lebensumsicht und Weisheit, da die Kunde, welche sie von dem Thun und Treiben der bunten Welt außerhalb ihrer Mauern erhielten, in ihnen Betrachtungen mancherlei Art erweckte. Ohne dem Irdischen einen falschen Werth zu verleihen, mußten sie in der verschiedenen, aus dem Innern bestimmten Lebensweise der Menschen, die Nothwendigkeit einer solchen Strahlenbrechung des geistigen Prinzips, ohne welche alles farb- und glanzlos geblieben wäre, anerkennen. Ueber Alle hocherhaben, Rücksichts der geistigen und wissenschaftlichen Ausbildung, stand von je her der Prior Leonardus. Außerdem, daß er allgemein für einen wackern Gelehrten in der Theologie galt, so,

daß er mit Leichtigkeit und Tiefe die schwierigsten Materien abzuhandeln wußte, und sich die Professoren des Seminars oft bei ihm Rath und Belehrung holten, war er auch mehr, als man es wohl einem Klostergeistlichen zutrauen kann, für die Welt ausgebildet. Er sprach mit Fertigkeit und Eleganz das Italienische und Französische, und seiner besonderen Gewandtheit wegen, hatte man ihn in früherer Zeit zu wichtigen Missionen gebraucht. Schon damals, als ich ihn kennen lernte, war er hochbejahrt, aber indem sein weißes Haar von seinem Alter zeugte, blitzte aus den Augen noch jugendliches Feuer, und das anmuthige Lächeln, welches um seine Lippen schwebte, erhöhte den Ausdruck der innern Behaglichkeit und Gemüthsruhe. Dieselbe Grazie, welche seine Rede schmückte, herrschte in seinen Bewegungen, und selbst die unbehülfliche Ordenstracht schmiegte sich wundersam den wohlgebauten Formen seines Körpers an. Es befand sich kein Einziger unter den Brüdern, den nicht eigne freie Wahl, den nicht sogar das von der inneren geistigen Stimmung erzeugte Bedürfniß in das Kloster gebracht hätte; aber auch den Unglücklichen, der im Kloster den Port gesucht hätte, um der Vernichtung zu entgehen, hätte Leonardus bald getröstet; seine Buße wäre der kurze Uebergang zur Ruhe geworden, und, mit der Welt versöhnt, ohne ihren Tand zu achten, hätte er, im Irdischen lebend, doch sich bald über das Irdische erhoben. Diese ungewöhnlichen Tendenzen des Klosterlebens hatte Leonardus in Italien aufgefaßt, wo der Kultus und mit ihm die ganze Ansicht des religiösen Lebens heitrer ist, als in dem katholischen Deutschland. So wie bei dem Bau der Kirchen noch die antiken Formen sich erhielten, so scheint auch ein Strahl aus jener heitern lebendigen Zeit des Alterthums in das mystische Dunkel des Christianism gedrungen zu seyn, und es mit dem wunderbaren Glanze erhellt zu haben, der sonst die Götter und Helden umstrahlte.

Leonardus gewann mich lieb, er unterrichtete mich im Italienischen und Französischen, vorzüglich waren es aber die mannigfachen Bücher, welche er mir in die Hände gab, so wie seine Gespräche, die meinen Geist auf besondere Weise ausbildeten. Beinahe die ganze Zeit, welche meine Studien im Seminar mir übrig ließen, brachte ich im Capuzinerkloster zu, und ich spürte, wie immer mehr meine Neigung zunahm, mich einkleiden zu lassen. Ich eröffnete dem Prior meinen Wunsch; ohne mich indessen gerade davon abbringen zu wol-

len, rieth er mir, wenigstens noch ein Paar Jahre zu warten, und unter der Zeit mich mehr, als bisher, in der Welt umzusehen. So wenig es mir indessen an anderer Bekanntschaft fehlte, die ich mir vorzüglich durch den bischöflichen Concertmeister, welcher mich in der Musik unterrichtete, erworben, so fühlte ich mich doch in jeder Gesellschaft, und vorzüglich wenn Frauenzimmer zugegen waren, auf unangenehme Weise befangen, und dies, so wie überhaupt der Hang zum contemplativen Leben, schien meinen innern Beruf zum Kloster zu ent cheiden. —

Einst hatte der Prior viel Merkwürdiges mit mir gesprochen, über das profane Leben; er war eingedrungen in die schlüpfrigsten Materien, die er aber mit seiner gewöhnlichen Leichtigkeit und Anmuth des Ausdrucks zu behandeln wußte, so daß er, alles nur im mindesten Anstößige vermeidend, doch immer auf den rechten Fleck traf. Er nahm endlich meine Hand, sah mir scharf in's Auge, und frug, ob ich noch unschuldig sey? — Ich fühlte mich erglühen, denn indem Leonardus mich so verfänglich frug, sprang ein Bild in den lebendigsten Farben hervor, welches so lange ganz von mir gewichen. — Der Concertmeister hatte eine Schwester, welche gerade nicht schön genannt zu werden verdiente, aber doch in der höchsten Blüthe stehend, ein überaus reizendes Mädchen war. Vorzüglich zeichnete sie ein im reinsten Ebenmaaß geformter Wuchs aus; sie hatte die schönsten Arme, den schönsten Busen in Form und Colorit, den man nur sehen kann. — Eines Morgens als ich zum Concertmeister gehen wollte, meines Unterrichts halber, überraschte ich die Schwester im leichten Morgenanzuge, mit beinahe ganz entblößter Brust; schnell warf sie zwar das Tuch über, aber doch schon zu viel hatten meine gierigen Blicke erhascht, ich konnte kein Wort sprechen, nie gekannte Gefühle regten sich stürmisch in mir, und trieben das glühende Blut durch die Adern, daß hörbar meine Pulse schlugen. Meine Brust war krampfhaft zusammengepreßt, und wollte zerspringen, ein leiser Seufzer machte mir endlich Luft. Dadurch, daß das Mädchen ganz unbefangen auf mich zukam, mich bei der Hand faßte, und frug, was mir denn wäre, wurde das Uebel wieder ärger, und es war ein Glück, daß der Concertmeister in die Stube trat, und mich von der Qual erlöste. Nie hatte ich indessen solche falsche Akkorde gegriffen, nie so im Gesange detonirt, als dasmal. Fromm genug war ich, um später das Ganze

für eine böse Anfechtung des Teufels zu halten, und ich pries mich nach kurzer Zeit recht glücklich, den bösen Feind durch die aszetischen Uebungen, die ich unternahm, aus dem Felde geschlagen zu haben. Jetzt bei der verfänglichen Frage des Priors, sah ich des Concertmeisters Schwester mit entblößtem Busen vor mir stehen, ich fühlte den warmen Hauch ihres Athems, den Druck ihrer Hand — meine innere Angst stieg mit jedem Momente. Leonardus sah mich mit einem gewissen ironischen Lächeln an, vor dem ich erbebte. Ich konnte seinen Blick nicht ertragen, ich schlug die Augen nieder, da klopfte mich der Prior auf die glühenden Wangen und sprach: „Ich sehe, mein Sohn, daß Sie mich gefaßt haben, und daß es noch gut mit Ihnen steht, der Herr bewahre Sie vor der Verführung der Welt, die Genüsse, die sie Ihnen darbietet, sind von kurzer Dauer, und man kann wohl behaupten, daß ein Fluch darauf ruhe, da in dem unbeschreiblichen Ekel, in der vollkommenen Erschlaffung, in der Stumpfheit für alles Höhere, die sie hervorbringen, das bessere geistige Prinzip des Menschen untergeht." — So sehr ich mich mühte, die Frage des Priors, und das Bild, welches dadurch hervorgerufen wurde, zu vergessen, so wollte es mir doch durchaus nicht gelingen, und war es mir erst geglückt, in Gegenwart jenes Mädchens unbefangen zu seyn, so scheute ich doch wieder jetzt mehr als jemals ihren Anblick, da mich schon bei dem Gedanken an sie eine Beklommenheit, eine innere Unruhe überfiel, die mir um so gefährlicher schien, als zugleich eine unbekannte wundervolle Sehnsucht, und mit ihr eine Lüsternheit sich regte, die wohl sündlich seyn mochte. Ein Abend sollte diesen zweifelhaften Zustand entscheiden. Der Concertmeister hatte mich, wie er manchmal zu thun pflegte, zu einer musikalischen Unterhaltung, die er mit einigen Freunden veranstaltet, eingeladen. Außer seiner Schwester, waren noch mehrere Frauenzimmer zugegen, und dieses steigerte die Befangenheit, die mir schon bei der Schwester allein den Athem versetzte. Sie war sehr reizend gekleidet, sie kam mir schöner als je vor, es war, als zöge mich eine unsichtbare unwiderstehliche Gewalt zu ihr hin, und so kam es denn, daß ich, ohne selbst zu wissen wie, mich immer ihr nahe befand, jeden ihrer Blicke, jedes ihrer Worte begierig aufhaschte, ja mich so an sie drängte, daß wenigstens ihr Kleid im Vorbeistreifen mich berühren mußte, welches mich mit innerer, nie gefühlter Lust erfüllte. Sie schien es zu bemerken, und Wohlgefallen daran zu

finden; zuweilen war es mir, als müßte ich sie wie in toller Liebeswuth an mich reißen, und inbrünstig an mich drücken! — Sie hatte lange neben dem Flügel gesessen, endlich stand sie auf, und ließ auf dem Stuhl einen ihrer Handschuhe liegen, den ergriff ich, und drückte ihn im Wahnsinn heftig an den Mund! — Das sah eins von den Frauenzimmern, die ging zu des Concertmeisters Schwester, und flüsterte ihr etwas ins Ohr, nun schauten sie beide auf mich, und kicherten und lachten höhnisch! — Ich war wie vernichtet, ein Eisstrom goß sich durch mein Inneres — besinnungslos stürzte ich fort ins Collegium — in meine Zelle. Ich warf mich, wie in toller Verzweiflung auf den Fußboden — glühende Thränen quollen mir aus den Augen, ich verwünschte — ich verfluchte das Mädchen — mich selbst — dann betete ich wieder und lachte dazwischen wie ein Wahnsinniger! Ueberall erklangen um mich Stimmen, die mich verspotteten, verhöhnten; ich war im Begriff, mich durch das Fenster zu stürzen, zum Glück verhinderten mich die Eisenstäbe daran, mein Zustand war in der That entsetzlich. Erst als der Morgen anbrach, wurde ich ruhiger, aber fest war ich entschlossen, sie niemals mehr zu sehen, und überhaupt der Welt zu entsagen. Klarer als jemals stand der Beruf zum eingezogenen Klosterleben, von dem mich keine Versuchung mehr ablenken sollte, vor meiner Seele. So wie ich nur von den gewöhnlichen Studien loskommen konnte, eilte ich zu dem Prior in das Capuziner-Kloster, und eröffnete ihm, wie ich nun entschlossen sey, mein Noviziat anzutreten, und auch schon meiner Mutter, so wie der Fürstin, Nachricht davon gegeben habe. Leonardus schien über meinen plötzlichen Eifer verwundert, ohne in mich zu dringen, suchte er doch auf diese und jene Weise zu erforschen, was mich wohl darauf gebracht haben könne, nun mit einem Mal auf meine Einweihung zum Klosterleben zu bestehen, denn er ahnete wohl, daß ein besonderes Ereigniß mir den Impuls dazu gegeben haben müsse. Eine innere Scham, die ich nicht zu überwinden vermochte, hielt mich zurück, ihm die Wahrheit zu sagen, dagegen erzählte ich ihm mit dem Feuer der Exaltation, das noch in mir glühte, die wunderbaren Begebenheiten meiner Kinderjahre, welche alle auf meine Bestimmung zum Klosterleben hindeuteten. Leonardus hörte mich ruhig an, und ohne gerade gegen meine Visionen Zweifel vorzubringen, schien er doch sie nicht sonderlich zu beachten, er äußerte vielmehr, wie das

Alles noch sehr wenig für Aechtheit meines Berufs spräche, da eben hier eine Illusion sehr möglich sey. Ueberhaupt pflegte Leonardus nicht gern von den Visionen der Heiligen, ja selbst von den Wundern der ersten Verkündiger des Christenthums zu sprechen, und es gab Augenblicke, in denen ich in Versuchung gerieth, ihn für einen heimlichen Zweifler zu halten. Einst erdreistete ich mich, um ihn zu irgend einer bestimmten Aeußerung zu nöthigen, von den Verächtern des katholischen Glaubens zu sprechen, und vorzüglich auf diejenigen zu schmählen, die im kindischen Uebermuthe alles Uebersinnliche mit dem heillosen Schimpfworte des Aberglaubens abfertigten. Leonardus sprach sanft lächelnd: Mein Sohn, der Unglaube ist der ärgste Aberglaube, und fing ein anderes Gespräch von fremden gleichgültigen Dingen an. Erst später durfte ich eingehen in seine herrlichen Gedanken über den mystischen Theil unserer Religion, der die geheimnißvolle Verbindung unsers geistigen Prinzips mit höheren Wesen in sich schließt, und mußte mir denn wohl gestehen, daß Leonardus die Mittheilung alles des sublimen, das aus seinem Innersten sich ergoß, mit Recht nur für die höchste Weihe seiner Schüler aufsparte. —

Meine Mutter schrieb mir, wie sie es längst geahnet, daß der weltgeistliche Stand mir nicht genügen, sondern, daß ich das Klosterleben erwählen werde. Am Medardustage sey ihr der alte Pilgersmann aus der heiligen Linde erschienen, und habe mich im Ordenskleide der Capuziner an der Hand geführt. Auch die Fürstin war mit meinem Vorhaben ganz einverstanden. Beide sah ich noch einmal vor meiner Einkleidung, welche, da mir, meinem innigsten Wunsche gemäß, die Hälfte des Noviziats erlassen wurde, sehr bald erfolgte. Ich nahm auf Veranlassung der Vision meiner Mutter den Klosternamen Medardus an. —

Das Verhältniß der Brüder unter einander, die innere Einrichtung Rücksichts der Andachtsübungen und der ganzen Lebensweise im Kloster, bewährten sich ganz in der Art, wie sie mir bei dem ersten Blick erschienen. Die gemüthliche Ruhe, die in Allem herrschte, goß den himmlischen Frieden in meine Seele, wie er mich, gleich einem seligen Traum aus der ersten Zeit meiner frühsten Kinderjahre, im Kloster der heiligen Linde umschwebte. Während des feierlichen Akts meiner Einkleidung, erblickte ich unter den Zuschauern des Concertmeisters Schwester; sie sah ganz schwermüthig aus, und ich glaubte,

Thränen in ihren Augen zu erblicken, aber vorüber war die Zeit der Versuchung, und vielleicht war es frevelnder Stolz auf den so leicht erfochtenen Sieg, der mir das Lächeln abnöthigte, welches der an meiner Seite wandelnde Bruder Cyrillus bemerkte. „Worüber erfreuest du dich so, mein Bruder?“ frug Cyrillus. Soll ich denn nicht froh seyn, wenn ich der schnöden Welt und ihrem Tand entsage? antwortete ich, aber nicht zu läugnen ist es, daß indem ich diese Worte sprach, ein unheimliches Gefühl, plötzlich das Innerste durchbebend, mich Lügen strafte. — Doch dies war die letzte Anwandlung irdischer Selbstsucht, nach der jene Ruhe des Geistes eintrat. Wäre sie nimmer von mir gewichen, aber die Macht des Feindes ist groß! — Wer mag der Stärke seiner Waffen, wer mag seiner Wachsamkeit vertrauen, wenn die unterirdischen Mächte lauern. —

Schon fünf Jahre war ich im Kloster, als nach der Verordnung des Priors mir der Bruder Cyrillus, der alt und schwach worden, die Aufsicht über die reiche Reliquienkammer des Klosters übergeben sollte. Da befanden sich allerlei Knochen von Heiligen, Späne aus dem Kreuze des Erlösers und andere Heiligthümer, die in saubern Glasschränken aufbewahrt, und an gewissen Tagen dem Volk zur Erbauung ausgestellt wurden. Der Bruder Cyrillus machte mich mit jedem Stücke, so wie mit den Dokumenten, die über ihre Aechtheit und über die Wunder, welche sie bewirkt, vorhanden, bekannt. Er stand Rücksichts der geistigen Ausbildung unserm Prior an der Seite, und um so weniger trug ich Bedenken, das zu äußern, was sich gewaltsam aus meinem Innern hervordrängte. „Sollten denn, lieber Bruder Cyrillus, sagte ich, alle diese Dinge gewiß und wahrhaftig das seyn, wofür man sie ausgiebt? — Sollte auch hier nicht die betrügerische Habsucht Manches untergeschoben haben, was nun als wahre Reliquie dieses oder jenes Heiligen gilt? So z. B. besitzt irgend ein Kloster das ganze Kreuz unsers Erlösers, und doch zeigt man überall wieder so viel Späne davon, daß, wie jemand von uns selbst, freilich in freveligem Spott, behauptete, unser Kloster ein ganzes Jahr hindurch damit geheizt werden könnte.“ — „Es geziemt uns wohl eigentlich nicht, erwiderte der Bruder Cyrillus, diese Dinge einer solchen Untersuchung zu unterziehen, allein offenherzig gestanden, bin ich der Meinung, daß, der darüber sprechenden Dokumente unerachtet, wohl wenige dieser Dinge das seyn dürften, wofür man sie

ausgiebt. Allein es scheint mir auch gar nicht darauf anzukommen. Merke wohl auf, lieber Bruder Medardus! wie ich und unser Prior darüber denken, und du wirst unsere Religion in neuer Glorie erblicken. Ist es nicht herrlich, lieber Bruder Medardus, daß unsere Kirche darnach trachtet, jene geheimnißvollen Fäden zu erfassen, die das Sinnliche mit dem Uebersinnlichen verknüpfen, ja unseren zum irdischen Leben und Seyn gediehenen Organism so anzuregen, daß sein Ursprung aus dem höhern geistigen Prinzip, ja seine innige Verwandtschaft mit dem wunderbaren Wesen, dessen Kraft wie ein glühender Hauch die ganze Natur durchdringt, klar hervortritt, und uns die Ahnung eines höheren Lebens, dessen Keim wir in uns tragen, wie mit Seraphsfittigen umweht. — Was ist jenes Stückchen Holz — jenes Knöchlein, jenes Läppchen — man sagt aus dem Kreuz Christi sey es gehauen, dem Körper — dem Gewande eines Heiligen entnommen; aber den Gläubigen, der ohne zu grübeln, sein ganzes Gemüth darauf richtet, erfüllt bald jene überirdische Begeisterung, die ihm das Reich der Seeligkeit erschließt, das er hienieden nur geahnet; und so wird der geistige Einfluß des Heiligen, dessen auch nur angebliche Reliquie den Impuls gab, erweckt, und der Mensch vermag Stärke und Kraft im Glauben von dem höheren Geiste zu empfangen, den er im Innersten des Gemüths um Trost und Beistand anrief. Ja, diese in ihm erweckte höhere geistige Kraft wird selbst Leiden des Körpers zu überwinden vermögen, und daher kommt es, daß diese Reliquien jene Mirakel bewirken, die, da sie so oft vor den Augen des versammelten Volks geschehen, wohl nicht geleugnet werden können." — Ich erinnerte mich augenblicklich gewisser Andeutungen des Priors, die ganz mit den Worten des Bruders Cyrillus übereinstimmten, und betrachtete nun die Reliquien, die mir sonst nur als religiöse Spielerei erschienen, mit wahrer innerer Ehrfurcht und Andacht. Dem Bruder Cyrillus entging diese Wirkung seiner Rede nicht, und er fuhr nun fort, mit größerem Eifer und mit recht zum Gemüthe sprechender Innigkeit, mir die Sammlung Stück vor Stück zu erklären. Endlich nahm er aus einem wohlverschlossenen Schranke ein Kistchen heraus und sagte: „hierinnen, lieber Bruder Medardus! ist die geheimnißvollste wunderbarste Reliquie enthalten, die unser Kloster besitzt. So lange ich im Kloster bin, hat dieses Kistchen niemand in der Hand gehabt, als der Prior und ich; selbst die andern

Brüder, viel weniger Fremde, wissen etwas von dem Daseyn dieser Reliquie. Ich kann die Kiste nicht ohne inneren Schauer anrühren, es ist als sey darin ein böser Zauber verschlossen, der, gelänge es ihm, den Bann, der ihn umschließt und wirkungslos macht, zu zersprengen, Verderben und heillosen Untergang jedem bereiten könnte, den er ereilt. — Das was darinnen enthalten, stammt unmittelbar von dem Widersacher her, aus jener Zeit, als er noch sichtlich gegen das Heil der Menschen zu kämpfen vermochte." — Ich sah den Bruder Cyrillus im höchsten Erstaunen an; ohne mir Zeit zu lassen etwas zu erwidern, fuhr er fort: „Ich will mich, lieber Bruder Medardus, gänzlich enthalten, in dieser höchst mystischen Sache nur irgend eine Meinung zu äußern, oder wohl gar diese — jene — Hypothese aufzutischen, die mir durch den Kopf gefahren, sondern lieber getreulich dir das erzählen, was die, über jene Reliquie vorhandenen Dokumente davon sagen. — Du findest diese Dokumente in jenem Schrank und kannst sie selbst nachlesen. — Dir ist das Leben des heiligen Antonius zur Genüge bekannt, du weißt, daß er, um sich von allem Irdischen zu entfernen, um seine Seele ganz dem Göttlichen zuzuwenden, in die Wüste zog, und da sein Leben den strengsten Buß- und Andachtsübungen weihte. Der Widersacher verfolgte ihn und trat ihm oft sichtlich in den Weg, um ihn in seinen frommen Betrachtungen zu stören. So kam es denn, daß der h. Antonius einmal in der Abenddämmerung eine finstere Gestalt wahrnahm, die auf ihn zuschritt. In der Nähe erblickte er zu seinem Erstaunen, daß aus den Löchern des zerrissenen Mantels, den die Gestalt trug, Flaschenhälse hervorguckten. Es war der Widersacher, der in diesem seltsamen Aufzuge ihn höhnisch anlächelte und frug, ob er nicht von den Elixieren, die er in den Flaschen bei sich trüge, zu kosten begehre? Der heilige Antonius, den diese Zumuthung nicht einmal verdrießen konnte, weil der Widersacher, ohnmächtig und kraftlos geworden, nicht mehr im Stande war, sich auf irgend einen Kampf einzulassen, und sich daher auf höhnende Reden beschränken mußte, frug ihn: warum er denn so viele Flaschen und auf solche besondere Weise bei sich trüge? Da antwortete der Widersacher: Siehe, wenn mir ein Mensch begegnet, so schaut er mich verwundert an und kann es nicht lassen nach meinen Getränken zu fragen, und zu kosten aus Lüsternheit. Unter so vielen Elixieren findet er ja wohl eins,

was ihm recht mundet und er säuft die ganze Flasche aus, und ergiebt sich mir und meinem Reiche. — So weit steht das in allen Legenden; nach dem besonderen Dokument, das wir über diese Vision des heiligen Antonius besitzen, heißt es aber weiter, daß der Widersacher, als er sich von dannen hub, einige seiner Flaschen auf einem Rasen stehen ließ, die der h. Antonius schnell in seine Höhle mitnahm und verbarg, aus Furcht, selbst in der Einöde könnte ein Verirrter, ja wohl gar einer seiner Schüler, von dem entsetzlichen Getränke kosten und ins ewige Verderben gerathen. — Zufällig, erzählt das Dokument weiter, habe der heilige Antonius einmal eine dieser Flaschen geöffnet, da sey ein seltsamer betäubender Dampf herausgefahren und allerlei scheußliche sinneverwirrende Bilder der Hölle hätten den Heiligen umschwebt, ja ihn mit verführerischen Gaukeleien zu verlocken gesucht, bis er sie durch strenges Fasten und anhaltendes Gebet wieder vertrieben. — In diesem Kistchen befindet sich nun aus dem Nachlaß des h. Antonius eben eine solche Flasche mit einem Teufels-Elixier und die Dokumente sind so authentisch und genau, daß wenigstens daran, daß die Flasche wirklich nach dem Tode des h. Antonius unter seinen nachgebliebenen Sachen gefunden wurde, kaum zu zweifeln ist. Uebrigens kann ich versichern, lieber Bruder Medardus! daß, so oft ich die Flasche, ja nur dieses Kistchen, worin sie verschlossen, berühre, mich ein unerklärliches inneres Grauen anwandelt, ja daß ich wähne, etwas von einem ganz seltsamen Duft zu spüren, der mich betäubt und zugleich eine innere Unruhe des Geistes hervorbringt, die mich selbst bei den Andachtsübungen zerstreut. Indessen überwinde ich diese böse Stimmung, welche offenbar von dem Einfluß irgend einer feindlichen Macht herrührt, sollte ich auch an die unmittelbare Einwirkung des Widersachers nicht glauben, durch standhaftes Gebet. Dir, lieber Bruder Medardus, der du noch so jung bist, der du noch Alles, was dir deine von fremder Kraft aufgeregte Phantasie vorbringen mag, in glänzenderen lebhafteren Farben erblickst, der du noch, wie ein tapferer aber unerfahrner Krieger, zwar rüstig im Kampfe, aber vielleicht zu kühn, das Unmögliche wagend, deiner Stärke zu sehr vertraust, rathe ich, das Kistchen niemals, oder wenigstens erst nach Jahren zu öffnen, und damit dich deine Neugierde nicht in Versuchung führe, es dir weit weg aus den Augen zu stellen.“ —

Der Bruder Cyrillus verschloß die geheimnißvolle Kiste wieder in den Schrank, wo sie gestanden, und übergab mir den Schlüsselbund, an dem auch der Schlüssel jenes Schranks hing; die ganze Erzählung hatte auf mich einen eignen Eindruck gemacht, aber je mehr ich eine innere Lüsternheit emporkeimen fühlte, die wunderbare Reliquie zu sehen, desto mehr war ich, der Warnung des Bruders Cyrillus gedenkend, bemüht, auf jede Art mir es zu erschweren. Als Cyrillus mich verlassen, übersah ich noch einmal die mir anvertrauten Heiligthümer, dann löste ich aber das Schlüsselchen, welches den gefährlichen Schrank schloß, vom Bunde ab, und versteckte es tief unter meine Skripturen im Schreibpulte. —

Unter den Professoren im Seminar gab es einen vortrefflichen Redner, jedesmal, wenn er predigte, war die Kirche überfüllt; der Feuerstrom seiner Worte riß alles unwiderstehlich fort, die inbrünstigste Andacht im Innern entzündend. Auch mir drangen seine herrlichen begeisterten Reden ins Innerste, aber indem ich den Hochbegabten glücklich pries, war es mir, als rege sich eine innere Kraft, die mich mächtig antrieb, es ihm gleich zu thun. Hatte ich ihn gehört, so predigte ich auf meiner einsamen Stube, mich ganz der Begeisterung des Moments überlassend, bis es mir gelang, meine Ideen, meine Worte festzuhalten und aufzuschreiben. — Der Bruder, welcher im Kloster zu predigen pflegte, wurde zusehends schwächer, seine Reden schlichen wie ein halbversiegter Bach mühsam und tonlos dahin, und die ungewöhnlich gedehnte Sprache, welche der Mangel an Ideen und Worten erzeugte, da er ohne Conzept sprach, machte seine Reden so unausstehlich lang, daß vor dem Amen schon der größte Theil der Gemeinde, wie bei dem bedeutungslosen eintönigen Geklapper einer Mühle, sanft eingeschlummert war, und nur durch den Klang der Orgel wieder erweckt werden konnte. Der Prior Leonardus war zwar ein ganz vorzüglicher Redner, indessen trug er Scheu zu predigen, weil es ihn bei den schon erreichten hohen Jahren zu stark angriff, und sonst gab es im Kloster keinen, der die Stelle jenes schwächlichen Bruders hätte ersetzen können. Leonardus sprach mit mir über diesen Uebelstand, der der Kirche den Besuch mancher Frommen entzog; ich faßte mir ein Herz und sagte ihm, wie ich schon im Seminar einen innern Beruf zum Predigen gespürt und manche geistliche Rede aufgeschrieben habe. Er verlangte, sie zu sehen, und war so höchlich

damit zufrieden, daß er in mich drang, schon am nächsten heiligen Tage den Versuch mit einer Predigt zu machen, der um so weniger mißlingen werde, als mich die Natur mit Allem ausgestattet habe, was zum guten Kanzelredner gehöre, nehmlich mit einer einnehmenden Gestalt, einem ausdrucksvollen Gesicht und einer kräftigen tonreichen Stimme. Rücksichts des äußern Anstandes, der richtigen Gestikulation unternahm Leonardus selbst mich zu unterrichten. Der Heiligentag kam heran, die Kirche war besetzter als gewöhnlich, und ich bestieg nicht ohne inneres Erbeben die Kanzel. — Im Anfange blieb ich meiner Handschrift getreu, und Leonardus sagte mir nachher, daß ich mit zitternder Stimme gesprochen, welches aber gerade den andächtigen wehmuthsvollen Betrachtungen, womit die Rede begann, zugesagt, und bei den mehrsten für eine besondere wirkungsvolle Kunst des Redners gegolten habe. Bald aber war es, als strahle der glühende Funke himmlischer Begeisterung durch mein Inneres — ich dachte nicht mehr an die Handschrift, sondern überließ mich ganz den Eingebungen des Moments. Ich fühlte, wie das Blut in allen Pulsen glühte und sprühte — ich hörte meine Stimme durch das Gewölbe donnern — ich sah mein erhobenes Haupt, meine ausgebreiteten Arme, wie vom Strahlenglanz der Begeisterung umflossen. — Mit einer Sentenz, in der ich alles Heilige und Herrliche, das ich verkündet, nochmals wie in einem flammenden Fokus zusammenfaßte, schloß ich meine Rede, deren Eindruck ganz ungewöhnlich, ganz unerhört war. Heftiges Weinen — unwillkührlich den Lippen entfliehende Ausrufe der andachtvollsten Wonne — lautes Gebet, hallten meinen Worten nach. Die Brüder zollten mir ihre höchste Bewunderung, Leonardus umarmte mich, er nannte mich den Stolz des Klosters. Mein Ruf verbreitete sich schnell, und um den Bruder Medardus zu hören, drängte sich der vornehmste, der gebildetste Theil der Stadtbewohner, schon eine Stunde vor dem Läuten, in die nicht allzu große Klosterkirche. Mit der Bewunderung stieg mein Eifer und meine Sorge, den Reden im stärksten Feuer Ründe und Gewandtheit zu geben. Immer mehr gelang es mir, die Zuhörer zu fesseln, und, immer steigend und steigend, glich bald die Verehrung, die sich überall, wo ich ging und stand, in den stärksten Zügen an den Tag legte, beinahe der Vergötterung eines Heiligen. Ein religiöser Wahn hatte die Stadt ergriffen, alles strömte bei irgend einem Anlaß, auch an

gewöhnlichen Wochentagen, nach dem Kloster, um den Bruder Medardus zu sehen, zu sprechen. — Da keimte in mir der Gedanke auf, ich sey ein besonders Erkorner des Himmels; die geheimnißvollen Umstände bei meiner Geburt, am heiligen Orte zur Entsündigung des verbrecherischen Vaters, die wunderbaren Begebenheiten in meinen ersten Kinderjahren, alles deutete dahin, daß mein Geist, in unmittelbarer Berührung mit dem Himmlischen, sich schon hienieden über das Irdische erhebe, und ich nicht der Welt, den Menschen angehöre, denen Heil und Trost zu geben, ich hier auf Erden wandle. Es war mir nun gewiß, daß der alte Pilgrim in der heiligen Linde der heilige Joseph, der wunderbare Knabe aber das Jesuskind selbst gewesen, das in mir den Heiligen, der auf Erden zu wandeln bestimmt, begrüßt habe. Aber so wie dies Alles immer lebendiger vor meiner Seele stand, wurde mir auch meine Umgebung immer lästiger und drückender. Jene Ruhe und Heiterkeit des Geistes, die mich sonst umfing, war aus meiner Seele entschwunden — ja alle gemütbliche Aeußerungen der Brüder, die Freundlichkeit des Priors, erweckten in mir einen feindseligen Zorn. Den Heiligen, den hoch über sie erhabenen, sollten sie in mir erkennen, sich niederwerfen in den Staub, und die Fürbitte erflehen vor dem Throne Gottes. So aber hielt ich sie für befangen in verderblicher Verstocktheit. Selbst in meine Reden flocht ich gewisse Anspielungen ein, die darauf hindeuteten, wie nun eine wundervolle Zeit, gleich der in schimmernden Strahlen leuchtenden Morgenröthe, angebrochen, in der Trost und Heil bringend der gläubigen Gemeinde ein Auserwählter Gottes auf Erden wandle. Meine eingebildete Sendung kleidete ich in mystische Bilder ein, die um so mehr wie ein fremdartiger Zauber auf die Menge wirkten, je weniger sie verstanden wurden. Leonardus wurde sichtlich kälter gegen mich, er vermied, mit mir ohne Zeugen zu sprechen, aber endlich, als wir einst zufällig von allen Brüdern verlassen, in der Allee des Klostergartens einhergingen, brach er los: „Nicht verhehlen kann ich es dir, lieber Bruder Medardus, daß du seit einiger Zeit durch dein ganzes Betragen mir Mißfallen erregst. — Es ist etwas in deine Seele gekommen, das dich dem Leben in frommer Einfalt abwendig macht. In deinen Reden herrscht ein feindliches Dunkel, aus dem nur noch manches hervorzutreten sich scheut, was dich wenigstens mit mir auf immer entzweien würde. — Laß mich offenherzig seyn! — Du trägst

in diesem Augenblick die Schuld unseres sündigen Ursprungs, die jedem mächtigen Emporstreben unserer geistigen Kraft die Schranken des Verderbnisses öffnet, wohin wir uns in unbedachtem Fluge nur zu leicht verirren! — Der Beifall, ja die abgöttische Bewunderung, die dir die leichtsinnige, nach jeder Anreizung lüsterne Welt gezollt, hat dich geblendet, und du siehst dich selbst in einer Gestalt, die nicht dein eigen, sondern ein Trugbild ist, welches dich in den verderblichen Abgrund lockt. Gehe in dich, Medardus! — entsage dem Wahn der dich bethört — ich glaube ihn zu kennen! — schon jetzt ist dir die Ruhe des Gemüths, ohne welche kein Heil hienieden zu finden, entflohen. — Laß dich warnen, weiche aus dem Feinde, der dir nachstellt. — Sey wieder der gutmüthige Jüngling, den ich mit ganzer Seele liebte." — Thränen quollen aus den Augen des Priors, als er dies sprach; er hatte meine Hand ergriffen, sie loslassend entfernte er sich schnell, ohne meine Antwort abzuwarten. — Aber nur feindselig waren seine Worte in mein Innres gedrungen; er hatte des Beifalls, ja der höchsten Bewunderung erwähnt, die ich mir durch meine außerordentlichen Gaben erworben, und es war mir deutlich, daß nur kleinlicher Neid jenes Mißbehagen an mir erzeugt habe, das er so unverholen äußerte. Stumm und in mich gekehrt blieb ich, vom innern Groll ergriffen, bei den Zusammenkünften der Mönche, und ganz erfüllt von dem neuen Wesen, das mir aufgegangen, sann ich den Tag über, und in den schlaflosen Nächten, wie ich alles in mir Aufgekeimte in prächtige Worte fassen und dem Volke verkünden wollte. Je mehr ich mich nun von Leonardus und den Brüdern entfernte, mit desto stärkeren Banden wußte ich die Menge an mich zu ziehen. —

Am Tage des heiligen Antonius war die Kirche so gedrängt voll, daß man die Thüren weit öffnen mußte, um dem zuströmenden Volke zu vergönnen, mich auch noch vor der Kirche zu hören. Nie hatte ich kräftiger, feuriger, eindringender gesprochen. Ich erzählte, wie es gewöhnlich, Manches aus dem Leben des Heiligen, und knüpfte daran fromme, tief ins Leben eindringende Betrachtungen. Von den Verführungen des Teufels, dem der Sündenfall die Macht gegeben, die Menschen zu verlocken, sprach ich, und unwillkürlich führte mich der Strom der Rede hinein in die Legende von den Elixieren, die ich wie eine sinnreiche Allegorie darstellen wollte. Da fiel mein in

der Kirche umherschweifender Blick auf einen langen hageren Mann, der mir schräg über auf eine Bank gestiegen, sich an einen Eckpfeiler lehnte. Er hatte auf seltsame fremde Weise einen dunkelvioletten Mantel umgeworfen, und die übereinander geschlagenen Arme darein gewickelt. Sein Gesicht war leichenblaß, aber der Blick der großen schwarzen stieren Augen fuhr wie ein glühender Dolchstich durch meine Brust. Mich durchbebte ein unheimliches grauenhaftes Gefühl, schnell wandte ich mein Auge ab und sprach, alle meine Kraft zusammennehmend, weiter. Aber wie von einer fremden zauberischen Gewalt getrieben, mußte ich immer wieder hinschauen, und immer starr und bewegungslos stand der Mann da, den gespenstischen Blick auf mich gerichtet. So wie bittrer Hohn — verachtender Haß, lag es auf der hohen gefurchten Stirn, in dem herabgezogenen Munde. Die ganze Gestalt hatte etwas Furchtbares — Entsetzliches! — Ja! — es war der unbekannte Maler aus der heiligen Linde. Ich fühlte mich wie von eiskalten grausigen Fäusten gepackt — Tropfen des Angstschweißes standen auf meiner Stirn — meine Perioden stockten — immer verwirrter und verwirrter wurden meine Reden — es entstand ein Flüstern — ein Gemurmel in der Kirche — aber starr und unbeweglich lehnte der fürchterliche Fremde am Pfeiler, den stieren Blick auf mich gerichtet. Da schrie ich auf in der Höllenangst wahnsinniger Verzweiflung: „Ha Verruchter! hebe dich weg! — hebe dich weg — denn ich bin es selbst! — ich bin der heilige Antonius!" — Als ich aus dem bewußtlosen Zustand, in den ich mit jenen Worten versunken, wieder erwachte, befand ich mich auf meinem Lager, und der Bruder Cyrillus saß neben mir, mich pflegend und tröstend. Das schreckliche Bild des Unbekannten stand mir noch lebhaft vor Augen, aber je mehr der Bruder Cyrillus, dem ich alles erzählte, mich zu überzeugen suchte, daß dieses nur ein Gaukelbild meiner durch das eifrige und starke Reden erhitzten Phantasie gewesen, desto tiefer fühlte ich bittre Reue und Scham über mein Betragen auf der Kanzel. Die Zuhörer dachten, wie ich nachher erfuhr, es habe mich ein plötzlicher Wahnsinn überfallen, wozu ihnen vorzüglich mein letzter Ausruf gerechten Anlaß gab. Ich war zerknirscht — zerrüttet im Geiste; eingeschlossen in meine Zelle, unterwarf ich mich den strengsten Bußübungen, und stärkte mich durch inbrünstige Gebete zum Kampfe mit dem Versucher, der mir selbst an heiliger Stätte erschienen, nur in frechem

Hohn die Gestalt borgend von dem frommen Maler in der heiligen Linde. Niemand wollte übrigens den Mann im violetten Mantel erblickt haben, und der Prior Leonardus verbreitete nach seiner anerkannten Gutmüthigkeit auf das Eifrigste überall, wie es nur der Anfall einer hitzigen Krankheit gewesen, welcher mich in der Predigt auf solche entsetzliche Weise mitgenommen, und meine verwirrten Reden veranlaßt habe: wirklich war ich auch noch siech und krank, als ich nach mehreren Wochen wieder in das gewöhnliche klösterliche Leben eintrat. Dennoch unternahm ich es wieder die Kanzel zu besteigen, aber, von innerer Angst gefoltert, verfolgt von der entsetzlichen bleichen Gestalt vermochte ich kaum zusammenhängend zu sprechen, viel weniger mich, wie sonst, dem Feuer der Beredsamkeit zu überlassen. Meine Predigten waren gewöhnlich — steif — zerstückelt. — Die Zuhörer bedauerten den Verlust meiner Rednergabe, verloren sich nach und nach, und der alte Bruder, der sonst gepredigt und nun noch offenbar besser redete, als ich, ersetzte wieder meine Stelle. —

Nach einiger Zeit begab es sich, daß ein junger Graf, von seinem Hofmeister, mit dem er auf Reisen begriffen, begleitet, unser Kloster besuchte, und die vielfachen Merkwürdigkeiten desselben zu sehen begehrte. Ich mußte die Reliquienkammer aufschließen und wir traten hinein, als der Prior, der mit uns durch Chor und Kirche gegangen, abgerufen wurde, so daß ich mit den Fremden allein blieb. Jedes Stück hatte ich gezeigt und erklärt, da fiel dem Grafen der, mit zierlichem altteutschen Schnitzwerk geschmückte, Schrank ins Auge, in dem sich das Kistchen mit dem Teufels-Elixier befand. Unerachtet ich nun nicht gleich mit der Sprache heraus wollte, was in dem Schrank verschlossen, so drangen beide, der Graf und der Hofmeister, doch so lange in mich, bis ich die Legende vom h. Antonius und dem arglistigen Teufel erzählte, und mich über die, als Reliquie aufbewahrte Flasche ganz getreu nach den Worten des Bruder Cyrillus ausließ, ja sogar die Warnung hinzufügte, die er mir Rücksichts der Gefahr des Oeffnens der Kiste und des Vorzeigens der Flasche gegeben. Unerachtet der Graf unserer Religion zugethan war, schien er doch eben so wenig, als der Hofmeister auf die Wahrscheinlichkeit der heiligen Legenden viel zu bauen. Sie ergossen sich beide in allerlei witzigen Anmerkungen und Einfällen über den komischen Teufel, der die Verführungsflaschen im zerrissenen Mantel trage, endlich nahm

aber der Hofmeister eine ernsthafte Miene an und sprach: „Haben Sie an uns leichtsinnigen Weltmenschen kein Aergerniß, ehrwürdiger Herr! — Seyen Sie überzeugt, daß wir beide, ich und mein Graf, die Heiligen als herrliche von der Religion hoch begeisterte Menschen verehren, die dem Heil ihrer Seele, so wie dem Heil der Menschen, alle Freuden des Lebens, ja, das Leben selbst opferten, was aber solche Geschichten betrifft, wie die so eben von Ihnen erzählte, so glaube ich, daß nur eine geistreiche, von dem Heiligen ersonnene Allegorie durch Mißverstand, als wirklich geschehen, ins Leben gezogen wurde.“ —

Unter diesen Worten hatte der Hofmeister den Schieber des Kistchens schnell aufgeschoben und die schwarze, sonderbar geformte Flasche herausgenommen. Es verbreitete sich wirklich, wie der Bruder Cyrillus es mir gesagt, ein starker Duft, der indessen nichts weniger, als betäubend, sondern vielmehr angenehm und wohlthätig wirkte. „Ei, rief der Graf: ich wette, daß das Elixier des Teufels weiter nichts ist, als herrlicher ächter Syrakuser.“ — „Ganz gewiß, erwiderte der Hofmeister: und stammt die Flasche wirklich aus dem Nachlaß des h. Antonius, so geht es Ihnen, ehrwürdiger Herr! beinahe besser, wie dem Könige von Neapel, den die Unart der Römer, den Wein nicht zu pfropfen, sondern nur durch darauf getröpfeltes Oel zu bewahren, um das Vergnügen brachte, altrömischen Wein zu kosten. Ist dieser Wein auch lange nicht so alt, als jener gewesen wäre, so ist es doch fürwahr der älteste, den es wohl geben mag, und darum thäten Sie wohl, die Reliquie in Ihrem Nutzen zu verwenden und getrost auszunippen.“ — „Gewiß, fiel der Graf ein: dieser uralte Syrakuser würde neue Kraft in Ihre Adern gießen und die Kränklichkeit verscheuchen, von der Sie, ehrwürdiger Herr! heimgesucht scheinen.“ Der Hofmeister holte einen stählernen Korkzieher aus der Tasche und öffnete, meiner Protestationen unerachtet, die Flasche. — Es war mir als zucke mit dem Herausfliegen des Korks ein blaues Flämmchen empor, das gleich wieder verschwand. — Stärker stieg der Duft aus der Flasche und wallte durch das Zimmer. Der Hofmeister kostete zuerst und rief begeistert: „herrlicher — herrlicher Syrakuser! In der That, der Weinkeller des heiligen Antonius war nicht übel, und machte der Teufel seinen Kellermeister, so meinte er es mit dem heiligen Mann nicht so böse, als man glaubt — kosten Sie

Graf!“ — Der Graf that es, und bestätigte das, was der Hofmeister gesprochen. Beide scherzten noch mehr über die Reliquie, die offenbar die schönste in der ganzen Sammlung sey — sie wünschten sich einen ganzen Keller voll solcher Reliquien u. s. w. Ich hörte Alles schweigend mit niedergesenktem Haupte, mit zur Erde starrendem Blick an; der Frohsinn der Fremden hatte für mich, in meiner düsteren Stimmung, etwas Quälendes; vergebens drangen sie in mich, auch von dem Wein des heiligen Antonius zu kosten, ich verweigerte es standhaft und verschloß die Flasche, wohl zugepfropft, wieder in ihr Behältniß. —

Die Fremden verließen das Kloster, aber als ich einsam in meiner Zelle saß, konnte ich mir selbst ein gewisses inneres Wohlbehagen, eine rege Heiterkeit des Geistes nicht abläugnen. Es war offenbar, daß der geistige Duft des Weins mich gestärkt hatte. Keine Spur der üblen Wirkung, von der Cyrillus gesprochen, empfand ich, und nur der entgegengesetzte wohlthätige Einfluß zeigte sich auf auffallende Weise: je mehr ich über die Legende des heiligen Antonius nachdachte, je lebhafter die Worte des Hofmeisters in meinem Innern wiederklangen, desto gewisser wurde es mir, daß die Erklärung des Hofmeisters die richtige sey, und nun erst durchfuhr mich, wie ein leuchtender Blitz, der Gedanke: daß an jenem unglücklichen Tage, als eine feindselige Vision mich in der Predigt auf so verstörende Weise unterbrach, ich ja selbst im Begriff gewesen, die Legende auf dieselbe Weise, als eine geistreiche belehrende Allegorie des heiligen Mannes vorzutragen. Diesem Gedanken knüpfte sich ein anderer an, welcher bald mich so ganz und gar erfüllte, daß alles Uebrige in ihm unterging. — Wie, dachte ich, wenn das wunderbare Getränk mit geistiger Kraft dein Inneres stärkte, ja die erloschene Flamme entzünden könnte, daß sie in neuem Leben emporstrahlte? — Wenn schon dadurch eine geheimnißvolle Verwandtschaft deines Geistes mit den in jenem Wein verschlossenen Naturkräften sich offenbaret hätte, daß derselbe Duft, der den schwächlichen Cyrillus betäubte, auf dich nur wohlthätig wirkte? — Aber, war ich auch schon entschlossen, dem Rathe der Fremden zu folgen, wollte ich schon zur That schreiten, so hielt mich immer wieder ein inneres, mir selbst unerklärliches Widerstreben davon zurück. Ja, im Begriff, den Schrank aufzuschließen, schien es mir, als erblicke ich in dem Schnitzwerk das entsetzliche Gesicht des Malers,

mit den mich durchbohrenden lebendigtodtstarren Augen, und von gespenstischem Grauen gewaltsam ergriffen, floh ich aus der Reliquienkammer, um an heiliger Stätte meinen Vorwitz zu bereuen. Aber immer und immer verfolgte mich der Gedanke, daß nur durch den Genuß des wunderbaren Weins mein Geist sich erlaben und stärken könne. — Das Betragen des Priors — der Mönche — die mich, wie einen geistig Erkrankten, mit gutgemeinter, aber niederbeugender Schonung behandelten, brachte mich zur Verzweiflung, und als Leonardus nun gar mich von den gewöhnlichen Andachtsübungen dispensirte, damit ich meine Kräfte ganz sammeln solle, da beschloß ich, in schlafloser Nacht von tiefem Gram gefoltert, auf den Tod alles zu wagen, um die verlorne geistige Kraft wieder zu gewinnen, oder unterzugehen.

Ich stand vom Lager auf, und schlich wie ein Gespenst, mit der Lampe, die ich bei dem Marienbilde auf dem Gange des Klosters angezündet, durch die Kirche nach der Reliquienkammer. Von dem flackernden Scheine der Lampe beleuchtet, schienen die heiligen Bilder in der Kirche sich zu regen, es war, als blickten sie mitleidsvoll auf mich herab, es war, als höre ich in dem dumpfen Brausen des Sturms, der durch die zerschlagenen Fenster ins Chor hineinfuhr, klägliche warnende Stimmen, ja, als riefe mir meine Mutter zu aus weiter Ferne: Sohn Medardus, was beginnst du, laß ab von dem gefährlichen Unternehmen! — Als ich in die Reliquienkammer getreten, war alles still und ruhig, ich schloß den Schrank auf, ich ergriff das Kistchen, die Flasche, bald hatte ich einen kräftigen Zug gethan! — Gluth strömte durch meine Adern und erfüllte mich mit dem Gefühl unbeschreiblichen Wohlseyns — ich trank noch einmal, und die Lust eines neuen herrlichen Lebens ging mir auf! — Schnell verschloß ich das leere Kistchen in den Schrank, eilte rasch mit der wohlthätigen Flasche nach meiner Zelle, und stellte sie in mein Schreibpult. — Da fiel mir der kleine Schlüssel in die Hände, den ich damals, um jeder Versuchung zu entgehen, vom Bunde löste, und doch hatte ich ohne ihn, sowohl damals, als die Fremden zugegen waren, als jetzt, den Schrank aufgeschlossen? — Ich untersuchte meinen Schlüsselbund, und siehe, ein unbekannter Schlüssel, mit dem ich damals und jetzt den Schrank geöffnet, ohne in der Zerstreuung darauf zu merken, hatte sich zu den übrigen gefunden. — Ich erbebte unwillkürlich, aber

VI.pag.36.





ein buntes Bild jagte das andere bei dem, wie aus tiefem Schlaf aufgerüttelten Geiste vorüber. Ich hatte nicht Ruhe, nicht Rast, bis der Morgen heiter anbrach, und ich hinabeilen konnte in den Klostergarten, um mich in den Strahlen der Sonne, die feurig und glühend hinter den Bergen emporstieg, zu baden. Leonardus, die Brüder, bemerkten meine Veränderung; statt daß ich sonst in mich verschlossen, kein Wort sprach, war ich heiter und lebendig. Als rede ich vor versammelter Gemeinde, sprach ich mit dem Feuer der Beredsamkeit, wie es sonst mir eigen. Da ich mit Leonardus allein geblieben, sah er mich lange an, als wollte er mein Innerstes durchdringen; dann sprach er aber, indem ein leises ironisches Lächeln über sein Gesicht flog: hat der Bruder Medardus vielleicht in einer Vision neue Kraft und verjüngtes Leben von oben herab erhalten? — Ich fühlte mich vor Scham erglühen, denn in dem Augenblick kam mir meine Exaltation, durch einen Schluck alten Weins erzeugt, nichtswürdig und armselig vor. Mit niedergeschlagenen Augen und gesenktem Haupte stand ich da, Leonardus überließ mich meinen Betrachtungen. Nur zu sehr hatte ich gefürchtet, daß die Spannung, in die mich der genossene Wein versetzt, nicht lange anhalten, sondern vielleicht zu meinem Gram noch größere Ohnmacht nach sich ziehn würde; es war aber dem nicht so, vielmehr fühlte ich, wie, mit der wiedererlangten Kraft, auch jugendlicher Muth, und jenes rastlose Streben nach dem höchsten Wirkungskreise, den mir das Kloster darbot, zurückkehrte. Ich bestand darauf, am nächsten heiligen Tage wieder zu predigen, und es wurde mir vergönnt. Kurz vorher ehe ich die Kanzel bestieg, genoß ich von dem wunderbaren Weine; nie hatte ich darauf feuriger, salbungsreicher, eindringender gesprochen. Schnell verbreitete sich der Ruf meiner gänzlichen Wiederherstellung, und so wie sonst füllte sich wieder die Kirche, aber je mehr ich den Beifall der Menge erwarb, desto ernster und zurückhaltender wurde Leonardus, und ich fing an, ihn von ganzer Seele zu hassen, da ich ihn von kleinlichem Neide und mönchischem Stolz befangen glaubte. —

Der Bernardustag kam heran, und ich war voll brennender Begierde, vor der Fürstin recht mein Licht leuchten zu lassen, weshalb ich den Prior bat, es zu veranstalten, daß mir es vergönnt werde, an dem Tage im Cisterzienser Kloster zu predigen. — Den Leonardus schien meine Bitte auf besondere Weise zu überraschen, er gestand

mir unverholen, daß er gerade diesesmal im Sinn gehabt habe, selbst zu predigen, und daß deshalb schon das Nöthige angeordnet sey, desto leichter sey indessen die Erfüllung meiner Bitte, da er sich mit Krankheit entschuldigen und mich statt seiner herausschicken werde. —

Das geschah wirklich! — Ich sah meine Mutter, so wie die Fürstin, den Abend vorher; mein Inneres war aber so ganz von meiner Rede erfüllt, die den höchsten Gipfel der Beredsamkeit erreichen sollte, daß ihr Wiedersehen nur einen geringen Eindruck auf mich machte. Es war in der Stadt verbreitet, daß ich statt des erkrankten Leonardus predigen würde, und dies hatte vielleicht noch einen größeren Theil des gebildeten Publikums herbeigezogen. Ohne das Mindeste aufzuschreiben, nur in Gedanken die Rede in ihren Theilen ordnend, rechnete ich auf die hohe Begeisterung, die das feierliche Hochamt, das versammelte andächtige Volk, ja selbst die herrliche hochgewölbte Kirche in mir erwecken würde, und hatte mich in der That nicht geirrt. — Wie ein Feuerstrom flossen meine Worte, die mit der Erinnerung an den heiligen Bernhard die sinnreichsten Bilder, die frömmsten Betrachtungen enthielten, dahin, und in allen auf mich gerichteten Blicken las ich Staunen und Bewunderung. Wie war ich darauf gespannt, was die Fürstin wohl sagen werde, wie erwartete ich den höchsten Ausbruch ihres innigsten Wohlgefallens, ja es war mir, als müsse sie den, der sie schon als Kind in Erstaunen gesetzt, jetzt die ihm inwohnende höhere Macht deutlicher ahnend, mit unwillkürlicher Ehrfurcht empfangen. Als ich sie sprechen wollte, ließ sie mir sagen, daß sie, plötzlich von einer Kränklichkeit überfallen, niemanden, auch mich nicht sprechen könne. — Dies war mir um so verdrießlicher, als nach meinem stolzen Wahn die Aebtissin in der höchsten Begeisterung das Bedürfniß hätte fühlen sollen, noch salbungsreiche Worte von mir zu vernehmen. Meine Mutter schien einen heimlichen Gram in sich zu tragen, nach dessen Ursache ich mich nicht unterstand zu forschen, weil ein geheimes Gefühl mir selbst die Schuld davon aufbürdete, ohne daß ich mir dies hätte deutlicher enträthseln können. Sie gab mir ein kleines Billet von der Fürstin, das ich erst im Kloster öffnen sollte: kaum war ich in meiner Zelle, als ich zu meinem Erstaunen folgendes las:

„Du hast mich mein lieber Sohn, (denn noch will ich Dich so nennen), durch die Rede, die Du in der Kirche unseres Klosters

hieltest, in die tiefste Betrübniß gesetzt. Deine Worte kommen nicht aus dem andächtigen ganz dem himmlischen zugewandten Gemüthe, Deine Begeisterung war nicht diejenige, welche den Frommen auf Seraphsfittigen emporträgt, daß er in heiliger Verzückung das himmlische Reich zu schauen vermag. Ach! — der stolze Prunk Deiner Rede, Deine sichtliche Anstrengung, nur recht viel Auffallendes, Glänzendes zu sagen, hat mir bewiesen, daß Du, statt die Gemeinde zu belehren und zu frommen Betrachtungen zu entzünden, nur nach dem Beifall, nach der werthlosen Bewunderung der weltlich gesinnten Menge trachtest. Du hast Gefühle geheuchelt, die nicht in Deinem Innern waren, ja Du hast selbst gewisse sichtlich studierte Mienen und Bewegungen erkünstelt, wie ein eitler Schauspieler, Alles nur des schnöden Beifalls wegen. Der Geist des Truges ist in Dich gefahren, und wird Dich verderben, wenn Du nicht in Dich gehst und der Sünde entsagest. Denn Sünde, große Sünde, ist Dein Thun und Treiben, um so mehr, als Du Dich zum frömmsten Wandel, zur Entsagung aller irdischen Thorheit im Kloster, dem Himmel verpflichtet. Der heilige Bernardus, den Du durch Deine trügerische Rede so schnöde beleidigt, möge Dir nach seiner himmlischen Langmuth verzeihen, ja Dich erleuchten, daß Du den rechten Pfad, von dem Du durch den Bösen verlockt abgewichen, wieder findest, und er fürbitten könne für das Heil Deiner Seele. Gehab Dich wohl!"

Wie hundert Blitze durchfuhren mich die Worte der Aebtissin, und ich erglühte vor innerm Zorn, denn nichts war mir gewisser, als daß Leonardus, dessen mannigfache Andeutungen über meine Predigten eben dahin gewiesen hatten, die Andächtelei der Fürstin benutzt, und sie gegen mich und mein Redner=Talent aufgewiegelt habe. Kaum konnte ich ihn mehr anschauen, ohne vor innerlicher Wuth zu erbeben, ja es kamen mir oft Gedanken, ihn zu verderben, in den Sinn, vor denen ich selbst erschrak. Um so unerträglicher waren mir die Vorwürfe der Aebtissin und des Priors, als ich in der tiefsten Tiefe meiner Seele wohl die Wahrheit derselben fühlte; aber immer fester und fester beharrend in meinem Thun, mich stärkend durch Tropfen Weins aus der geheimnißvollen Flasche, fuhr ich fort, meine Predigten mit allen Künsten der Rhetorik auszuschmücken und mein Mienenspiel,

meine Gestikulationen sorgfältig zu studieren, und so gewann ich des Beifalls, der Bewunderung immer mehr und mehr.

Das Morgenlicht brach in farbigten Strahlen durch die bunten Fenster der Klosterkirche; einsam, und in tiefe Gedanken versunken, saß ich im Beichtstuhl; nur die Tritte des dienenden Layenbruders, der die Kirche reinigte, hallten durch das Gewölbe. Da rauschte es in meiner Nähe, und ich erblickte ein großes schlankes Frauenzimmer, auf fremdartige Weise gekleidet, einen Schleier über das Gesicht gehängt, die durch die Seitenpforte hereingetreten, sich mir nahte, um zu beichten. Sie bewegte sich mit unbeschreiblicher Anmuth, sie kniete nieder, ein tiefer Seufzer entfloh ihrer Brust, ich fühlte ihren glühenden Athem, es war als umstricke mich ein betäubender Zauber, noch ehe sie sprach! — Wie vermag ich den ganz eignen, ins Innerste dringenden Ton ihrer Stimme zu beschreiben! — Jedes ihrer Worte griff in meine Brust, als sie bekannte, wie sie eine verbotene Liebe hege, die sie schon seit langer Zeit vergebens bekämpfe, und daß diese Liebe um so sündlicher sey, als den Geliebten heilige Bande auf ewig fesselten; aber im Wahnsinn hoffnungsloser Verzweiflung, habe sie diesen Banden schon geflucht. — Sie stockte — mit einem Thränenstrom, der die Worte beinahe erstickte, brach sie los: „Du selbst — Du selbst, Medardus, bist es, den ich so unaussprechlich liebe!" — Wie im tödtenden Krampf zuckten alle meine Nerven, ich war außer mir selbst, ein nie gekanntes Gefühl zerriß meine Brust, sie sehen, sie an mich drücken — vergehen vor Wonne und Qual, eine Minute dieser Seligkeit für ewige Marter der Hölle! — Sie schwieg, aber ich hörte sie tief athmen. — In einer Art wilder Verzweiflung raffte ich mich gewaltsam zusammen, was ich gesprochen, weiß ich nicht mehr, aber ich nahm wahr, daß sie schweigend aufstand und sich entfernte, während ich das Tuch fest vor die Augen drückte, und wie erstarrt, bewußtlos im Beichtstuhl sitzen blieb. —

Zum Glück kam niemand mehr in die Kirche, ich konnte daher unbemerkt in meine Zelle entweichen. Wie so ganz anders erschien mir jetzt Alles, wie thörigt, wie schaal mein ganzes Streben. — Ich hatte das Gesicht der Unbekannten nicht gesehen und doch lebte sie in meinem Innern und blickte mich an mit holdseligen dunkelblauen Augen, in denen Thränen perlten, die wie mit verzehrender Gluth in meine Seele fielen, und die Flamme entzündeten, die kein Gebet,

keine Bußübung mehr dämpfte. Denn diese unternahm ich, mich züchtigend bis aufs Blut mit dem Knotenstrick, um der ewigen Verdammniß zu entgehen, die mir drohte, da oft jenes Feuer, das das fremde Weib in mich geworfen, die sündlichsten Begierden, welche sonst mir unbekannt geblieben, erregte, so daß ich mich nicht zu retten wußte, vor wollüstiger Qual.

Ein Altar in unserer Kirche war der heiligen Rosalia geweiht, und ihr herrliches Bild in dem Moment gemalt, als sie den Märtyrer Tod erleidet. — Es war meine Geliebte, ich erkannte sie, ja sogar ihre Kleidung war dem seltsamen Anzug der Unbekannten völlig gleich. Da lag ich stundenlang, wie von verderblichem Wahnsinn befangen, niedergeworfen auf den Stufen des Altars und stieß heulende entsetzliche Töne der Verzweiflung aus, daß die Mönche sich entsetzten und scheu von mir wichen. — In ruhigeren Augenblicken lief ich im Klostergarten auf und ab, in duftiger Ferne sah ich sie wandeln, sie trat aus den Gebüschen, sie stieg empor aus den Quellen, sie schwebte auf blumigter Wiese, überall nur sie, nur sie! — Da verwünschte ich mein Gelübde, mein Daseyn! — Hinaus in die Welt wollte ich, und nicht rasten, bis ich sie gefunden, sie erkaufen mit dem Heil meiner Seele. Es gelang mir endlich wenigstens, mich in den Ausbrüchen meines den Brüdern und dem Prior unerklärlichen Wahnsinns zu mäßigen, ich konnte ruhiger scheinen, aber immer tiefer ins Innere hinein zehrte die verderbliche Flamme. Kein Schlaf! — Keine Ruhe! — Von ihrem Bilde verfolgt, wälzte ich mich auf dem harten Lager und rief die Heiligen, nicht, mich zu retten von dem verführerischen Gaukelbilde, das mich umschwebte, nicht, meine Seele zu bewahren vor ewiger Verdammniß, nein! — mir das Weib zu geben, meinen Schwur zu lösen, mir Freiheit zu schenken zum sündigen Abfall! —

Endlich stand es fest in meiner Seele, meiner Qual durch die Flucht aus dem Kloster ein Ende zu machen. Denn nur die Befreiung von den Klostergelübden schien mir nöthig zu seyn, um das Weib in meinen Armen zu sehen und die Begierde zu stillen, die in mir brannte. Ich beschloß, unkenntlich geworden durch das Abscheeren meines Barts und weltliche Kleidung, so lange in der Stadt umherzuschweifen, bis ich sie gefunden, und dachte nicht daran, wie schwer, ja wie unmöglich dies vielleicht seyn werde, ja, wie ich vielleicht,

von allem Gelde entblößt, nicht einen einzigen Tag außerhalb der Mauern würde leben können.

Der letzte Tag, den ich noch im Kloster zubringen wollte, war endlich herangekommen, durch einen günstigen Zufall hatte ich anständige bürgerliche Kleider erhalten; in der nächsten Nacht wollte ich das Kloster verlassen, um nie wieder zurückzukehren. Schon war es Abend geworden, als der Prior mich ganz unerwartet zu sich rufen ließ; ich erbebte, denn nichts glaubte ich gewisser, als daß er von meinem heimlichen Anschlage etwas bemerkt habe. Leonardus empfing mich mit ungewöhnlichem Ernst, ja mit einer imponirenden Würde, vor der ich unwillkürlich erzittern mußte. „Bruder Medardus, fing er an: Dein unsinniges Betragen, das ich nur für den stärkeren Ausbruch jener geistigen Exaltation halte, die Du seit längerer Zeit vielleicht nicht aus den reinsten Absichten herbeigeführt hast, zerreißt unser ruhiges Beisammenseyn, ja es wirkt zerstörend auf die Heiterkeit und Gemüthlichkeit, die ich als das Erzeugniß eines stillen frommen Lebens bis jetzt unter den Brüdern zu erhalten strebte. — Vielleicht ist aber auch irgend ein feindliches Ereigniß, das Dich betroffen, daran Schuld. Du hättest bei mir, deinem väterlichen Freunde, dem du sicher Alles vertrauen konntest, Trost gefunden, doch Du schwiegst, und ich mag um so weniger in Dich dringen, als mich jetzt Dein Geheimniß um einen Theil meiner Ruhe bringen könnte, die ich im heitern Alter über alles schätze. — Du hast oftmals, vorzüglich bei dem Altar der heiligen Rosalia, durch anstößige entsetzliche Reden, die Dir wie im Wahnsinn zu entfahren schienen, nicht nur den Brüdern, sondern auch Fremden, die sich zufällig in der Kirche befanden, ein heilloses Aergerniß gegeben; ich könnte Dich daher nach der Klosterzucht hart strafen, doch will ich dies nicht thun, da vielleicht irgend eine böse Macht — der Widersacher selbst, dem Du nicht genugsam widerstanden, an Deiner Verirrung Schuld ist, und gebe Dir nur auf, rüstig zu seyn in Buße und Gebet. — Ich schaue tief in Deine Seele! — Du willst ins Freie!“ —

Durchdringend schaute Leonardus mich an, ich konnte seinen Blick nicht ertragen, schluchzend stürzte ich nieder in den Staub, mir bewußt des bösen Vorhabens. „Ich verstehe Dich, fuhr Leonardus fort, und glaube selbst, daß besser, als die Einsamkeit des Klosters, die Welt, wenn Du sie in Frömmigkeit durchziehst, Dich von Deiner

Verirrung heilen wird. Eine Angelegenheit unseres Klosters erfordert die Sendung eines Bruders nach Rom. Ich habe Dich dazu gewählt, und schon morgen kannst Du, mit den nöthigen Vollmachten und Instruktionen versehen, deine Reise antreten. Um so mehr eignest Du Dich zur Ausführung dieses Auftrages, als Du noch jung, rüstig, gewandt in Geschäften, und der italiänischen Sprache vollkommen mächtig bist. — Begieb Dich jetzt in deine Zelle; bete mit Inbrunst um das Heil deiner Seele, ich will ein Gleiches thun, doch unterlasse alle Kasteiungen, die Dich nur schwächen und zur Reise untauglich machen würden. Mit dem Anbruch des Tages erwarte ich Dich hier im Zimmer.“ —

Wie ein Strahl des Himmels erleuchteten mich die Worte des ehrwürdigen Leonardus, ich hatte ihn gehaßt, aber jetzt durchdrang mich wie ein wonnevoller Schmerz die Liebe, welche mich sonst an ihn gefesselt hatte. Ich vergoß heiße Thränen, ich drückte seine Hände an die Lippen. Er umarmte mich, und es war mir, als wisse er nun meine geheimsten Gedanken, und ertheile mir die Freiheit, dem Verhängniß nachzugeben, das, über mich waltend, nach Minuten langer Seligkeit mich vielleicht in ewiges Verderben stürzen konnte.

Nun war die Flucht unnöthig geworden, ich konnte das Kloster verlassen, und ihr, ihr, ohne die nun keine Ruhe, kein Heil für mich hienieden zu finden, rastlos folgen, bis ich sie gefunden. Die Reise nach Rom, die Aufträge dahin, schienen mir nur von Leonardus ersonnen, um mich auf schickliche Weise aus dem Kloster zu entlassen.

Die Nacht brachte ich betend, und mich bereitend zur Reise, zu, den Rest des geheimnißvollen Weins füllte ich in eine Korbflasche, um ihn als bewährtes Wirkungsmittel zu gebrauchen, und setzte die Flasche, welche sonst das Elixier enthielt, wieder in die Kiste.

Nicht wenig verwundert war ich, als ich aus den weitläuftigen Instruktionen des Priors wahrnahm, daß es mit meiner Sendung nach Rom nun wohl seine Richtigkeit hatte, und daß die Angelegenheit, welche dort die Gegenwart eines bevollmächtigten Bruders verlangte, gar viel bedeutete und in sich trug. Es fiel mir schwer aufs Herz, daß ich gesonnen, mit dem ersten Schritt aus dem Kloster, ohne alle Rücksicht mich meiner Freiheit zu überlassen; doch der Gedanke

an sie ermuthigte mich, und ich beschloß, meinem Plane treu zu bleiben.

Die Brüder versammelten sich, und der Abschied von ihnen, vorzüglich von dem Vater Leonardus, erfüllte mich mit der tiefsten Wehmuth. — Endlich schloß sich die Klosterpforte hinter mir, und ich war, gerüstet zur weiten Reise, im Freien.

Zweiter Abschnitt.

Der Eintritt in die Welt.

In blauen Duft gehüllt, lag das Kloster unter mir im Thale; der frische Morgenwind rührte sich und trug, die Lüfte durchstreichend, die frommen Gesänge der Brüder zu mir herauf. Unwillkürlich stimmte ich ein. Die Sonne trat in flammender Gluth hinter der Stadt hervor, ihr funkelndes Gold erglänzte in den Bäumen und in freudigem Rauschen fielen die Thautropfen wie glühende Diamanten herab auf tausend bunte Insektlein, die sich schwirrend und sumsend erhoben. Die Vögel erwachten und flatterten, singend und jubilirend und sich in froher Lust liebkosend, durch den Wald! — Ein Zug von Bauerburschen und festlich geschmückten Dirnen kam den Berg herauf. „Gelobt sey Jesus Christus!“ riefen sie, bei mir vorüberwandelnd. In Ewigkeit! antwortete ich, und es war mir, als trete ein neues Leben, voll Lust und Freiheit, mit tausend holdseligen Erscheinungen auf mich ein! — Nie war mir so zu Muthe gewesen, ich schien mir selbst ein andrer, und, wie von neuerweckter Kraft beseelt und begeistert, schritt ich rasch fort durch den Wald, den Berg herab. Den Bauer, der mir jetzt in den Weg kam, frug ich nach dem Orte, den meine Reiseroute als den ersten bezeichnete, wo ich übernachten sollte: und er beschrieb mir genau einen nähern, von der Heerstraße abweichenden, Richtsteig mitten durchs Gebirge. Schon war ich eine ziemliche Strecke einsam fortgewandelt, als mir erst der Gedanke an die Unbekannte und an den phantastischen Plan sie aufzusuchen wiederkam. Aber ihr Bild war wie von fremder unbekannter Macht verwischt, so daß ich nur mit Mühe die bleichen entstellten Züge wieder erkennen konnte; je mehr ich trachtete, die Erscheinung im Geiste festzuhalten, desto mehr zerrann sie in Nebel. Nur mein ausgelassenes Betragen im

Kloster, nach jener geheimnißvollen Begebenheit, stand mir noch klar vor Augen. Es war mir jetzt selbst unbegreiflich, mit welcher Langmuth der Prior das alles ertragen, und mich statt der wohlverdienten Strafe in die Welt geschickt hatte. Bald war ich überzeugt, daß jene Erscheinung des unbekannten Weibes nur eine Vision gewesen, die Folge gar zu großer Anstrengung, und statt, wie ich sonst gethan haben würde, das verführerische verderbliche Trugbild der steten Verfolgung des Widersachers zuzuschreiben, rechnete ich es nur der Täuschung der eignen aufgeregten Sinne zu, da der Umstand, daß die Fremde ganz wie die heilige Rosalia gekleidet gewesen, mir zu beweisen schien, daß das lebhafte Bild jener Heiligen, welches ich wirklich, wiewohl in beträchtlicher Ferne und in schiefer Richtung aus dem Beichtstuhl sehen konnte, großen Antheil daran gehabt habe. Tief bewunderte ich die Weisheit des Priors, der das richtige Mittel zu meiner Heilung wählte, denn, in den Klostermauern eingeschlossen, immer von denselben Gegenständen umgeben, immer brütend und hineinzehrend in das Innere, hätte mich jene Vision, der die Einsamkeit glühendere, keckere Farben lieh, zum Wahnsinn gebracht. Immer vertrauter werdend mit der Idee nur geträumt zu haben, konnte ich mich kaum des Lachens über mich selbst erwehren, ja mit einer Frivolität, die mir sonst nicht eigen, scherzte ich im Innern über den Gedanken, eine Heilige in mich verliebt zu wähnen, wobei ich zugleich daran dachte, daß ich ja selbst schon einmal der heilige Antonius gewesen. —

Schon mehrere Tage war ich durch das Gebirge gewandelt, zwischen kühn emporgethürmten schauerlichen Felsenmassen, über schmale Stege, unter denen reißende Waldbäche brausten; immer öder, immer beschwerlicher wurde der Weg. Es war hoher Mittag, die Sonne brannte auf mein unbedecktes Haupt, ich lechzte vor Durst, aber keine Quelle war in der Nähe, und noch immer konnte ich nicht das Dorf erreichen, auf das ich stoßen sollte. Ganz entkräftet setzte ich mich auf ein Felsstück, und konnte nicht widerstehen, einen Zug aus der Korbflasche zu thun, unerachtet ich das seltsame Getränk so viel nur möglich, aufsparen wollte. Neue Kraft durchglühte meine Adern, und erfrischt und gestärkt schritt ich weiter, um mein Ziel, das nicht mehr fern seyn konnte, zu erreichen. Immer dichter und dichter wurde der Tannenwald, im tiefsten Dickicht rauschte es, und bald darauf wieherte

laut ein Pferd, das dort angebunden. Ich trat einige Schritte weiter und erstarrte beinahe vor Schreck, als ich dicht an einem jähen entsetzlichen Abgrunde stand, in den sich, zwischen schroffen spitzen Felsen, ein Waldbach zischend und brausend hinabstürzte, dessen donnerndes Getöse ich schon in der Ferne vernommen. Dicht, dicht an dem Sturz, saß auf einem über die Tiefe hervorragenden Felsenstück, ein junger Mann in Uniform, der Hut mit dem hohen Federbusch, der Degen, ein Portefeuille lagen neben ihm. Mit dem ganzen Körper über den Abgrund hängend, schien er eingeschlafen und immer mehr und mehr herüber zu sinken. — Sein Sturz war unvermeidlich. Ich wagte mich heran; indem ich ihn mit der Hand ergreifen und zurückhalten wollte, schrie ich laut: um Jesuswillen! Herr! — erwacht! — Um Jesuswillen. — So wie ich ihn berührte, fuhr er auf aus tiefem Schlafe, aber in demselben Augenblick stürzte er, das Gleichgewicht verlierend, hinab in den Abgrund, daß, von Felsenspitze zu Felsenspitze geworfen, die zerschmetterten Glieder zusammenkrachten; sein schneidendes Jammergeschrei verhallte in der unermeßlichen Tiefe, aus der nur ein dumpfes Gewimmer herauftönte, das endlich auch erstarb. Leblos vor Schreck und Entsetzen stand ich da, endlich ergriff ich den Hut, den Degen, das Portefeuille, und wollte mich schnell von dem Unglücksorte entfernen, da trat mir ein junger Mensch aus dem Tannenwalde entgegen, wie ein Jäger gekleidet, schaute mir erst starr ins Gesicht, und fing dann an, ganz übermäßig zu lachen, so daß ein eiskalter Schauer mich durchbebte.

„Nun, gnädiger Herr Graf, sprach endlich der junge Mensch, die Maskerade ist in der That vollständig und herrlich, und wäre die gnädige Frau nicht schon vorher davon unterrichtet, wahrhaftig, sie würde den Herzensgeliebten nicht wieder erkennen. Wo haben Sie aber die Uniform hingethan, gnädiger Herr?“ — Die schleuderte ich hinab in den Abgrund, antwortete es aus mir hohl und dumpf, denn ich war es nicht, der diese Worte sprach, unwillkürlich entflohen sie meinen Lippen. In mich gekehrt, immer in den Abgrund starrend, ob der blutige Leichnam des Grafen sich nicht mir drohend erheben werde, stand ich da. — Es war mir, als habe ich ihn ermordet, noch immer hielt ich den Degen, Hut und Portefeuille krampfhaft fest. Da fuhr der junge Mensch fort: „Nun gnädiger Herr, reite ich den Fahrweg herab nach dem Städtchen, wo ich mich in dem Hause dicht vor

dem Thor linker Hand verborgen halten will, Sie werden wohl gleich herab nach dem Schlosse wandeln, man wird Sie wohl schon erwarten, Hut und Degen nehme ich mit mir." — Ich reichte ihm beides hin. „Nun leben Sie wohl, Herr Graf! recht viel Glück im Schlosse," rief der junge Mensch und verschwand singend und pfeifend in dem Dickicht. Ich hörte, daß er das Pferd, das dort angebunden, losmachte, und mit sich fortführte. Als ich mich von meiner Betäubung erholt und die ganze Begebenheit überdachte, mußte ich mir wohl eingestehen, daß ich bloß dem Spiel des Zufalls, der mich mit einem Ruck in das sonderbarste Verhältniß geworfen, nachgegeben. Es war mir klar, daß eine große Aehnlichkeit meiner Gesichtszüge und meiner Gestalt mit der des unglücklichen Grafen, den Jäger getäuscht, und der Graf gerade die Verkleidung als Capuziner gewählt haben müsse, um irgend ein Abentheuer in dem nahen Schlosse zu bestehen. Der Tod hatte ihn ereilt, und ein wunderbares Verhängniß mich in demselben Augenblick an seine Stelle geschoben. Der innere unwiderstehliche Drang in mir, wie es jenes Verhängniß zu wollen schien, die Rolle des Grafen fortzuspielen, überwog jeden Zweifel und übertäubte die innere Stimme, welche mich des Mordes und des frevelhaften Frevels bezieh. Ich eröffnete das Portefeuille, welches ich behalten; Briefe, beträchtliche Wechsel fielen mir in die Hand. Ich wollte die Papiere einzeln durchgehen, ich wollte die Briefe lesen um mich von den Verhältnissen des Grafen zu unterrichten, aber die innere Unruhe, der Flug von tausend und tausend Ideen, die durch meinen Kopf brausten, ließ es nicht zu.

Ich stand nach einigen Schritten wieder still, ich setzte mich auf ein Felsstück, ich wollte eine ruhigere Stimmung erzwingen, ich sah die Gefahr, so ganz unvorbereitet mich in den Kreis mir fremder Erscheinungen zu wagen; da tönten lustige Hörner durch den Wald, und mehrere Stimmen jauchzten und jubelten immer näher und näher. Das Herz pochte mir in gewaltigen Schlägen, mein Athem stockte, nun sollte sich mir eine neue Welt, ein neues Leben erschließen! — Ich bog in einen schmalen Fußsteig ein, der mich einen jähen Abhang hinabführte; als ich aus dem Gebüsch trat, lag ein großes schön gebautes Schloß vor mir im Thalgrunde. — Das war der Ort des Abentheuers, welches der Graf zu bestehen im Sinn gehabt, und ich ging ihm muthig entgegen. Bald befand ich mich in den Gän-

gen des Parks, welcher das Schloß umgab; in einer dunklen Seiten-Allee sah ich zwei Männer wandeln, von denen der eine wie ein Weltgeistlicher gekleidet war. Sie kamen mir näher, aber ohne mich gewahr zu werden gingen sie in tiefem Gespräch bei mir vorüber. Der Weltgeistliche war ein Jüngling, auf dessen schönem Gesichte die Todtenblässe eines tief nagenden Kummers lag, der andere schlicht aber anständig gekleidet, schien ein schon bejahrter Mann. Sie setzten sich, mir den Rücken zuwendend, auf eine steinerne Bank, ich konnte jedes Wort verstehen, was sie sprachen. „Hermogen! sagte der Alte: Sie bringen durch Ihr starrsinniges Schweigen Ihre Familie zur Verzweiflung, Ihre düstre Schwermuth steigt mit jedem Tage, Ihre jugendliche Kraft ist gebrochen, die Blüthe verwelkt, Ihr Entschluß, den geistlichen Stand zu wählen, zerstört alle Hoffnungen, alle Wünsche Ihres Vaters! — Aber willig würde er diese Hoffnung aufgeben, wenn ein wahrer innerer Beruf, ein unwiderstehlicher Hang zur Einsamkeit von Jugend auf den Entschluß in Ihnen erzeugt hätte, er würde dann nicht dem zu widerstreben wagen, was das Schicksal einmal über ihn verhängt. Die plötzliche Aenderung Ihres ganzen Wesens hat indessen nur zu deutlich gezeigt, daß irgend ein Ereigniß, das Sie uns hartnäckig verschweigen, Ihr Inneres auf furchtbare Weise erschüttert hat, und nun zerstörend fortarbeitet. — Sie waren sonst ein froher unbefangener lebenslustiger Jüngling! — Was konnte Sie denn dem Menschlichen so entfremden, daß Sie daran verzweifeln, in eines Menschen Brust könne Trost für Ihre kranke Seele zu finden seyn? Sie schweigen? Sie starren vor sich hin? — Sie seufzen? Hermogen! Sie liebten sonst Ihren Vater mit seltener Innigkeit, ist es Ihnen aber jetzt unmöglich worden, ihm Ihr Herz zu erschließen, so quälen Sie ihn wenigstens nicht durch den Anblick Ihres Rocks, der auf den für ihn entsetzlichen Entschluß hindeutet. Ich beschwöre Sie, Hermogen! werfen Sie diese verhaßte Kleidung ab. Glauben Sie mir, es liegt eine geheimnißvolle Kraft in diesen äußerlichen Dingen; es kann Ihnen nicht mißfallen, denn ich glaube von Ihnen ganz verstanden zu werden, wenn ich in diesem Augenblick freilich auf fremdartig scheinende Weise der Schauspieler gedenke, die oft, wenn sie sich in das Costume geworfen, wie von einem fremden Geist sich angeregt fühlen, und leichter in den darzustellenden Charakter eingehen. Lassen Sie mich, meiner Natur gemäß, heitrer von der Sache sprechen.

als sich sonst wohl ziemen würde. — Meinen Sie denn nicht, daß wenn dieses lange Kleid nicht mehr Ihren Gang zur düstern Gravität einhemmen würde, Sie wieder rasch und froh dahin schreiten, ja laufen, springen würden, wie sonst? Der blinkende Schein der Epaulettes, die sonst auf Ihren Schultern prangten, würde wieder jugendliche Gluth auf diese blassen Wangen werfen, und die klirrenden Sporen würden, wie liebliche Musik, dem muntern Rosse ertönen, das Ihnen entgegen wieherte, vor Lust tanzend, und den Nacken beugend dem geliebten Herrn. Auf, Baron! — Herunter mit dem schwarzen Gewande, das Ihnen nicht ansteht! — Soll Friedrich Ihre Uniform hervorsuchen?"

Der Alte stand auf und wollte fortgehen, der Jüngling fiel ihm in die Arme. „Ach, Sie quälen mich, guter Reinhold! rief er mit matter Stimme: Sie quälen mich unaussprechlich! — Ach, je mehr Sie sich bemühen, die Saiten in meinem Innern anzuschlagen, die sonst harmonisch erklangen, desto mehr fühle ich, wie des Schicksals eherne Faust mich ergriffen, mich erdrückt hat, so daß, wie in einer zerbrochenen Laute, nur Mißtöne in mir wohnen!" — So scheint es Ihnen, lieber Baron, fiel der Alte ein: Sie sprechen von einem ungeheuern Schicksal, das Sie ergriffen, worinn das bestanden, verschweigen Sie, dem sey aber, wie ihm wolle, ein Jüngling, so wie Sie, mit innerer Kraft, mit jugendlichem Feuermuthe ausgerüstet, muß vermögen sich gegen des Schicksals eherne Faust zu wappnen, ja er muß, wie durchstrahlt von einer göttlichen Natur, sich über sein Geschick erheben, und so dies höhere Seyn in sich selbst erweckend und entzündend sich emporschwingen über die Qual dieses armseligen Lebens! Ich wüßte nicht, Baron, welch' ein Geschick denn im Stande seyn sollte, dies kräftige innere Wollen zu zerstören. — Hermogen trat einen Schritt zurück, und den Alten mit einem düsteren, wie im verhaltenen Zorn glühenden Blicke, der etwas Entsetzliches hatte, anstarrend, rief er mit dumpfer, hohler Stimme: so wisse denn, daß ich selbst das Schicksal bin, das mich vernichtet, daß ein ungeheures Verbrechen auf mir lastet, ein schändlicher Frevel, den ich abbüße in Elend und Verzweiflung. — Darum sey barmherzig und flehe den Vater an, daß er mich fort lasse in die Mauern! — „Baron, fiel der Alte ein: Sie sind in einer Stimmung, die nur dem gänzlich zerrütteten Gemüthe eigen, Sie sollen nicht fort, Sie dürfen durchaus

nicht fort. In diesen Tagen kommt die Baronesse mit Aurelien, die müssen Sie sehen.“ Da lachte der Jüngling, wie in furchtbarem Hohn, und rief mit einer Stimme, die durch mein Innres dröhnte: „Muß ich? — muß ich bleiben? — Ja, wahrhaftig, Alter, Du hast Recht, ich muß bleiben, und meine Buße wird hier schrecklicher seyn, als in den dumpfen Mauern.“ — Damit sprang er fort durch das Gebüsch, und ließ den Alten stehen, der, das gesenkte Haupt in die Hand gestützt, sich ganz dem Schmerz zu überlassen schien. „Gelobt sey Jesus Christus!“ sprach ich, zu ihm hinantretend. — Er fuhr auf, er sah mich ganz verwundert an, doch schien er sich bald auf meine Erscheinung, wie auf etwas ihm schon Bekanntes zu besinnen, indem er sprach: „Ach gewiß sind Sie es, ehrwürdiger Herr! dessen Ankunft uns die Frau Baronesse, zum Trost der in Trauer versunkenen Familie, schon vor einiger Zeit ankündigte?“ — Ich bejahte das, Reinhold ging bald ganz in die Heiterkeit über, die ihm eigenthümlich zu seyn schien, wir durchwanderten den schönen Park, und kamen endlich in ein dem Schlosse ganz nahgelegenes Boskett, vor dem sich eine herrliche Aussicht ins Gebirge öffnete. Auf seinen Ruf eilte der Bediente, der eben aus dem Portal des Schlosses trat, herbei, und bald wurde uns ein gar stattliches Frühstück aufgetragen. Während daß wir die gefüllten Gläser anstießen, schien es mir, als betrachte mich Reinhold immer aufmerksamer, ja, als suche er mit Mühe eine halb erloschene Erinnerung aufzufrischen. Endlich brach er los: „mein Gott, ehrwürdiger Herr! Alles müßte mich trügen, wenn Sie nicht der Pater Medardus aus dem Capuziner Kloster in . . r — wären, aber wie sollte das möglich seyn? — und doch! Sie sind es — Sie sind es gewiß — sprechen Sie doch nur!“ — Als hätte ein Blitz aus heitrer Luft mich getroffen, bebte es bei Reinholds Worten mir durch alle Glieder. Ich sah mich entlarvt, entdeckt, des Mordes beschuldigt, die Verzweiflung gab mir Stärke, es ging nun auf Tod und Leben. „Ich bin allerdings der Pater Medardus aus dem Capuziner Kloster in . . r — und mit Auftrag und Vollmacht des Klosters auf einer Reise nach Rom begriffen.“ — Dies sprach ich mit all' der Ruhe und Gelassenheit, die ich nur zu erkünsteln vermochte. „So ist es denn vielleicht nur Zufall, sagte Reinhold: daß Sie auf der Reise, vielleicht von der Heerstraße verirrt, hier eintrafen, oder wie kam es, daß die Frau Baronesse mit Ihnen bekannt wurde und

Sie herschickte?" — Ohne mich zu besinnen, blindlings das nachsprechend, was mir eine fremde Stimme im Innern zuzuflüstern schien, sagte ich: auf der Reise machte ich die Bekanntschaft des Beichtvaters der Baronesse, und dieser empfahl mich, den Auftrag hier im Hause zu vollbringen. „Es ist wahr, fiel Reinhold ein: so schrieb es ja die Frau Baronesse. Nun, dem Himmel sey es gedankt, der Sie zum Heil des Hauses diesen Weg führte, und daß Sie, als ein frommer wackrer Mann, es sich gefallen lassen, mit Ihrer Reise zu zögern, um hier Gutes zu stiften. Ich war zufällig vor einigen Jahren in..r und hörte Ihre salbungsvollen Reden, die Sie in wahrhaft himmlischer Begeisterung von der Kanzel herab hielten. Ihrer Frömmigkeit, Ihrem wahren Beruf, das Heil verlorner Seelen zu erkämpfen mit glühendem Eifer, Ihrer herrlichen aus innerer Begeisterung hervorströmenden Rednergabe, traue ich zu, daß Sie das vollbringen werden, was wir Alle nicht vermochten. Es ist mir lieb, daß ich Sie traf, ehe Sie den Baron gesprochen, ich will dies dazu benutzen, Sie mit den Verhältnissen der Familie bekannt zu machen, und so aufrichtig seyn, als ich es Ihnen, ehrwürdiger Herr, als einem heiligen Manne, den uns der Himmel selbst zum Trost zu schicken scheint, wohl schuldig bin. Sie müssen auch ohnedem, um Ihren Bemühungen die richtige Tendenz und gehörige Wirkung zu geben, über Manches wenigstens Andeutungen erhalten, worüber ich gern schweigen möchte. — Alles ist übrigens mit nicht gar zu viel Worten abgethan. — Mit dem Baron bin ich aufgewachsen, die gleiche Stimmung unserer Seelen machte uns zu Brüdern, und vernichtete die Scheidewand, die sonst unsere Geburt zwischen uns gezogen hätte. Ich trennte mich nie von ihm, und wurde in demselben Augenblick, als wir unsere akademischen Studien vollendet, und er die Güter seines verstorbenen Vaters hier im Gebirge in Besitz nahm, Intendant dieser Güter. — Ich blieb sein innigster Freund und Bruder, und als solcher eingeweiht in die geheimsten Angelegenheiten seines Hauses. Sein Vater hatte seine Verbindung mit einer ihm befreundeten Familie durch eine Heirath gewünscht, und um so freudiger erfüllte er diesen Willen, als er in der ihm bestimmten Braut ein herrliches, von der Natur reich ausgestattetes Wesen fand, zu dem er sich unwiderstehlich hingezogen fühlte. Selten kam wohl der Wille der Väter so vollkommen mit dem Geschick überein, das die Kinder in allen nur möglichen

Beziehungen für einander bestimmt zu haben schien. Hermogen und Aurelie waren die Frucht der glücklichen Ehe. Mehrentheils brachten wir den Winter in der benachbarten Hauptstadt zu, als aber bald nach Aureliens Geburt die Baronesse zu kränkeln anfing, blieben wir auch den Sommer über in der Stadt, da sie unausgesetzt des Beistandes geschickter Aerzte bedurfte. Sie starb, als eben im herannahenden Frühling ihre scheinbare Besserung den Baron mit den frohsten Hoffnungen erfüllte. Wir flohen auf das Land, und nur die Zeit vermochte den tiefen zerstörenden Gram zu mildern, der den Baron ergriffen hatte. Hermogen wuchs zum herrlichen Jüngling heran, Aurelie wurde immer mehr das Ebenbild ihrer Mutter, die sorgfältige Erziehung der Kinder war unser Tagewerk und unsere Freude. Hermogen zeigte entschiedenen Hang zum Militair, und dies zwang den Baron, ihn nach der Hauptstadt zu schicken, um dort unter den Augen seines alten Freundes, des Gouverneurs, die Laufbahn zu beginnen. — Erst vor drei Jahren brachte der Baron mit Aurelien und mit mir wieder, wie vor alter Zeit, zum erstenmal den ganzen Winter in der Residenz zu, theils seinen Sohn wenigstens einige Zeit hindurch in der Nähe zu haben, theils seine Freunde, die ihn unaufhörlich dazu aufgefordert, wieder zu sehen. Allgemeines Aufsehen in der Hauptstadt erregte damals die Nichte des Gouverneurs, welche aus der Residenz dahin gekommen. Sie war elternlos und hatte sich unter den Schutz des Oheims begeben, wiewohl sie, einen besonderen Flügel des Pallastes bewohnend, ein eignes Haus machte, und die schöne Welt um sich zu versammeln pflegte. Ohne Euphemien näher zu beschreiben, welches um so unnöthiger, da Sie, ehrwürdiger Herr! sie bald selbst sehen werden, begnüge ich mich zu sagen, daß alles, was sie that, was sie sprach, von einer unbeschreiblichen Anmuth belebt, und so der Reiz ihrer ausgezeichneten körperlichen Schönheit bis zum Unwiderstehlichen erhöht wurde. — Ueberall, wo sie erschien, ging ein neues herrliches Leben auf, und man huldigte ihr mit dem glühendsten Enthusiasmus; den Unbedeutendsten, Leblosesten wußte sie selbst in sein eignes Inneres hinein zu entzünden, daß er, wie inspirirt, sich über die eigne Dürftigkeit erhob, und entzückt in den Genüssen eines höheren Lebens schwelgte, die ihm unbekannt gewesen. Es fehlte natürlicherweise nicht an Anbetern, die täglich zu der Gottheit mit Inbrunst flehten; man konnte indessen nie mit Bestimmtheit

sagen, daß sie diesen oder jenen besonders auszeichne, vielmehr wußte sie mit schalkhafter Ironie, die, ohne zu beleidigen, nur wie starkes brennendes Gewürz anregte und reitzte, Alle mit einem unauflöslichen Bande zu umschlingen, daß sie sich, festgezaubert in dem magischen Kreise, froh und lustig bewegten. Auf den Baron hatte diese Cirze einen wunderbaren Eindruck gemacht. Sie bewies ihm gleich bei seinem Erscheinen eine Aufmerksamkeit, die von kindlicher Ehrfurcht erzeugt zu seyn schien; in jedem Gespräch mit ihm zeigte sie den gebildetsten Verstand und tiefes Gefühl, wie er es kaum noch bei Weibern gefunden. Mit unbeschreiblicher Zartheit suchte und fand sie Aureliens Freundschaft, und nahm sich ihrer mit so vieler Wärme an, daß sie sogar es nicht verschmähte für die kleinsten Bedürfnisse ihres Anzuges und sonst wie eine Mutter zu sorgen. Sie wußte dem blöden unerfahrnen Mädchen in glänzender Gesellschaft auf eine so feine Art beizustehen, daß dieser Beistand, statt bemerkt zu werden, nur dazu diente, Aureliens natürlichen Verstand und tiefes richtiges Gefühl so herauszuheben, daß man sie bald mit der höchsten Achtung auszeichnete. Der Baron ergoß sich bei jeder Gelegenheit in Euphemiens Lob, und hier traf es sich vielleicht zum erstenmal in unserm Leben, daß wir so ganz verschiedener Meinung waren. Gewöhnlich machte ich in jeder Gesellschaft mehr den stillen aufmerksamen Beobachter, als daß ich hätte unmittelbar eingehen sollen in lebendige Mittheilung und Unterhaltung. So hatte ich auch Euphemien, die nur dann und wann, nach ihrer Gewohnheit Niemanden zu übersehen, ein paar freundliche Worte mit mir gewechselt, als eine höchst interessante Erscheinung recht genau beobachtet. Ich mußte eingestehen, daß sie das schönste, herrlichste Weib von allen war, daß aus Allem, was sie sprach, Verstand und Gefühl hervorleuchtete; und doch wurde ich auf ganz unerklärliche Weise von ihr zurückgestoßen, ja ich konnte ein gewisses unheimliches Gefühl nicht unterdrücken, das sich augenblicklich meiner bemächtigte, sobald ihr Blick mich traf, oder sie mit mir zu sprechen anfing. In ihren Augen brannte oft eine ganz eigne Gluth, aus der, wenn sie sich unbemerkt glaubte, funkelnde Blitze schossen, und es schien ein inneres verderbliches Feuer, das nur mühsam überbaut, gewaltsam hervorzustrahlen. Nächst dem schwebte oft um ihren sonst weich geformten Mund eine gehässige Ironie, die mich, da es oft der grellste Ausdruck des hämischen Hohns war im Inner-

sten erbeben machte. Daß sie oft den Hermogen, der sich wenig oder gar nicht um sie bemühte, in dieser Art anblickte, machte es mir gewiß, daß Manches hinter der schönen Maske verborgen, was wohl Niemand ahne. Ich konnte dem ungemessenen Lob des Barons freilich nichts entgegensetzen, als meine physiognomischen Bemerkungen, die er nicht im mindesten gelten ließ, vielmehr in meinem innerlichen Abscheu gegen Euphemien nur eine höchst merkwürdige Idiosynkrasie fand. Er vertraute mir, daß Euphemie wahrscheinlich in die Familie treten werde, da er alles anwenden wolle, sie künftig mit Hermogen zu verbinden. Dieser trat, als wir so eben recht ernstlich über die Angelegenheit sprachen, und ich alle nur mögliche Gründe hervorsuchte, meine Meinung über Euphemien zu rechtfertigen, ins Zimmer, und der Baron, gewohnt in Allem schnell und offen zu handeln, machte ihn augenblicklich mit seinen Plänen und Wünschen Rücksichts Euphemiens bekannt. Hermogen hörte alles ruhig an, was der Baron darüber und zum Lobe Euphemiens mit dem größten Enthusiasmus sprach. Als die Lobrede geendet, antwortete er, wie er sich auch nicht im mindesten von Euphemien angezogen fühle, sie niemals lieben könne, und daher recht herzlich bitte, den Plan jeder näheren Verbindung mit ihr aufzugeben. Der Baron war nicht wenig bestürzt, seinen Lieblingsplan so beim ersten Schritt zertrümmert zu sehen, indessen war er um so weniger bemüht, noch mehr in Hermogen zu dringen, als er nicht einmal Euphemiens Gesinnungen hierüber wußte. Mit der ihm eignen Heiterkeit und Gemüthlichkeit scherzte er bald über sein unglückliches Bemühen, und meinte, daß Hermogen mit mir vielleicht die Idiosynkrasie theile, obgleich er nicht begreife, wie in einem schönen interessanten Weibe solch ein zurückschreckendes Prinzip wohnen könne. Sein Verhältniß mit Euphemien blieb natürlicherweise dasselbe; er hatte sich so an sie gewöhnt, daß er keinen Tag zubringen konnte, ohne sie zu sehen. So kam es denn, daß er einmal, in ganz heitrer gemüthlicher Laune, ihr scherzend sagte: wie es nur einen einzigen Menschen in ihrem Zirkel gebe, der nicht in sie verliebt sey, nämlich Hermogen. — Er habe die Verbindung mit ihr, die er, der Baron, doch so herzlich gewünscht, hartnäckig ausgeschlagen.

Euphemie meinte, daß es auch wohl noch darauf angekommen seyn würde, was sie zu der Verbindung gesagt, und daß ihr zwar

jedes nähere Verhältniß mit dem Baron wünschenswerth sey, aber nicht durch Hermogen, der ihr viel zu ernst und launisch wäre. Von der Zeit, als dieses Gespräch, das mir der Baron gleich wieder erzählte, stattgefunden, verdoppelte Euphemie ihre Aufmerksamkeit für den Baron und Aurelien; ja in manchen leisen Andeutungen führte sie den Baron darauf, daß eine Verbindung mit ihm selbst dem Ideal, das sie sich nun einmal von einer glücklichen Ehe mache, ganz entspreche. Alles, was man Rücksichts des Unterschieds der Jahre, oder sonst entgegensetzen konnte, wußte sie auf die eindringendste Weise zu widerlegen, und mit dem Allen ging sie so leise, so fein, so geschickt Schritt vor Schritt vorwärts, daß der Baron glauben mußte, alle die Ideen, alle die Wünsche, die Euphemie gleichsam nur in sein Inneres hauchte, wären eben in seinem Innern emporgekeimt. Kräftiger, lebensvoller Natur, wie er war, fühlte er sich bald von der glühenden Leidenschaft des Jünglings ergriffen. Ich konnte den wilden Flug nicht mehr aufhalten, es war zu spät. Nicht lange dauerte es, so war Euphemie, zum Erstaunen der Hauptstadt, des Barons Gattin. Es war mir, als sey nun das bedrohliche grauenhafte Wesen, das mich in der Ferne geängstigt, recht in mein Leben getreten, und als müße ich wachen und auf sorglicher Hut seyn für meinen Freund und für mich selbst. — Hermogen nahm die Verheirathung seines Vaters mit kalter Gleichgültigkeit auf. Aurelie, das liebe ahnungsvolle Kind, zerfloß in Thränen."

„Bald nach der Verbindung sehnte sich Euphemie ins Gebirge; sie kam her, und ich muß gestehen, daß ihr Betragen in hoher Liebenswürdigkeit sich so ganz gleich blieb, daß sie mir unwillkürliche Bewunderung abnöthigte. So verflossen zwei Jahre in ruhigem ungestörten Lebensgenuß. Die beiden Winter brachten wir in der Hauptstadt zu, aber auch hier bewies die Baronesse dem Gemahl so viel unbegränzte Ehrfurcht, so viel Aufmerksamkeit für seine leisesten Wünsche, daß der giftige Neid verstummen mußte, und keiner der jungen Herren, die sich schon freien Spielraum für ihre Galanterie bei der Baronesse geträumt hatten, sich auch die kleinste Glosse erlaubte. Im letzten Winter mochte ich auch wieder der Einzige seyn, der, ergriffen von der alten kaum verwundenen Idiosynkrasie, wieder arges Mißtrauen zu hegen anfing."

„Vor der Verbindung mit dem Baron war der Graf Viktorin,

ein junger schöner Mann, Major bei der Ehrengarde, und nur abwechselnd in der Hauptstadt, einer der eifrigsten Verehrer Euphemiens, und der Einzige, den sie oft wie unwillkürlich, hingerissen von dem Eindruck des Moments, vor den Andern auszeichnete. Man sprach sogar schon einmal davon, daß wohl ein näheres Verhältniß zwischen ihm und Euphemien statt finden möge, als man es nach dem äußern Anschein vermuthen solle, aber das Gerücht verscholl eben so dumpf als es entstanden. Graf Viktorin war eben den Winter wieder in der Hauptstadt, und natürlicherweise in Euphemiens Zirkeln, er schien sich aber nicht im mindesten um sie zu bemühen, sondern vielmehr sie absichtlich zu vermeiden. Demunerachtet war es mir oft, als begegneten sich, wenn sie nicht bemerkt zu werden glaubten, ihre Blicke in denen inbrünstige Sehnsucht, lüsternes, glühendes Verlangen wie verzehrendes Feuer brannte. Bei dem Gouverneur war eines Abends eine glänzende Gesellschaft versammelt, ich stand in ein Fenster gedrückt, so daß mich die herabfallende Draperie des reichen Vorhangs halb versteckte, nur zwei bis drei Schritte vor mir stand Graf Viktorin. Da streifte Euphemie, reizender gekleidet als je, und in voller Schönheit strahlend, an ihm vorüber; er faßte, so daß es niemand, als gerade ich, bemerken konnte, mit leidenschaftlicher Heftigkeit ihren Arm, — sie erbebte sichtlich; ihr ganz unbeschreiblicher Blick — es war die glutvollste Liebe, die nach Genuß dürstende Wollust selbst — fiel auf ihn. Sie lispelten einige Worte, die ich nicht verstand. Euphemie mochte mich erblicken; sie wandte sich schnell um, aber ich vernahm deutlich die Worte: wir werden bemerkt!"

„Ich erstarrte vor Erstaunen, Schrecken und Schmerz! — Ach, wie soll ich Ihnen, ehrwürdiger Herr! denn mein Gefühl beschreiben! — Denken Sie an meine Liebe, an meine treue Anhänglichkeit, mit der ich dem Baron ergeben war — an meine bösen Ahnungen, die nun erfüllt wurden; denn die wenigen Worte hatten es mir ja ganz erschlossen, daß ein geheimes Verhältniß zwischen der Baronesse und dem Grafen statt fand. Ich mußte wohl vor der Hand schweigen, aber die Baronesse wollte ich bewachen mit Argusaugen, und dann, bei erlangter Gewißheit ihres Verbrechens, die schändlichen Bande lösen, mit denen sie meinen unglücklichen Freund umstrickt hatte. Doch wer vermag teuflischer Arglist zu begegnen; umsonst, ganz umsonst waren meine Bemühungen, und es wäre lächerlich gewesen, dem

Baron das mitzutheilen, was ich gesehen und gehört, da die Schlaue Auswege genug gefunden haben würde, mich als einen abgeschmackten, thörichten Geisterseher darzustellen.“ —

„Der Schnee lag noch auf den Bergen, als wir im vergangenen Frühling hier einzogen, demunerachtet machte ich manchen Spaziergang in die Berge hinein; im nächsten Dorfe begegne ich einem Bauer, der in Gang und Haltung etwas fremdartiges hat, als er den Kopf umwendet, erkenne ich den Grafen Viktorin, aber in demselben Augenblick verschwindet er hinter den Häusern und ist nicht mehr zu finden. — Was konnte ihn anders zu der Verkleidung vermocht haben, als das Verständniß mit der Baronesse! — Eben jetzt weiß ich gewiß, daß er sich wieder hier befindet, ich habe seinen Jäger vorüber reiten gesehn, unerachtet es mir unbegreiflich ist, daß er die Baronesse nicht in der Stadt aufgesucht haben sollte! — Vor drei Monaten begab es sich, daß der Gouverneur heftig erkrankte und Euphemien zu sehen wünschte, sie reiste mit Aurelien augenblicklich dahin, und nur eine Unpäßlichkeit hielt den Baron ab, sie zu begleiten. Nun brach aber das Unglück und die Trauer ein in unser Haus, denn bald schrieb Euphemie dem Baron, wie Hermogen plötzlich von einer oft in wahnsinnige Wuth ausbrechenden Melancholie befallen, wie er einsam umherirre, sich und sein Geschick verwünsche und wie alle Bemühungen der Freunde und der Aerzte bis jetzt umsonst gewesen. Sie können denken, ehrwürdiger Herr, welch einen Eindruck diese Nachricht auf den Baron machte. Der Anblick seines Sohnes würde ihn zu sehr erschüttert haben, ich reiste daher allein nach der Stadt. Hermogen war durch starke Mittel, die man angewandt, wenigstens von den wilden Ausbrüchen des wüthenden Wahnsinns befreit, aber eine stille Melancholie war eingetreten, die den Aerzten unheilbar schien. Als er mich sah, war er tief bewegt — er sagte mir, wie ihn ein unglückliches Verhängniß treibe, dem Stande, in welchem er sich jetzt befinde, auf immer zu entsagen, und nur als Klostergeistlicher könne er seine Seele erretten von ewiger Verdammniß. Ich fand ihn schon in der Tracht, wie Sie, ehrwürdiger Herr, ihn vorhin gesehen, und es gelang mir seines Widerstrebens unerachtet endlich ihn hieher zu bringen. Er ist ruhig, aber läßt nicht ab von der einmal gefaßten Idee, und alle Bemühungen das Ereigniß zu erforschen, das ihn in diesen Zustand versetzt, bleiben fruchtlos, unerachtet die Ent-

deckung dieses Geheimnisses vielleicht am ersten auf wirksame Mittel führen könnte, ihn zu heilen."

„Vor einiger Zeit schrieb die Baronesse, wie sie auf Anrathen ihres Beichtvaters einen Ordensgeistlichen hersenden werde, dessen Umgang und tröstender Zuspruch, vielleicht besser als alles andere, auf Hermogen wirken könne, da sein Wahnsinn augenscheinlich eine ganz religiöse Tendenz genommen. — Es freut mich recht innig, daß die Wahl Sie, ehrwürdiger Herr! den ein glücklicher Zufall in die Hauptstadt führte, traf. Sie können einer gebeugten Familie die verlorne Ruhe wieder geben, wenn Sie Ihre Bemühungen, die der Herr segnen möge, auf einen doppelten Zweck richten. Erforschen Sie Hermogens entsetzliches Geheimniß, seine Brust wird erleichtert seyn, wenn er sich, sey es auch in heiliger Beichte, entdeckt hat, und die Kirche wird ihn dem frohen Leben in der Welt, der er angehört, wieder geben, statt ihn in den Mauern zu begraben. — Aber treten Sie auch der Baronesse näher. — Sie wissen Alles — Sie stimmen mir bei, daß meine Bemerkungen von der Art sind, daß, so wenig sich darauf eine Anklage gegen die Baronesse bauen läßt, doch eine Täuschung, ein ungerechter Verdacht kaum möglich ist. Ganz meiner Meinung werden Sie seyn, wenn Sie Euphemien sehen und kennen lernen. Euphemie ist religiös schon aus Temperament, vielleicht gelingt es Ihrer besonderen Rednergabe, tief in ihr Herz zu dringen, sie zu erschüttern und zu bessern, daß sie den Verrath am Freunde, der sie um die ewige Seligkeit bringt, unterläßt. Noch muß ich sagen, ehrwürdiger Herr! daß es mir in manchen Augenblicken scheint, als trage der Baron einen Gram in der Seele, dessen Ursache er mir verschweigt, denn außer der Bekümmerniß um Hermogen kämpft er sichtlich mit einem Gedanken, der ihn beständig verfolgt. Es ist mir in den Sinn gekommen, daß vielleicht ein böser Zufall noch deutlicher ihm die Spur von dem verbrecherischen Umgange der Baronesse mit dem fluchwürdigen Grafen zeigte, als mir. — Auch meinen Herzensfreund, den Baron, empfehle ich, ehrwürdiger Herr! Ihrer geistlichen Sorge." —

Mit diesen Worten schloß Reinhold seine Erzählung, die mich auf mannigfache Weise gefoltert hatte, indem die seltsamsten Widersprüche in meinem Innern sich durchkreuzten. Mein eignes Ich, zum grausamen Spiel eines launenhaften Zufalls geworden, und in

fremdartige Gestalten zerfließend, schwamm ohne Halt wie in einem Meer all' der Ereignisse, die wie tobende Wellen auf mich hineinbrausten. — Ich konnte mich selbst nicht wieder finden! Offenbar wurde Viktorin durch den Zufall, der meine Hand, nicht meinen Willen leitete, in den Abgrund gestürzt! — ich trete an seine Stelle, aber Reinhold kennt den Pater Medardus, den Prediger im Capuziner Kloster in ..r, und so bin ich ihm das wirklich, was ich bin! — Aber das Verhältniß mit der Baronesse, welches Viktorin unterhält, kommt auf mein Haupt, denn ich bin selbst Viktorin. Ich bin das, was ich scheine, und scheine das nicht, was ich bin, mir selbst ein unerklärlich Räthsel, bin ich entzweit mit meinem Ich!

Des Sturms in meinem Innern unerachtet, gelang es mir die dem Priester ziemliche Ruhe zu erheucheln, und so trat ich vor den Baron. Ich fand in ihm einen bejahrten Mann, aber in den erloschenen Zügen lagen noch die Andeutungen seltner Fülle und Kraft. Nicht das Alter, sondern der Gram hatte die tiefen Furchen auf seiner breiten offenen Stirn gezogen, und die Locken weiß gefärbt. Unerachtet dessen herrschte noch in Allem, was er sprach, in seinem ganzen Benehmen, eine Heiterkeit und Gemüthlichkeit, die Jeden unwiderstehlich zu ihm hinziehen mußte. Als Reinhold mich als den vorstellte, dessen Ankunft die Baronesse angekündigt, sah er mich an mit durchdringendem Blick, der immer freundlicher wurde, als Reinhold erzählte, wie er mich schon vor mehreren Jahren im Capuziner Kloster zu ..r predigen gehört, und sich von meiner seltnen Rednergabe überzeugt hätte. Der Baron reichte mir treuherzig die Hand und sprach, sich zu Reinhold wendend: „Ich weiß nicht, lieber Reinhold! wie so sonderbar mich die Gesichtszüge des ehrwürdigen Herrn bei dem ersten Anblick ansprachen; sie weckten eine Erinnerung, die vergebens strebte, deutlich und lebendig hervorzugehen."

Es war mir als würde er gleich herausbrechen: es ist ja Graf Viktorin, denn auf wunderbare Weise glaubte ich nun wirklich Viktorin zu seyn, und ich fühlte mein Blut heftiger wallen und aufsteigend meine Wangen höher färben. — Ich baute auf Reinhold, der mich ja als den Pater Medardus kannte, unerachtet mir das eine Lüge zu seyn schien: nichts konnte meinen verworrenen Zustand lösen.

Nach dem Willen des Barons sollte ich sogleich Hermogens Bekanntschaft machen, er war aber nirgends zu finden; man hatte ihn

nach dem Gebirge wandeln gesehen und war deshalb nicht besorgt um ihn, weil er schon mehrmals Tagelang auf diese Weise entfernt gewesen. Den ganzen Tag über blieb ich in Reinholds und des Barons Gesellschaft, und nach und nach faßte ich mich so im Innern, daß ich mich am Abend voll Muth und Kraft fühlte, keck all' den wunderlichen Ereignissen entgegen zu treten, die meiner zu harren schienen. In der einsamen Nacht öffnete ich das Portefeuille, und überzeugte mich ganz davon, daß es eben Graf Viktorin war, der zerschmettert im Abgrunde lag, doch waren übrigens die an ihn gerichteten Briefe gleichgültigen Inhalts, und kein einziger führte mich auch nur mit einer Sylbe ein in seine näheren Lebensverhältnisse. Ohne mich darum weiter zu kümmern, beschloß ich dem mich ganz zu fügen, was der Zufall über mich verhängt haben würde, wenn die Baronesse angekommen und mich gesehen. — Schon den andern Morgen traf die Baronesse mit Aurelien ganz unerwartet ein. Ich sah beide aus dem Wagen steigen und, von dem Baron und Reinhold empfangen, in das Portal des Schlosses gehen. Unruhig schritt ich im Zimmer auf und ab von seltsamen Ahnungen bestürmt, nicht lange dauerte es, so wurde ich hinabgerufen. — Die Baronesse trat mir entgegen — ein schönes, herrliches Weib, noch in voller Blüthe. — Als sie mich erblickte, schien sie auf besondere Weise bewegt, ihre Stimme zitterte, sie vermochte kaum Worte zu finden. Ihre sichtliche Verlegenheit gab mir Muth, ich schaute ihr keck ins Auge, und gab ihr nach Klostersitte den Segen — sie erbleichte, sie mußte sich niederlassen. Reinhold sah mich an, ganz froh und zufrieden lächelnd. In dem Augenblick öffnete sich die Thüre und der Baron trat mit Aurelien herein. —

So wie ich Aurelien erblickte, fuhr ein Strahl in meine Brust, und entzündete all' die geheimsten Regungen, die wonnevollste Sehnsucht, das Entzücken der inbrünstigen Liebe, alles was sonst nur gleich einer Ahnung aus weiter Ferne im Innern erklungen, zum regen Leben; ja das Leben selbst ging mir nun erst auf farbigt und glänzend, denn alles vorher lag kalt und erstorben in öder Nacht hinter mir. — Sie war es selbst, sie die ich in jener wundervollen Vision im Beichtstuhl geschaut. Der schwermüthige kindlich fromme Blick des dunkelblauen Auges, die weichgeformten Lippen, der wie in betender Andacht sanft vorgebeugte Nacken, die hohe schlanke Gestalt, nicht Aurelie, die

heilige Rosalie selbst war es. — Sogar der Azurblaue Shawl, den Aurelie über das dunkelrothe Kleid geschlagen, war im phantastischen Faltenwurf ganz dem Gewande ähnlich, wie es die Heilige auf jenem Gemälde, und eben die Unbekannte in jener Vision trug. — Was war der Baronesse üppige Schönheit gegen Aureliens himmlischen Liebreiz. Nur sie sah ich, indem alles um mich verschwunden. Meine innere Bewegung konnte den Umstehenden nicht entgehen. „Was ist Ihnen, ehrwürdiger Herr! fing der Baron an; Sie scheinen auf ganz besondere Weise bewegt?" — Diese Worte brachten mich zu mir selbst, ja ich fühlte in dem Augenblick eine übermenschliche Kraft in mir emporkeimen, einen nie gefühlten Muth alles zu bestehen, denn Sie mußte der Preis des Kampfes werden.

„Wünschen Sie sich Glück, Herr Baron! rief ich, wie von hoher Begeisterung plötzlich ergriffen: wünschen Sie sich Glück! — eine Heilige wandelt unter uns in diesen Mauern, und bald öffnet sich in segensreicher Klarheit der Himmel, und sie selbst, die heilige Rosalia, von den heiligen Engeln umgeben, spendet Trost und Seligkeit den Gebeugten, die fromm und gläubig sie anflehten. — Ich höre die Hymnen verklärter Geister, die sich sehnen nach der Heiligen, und sie im Gesange rufend, aus glänzenden Wolken herabschweben. Ich sehe ihr Haupt strahlend in der Glorie himmlischer Verklärung, emporgehoben nach dem Chor der Heiligen, der ihrem Auge sichtlich! — Sancta Rosalia, ora pro nobis!"

Ich sank mit in die Höhe gerichteten Augen auf die Kniee, die Hände faltend zum Gebet, und Alles folgte meinem Beispiel. Niemand frug mich weiter, man schrieb den plötzlichen Ausbruch meiner Begeisterung irgend einer Inspiration zu, so daß der Baron beschloß, wirklich am Altar der heiligen Rosalia, in der Hauptkirche der Stadt, Messen lesen zu lassen. Herrlich hatte ich mich auf diese Weise aus der Verlegenheit gerettet, und immer mehr war ich bereit, Alles zu wagen, denn es galt Aureliens Besitz, um den mir selbst mein Leben feil war. — Die Baronesse schien in ganz besonderer Stimmung, ihre Blicke verfolgten mich, aber so wie ich sie unbefangen anschaute, irrten ihre Augen unstät umher. Die Familie war in ein anderes Zimmer getreten, ich eilte in den Garten hinab und schweifte durch die Gänge, mit tausend Entschlüssen, Ideen, Plänen für mein künftiges Leben im Schlosse arbeitend und kämpfend. Schon war es

Abend worden, da erschien Reinhold und sagte mir, daß die Baronesse, durchdrungen von meiner frommen Begeisterung, mich auf ihrem Zimmer zu sprechen wünsche. —

Als ich in das Zimmer der Baronesse trat, kam sie mir einige Schritte entgegen, mich bei beiden Armen fassend, sah sie mir starr ins Auge, und rief: „ist es möglich — ist es möglich! — Bist Du Medardus, der Capuziner Mönch? — Aber die Stimme, die Gestalt, Deine Augen, Dein Haar! sprich oder ich vergehe in Angst und Zweifel.“ — Viktorinus! lispelte ich leise, da umschlang sie mich mit dem wilden Ungestüm unbezähmbarer Wollust, — ein Gluthstrom brauste durch meine Adern, das Blut siedete, die Sinne vergingen mir in namenloser Wonne, in wahnsinniger Verzückung; aber sündigend war mein ganzes Gemüth nur Aurelien zugewendet und Ihr nur opferte ich in dem Augenblick, durch den Bruch des Gelübdes, das Heil meiner Seele.

Ja! Nur Aurelie lebte in mir, mein ganzer Sinn war von ihr erfüllt, und doch ergriff mich ein innerer Schauer, wenn ich daran dachte, sie wieder zu sehen, was doch schon an der Abendtafel geschehen sollte. Es war mir, als würde mich ihr frommer Blick heilloser Sünde zeihen, und als würde ich, entlarvt und vernichtet, in Schmach und Verderben sinken. Eben so konnte ich mich nicht entschließen, die Baronesse gleich nach jenen Momenten wieder zu sehen, und alles dieses bestimmte mich, eine Andachtsübung vorschützend, in meinem Zimmer zu bleiben, als man mich zur Tafel einlud. Nur weniger Tage bedurfte es indessen, um alle Scheu, alle Befangenheit zu überwinden; die Baronesse war die Liebenswürdigkeit selbst, und je enger sich unser Bündniß schloß, je reicher an frevelhaften Genüssen es wurde, desto mehr verdoppelte sich ihre Aufmerksamkeit für den Baron. Sie gestand mir, daß nur meine Tonsur, mein natürlicher Bart, so wie mein ächt klösterlicher Gang, den ich aber jetzt nicht mehr so strenge, als Anfangs beibehalte, sie in tausend Aengsten gesetzt habe. Ja bei meiner plötzlichen begeisterten Anrufung der heiligen Rosalia, sey sie beinahe überzeugt worden, irgend ein Irrthum, irgend ein feindlicher Zufall habe ihren mit Viktorin so schlau entworfenen Plan vereitelt und einen verdammten wirklichen Capuziner an die Stelle geschoben. Sie bewunderte meine Vorsicht, mich wirklich tonsuriren und mir den Bart wachsen zu lassen, ja mich in Gang

und Stellung so ganz in meine Rolle einzustudiren, daß sie oft selbst mir recht ins Auge blicken müsse, um nicht in abenteuerliche Zweifel zu gerathen.

Zuweilen ließ sich Viktorins Jäger, als Bauer verkleidet, am Ende des Parks sehen, und ich versäumte nicht, insgeheim mit ihm zu sprechen, und ihn zu ermahnen, sich bereit zu halten, um mit mir fliehen zu können, wenn vielleicht ein böser Zufall mich in Gefahr bringen sollte. Der Baron und Reinhold schienen höchlich mit mir zufrieden, und drangen in mich, ja des tiefsinnigen Hermogen mich mit aller Kraft, die mir zu Gebote stehe, anzunehmen. Noch war es mir aber nicht möglich geworden, auch nur ein einziges Wort mit ihm zu sprechen, denn sichtlich wich er jeder Gelegenheit aus, mit mir allein zu seyn, und traf er mich in der Gesellschaft des Barons oder Reinholds, so blickte er mich auf so sonderbare Weise an, daß ich in der That Mühe hatte, nicht in augenscheinliche Verlegenheit zu gerathen. Er schien tief in meine Seele zu dringen und meine geheimsten Gedanken zu erspähen. Ein unbezwinglicher tiefer Mißmuth, ein unterdrückter Groll, ein nur mit Mühe bezähmter Zorn lag auf seinem bleichen Gesichte, so bald er mich ansichtig wurde. — Es begab sich, daß er mir einmal, als ich eben im Park lustwandelte, ganz unerwartet entgegen trat; ich hielt dies für den schicklichen Moment, endlich das drückende Verhältniß mit ihm aufzuklären, daher faßte ich ihn schnell bei der Hand, als er mir ausweichen wollte, und mein Rednertalent machte es mir möglich, so eindringend, so salbungsvoll zu sprechen, daß er wirklich aufmerksam zu werden schien, und eine innere Rührung nicht unterdrücken konnte. Wir hatten uns auf eine steinerne Bank am Ende eines Ganges, der nach dem Schloß führte, niedergelassen. Im Reden stieg meine Begeisterung, ich sprach davon, daß es sündlich sey, wenn der Mensch, im innern Gram sich verzehrend, den Trost, die Hülfe der Kirche, die den Gebeugten aufrichte, verschmähe, und so den Zwecken des Lebens, wie die höhere Macht sie ihm gestellt, feindlich entgegen strebe. Ja daß selbst der Verbrecher nicht zweifeln solle an der Gnade des Himmels, da dieser Zweifel ihn eben um die Seligkeit bringe, die er, entsündigt durch Buße und Frömmigkeit, erwerben könne. Ich forderte ihn endlich auf, gleich jetzt mir zu beichten, und so sein Inneres wie vor Gott auszuschütten, indem ich ihm von jeder Sünde, die er begangen, Absolution

zusage: da stand er auf, seine Augenbrauen zogen sich zusammen, die Augen brannten, eine glühende Röthe überflog sein leichenblasses Gesicht, und mit seltsam gellender Stimme rief er: „Bist Du denn rein von der Sünde, daß Du es wagst, wie der Reinste, ja wie Gott selbst, den Du verhöhnest, in meine Brust schauen zu wollen, daß Du es wagst, mir Vergebung der Sünde zuzusagen, Du, der Du selbst vergeblich ringen wirst nach der Entsündigung, nach der Seligkeit des Himmels, die sich Dir auf ewig verschloß? Elender Heuchler, bald kommt die Stunde der Vergeltung, und in den Staub getreten, wie ein giftiger Wurm, zuckst Du im schmachvollen Tode vergebens nach Hülfe, nach Erlösung von unnennbarer Qual ächzend, bis Du verdirbst in Wahnsinn und Verzweiflung!" — Er schritt rasch von dannen, ich war zerschmettert, vernichtet, all' meine Fassung, mein Muth, war dahin. Ich sah Euphemien aus dem Schlosse kommen mit Hut und Shawl, wie zum Spaziergange gekleidet; bei ihr nur war Trost und Hülfe zu finden, ich warf mich ihr entgegen, sie erschrak über mein zerstörtes Wesen, sie frug nach der Ursache, und ich erzählte ihr getreulich den ganzen Auftritt, den ich eben mit dem wahnsinnigen Hermogen gehabt, indem ich noch meine Angst, meine Besorgniß, daß Hermogen vielleicht durch einen unerklärlichen Zufall unser Geheimniß errathen, hinzusetzte. Euphemie schien über Alles nicht einmal betroffen, sie lächelte auf so ganz seltsame Weise, daß mich ein Schauer ergriff, und sagte: gehen wir tiefer in den Park, denn hier werden wir zu sehr beobachtet, und es könnte auffallen, daß der ehrwürdige Pater Medardus so heftig mit mir spricht. Wir waren in ein ganz entlegenes Boskett getreten, da umschlang mich Euphemie mit leidenschaftlicher Heftigkeit; ihre heißen glühenden Küsse brannten auf meinen Lippen. „Ruhig, Viktorin, sprach Euphemie, ruhig kannst Du seyn über das Alles, was Dich so in Angst und Zweifel gestürzt hat; es ist mir sogar lieb, daß es so mit Hermogen gekommen, denn nun darf und muß ich mit Dir über Manches sprechen, wovon ich so lange schwieg. — Du mußt eingestehen, daß ich mir eine seltene geistige Herrschaft über Alles, was mich im Leben umgiebt, zu erringen gewußt, und ich glaube, daß dies dem Weibe leichter ist, als Euch. Freilich gehört nichts Geringeres dazu, als daß außer jenem unnennbaren unwiderstehlichen Reiz der äußern Gestalt, den die Natur dem Weibe zu spenden vermag, dasjenige höhere Prin-

zip in ihr wohne, welches eben jenen Reiz mit dem geistigen Vermögen in Eins verschmilzt, und nun nach Willkür beherrscht. Es ist das eigne wunderbare Heraustreten aus sich selbst, das die Anschauung des eignen Ich vom andern Standpunkte gestattet, welches dann als ein sich dem höheren Willen schmiegendes Mittel erscheint, dem Zweck zu dienen, den er sich als den höchsten, im Leben zu erringenden, gesetzt. — Giebt es etwas Höheres als das Leben im Leben zu beherrschen, alle seine Erscheinungen, seine reichen Genüsse wie im mächtigen Zauber zu bannen, nach der Willkür, die dem Herrscher verstattet? — Du, Viktorin, gehörtest von je her zu den wenigen, die mich ganz verstanden, auch Du hattest Dir den Standpunkt über dein Selbst gestellt, und ich verschmähte es daher nicht, Dich wie den königlichen Gemahl auf meinen Thron im höheren Reiche zu erheben. Das Geheimniß erhöhte den Reiz dieses Bundes, und unsere scheinbare Trennung diente nur dazu, unserer phantastischen Laune Raum zu geben, die wie zu unserer Ergötzlichkeit mit den untergeordneten Verhältnissen des gemeinen Alltagslebens spielte. Ist nicht unser jetziges Beisammenseyn das kühnste Wagstück, das, im höheren Geiste gedacht, der Ohnmacht konventioneller Beschränktheit spottet? Selbst bei Deinem so ganz fremdartigen Wesen, das nicht allein die Kleidung erzeugt, ist es mir als unterwerfe sich das Geistige dem herrschenden, es bedingenden Prinzip, und wirke so mit wunderbarer Kraft nach außen, selbst das Körperliche anders formend und gestaltend, so daß es ganz der vorgesetzten Bestimmung gemäß erscheint. — Wie herzlich ich nun bei dieser tief aus meinem Wesen entspringenden Ansicht der Dinge alle konventionelle Beschränktheit verachte, indem ich mit ihr spiele, weißt Du. — Der Baron ist mir eine bis zum höchsten Ueberdruß ekelhaft gewordene Maschine, die zu meinem Zweck verbraucht todt da liegt, wie ein abgelaufenes Räderwerk. — Reinhold ist zu beschränkt, um von mir beachtet zu werden, Aurelie ein gutes Kind, wir haben es nur mit Hermogen zu thun. — Ich gestand Dir schon, daß Hermogen, als ich ihn zum erstenmale sah, einen wunderbaren Eindruck auf mich machte. — Ich hielt ihn für fähig, einzugehen in das höhere Leben, das ich ihm erschließen wollte, und irrte mich zum ersten Mal. — Es war etwas mir Feindliches in ihm, was in stetem regen Widerspruch sich gegen mich auflehnte, ja der Zauber, womit ich die Andern unwillkürlich zu umstricken wußte,

stieß ihn zurück. Er blieb kalt, düster verschloßen, und reizte, indem er mit eigner wunderbarer Kraft mir widerstrebte, meine Empfindlichkeit, meine Lust den Kampf zu beginnen, in dem er unterliegen sollte. — Diesen Kampf hatte ich beschlossen, als der Baron mir sagte, wie er Hermogen eine Verbindung mit mir vorgeschlagen, dieser sie aber unter jeder Bedingung abgelehnt habe. — Wie ein göttlicher Funke durchstrahlte mich, in demselben Moment, der Gedanke, mich mit dem Baron selbst zu vermählen, und so mit einem Mal all' die kleinen konventionellen Rücksichten, die mich oft einzwängten auf widrige Weise, aus dem Wege zu räumen: doch ich habe ja selbst mit Dir, Viktorin, oft genug über jene Vermählung gesprochen, ich widerlegte Deine Zweifel mit der That, denn es gelang mir, den Alten in wenigen Tagen zum albernen zärtlichen Liebhaber zu machen und er mußte das, was ich gewollt, als die Erfüllung seines innigsten Wunsches, den er laut werden zu lassen kaum gewagt, ansehen. Aber tief im Hintergrunde lag noch in mir der Gedanke der Rache an Hermogen, die mir nun leichter und befriedigender werden sollte. Der Schlag wurde verschoben, um richtiger, tödtender zu treffen. — Kennte ich weniger Dein Inneres, wüßte ich nicht, daß Du Dich zu der Höhe meiner Ansichten zu erheben vermagst, ich würde Bedenken tragen, Dir mehr von der Sache zu sagen, die nun einmal geschehen. Ich ließ es mir angelegen seyn, Hermogen recht in seinem Innern aufzufassen, ich erschien in der Hauptstadt, düster, in mich gekehrt, und bildete so den Contrast mit Hermogen, der in den lebendigen Beschäftigungen des Kriegsdienstes sich heiter und lustig bewegte. Die Krankheit des Oheims verbot alle glänzende Zirkel, und selbst den Besuchen meiner nächsten Umgebung wußte ich auszuweichen. — Hermogen kam zu mir, vielleicht nur um die Pflicht, die er der Mutter schuldig, zu erfüllen, er fand mich in düstres Nachdenken versunken, und als er, befremdet von meiner auffallenden Aenderung, dringend nach der Ursache frug, gestand ich ihm unter Thränen, wie des Barons mißliche Gesundheitsumstände, die er nur mühsam verheimliche, mich befürchten ließen, ihn bald zu verlieren, und wie dieser Gedanke mir schrecklich, ja unerträglich sey. Er war erschüttert, und als ich nun mit dem Ausdruck des tiefsten Gefühls das Glück meiner Ehe mit dem Baron schilderte, als ich zart und lebendig in die kleinsten Einzelnheiten unseres Lebens auf dem Lande einging, als ich immer

mehr des Barons herrliches Gemüth, sein ganzes Ich in vollem Glanz darstellte, so daß es immer lichter hervortrat, wie gränzenlos ich ihn verehre, ja wie ich so ganz in ihm lebe, da schien immer mehr seine Verwunderung, sein Erstaunen zu steigen. — Er kämpfte sichtlich mit sich selbst, aber die Macht, die jetzt wie mein Ich selbst in sein Inneres gedrungen, siegte über das feindliche Prinzip, das sonst mir widerstrebte; mein Triumph war mir gewiß, als er schon am andern Abend wieder kam."

„Er fand mich einsam, noch düstrer, noch aufgeregter als gestern, ich sprach von dem Baron und von meiner unaussprechlichen Sehnsucht, ihn wieder zu sehen. Hermogen war bald nicht mehr derselbe, er hing an meinen Blicken, und ihr gefährliches Feuer fiel zündend in sein Inneres. Wenn meine Hand in der seinigen ruhte, zuckte diese oft krampfhaft, tiefe Seufzer entflohen seiner Brust. Ich hatte die höchste Spitze dieser bewußtlosen Exaltation richtig berechnet. Den Abend als er fallen sollte, verschmähte ich selbst jene Künste nicht, die so verbraucht sind, und immer wieder so wirkungsvoll erneuert werden. Es gelang! — Die Folgen waren entsetzlicher, als ich sie mir gedacht, und doch erhöhten sie meinen Triumph, indem sie meine Macht auf glänzende Weise bewährten. — Die Gewalt, mit der ich das feindliche Prinzip bekämpfte, das wie in seltsamen Ahnungen in ihm sich sonst aussprach, hatte seinen Geist gebrochen, er verfiel in Wahnsinn, wie Du weißt, ohne daß Du jedoch bis jetzt die eigentliche Ursache gekannt haben solltest. — Es ist etwas Eignes, daß Wahnsinnige oft, als ständen sie in näherer Beziehung mit dem Geiste, und gleichsam in ihrem eignen Innern leichter, wie wohl bewußtlos angeregt vom fremden geistigen Prinzip, oft das in Uns Verborgene durchschauen, und in seltsamen Anklängen aussprechen, so daß uns oft die grauenvolle Stimme eines zweiten Ichs mit unheimlichem Schauer befängt. Es mag daher wohl seyn, daß, zumal in der eignen Beziehung, in der Du, Hermogen und ich stehen, er auf geheimnißvolle Weise Dich durchschaut, und so Dir feindlich ist, allein Gefahr für Uns ist deshalb nicht im mindesten vorhanden. Bedenke, selbst wenn er mit seiner Feindschaft gegen Dich offen ins Feld rückte, wenn er es ausspräche: traut nicht dem verkappten Priester, wer würde das für was anderes halten, als für eine Idee, die der Wahnsinn erzeugte, zumal, da Reinhold so gut gewesen ist, in Dir den

Pater Medardus wieder zu erkennen? — Indessen bleibt es gewiß, daß Du nicht mehr, wie ich gewollt und gedacht hatte, auf Hermogen wirken kannst. Meine Rache ist erfüllt und Hermogen mir nun wie ein weggeworfenes Spielzeug unbrauchbar, und um so überlästiger als er es wahrscheinlich für eine Bußübung hält, mich zu sehen, und daher mit seinen stieren lebendigtodten Blicken mich verfolgt. Er muß fort, und ich glaubte Dich dazu benutzen zu können, ihn in der Idee ins Kloster zu gehen zu bestärken, und den Baron, so wie den rathgebenden Freund Reinhold, zu gleicher Zeit durch die dringendsten Vorstellungen, wie Hermogens Seelenheil nun einmal das Kloster begehre, geschmeidiger zu machen, daß sie in sein Vorhaben willigten. — Hermogen ist mir in der That höchst zuwider, sein Anblick erschüttert mich oft, er muß fort! — Die einzige Person, der er ganz anders erscheint, ist Aurelie, das fromme kindische Kind; durch sie allein kannst Du auf Hermogen wirken, und ich will dafür sorgen, daß Du in nähere Beziehung mit ihr trittst. Findest Du einen schicklichen Zusammenhang der äußern Umstände, so kannst Du auch Reinholden, oder dem Baron entdecken, wie Dir Hermogen ein schweres Verbrechen gebeichtet, das Du natürlicherweise, Deiner Pflicht gemäß, verschweigen müßtest. — Doch davon künftig mehr! — Nun weißt Du alles, Viktorin, handle und bleibe mein. Herrsche mit mir über die läppische Puppenwelt, wie sie sich um uns dreht. Das Leben muß uns seine herrlichsten Genüsse spenden, ohne uns in seine Beengtheit einzuzwängen." — Wir sahen den Baron in der Entfernung, und gingen ihm, wie im frommen Gespräch begriffen, entgegen. —

Es bedurfte vielleicht nur Euphemiens Erklärung über die Tendenz ihres Lebens, um mich selbst die überwiegende Macht fühlen zu lassen, die wie der Ausfluß höherer Prinzipe mein Inneres beseelte. Es war etwas Uebermenschliches in mein Wesen getreten, das mich plötzlich auf einen Standpunkt erhob, von dem mir alles in anderm Verhältniß, in anderer Farbe als sonst erschien. Die Geistesstärke, die Macht über das Leben, womit Euphemie prahlte, war mir des bittersten Hohns würdig. In dem Augenblick, daß die Elende ihr loses unbedachtes Spiel mit den gefährlichsten Verknüpfungen des Lebens zu treiben wähnte, war sie hingegeben dem Zufall oder dem bösen Verhängniß, das meine Hand leitete. Es war nur meine Kraft, entflammt von geheimnißvollen Mächten, die sie zwingen konnte

im Wahn, den für den Freund und Bundesbruder zu halten, der, nur ihr zum Verderben die äußere zufällige Bildung jenes Freundes tragend, sie wie die feindliche Macht selbst umkrallte, so daß keine Freiheit mehr möglich. Euphemie wurde mir in ihrem eitlen selbstsüchtigen Wahn verächtlich, und das Verhältniß mit ihr um so widriger, als Aurelie in meinem Innern lebte, und nur sie die Schuld meiner begangenen Sünden trug, wenn ich das, was mir jetzt die höchste Spitze alles irdischen Genusses zu seyn schien, noch für Sünde gehalten hätte. Ich beschloß von der mir inwohnenden Macht den vollsten Gebrauch zu machen, und so selbst den Zauberstab zu ergreifen, um die Kreise zu beschreiben, in denen sich all' die Erscheinungen um mich her mir zur Lust bewegen sollten. Der Baron und Reinhold wetteiferten mit einander, mir das Leben im Schlosse recht angenehm zu machen; nicht die leiseste Ahnung von meinem Verhältniß mit Euphemien stieg in ihnen auf, vielmehr äußerte der Baron oft, wie in unwillkürlicher Herzensergießung, daß erst durch mich ihm Euphemie ganz wiedergegeben sey, und dies schien mir die Richtigkeit der Vermuthung Reinholds, daß irgend ein Zufall dem Baron wohl die Spur von Euphemiens verbotenen Wegen entdeckt haben könne, klar anzudeuten. Den Hermogen sah ich selten, er vermied mich mit sichtlicher Angst und Beklemmung, welches der Baron und Reinhold der Scheu vor meinem heiligen frommen Wesen, und vor meiner geistigen Kraft, die das zerrüttete Gemüth durchschaute, zuschrieben. Auch Aurelie schien sich absichtlich meinem Blick zu entziehen, sie wich mir aus, und wenn ich mit ihr sprach, war auch sie ängstlich und beklommen, wie Hermogen. Es war mir beinahe gewiß, daß der wahnsinnige Hermogen gegen Aurelie jene schrecklichen Ahnungen, die mich durchbebten, ausgesprochen, indessen schien mir der böse Eindruck zu bekämpfen möglich. — Wahrscheinlich auf Veranlassung der Baronesse, die mich in näheren Rapport mit Aurelien setzen wollte, um durch sie auf Hermogen zu wirken, bat mich der Baron, Aurelien in den höheren Geheimnissen der Religion zu unterrichten. So verschaffte mir Euphemie selbst die Mittel, das herrlichste zu erreichen, was mir meine glühende Einbildungskraft in tausend üppigen Bildern vorgemalt. Was war jene Vision in der Kirche anderes, als das Versprechen der höheren auf mich einwirkenden Macht, mir die zu geben, von deren Besitz allein die Besänftigung des Sturms zu

hoffen, der in mir rasend, mich wie auf tobenden Wellen umherwarf. — Aureliens Anblick, ihre Nähe, ja die Berührung ihres Kleides, setzte mich in Flammen. Des Blutes Gluthstrom stieg fühlbar auf in die geheimnißvolle Werkstatt der Gedanken, und so sprach ich von den wundervollen Geheimnissen der Religion in feurigen Bildern, deren tiefere Bedeutung die wollüstige Raserei der glühendsten verlangenden Liebe war. So sollte diese Gluth meiner Rede, wie in elektrischen Schlägen, Aureliens Inneres durchdringen, und sie sich vergebens dagegen wappnen. — Ihr unbewußt sollten die in ihre Seele geworfenen Bilder sich wunderbar entfalten, und glänzender, flammender in der tieferen Bedeutung hervorgehen, und diese ihre Brust dann mit den Ahnungen des unbekannten Genusses erfüllen, bis sie sich, von unnennbarer Sehnsucht gefoltert und zerrissen, selbst in meine Arme würfe. Ich bereitete mich auf die sogenannten Lehrstunden bei Aurelien sorgsam vor, ich wußte den Ausdruck meiner Rede zu steigern; andächtig, mit gefaltenen Händen, mit niedergeschlagenen Augen hörte mir das fromme Kind zu, aber nicht eine Bewegung, nicht ein leiser Seufzer verriethen irgend eine tiefere Wirkung meiner Worte. — Meine Bemühungen brachten mich nicht weiter; statt in Aurelien das verderbliche Feuer zu entzünden, das sie der Verführung Preis geben sollte, wurde nur qualvoller und verzehrender die Gluth, die in meinem Innern brannte. — Rasend vor Schmerz und Wollust, brütete ich über Pläne zu Aureliens Verderben und indem ich Euphemien Wonne und Entzücken heuchelte, keimte ein glühender Haß in meiner Seele empor, der, im seltsamen Widerspruch, meinem Betragen bei der Baronesse etwas Wildes, Entsetzliches gab, vor dem sie selbst erbebte. — Fern von ihr war jede Spur des Geheimnisses, das in meiner Brust verborgen, und unwillkürlich mußte sie der Herrschaft Raum geben, die ich immer mehr und mehr über sie mir anzumaßen anfing. — Oft kam es mir in den Sinn, durch einen wohlberechneten Gewaltstreich, dem Aurelie erliegen sollte, meine Qual zu enden, aber so wie ich Aurelien erblickte, war es mir, als stehe ein Engel neben ihr, sie schirmend und schützend und Trotz bietend der Macht des Feindes. Ein Schauer bebte dann durch meine Glieder, in dem mein böser Vorsatz erkaltete. Endlich fiel ich darauf, mit ihr zu beten: denn im Gebet strömt feuriger die Gluth der Andacht, und die geheimsten Regungen werden wach, und erheben sich wie auf brausenden Wellen,

und strecken ihre Polypenarme aus, um das Unbekannte zu fahen, das die unnennbare Sehnsucht stillen soll, von der die Brust zerrissen. Dann mag das Irdische, sich wie Himmlisches verkündend, keck dem aufgeregten Gemüth entgegen treten, und im höchsten Genuß schon hienieden die Erfüllung des Ueberschwenglichen verheißen; die bewußtlose Leidenschaft wird getäuscht, und das Streben nach dem Heiligen, Ueberirdischen wird gebrochen in dem namenlosen nie gekannten Entzücken irdischer Begierde. — Selbst darin, daß sie von mir verfaßte Gebete nachsprechen sollte, glaubte ich Vortheile für meine verrätherischen Absichten zu finden. — Es war dem so! — Denn neben mir knieend, mit zum Himmel gewandtem Blick meine Gebete nachsprechend, färbten höher sich ihre Wangen, und ihr Busen wallte auf und nieder. — Da nahm ich wie im Eifer des Gebets ihre Hände, und drückte sie an meine Brust, ich war ihr so nahe, daß ich die Wärme ihres Körpers fühlte, ihre losgelösten Locken hingen über meine Schulter; ich war außer mir vor rasender Begierde, ich umschlang sie mit wildem Verlangen, schon brannten meine Küße auf ihrem Munde, auf ihrem Busen, da wand sie sich mit einem durchdringenden Schrei aus meinen Armen; ich hatte nicht Kraft sie zu halten, es war als strahle ein Blitz herab, mich zerschmetternd! — Sie entfloh rasch in das Nebenzimmer; die Thüre öffnete sich, und Hermogen zeigte sich in derselben, er blieb stehen, mich mit dem furchtbaren entsetzlichen Blick des wilden Wahnsinns anstarrend. Da raffte ich alle meine Kraft zusammen, ich trat keck auf ihn zu, und rief mit trotziger gebietender Stimme: „was willst Du hier? Hebe Dich weg Wahnsinniger!“ Aber Hermogen streckte mir die rechte Hand entgegen, und sprach dumpf und schaurig: „ich wollte mit Dir kämpfen, aber ich habe kein Schwert, und Du bist der Mord, denn Blutstropfen quillen aus Deinen Augen und kleben in Deinem Barte!“ —

Er verschwand, die Thüre heftig zuschlagend, und ließ mich allein, knirschend vor Wuth über mich selbst, der ich mich hatte hinreissen lassen von der Gewalt des Moments, so daß nun der Verrath mir Verderben drohte. Niemand ließ sich sehen, ich hatte Zeit genug, mich ganz zu ermannen, und der mir inwohnende Geist gab mir bald die Anschläge ein, jeder üblen Folge des bösen Beginnens auszuweichen.

Sobald es thunlich war, eilte ich zu Euphemien, und mit keckem Uebermuth erzählte ich ihr die ganze Begebenheit mit Aurelien.

Euphemie schien die Sache nicht so leicht zu nehmen, als ich es gewünscht hatte, und es war mir begreiflich, daß, ihrer gerühmten Geistesstärke, ihrer hohen Ansicht der Dinge unerachtet, wohl kleinliche Eifersucht in ihr wohnen, sie aber überdem noch befürchten könne, daß Aurelie über mich klagen, so der Nimbus meiner Heiligkeit verlöschen, und unser Geheimniß in Gefahr gerathen werde: aus einer mir selbst unerklärlichen Scheu, verschwieg ich Hermogens Hinzutreten und seine entsetzlichen mich durchbohrenden Worte.

Euphemie hatte einige Minuten geschwiegen, und schien, mich seltsamlich anstarrend, in tiefes Nachdenken versunken. —

„Solltest Du nicht, Viktorin! sprach sie endlich, errathen, welche herrliche Gedanken meines Geistes würdig mich durchströmen? — Aber Du kannst es nicht, doch rüttle frisch die Schwingen, um dem kühnen Fluge zu folgen, den ich zu beginnen bereit bin. Daß Du, der Du mit voller Herrschaft über alle Erscheinungen des Lebens schweben solltest, nicht neben einem leidlich schönen Mädchen knien kannst, ohne sie zu umarmen und zu küssen, nimmt mich Wunder, so wenig ich Dir das Verlangen verarge, das in Dir aufstieg. So wie ich Aurelien kenne, wird sie voller Schaam über die Begebenheit schweigen, und sich höchstens nur unter irgend einem Vorwande Deinem zu leidenschaftlichen Unterrichte entziehen. Ich befürchte daher nicht im mindesten die verdrießlichen Folgen, die dein Leichtsinn, deine ungezähmte Begierde hätte herbeiführen können. — Ich hasse sie nicht, diese Aurelie, aber ihre Anspruchlosigkeit, ihr stilles Frommthun, hinter dem sich ein unleidlicher Stolz versteckt, ärgert mich. Nie habe ich, unerachtet ich es nicht verschmähte mit ihr zu spielen, ihr Zutrauen gewinnen können, sie blieb scheu und verschlossen. Diese Abgeneigtheit sich mir zu schmiegen, ja diese stolze Art mir auszuweichen, erregt in mir die widrigsten Gefühle. — Es ist ein sublimer Gedanke, die Blume, die auf den Prunk ihrer glänzenden Farben so stolz thut, gebrochen und dahin welken zu sehen! ich gönne es Dir, diesen sublimen Gedanken auszuführen, und es soll nicht an Mitteln fehlen, den Zweck leicht und sicher zu erreichen. — Auf Hermogens Haupt soll die Schuld fallen und ihn vernichten!“ — Euphemie sprach noch mehr über ihren Plan und wurde mir mit jedem Worte verhaßter, denn nur das gemeine verbrecherische Weib sah ich in ihr, und so sehr ich nach Aureliens Verderben dürstete, da ich nur dadurch Befreiung von der

grenzenlosen Qual wahnsinniger Liebe, die meine Brust zerfleischte hoffen konnte, so war mir doch Euphemiens Mitwirkung verächtlich. Ich wies daher zu ihrem nicht geringen Erstaunen ihren Anschlag von der Hand, indem ich im Innern fest entschlossen war, das durch eigne Macht zu vollführen, wozu Euphemie mir ihre Beihülfe aufdringen wollte.

So wie die Baronesse es vermuthet, blieb Aurelie in ihrem Zimmer, sich mit einer Unpäßlichkeit entschuldigend, und so sich meinem Unterricht für die nächsten Tage entziehend. Hermogen war wider seine Gewohnheit jetzt viel in der Gesellschaft Reinholds und des Barons, er schien weniger in sich gekehrt, aber wilder, zorniger. Man hörte ihn oft laut und nachdrücklich sprechen, und ich bemerkte, daß er mich mit Blicken des verhaltenen Grimms ansah, so oft der Zufall mich ihm in den Weg führte: das Betragen des Barons und Reinholds veränderte sich in einigen Tagen auf ganz seltsame Weise. Ohne im Aeußerlichen im mindesten von der Aufmerksamkeit und Hochachtung, die sie mir sonst bezeigt, nachzulassen, schien es, als wenn sie, gedrückt von einem wunderbaren ahnenden Gefühl, nicht jenen gemüthlichen Ton finden konnten, der sonst unsre Unterhaltung belebte. Alles, was sie mit mir sprachen, war so gezwungen, so frostig, daß ich mich ernstlich mühen mußte, von allerlei Vermuthungen ergriffen, wenigstens unbefangen zu scheinen. —

Euphemiens Blicke, die ich immer richtig zu deuten wußte, sagten mir, daß irgend Etwas vorgegangen, wovon sie sich besonders aufgeregt fühlte, doch war es den ganzen Tag unmöglich, uns unbemerkt zu sprechen. —

In tiefer Nacht, als Alles im Schlosse längst schlief, öffnete sich eine Tapetenthür in meinem Zimmer, die ich selbst noch nicht bemerkt, und Euphemie trat herein, mit einem zerstörten Wesen, wie ich sie noch niemals gesehen. „Viktorin, sprach sie: es droht uns Verrath, Hermogen, der wahnsinnige Hermogen ist es, der, durch seltsame Ahnungen auf die Spur geleitet, unser Geheimniß entdeckt hat. In allerlei Andeutungen, die gleich schauerlichen entsetzlichen Sprüchen einer dunklen Macht, die über uns waltet, lauten, hat er dem Baron einen Verdacht eingeflößt, der ohne deutlich ausgesprochen zu seyn, mich doch auf quälende Weise verfolgt. — Wer Du bist, daß unter diesem heiligen Kleide Graf Viktorin verborgen,

das scheint Hermogen durchaus verschlossen geblieben; dagegen behauptet er, aller Verrath, alle Arglist, alles Verderben, das über uns einbrechen werde, ruhe in Dir, ja wie der Widersacher selbst, sey der Mönch in das Haus getreten, der von teuflischer Macht beseelt, verdammten Verrath brüte. — Es kann so nicht bleiben, ich bin es müde, diesen Zwang zu tragen, den mir der kindische Alte auferlegt, der nun mit kränkelnder Eifersucht, wie es scheint, ängstlich meine Schritte bewachen wird. Ich will dies Spielzeug, das mir langweilig worden, wegwerfen, und Du, Viktorin, wirst Dich um so williger meinem Begehren fügen, als Du auf einmal selbst der Gefahr entgehst, endlich ertappt zu werden, und so das geniale Verhältniß, das unser Geist ausbrütete, in eine gemeine verbrauchte Mummerei, in eine abgeschmackte Ehestandsgeschichte herabsinken zu sehen! Der lästige Alte muß fort, und wie das am besten ins Werk zu richten ist, darüber laß uns zu Rathe gehen, höre aber erst meine Meinung. Du weißt, daß der Baron jeden Morgen, wenn Reinhold beschäftigt, allein hinausgeht in das Gebirge, um sich an den Gegenden nach seiner Art zu erlaben. — Schleiche Dich früher hinaus, und suche ihm am Ausgange des Parks zu begegnen. Nicht weit von hier giebt es eine wilde schauerliche Felsengruppe; wenn man sie erstiegen, gähnt dem Wandrer auf der einen Seite ein schwarzer bodenloser Abgrund entgegen, dort ist, oben über den Abgrund herüberragend, der sogenannte Teufelssitz. Man fabelt, daß giftige Dünste aus dem Abgrunde steigen, die den, der vermessen hinabschaut, um zu erforschen, was drunten verborgen, betäuben und rettungslos in den Tod hinabziehen. Der Baron, dieses Mährchen verlachend, stand schon oft auf jenem Felsstück über dem Abgrund, um die Aussicht, die sich dort öffnet, zu genießen. Es wird leicht seyn, ihn selbst darauf zu bringen, daß er Dich an die gefährliche Stelle führt; steht er nun dort, und starrt in die Gegend hinein, so erlöst uns ein kräftiger Stoß Deiner Faust auf immer von dem ohnmächtigen Narren." — „Nein, nimmermehr, schrie ich heftig: ich kenne den entsetzlichen Abgrund, ich kenne den Sitz des Teufels, nimmermehr! fort mit Dir und dem Frevel, den Du mir zumuthest!" Da sprang Euphemie auf, wilde Gluth entflammte ihren Blick, ihr Gesicht war verzerrt von der wüthenden Leidenschaft, die in ihr tobte. „Elender Schwächling, rief sie: Du wagst es in dumpfer Feigheit dem zu widerstreben, was ich beschloß? Du willst Dich lieber

dem schmachvollen Joche schmiegen, als mit mir herrschen? Aber Du bist in meiner Hand, vergebens entwindest Du Dich der Macht, die Dich gefesselt hält zu meinen Füßen! — Du vollziehst meinen Auftrag, morgen darf der, dessen Anblick mich peinigt, nicht mehr leben!“ —

Indem Euphemie die Worte sprach, durchdrang mich die tiefste Verachtung ihrer armseligen Prahlerei, und im bittern Hohn lachte ich ihr gellend entgegen, daß sie erbebte, und die Todtenblässe der Angst und des tiefen Grauens ihr Gesicht überflog. — „Wahnsinnige, rief ich: die Du glaubst über das Leben zu herrschen, die Du glaubst mit seinen Erscheinungen zu spielen, habe Acht, daß dies Spielzeug nicht in Deiner Hand zur schneidenden Waffe wird, die Dich tödtet! Wisse Elende, daß ich, den Du in Deinem ohnmächtigen Wahn zu beherrschen glaubst, Dich wie das Verhängniß selbst in meiner Macht festgekettet halte, Dein frevelhaftes Spiel ist nur das krampfhafte Winden des gefesselten Raubthiers im Käfig! — Wisse, Elende, daß Dein Buhle zerschmettert in jenem Abgrunde liegt, und daß Du statt seiner den Geist der Rache selbst umarmtest! — Geh und verzweifle!“

Euphemie wankte; im convulsivischen Erbeben war sie im Begriff zu Boden zu sinken, ich faßte sie und drückte sie durch die Tapetenthüre den Gang hinab. — Der Gedanke stieg mir auf, sie zu tödten, ich unterließ es ohne mich dessen bewußt zu seyn, denn im ersten Augenblick, als ich die Tapetenthüre schloß, glaubte ich die That vollbracht zu haben! — Ich hörte einen durchdringenden Schrei und Thüren zuschlagen.

Jetzt hatte ich mich selbst auf einen Standpunkt gestellt, der mich dem gewöhnlichen menschlichen Thun ganz entrückte; jetzt mußte Schlag auf Schlag folgen, und mich selbst als den bösen Geist der Rache verkündend, mußte ich das Ungeheuere vollbringen. — Euphemiens Untergang war beschlossen, und der glühendste Haß sollte, mit der höchsten Inbrunst der Liebe sich vermählend, mir den Genuß gewähren, der nun noch dem übermenschlichen mir inwohnenden Geiste würdig. — In dem Augenblick, daß Euphemie untergegangen, sollte Aurelie mein werden.

Ich erstaunte über Euphemiens innere Kraft, die es ihr möglich machte, den andern Tag unbefangen und heiter zu scheinen. Sie sprach selbst darüber, daß sie vorige Nacht in eine Art Somnambulismus gerathen, und dann heftig an Krämpfen gelitten, der Baron

schien sehr theilnehmend, Reinholds Blicke waren zweifelhaft und mißtrauisch. Aurelie blieb auf ihrem Zimmer, und je weniger es mir gelang, sie zu sehen, desto rasender tobte die Wuth in meinem Innern. Euphemie lud mich ein, auf bekanntem Wege in ihr Zimmer zu schleichen, wenn Alles im Schlosse ruhig geworden. — Mit Entzücken vernahm ich das, denn der Augenblick der Erfüllung ihres bösen Verhängnisses war gekommen. — Ein kleines spitzes Messer, das ich schon von Jugend auf bei mir trug, und mit dem ich geschickt in Holz zu schneiden wußte, verbarg ich in meiner Kutte, und so zum Morde entschlossen, ging ich zu ihr. „Ich glaube, fing sie an: wir haben beide gestern schwere ängstliche Träume gehabt, es kam viel von Abgründen darin vor, doch das ist nun vorbei!" — Sie gab sich darauf, wie gewöhnlich, meinen frevelnden Liebkosungen hin, ich war erfüllt von entsetzlichem teuflischem Hohn, indem ich nur die Lust empfand, die mir der Mißbrauch ihrer eignen Schändlichkeit erregte. Als sie in meinen Armen lag, entfiel mir das Messer, sie schauerte zusammen, wie von Todesangst ergriffen, ich hob das Messer rasch auf, den Mord noch verschiebend, der mir selbst andere Waffen in die Hände gab. — Euphemie hatte italienischen Wein und eingemachte Früchte auf den Tisch stellen lassen. — Wie so ganz plump und verbraucht, dachte ich, verwechselte geschickt die Gläser, und genoß nur scheinbar die mir dargebotenen Früchte, die ich in meinen weiten Aermel fallen ließ. Ich hatte zwei, drei Gläser von dem Wein, aber aus dem Glase, das Euphemie für sich hingestellt, getrunken, als sie vorgab, Geräusch im Schlosse zu hören, und mich bat sie schnell zu verlassen. — Nach ihrer Absicht sollte ich auf meinem Zimmer enden! Ich schlich durch die langen schwach erhellten Corridore, ich kam bei Aureliens Zimmer vorüber, wie festgebannt blieb ich stehen. — Ich sah sie, es war als schwebe sie daher, mich voll Liebe anblickend, wie in jener Vision, und mir winkend, daß ich ihr folgen sollte. — Die Thüre wich durch den Druck meiner Hand, ich stand im Zimmer, nur angelehnt war die Thüre des Kabinetts, eine schwüle Luft wallte mir entgegen, meine Liebesgluth stärker entzündend, mich betäubend; kaum konnte ich athmen. — Aus dem Kabinett quollen die tiefen angstvollen Seufzer der vielleicht von Verrath und Mord Träumenden, ich hörte sie im Schlafe beten! — „Zur That, zur That, was zauderst Du, der Augenblick entflieht," so trieb mich die unbekannte Macht

in meinem Innern. — Schon hatte ich einen Schritt ins Kabinett gethan, da schrie es hinter mir: „Verruchter, Mordbruder! nun gehörst Du mein!“ und ich fühlte mich mit Riesenkraft von hinten festgepackt. — Es war Hermogen, ich wand mich, alle meine Stärke aufbietend, endlich von ihm los und wollte mich fortdrängen, aber von Neuem packte er mich hinterwärts und zerfleischte meinen Nacken mit wüthenden Bissen! — Vergebens rang ich, unsinnig vor Schmerz und Wuth, lange mit ihm, endlich zwang ihn ein kräftiger Stoß, von mir abzulassen, und als er von Neuem über mich herfiel, da zog ich mein Messer; zwei Stiche, und er sank röchelnd zu Boden, daß es dumpf im Corridor wiederhallte. — Bis heraus aus dem Zimmer hatten wir uns gedrängt im Kampfe der Verzweiflung! —

So wie Hermogen gefallen, rannte ich in wilder Wuth die Treppe herab, da riefen gellende Stimmen durch das ganze Schloß: Mord! Mord! — Lichter schweiften hin und her, und die Tritte der Herbeieilenden schallten durch die langen Gänge, die Angst verwirrte mich, ich war auf entlegene Seitentreppen gerathen. — Immer lauter, immer heller wurde es im Schlosse, immer näher und näher erscholl es gräßlich: Mord, Mord! Ich unterschied die Stimme des Barons und Reinholds, welche heftig mit den Bedienten sprachen. — Wohin fliehen, wohin mich verbergen? — Noch vor wenig Augenblicken, als ich Euphemien mit demselben Messer ermorden wollte, mit dem ich den wahnsinnigen Hermogen tödtete, war es mir, als könne ich, mit dem blutigen Mordinstrument in der Hand, vertrauend auf meine Macht, keck hinaustreten, da keiner, von scheuer Furcht ergriffen, es wagen würde, mich aufzuhalten; jetzt war ich selbst von tödtlicher Angst befangen. Endlich, endlich war ich auf der Haupttreppe, der Tumult hatte sich nach den Zimmern der Baronesse gezogen, es wurde ruhiger, in drei gewaltigen Sprüngen war ich hinab, nur noch wenige Schritte vom Portal entfernt. Da gellte ein durchdringender Schrei durch die Gänge, dem ähnlich, den ich in voriger Nacht gehört. — Sie ist todt, gemordet durch das Gift, das sie mir bereitet, sprach ich dumpf in mich hinein. Aber nun strömte es wieder hell aus Euphemiens Zimmern. Aurelie schrie angstvoll um Hülfe. Aufs Neue erscholl es gräßlich: Mord, Mord! — Sie brachten Hermogens Leichnam! — „Eilt nach dem Mörder,“ hört' ich Reinhold rufen. Da lachte ich grimmig auf, daß es durch den Saal, durch die Gänge

dröhnte, und rief mit schrecklicher Stimme: „Wahnwitzige, wollt ihr das Verhängniß fahen, das die frevelnden Sünder gerichtet? — Sie horchten auf, der Zug blieb wie festgebannt auf der Treppe stehen. — Nicht fliehen wollt' ich mehr, — ja ihnen entgegen schreiten, die Rache Gottes an den Frevlern in donnernden Worten verkündend. Aber — des gräßlichen Anblicks! — vor mir — vor mir stand Viktorins blutige Gestalt, nicht ich, er hatte die Worte gesprochen. — Das Entsetzen sträubte mein Haar, ich stürzte in wahnsinniger Angst hinaus, durch den Park! — Bald war ich im Freien, da hörte ich Pferdegetrappel hinter mir, und indem ich meine letzte Kraft zusammennahm, um der Verfolgung zu entgehen, fiel ich über eine Baumwurzel strauchelnd zu Boden. Bald standen die Pferde bei mir. Es war Viktorins Jäger. „Um Jesuswillen, gnädiger Herr, fing er an: was ist im Schlosse vorgefallen, man schreit Mord! Schon ist das Dorf im Aufruhr. — Nun, was es auch seyn mag, ein guter Geist hat es mir eingegeben aufzupacken, und aus dem Städtchen hieher zu reiten; es ist alles im Felleisen auf Ihrem Pferde, gnädiger Herr, denn wir werden uns doch wohl trennen müssen vor der Hand, es ist gewiß recht was Gefährliches geschehen, nicht wahr?" — Ich raffte mich auf, und mich aufs Pferd schwingend, bedeutete ich den Jäger, in das Städtchen zurückzureiten, und dort meine Befehle zu erwarten. Sobald er sich in der Finsterniß entfernt hatte, stieg ich wieder vom Pferde und leitete es behutsam in den dicken Tannenwald hinein, der sich vor mir ausbreitete.

Dritter Abschnitt.

Die Abentheuer der Reise.

Als die ersten Strahlen der Sonne durch den finstern Tannenwald brachen, befand ich mich an einem frisch und hell über glatte Kieselsteine dahin strömenden Bach. Das Pferd, welches ich mühsam durch das Dickigt geleitet, stand ruhig neben mir, und ich hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als das Felleisen, womit es bepackt war, zu untersuchen. — Wäsche, Kleidungsstücke, ein mit Gold wohl gefüllter Beutel, fielen mir in die Hände. — Ich beschloß, mich sogleich umzukleiden; mit Hülfe der kleinen Scheere und des Kamms, den ich in einem Besteck gefunden, verschnitt ich den Bart, und brachte die Haare, so gut es gehen wollte, in Ordnung. Ich warf die Kutte ab, in welcher ich noch das kleine verhängnißvolle Messer, Viktorins Portefeuille, so wie die Korbflasche mit dem Rest des Teufels-Elixiers vorfand, und bald stand ich da, in weltlicher Kleidung mit der Reisemütze auf dem Kopf, so daß ich mich selbst, als mir der Bach mein Bild heraufspiegelte, kaum wieder erkannte. Bald war ich am Ausgange des Waldes, und der in der Ferne aufsteigende Dampf, so wie das helle Glockengeläute, das zu mir herübertönte, ließen mich ein Dorf in der Nähe vermuthen. Kaum hatte ich die Anhöhe vor mir erreicht, als ein freundliches schönes Thal sich öffnete, in dem ein großes Dorf lag. Ich schlug den breiten Weg ein, der sich hinabschlängelte, und sobald der Abhang weniger steil wurde, schwang ich mich aufs Pferd, um so viel möglich mich an das mir ganz fremde Reiten zu gewöhnen. — Die Kutte hatte ich in einen hohlen Baum verborgen, und mit ihr all' die feindseligen Erscheinungen auf dem Schlosse in den finstern Wald gebannt; denn ich fühlte mich froh und muthig, und es war mir, als habe nur meine

überreizte Phantasie mir Viktorins blutige gräßliche Gestalt gezeigt, und als wären die letzten Worte, die ich den mich Verfolgenden entgegen rief, wie in hoher Begeisterung, unbewußt, aus meinem Innern hervorgegangen, und hätten die wahre geheime Beziehung des Zufalls, der mich auf das Schloß brachte, und das, was ich dort begann, herbeiführte, deutlich ausgesprochen. — Wie das waltende Verhängniß selbst trat ich ein, den boshaften Frevel strafend, und den Sünder in dem ihm bereiteten Untergange entsündigend. Nur Aureliens holdes Bild lebte noch wie sonst in mir, und ich konnte nicht an sie denken, ohne meine Brust beengt, ja physisch einen nagenden Schmerz in meinem Innern zu fühlen. — Doch war es mir, als müsse ich sie vielleicht in fernen Landen wieder sehen, ja, als müsse sie, wie von unwiderstehlichem Drange hingerissen, von unauflöslichen Banden an mich gekettet, mein werden. —

Ich bemerkte, daß die Leute, welche mir begegneten, still standen und mir verwundert nachsahen, ja daß der Wirth im Dorfe vor Erstaunen über meinen Anblick kaum Worte finden konnte, welches mich nicht wenig ängstigte. Während daß ich mein Frühstück verzehrte, und mein Pferd gefüttert wurde, versammelten sich mehrere Bauern in der Wirthsstube, die, mit scheuen Blicken mich anschielend, mit einander flüsterten. — Immer mehr drängte sich das Volk zu, und mich dicht umringend, gafften sie mich an mit dummen Erstaunen. Ich bemühte mich, ruhig und unbefangen zu bleiben, und rief mit lauter Stimme den Wirth, dem ich befahl mein Pferd satteln, und das Felleisen aufpacken zu lassen. Er ging zweideutig lächelnd hinaus, und kam bald darauf mit einem langen Mann zurück, der mit finstrer Amtsmiene und komischer Gravität auf mich zuschritt. Er faßte mich scharf ins Auge, ich erwiederte den Blick, indem ich aufstand und mich dicht vor ihn stellte. Das schien ihn etwas außer Fassung zu setzen, indem er sich scheu nach den versammelten Bauern umsah. „Nun was ist es, rief ich: Ihr scheint mir etwas sagen zu wollen.“ Da räusperte sich der ernsthafte Mann, und sprach, indem er sich bemühte, in den Ton seiner Stimme recht viel Gewichtiges zu legen: „Herr! Ihr kommt nicht eher von hinnen, bis Ihr Uns, dem Richter hier am Orte, umständlich gesagt, wer Ihr seid, mit allen Qualitäten, was Geburt, Stand und Würde anbelangt, auch woher Ihr gekommen, und wohin Ihr zu reisen gedenkt, nach allen Quali-

täten, der Lage des Orts, des Namens, Provinz und Stadt, und was weiter zu bemerken, und über das Alles müßt Ihr Uns, dem Richter, einen Paß vorzeigen, geschrieben und unterschrieben, untersiegelt nach allen Qualitäten, wie es recht ist und gebräuchlich!" — Ich hatte noch gar nicht daran gedacht, daß es nöthig sey, irgend einen Namen anzunehmen, und noch weniger war mir eingefallen, daß das Sonderbare, Fremde meines Aeußern — welches durch die Kleidung, der sich mein mönchischer Anstand nicht fügen wollte, so wie durch die Spuren des übelverschnittenen Bartes erzeugt wurde — mich jeden Augenblick in die Verlegenheit setzen würde, über meine Person ausgeforscht zu werden. Die Frage des Dorfrichters kam mir daher so unerwartet, daß ich vergebens sann, ihm irgend eine befriedigende Antwort zu geben. Ich entschloß mich zu versuchen, was entschiedene Keckheit bewirken würde, und sagte mit fester Stimme: „wer ich bin, habe ich Ursache zu verschweigen, und deshalb trachtet Ihr vergeblich meinen Paß zu sehen, übrigens hütet Euch, eine Person von Stande mit Euren läppischen Weitläuftigkeiten nur einen Augenblick aufzuhalten." „Hoho! rief der Dorfrichter, indem er eine große Dose hervorzog, in die, als er schnupfte, fünf Hände der hinter ihm stehenden Gerichtsschöppen hineingriffen, gewaltige Prisen herausholend: hoho, nur nicht so barsch, gnädigster Herr! — Ihre Excellenz wird sich gefallen lassen müssen, Uns dem Richter Rede zu stehen, und den Paß zu zeigen, denn, nun gerade heraus gesagt, hier im Gebirge giebt es seit einiger Zeit allerlei verdächtige Gestalten, die dann und wann aus dem Walde kucken, und wieder verschwinden, wie der Gott sey bei uns selbst, aber es ist verfluchtes Diebs- und Raubgesindel, die den Reisenden auflauern und allerlei Schaden anrichten durch Mord und Brand, und Ihr, mein gnädigster Herr, seht in der That so absonderlich aus, daß Ihr ganz dem Bilde ähnlich seyd, das die hochlöbliche Landesregierung von einem großen Räuber und Hauptspitzbuben, geschrieben und beschrieben nach allen Qualitäten, an uns den Richter geschickt hat. Also nur ohne alle weitere Umstände und ceremonische Worte, den Paß oder in den Thurm!" — Ich sah, daß mit dem Mann so nichts auszurichten war, ich schickte mich daher an zu einem andern Versuch. „Gestrenger Herr Richter, sprach ich, wenn Ihr mir die Gnade erzeigen wolltet, daß ich mit Euch allein sprechen dürfte, so wollte ich alle Eure Zwei-

fel leicht aufklären, und im Vertrauen auf Eure Klugheit Euch das Geheimniß offenbaren, das mich in dem Aufzuge, der Euch so auffallend dünkt, herführt." — „Ha ha! Geheimnisse offenbaren, sprach der Richter: ich merke schon, was das seyn wird; nun, geht nur hinaus, ihr Leute, bewacht die Thüre und die Fenster, und laßt Niemanden hinein und heraus!" — Als wir allein waren, fing ich an: „Ihr seht in mir, Herr Richter, einen unglücklichen Flüchtling, dem es endlich durch seine Freunde glückte, einem schmachvollen Gefängniß, und der Gefahr, auf ewig ins Kloster gesperrt zu werden, zu entgehen. Erlaßt mir die näheren Umstände meiner Geschichte, die das Gewebe von Ränken und Bosheiten einer rachsüchtigen Familie ist. Die Liebe zu einem Mädchen niedern Standes war die Ursache meiner Leiden. In dem langen Gefängniß war mir der Bart gewachsen, und man hatte mir schon die Tonsur geben lassen, wie Ihrs bemerken könnet, so wie ich auch in dem Gefängnisse, in dem ich schmachtete, in eine Mönchskutte gekleidet gehen mußte. Erst nach meiner Flucht, hier im Walde, durfte ich mich umkleiden, weil man mich sonst ereilt haben würde. Ihr merkt nun selbst, woher das Auffallende in meinem Aeußern rührt, das mich bei Euch in solch bösen Verdacht gebracht hat. Einen Paß kann ich Euch, wie Ihr seht, nun nicht vorzeigen, aber für die Wahrheit meiner Behauptungen habe ich gewisse Gründe, die Ihr wohl für richtig anerkennen werdet." — Mit diesen Worten zog ich den Geldbeutel hervor, legte drei blanke Dukaten auf den Tisch, und der gravitätische Ernst des Herrn Richters verzog sich zum schmunzelnden Lächeln. „Eure Gründe, mein Herr, sagte er, sind gewiß einleuchtend genug, aber nehmt es nicht übel, mein Herr! es fehlt ihnen noch eine gewisse überzeugende Gleichheit nach allen Qualitäten! Wenn Ihr wollt, daß ich das Ungerade für gerade nehmen soll, so müssen Eure Gründe auch so beschaffen seyn." — Ich verstand den Schelm, und legte noch einen Dukaten hinzu. „Nun sehe ich, sprach der Richter, daß ich Euch mit meinem Verdacht Unrecht gethan habe; reiset nur weiter, aber schlagt, wie Ihr es wohl gewohnt seyn möget, hübsch die Nebenwege ein, haltet Euch von der Heerstraße ab, bis Ihr Euch des verdächtigen Aeußeren ganz entledigt." — Er öffnete die Thüre nun weit, und rief laut der versammelten Menge entgegen: „der Herr da drinnen ist ein vornehmer Herr, nach allen Qualitäten, er hat sich Uns, dem

Richter, in einer geheimen Audienz entdeckt, er reiset Inkognito, das heißt, unbekannterweise, und daß Ihr alle davon nichts zu wissen und zu vernehmen braucht, ihr Schlingel! — Nun, glückliche Reise, gnäd'ger Herr!" Die Bauern zogen, ehrfurchtsvoll schweigend, die Mützen ab, als ich mich auf das Pferd schwang. Rasch wollte ich durch das Thor sprengen, aber das Pferd fing an sich zu bäumen, meine Unwissenheit, meine Ungeschicklichkeit im Reiten versagte mir jedes Mittel, es von der Stelle zu bringen, im Kreise drehte es sich mit mir herum, und warf mich endlich, unter dem schallenden Gelächter der Bauern, dem herbeieilenden Richter und dem Wirthe in die Arme. „Das ist ein böses Pferd!" sagte der Richter mit unterdrücktem Lachen. — „Ein böses Pferd!" wiederholte ich, mir den Staub abklopfend. Sie halfen mir wieder herauf, aber von Neuem bäumte sich schnaubend und pruhstend das Pferd, durchaus war es nicht durch das Thor zu bringen. Da rief ein alter Bauer: „Ey seht doch, da sitzt ja das Zeterweib, die alte Liese, an dem Thor und läßt den gnädigen Herrn nicht fort, aus Schabernak, weil er ihr keinen Groschen gegeben." — Nun erst fiel mir ein altes zerlumptes Bettelweib ins Auge, die dicht am Thorwege niedergekauert saß und mich mit wahnsinnigen Blicken anlachte. „Will die Zeterhexe gleich aus dem Wege!" schrie der Richter, aber die Alte kreischte: „der Blutbruder hat mir keinen Groschen gegeben, seht ihr nicht den todten Menschen vor mir liegen? über den kann der Blutbruder nicht wegspringen, der todte Mensch richtet sich auf, aber ich drücke ihn nieder, wenn mir der Blutbruder einen Groschen giebt." Der Richter hatte das Pferd bei dem Zügel ergriffen und wollte es, ohne auf das wahnwitzige Geschrei der Alten zu achten, durch das Thor ziehen, vergeblich war indessen alle Anstrengung, und die Alte schrie gräßlich dazwischen: „Blutbruder, Blutbruder, gieb mir Groschen, gieb mir Groschen!" Da griff ich in die Tasche und warf ihr Geld in den Schooß, und jubelnd und jauchzend sprang die Alte auf in die Lüfte, und schrie: „seht die schönen Groschen, die mir der Blutbruder gegeben, seht die schönen Groschen!" Aber mein Pferd wieherte laut, und kourbettirte, von dem Richter losgelassen, durch das Thor. „Nun geht es gar schön und herrlich mit dem Reiten, gnädiger Herr, nach allen Qualitäten," sagte der Richter, und die Bauern, die mir bis vors Thor nachgelaufen, lachten noch einmal über die Maaßen, als sie mich un-

ter den Sprüngen des muntern Pferdes so auf und nieder fliegen sahen, und riefen; „seht doch, seht doch, der reitet wie ein Capuziner!“ —

Der ganze Vorfall im Dorfe, vorzüglich die verhängnißvollen Worte des wahnsinnigen Weibes, hatten mich nicht wenig aufgeregt. Die vornehmsten Maaßregeln, die ich jetzt zu ergreifen hatte, schienen mir, bei der ersten Gelegenheit alles Auffallende aus meinem Aeußern zu verbannen, und mir irgend einen Namen zu geben, mit dem ich mich ganz unbemerkt in die Masse der Menschen eindrängen könne. — Das Leben lag vor mir, wie ein finstres undurchschauliches Verhängniß, was konnte ich anders thun, als mich in meiner Verbannung ganz den Wellen des Stroms überlassen, der mich unaufhaltsam dahin riß. Alle Faden, die mich sonst an bestimmte Lebensverhältnisse banden, waren zerschnitten, und daher kein Halt für mich zu finden. Immer lebendiger und lebendiger wurde die Heerstraße, und Alles kündigte schon in der Ferne die reiche lebhafte Handelsstadt an, der ich mich jetzt näherte. In wenigen Tagen lag sie mir vor Augen; ohne gefragt, ja ohne einmal eben genau betrachtet zu werden, ritt ich in die Vorstadt hinein. Ein großes Haus mit hellen Spiegelfenstern, über dessen Thüre ein goldner geflügelter Löwe prangte, fiel mir in die Augen. Eine Menge Menschen wogte hinein und heraus, Wagen kamen und fuhren ab, aus den untern Zimmern schallte mir Gelächter und Gläserklang entgegen. Kaum hielt ich an der Thüre, als geschäftig der Hausknecht herbeisprang, mein Pferd bei dem Zügel ergriff, und es, als ich abgestiegen, hineinführte. Der zierlich gekleidete Kellner kam mit dem klappernden Schlüsselbunde, und schritt mir voran die Treppe hinauf; als wir uns im zweiten Stock befanden, sah er mich noch einmal flüchtig an, und führte mich dann noch eine Treppe höher, wo er mir ein mäßiges Zimmer öffnete, und mich dann höflich frug, was ich vor der Hand befehle, um zwei Uhr würde gespeiset im Saal No. 10. erster Stock u. s. w. „Bringen Sie mir eine Flasche Wein!“ Das war in der That das erste Wort, das ich der dienstfertigen Geschäftigkeit dieser Leute einschieben konnte.

Kaum war ich allein, als es klopfte, und ein Gesicht zur Thüre hereinsah, das einer komischen Maske glich, wie ich sie wohl ehemals gesehen. Eine spitze rothe Nase, ein paar kleine funkelnde Augen, ein langes Kinn und dazu ein aufgethürmtes gepudertes Toupee,

das, wie ich nachher wahrnahm, ganz unvermutheter Weise hinten in einen Titus ausging, ein großes Jabot, ein brennend rothes Gilet, unter dem zwei starke Uhrketten hervorhingen, Pantalons, ein Frack, der manchmal zu enge, dann aber auch wieder zu weit war, kurz mit Consequenz überall nicht paßte! — So schritt die Figur in der Krümmung des Bücklings, der in der Thür begonnen, herein, Hut, Scheere und Kamm in der Hand, sprechend: „Ich bin der Friseur des Hauses, und biete meine Dienste, meine unmaßgeblichen Dienste gehorsamst an.“ — Die kleine winddürre Figur hatte so etwas Possierliches, daß ich das Lachen kaum unterdrücken konnte. Doch war mir der Mann willkommen, und ich stand nicht an, ihn zu fragen, ob er sich getraue, meine durch die lange Reise, und noch dazu durch übles Verschneiden ganz in Verwirrung gerathenen Haare in Ordnung zu bringen. Er sah meinen Kopf mit kunstrichterlichen Augen an, und sprach, indem er die rechte Hand, graziös gekrümmt, mit ausgespreitzten Fingern auf die rechte Brust legte: „In Ordnung bringen? — O Gott! Pietro Belcampo, Du, den die schnöden Neider schlechtweg Peter Schönfeld nennen, wie den göttlichen Regimentspfeifer und Hornisten Giacomo Punto, Jakob Stich, Du wirst verkannt. Aber stellst Du nicht selbst Dein Licht unter den Scheffel, statt es leuchten zu lassen vor der Welt? Sollte der Bau dieser Hand, sollte der Funke des Genies, der aus diesem Auge strahlt, und wie ein lieblich Morgenroth die Nase färbt im Vorbeistreifen, sollte Dein ganzes Wesen nicht dem ersten Blick des Kenners verrathen, daß der Geist Dir inwohnt, der nach dem Ideal strebt? — In Ordnung bringen! — ein kaltes Wort, mein Herr!“ —

Ich bat den wunderlichen kleinen Mann, sich nicht so zu ereifern, indem ich seiner Geschicklichkeit alles zutraue. „Geschicklichkeit? fuhr er in seinem Eifer fort, was ist Geschicklichkeit? — Wer war geschickt? — Jener der das Maaß nahm nach fünf Augenlängen und dann springend dreißig Ellen weit in den Graben stürzte? — Jener der ein Linsenkorn auf zwanzig Schritte weit durch ein Nähnadelöhr schleuderte? — Jener der fünf Centner an den Degen hing, und so ihn an der Nasenspitze balanzirte sechs Stunden, sechs Minuten, sechs Sekunden und einen Augenblick? — Ha was ist Geschicklichkeit! Sie ist fremd dem Pietro Belcampo, den die Kunst, die heilige, durchdringt. — Die Kunst, mein Herr, die Kunst! — Meine Phantasie

Irrt in dem wunderbaren Lockenbau, in dem künstlichen Gefüge, das der Zephyrhauch in Wellenzirkeln baut und zerstört. — Da schafft sie und wirkt und arbeitet. — Ha es ist was Göttliches um die Kunst, denn die Kunst, mein Herr, ist eigentlich nicht sowohl die Kunst, von der man so viel spricht, sondern sie entsteht vielmehr erst aus dem Allen, was man die Kunst heißt! — Sie verstehen mich, mein Herr, denn Sie scheinen mir ein denkender Kopf, wie ich aus dem Löckchen schließe, das sich rechter Hand über Dero verehrte Stirn gelegt.“ — Ich versicherte, daß ich ihn vollkommen verstände, und indem mich die ganz originelle Narrheit des Kleinen höchlich ergötzte, beschloß ich, seine gerühmte Kunst in Anspruch nehmend, seinen Eifer, seinen Pathos nicht im mindesten zu unterbrechen. „Was gedenken Sie denn, sagte ich, aus meinen verworrenen Haaren herauszubringen?“ — „Alles was Sie wollen, erwiderte der Kleine: soll Pietro Belcampo des Künstlers Rath aber etwas vermögen, so lassen Sie mich erst in den gehörigen Weiten, Breiten und Längen, Ihr werthes Haupt, Ihre ganze Gestalt, Ihren Gang, Ihre Mienen, Ihr Gebehrdenspiel betrachten, dann werde ich sagen, ob Sie sich mehr zum Antiken oder zum Romantischen, zum Heroischen, Großen, Erhabenen, zum Naiven, zum Idyllischen, zum Spöttischen, zum Humoristischen hinneigen; dann werde ich die Geister des Caracalla, des Titus, Carls des Großen, Heinrich des Vierten, Gustav Adolphs, oder Virgils, Tasso's, Boccaccio's, heraufbeschwören. — Von ihnen beseelt zucken die Muskeln meiner Finger, und unter der sonoren zwitschernden Scheere geht das Meisterstück hervor. Ich werde es seyn, mein Herr, der Ihre Charakteristik, wie sie sich aussprechen soll im Leben, vollendet. Aber jetzt bitte ich, die Stube einigemal auf und abzuschreiten, ich will beobachten, bemerken, anschauen, ich bitte!“

Dem wunderlichen Mann mußte ich mich wohl fügen, ich schritt daher, wie er gewollt, die Stube auf und ab, indem ich mir alle Mühe gab, den gewissen mönchischen Anstand, den keiner ganz abzulegen vermag, ist es auch noch so lange her, daß er das Kloster verlassen, zu verbergen. Der Kleine betrachtete mich aufmerksam, dann aber fing er an, um mich her zu trippeln, er seufzte und ächzte, er zog sein Schnupftuch hervor und wischte sich die Schweißtropfen von der Stirne. Endlich stand er still, und ich frug ihn, ob er nun mit sich einig worden, wie er mein Haar behandeln müsse. Da seufzte

er und sprach: „Ach, mein Herr! was ist denn das? — Sie haben sich nicht Ihrem natürlichen Wesen überlassen, es war ein Zwang in dieser Bewegung, ein Kampf streitender Naturen. Noch ein paar Schritte, mein Herr!“ — Ich schlug es ihm rund ab, mich noch einmal zur Schau zu stellen, indem ich erklärte, daß wenn er nun sich nicht entschließen könne, mein Haar zu verschneiden, ich darauf verzichten müsse, seine Kunst in Anspruch zu nehmen. „Begrabe Dich, Pietro, rief der Kleine in vollem Eifer: denn Du wirst verkannt in dieser Welt, wo keine Treue, keine Aufrichtigkeit mehr zu finden. Aber Sie sollen doch meinen Blick, der in die Tiefe schaut, bewundern, ja den Genius in mir verehren, mein Herr! Vergebens suchte ich lange all' das Widersprechende, was in Ihrem ganzen Wesen, in Ihren Bewegungen liegt, zusammen zu fügen. Es liegt in Ihrem Gange etwas, das auf einen Geistlichen hindeutet. Ex profundis clamavi ad te Domine — Oremus — Et in omnia saecula saeculorum Amen?“ — Diese Worte sang der Kleine mit heis'rer quäckender Stimme, indem er mit treuster Wahrheit, Stellung und Gebehrde der Mönche nachahmte. Er drehte sich wie vor dem Altar, er kniete und stand wieder auf, aber nun nahm er einen stolzen trotzigen Anstand an, er runzelte die Stirn, er riß die Augen auf und sprach: „mein ist die Welt! — Ich bin reicher, klüger, verständiger, als ihr Alle, ihr Maulwürfe; beugt Euch vor mir! Sehen Sie, mein Herr, sagte der Kleine, das sind die Hauptingredienzien Ihres äußern Anstandes, und wenn Sie es wünschen, so will ich, Ihre Züge, Ihre Gestalt, Ihre Sinnesart beachtend, etwas Caracalla, Abälard und Boccaz zusammengießen, und so in der Gluth, Form und Gestalt bildend, den wunderbaren antik-romantischen Bau ätherischer Locken und Löckchen beginnen.“ — Es lag so viel Wahres in der Bemerkung des Kleinen, daß ich es für gerathen hielt, ihm zu gestehen, wie ich in der That geistlich gewesen, und schon die Tonsur erhalten, die ich jetzt so viel möglich zu verstecken wünsche.

Unter seltsamen Sprüngen, Grimassen und wunderlichen Reden, bearbeitete der Kleine mein Haar. Bald sah er finster und mürrisch aus, bald lächelte er, bald stand er in athletischer Stellung, bald erhob er sich auf den Fußspitzen, kurz es war mir kaum möglich, nicht noch mehr zu lachen, als schon wider meinen Willen geschah. — Endlich war er fertig, und ich bat ihn, noch ehe er in die Worte

ausbrechen konnte, die ihm schon auf der Zunge schwebten, mir Jemanden heraufzuschicken, der sich, eben so wie Er des Hauptbaars, meines verwirrten Barts annehmen könnte. Da lächelte er ganz seltsam, schlich auf den Zehen zur Stubenthür und verschloß sie. Dann trippelte er leise bis mitten ins Zimmer, und sprach: „goldne Zeit, als noch Bart und Hauptbaar in Einer Lockenfülle sich zum Schmuck des Mannes ergoß, und die süße Sorge eines Künstlers war. — Aber du bist dahin! — der Mann hat seine schönste Zierde verworfen, und eine schändliche Klasse hat sich hingegeben, den Bart mit entsetzlichen Instrumenten bis auf die Haut zu vertilgen. O, ihr schnöden schmählichen Bartkratzer und Bartputzer, wetzt nur Eure Messer auf schwarzen, mit übelriechendem Oel getränkten Riemen zum Hohn der Kunst, schwingt Eure betroddelten Beutel, klappert mit Euern Becken und schaumt die Seife, heißes, gefährliches Wasser umherspritzend, fragt im frechen Frevel Euere Patienten, ob sie über den Daumen oder über den Löffel rasirt seyn wollen. — Es giebt Pietro's, die Euerm schnöden Gewerbe entgegenarbeiten und, sich erniedrigend zu Euerm schmachvollen Treiben, die Bärte auszurotten, noch das zu retten suchen, was sich über die Wellen der Zeit erhebt. Was sind die tausendmal variirten Backenbärte in lieblichen Windungen und Krümmungen, bald sich sanft schmiegend der Linie des sanften Ovals, bald traurig niedersinkend in des Halses Vertiefung, bald keck emporstrebend über die Mundwinkel heraus, bald bescheiden sich einengend in schmaler Linie, bald sich auseinanderbreitend in kühnem Lockenschwunge — was sind sie anders, als die Erfindung unserer Kunst, in der sich das hohe Streben nach dem Schönen, nach dem Heiligen entfaltet? Ha, Pietro! zeige, welcher Geist dir inwohnt, ja, was du für die Kunst zu unternehmen bereit bist, indem du herabsteigst zum unleidlichen Geschäft der Bartkratzer." — Unter diesen Worten hatte der Kleine ein vollständiges Barbierzeug hervorgezogen und fing an, mich mit leichter geübter Hand von meinem Barte zu befreien. Wirklich ging ich aus seinen Händen ganz anders gestaltet hervor, und es bedurfte nur noch anderer, weniger ins Auge fallender Kleidungsstücke, um mich der Gefahr zu entziehen, wenigstens durch mein Aeußeres eine mir gefährliche Aufmerksamkeit zu erregen. Der Kleine stand, in inniger Zufriedenheit mich anlächelnd, da. Ich sagte ihm, daß ich ganz unbekannt in der Stadt wäre, und daß es

mir angenehm seyn würde, mich bald nach der Sitte des Orts kleiden zu können. Ich drückte ihm für seine Bemühung, und um ihn aufzumuntern, meinen Commissionair zu machen, einen Dukaten in die Hand. Er war wie verklärt, er beäugelte den Dukaten in der flachen Hand. „Werthester Gönner und Mäzen, fing er an: ich habe mich nicht in Ihnen betrogen, der Geist leitete meine Hand, und im Adlerflug des Backenbarts sind Ihre hohen Gesinnungen rein ausgesprochen. Ich habe einen Freund, einen Damon, einen Orest, der das am Körper vollendet, was ich am Haupt begonnen, mit demselben tiefen Sinn, mit demselben Genie. Sie merken, mein Herr, daß es ein Kostümkünstler ist, denn so nenne ich ihn, statt des gewöhnlichen trivialen Ausdrucks Schneider. — Er verliert sich gern in das Ideelle, und so hat er, Formen und Gestalten in der Phantasie bildend, ein Magazin der verschiedensten Kleidungsstücke angelegt. Sie erblicken den modernen Elegant in allen möglichen Nüancen, wie er, bald keck und kühn alles überleuchtend, bald in sich versunken nichts beachtend, bald naiv tändelnd, bald ironisch, witzig, übellaunigt, schwermüthig, bizarr, ausgelassen, zierlich, burschikos erscheinen will. Der Jüngling, der sich zum erstenmal einen Rock machen lassen, ohne einengenden Rath der Mama, oder des Hofmeisters; der Vierziger, der sich pudern muß, des weißen Haars wegen; der lebenslustige Alte, der Gelehrte, wie er sich in der Welt bewegt, der reiche Kaufmann, der wohlhabende Bürger: alles hängt in meines Damons Laden vor Ihren Augen; in wenigen Augenblicken sollen sich die Meisterstücke meines Freundes Ihrem Blick entfalten.“ — Er hüpfte schnell von dannen, und erschien bald mit einem großen, starken, anständig gekleideten Manne wieder, der gerade den Gegensatz des Kleinen machte, sowohl im Aeußern, als in seinem ganzen Wesen, und den er mir doch eben als seinen Damon vorstellte. — Damon maß mich mit den Augen, und suchte dann selbst aus dem Paket, das ihm ein Bursche nachgetragen, Kleidungsstücke heraus, die den Wünschen, welche ich ihm eröffnet, ganz entsprachen. Ja erst in der Folge habe ich den feinen Tackt des Kostümkünstlers, wie ihn der Kleine preziös nannte, eingesehen, der in dem Sinn durchaus nicht aufzufallen, sondern unbemerkt und doch beim Bemerktwerden geachtet, ohne Neugierde über Stand, Gewerbe u. s. w. zu erregen, zu wandeln, so richtig wählte. Es ist in der That schwer, sich so zu kleiden, daß der gewisse allgemeinere Charak-

ter des Anzuges irgend eine Vermuthung, man treibe dies oder jenes Gewerbe, nicht aufkommen läßt, ja daß Niemand daran denkt, darauf zu sinnen. Das Kostüm des Weltbürgers wird wohl nur durch das Negative bedingt, und läuft ungefähr darauf hinaus, was man das gebildete Benehmen heißt, das auch mehr im Unterlassen, als im Thun liegt. — Der Kleine ergoß sich noch in allerlei sonderbaren grotesken Redensarten, ja da ihm vielleicht wenige so williges Ohr verliehen als ich, schien er überglücklich, sein Licht recht leuchten lassen zu können. — Damon, ein ernster, und wie mir schien verständiger Mann, schnitt ihm aber plötzlich die Rede ab, indem er ihn bei der Schulter faßte und sprach: „Schönfeld! Du bist heute wieder einmal recht im Zuge tolles Zeug zu schwatzen; ich wette, daß dem Herrn schon die Ohren wehe thun, von all' dem Unsinn, den Du vorbringst." — Belcampo ließ traurig sein Haupt sinken, aber dann ergriff er schnell den bestaubten Hut, und rief laut, indem er zur Thüre hinaussprang: „so werd' ich prostituirt von meinen besten Freunden!" — Damon sagte, indem er sich mir empfahl: „Es ist ein Hasenfuß ganz eigner Art, dieser Schönfeld! — das viele Lesen hat ihn halb verrückt gemacht, aber sonst ein gutmüthiger Mensch und in seinem Metier geschickt, weshalb ich ihn leiden mag, denn leistet man recht viel wenigstens in einer Sache, so kann man sonst wohl etwas weniges über die Schnur hauen." — Als ich allein war, fing ich vor dem großen Spiegel, der im Zimmer aufgehängt war, eine förmliche Uebung im Gehen an. Der kleine Friseur hatte mir einen richtigen Fingerzeig gegeben. Den Mönchen ist eine gewisse schwerfällige ungelenke Geschwindigkeit im Gehen eigen, die durch die lange Kleidung, welche die Schritte hemmt und durch das Streben, sich schnell zu bewegen, wie es der Cultus erfordert, hervorgebracht wird. Eben so liegt in dem zurückgebeugten Körper und in dem Tragen der Arme, die niemals herunterhängen dürfen, da der Mönch die Hände, wenn er sie nicht faltet, in die weiten Aermel der Kutte steckt, etwas so Charakteristisches, das dem Aufmerksamen nicht leicht entgeht. Ich versuchte dies Alles abzulegen, um jede Spur meines Standes zu verwischen. Nur darin fand ich Trost für mein Gemüth, daß ich mein ganzes Leben, als ausgelebt möcht' ich sagen, als überstanden ansah, und nun in ein neues Seyn so eintrat, als belebe ein geistiges Prinzip die neue Gestalt, von der überbaut selbst

die Erinnerung ehemaliger Existenz immer schwächer und schwächer werdend, endlich ganz unterginge. Das Gewühl der Menschen, der fortdauernde Lärm des Gewerbes, das sich auf den Straßen rührte, alles war mir neu und ganz dazu geeignet, die heitre Stimmung zu erhalten, in die mich der komische Kleine versetzt. In meiner neuen anständigen Kleidung wagte ich mich hinab an die zahlreiche Wirthstafel, und jede Scheu verschwand, als ich wahrnahm, daß mich niemand bemerkte, ja daß mein nächster Nachbar sich nicht einmal die Mühe gab mich anzuschauen, als ich mich neben ihn setzte. In der Fremdenliste hatte ich, meiner Befreiung durch den Prior gedenkend, mich Leonhard genannt, und für einen Privatmann ausgegeben, der zu seinem Vergnügen reise. Dergleichen Reisende mochte es in der Stadt gar viele geben, und um so weniger veranlaßte ich weitere Nachfrage. — Es war mir ein eignes Vergnügen, die Straßen zu durchstreichen und mich an dem Anblick der reichen Kaufladen, der ausgehängten Bilder und Kupferstiche zu ergötzen. Abends besuchte ich die öffentlichen Spaziergänge, wo mich oft meine Abgeschiedenheit mitten im lebhaftesten Gewühl der Menschen mit bittern Empfindungen erfüllte. — Von Niemandem gekannt zu seyn, in Niemandes Brust die leiseste Ahnung vermuthen zu können, wer ich sey, welch ein wunderbares merkwürdiges Spiel des Zufalls mich hieher geworfen, ja was ich Alles in mir selbst verschließe, so wohlthätig es mir in meinem Verhältniß seyn mußte, hatte doch für mich etwas wahrhaft Schauerliches, indem ich mir selbst dann vorkam, wie ein abgeschiedener Geist, der noch auf Erden wandle, da Alles ihm sonst im Leben befreundete längst gestorben. Dachte ich daran, wie ehemals den berühmten Kanzelredner Alles freundlich und ehrfurchtsvoll grüßte, wie Alles nach seiner Unterhaltung, ja nach ein paar Worten von ihm geizte, so ergriff mich bittrer Unmuth. — Aber jener Kanzelredner war der Mönch Medardus, der ist gestorben und begraben in den Abgründen des Gebirges, ich bin es nicht, denn ich lebe, ja mir ist erst jetzt das Leben neu aufgegangen, das mir seine Genüße bietet. — So war es mir, wenn Träume mir die Begebenheiten im Schlosse wiederholten, als wären sie einem Anderen, nicht mir, geschehen; dieser Andere war doch wieder der Capuziner, aber nicht ich selbst. Nur der Gedanke an Aurelien verknüpfte noch mein voriges Seyn mit dem jetzigen, aber wie ein tiefer nie zu verwindender Schmerz

tödtete er oft die Lust, die mir aufgegangen, und ich wurde dann plötzlich herausgerissen aus den bunten Kreisen, womit mich immer mehr das Leben umfing. — Ich unterließ nicht, die vielen öffentlichen Häuser zu besuchen, in denen man trank, spielte u. d. m. und vorzüglich war mir in dieser Art ein Hotel in der Stadt lieb geworden, in dem sich, des guten Weins wegen, jeden Abend eine zahlreiche Gesellschaft versammelte. — An einem Tisch im Nebenzimmer sah ich immer dieselben Personen, ihre Unterhaltung war lebhaft und geistreich. Es gelang mir, den Männern, die einen geschlossenen Zirkel gebildet hatten, näher zu treten, indem ich erst in einer Ecke des Zimmers still und bescheiden meinen Wein trank, endlich irgend eine interessante litterarische Notiz, nach der sie vergebens suchten, mittheilte, und so einen Platz am Tische erhielt, den sie mir um so lieber einräumten, als ihnen mein Vortrag, so wie meine mannigfachen Kenntnisse, die ich, täglich mehr eindringend in all' die Zweige der Wissenschaft, die mir bisher unbekannt bleiben mußten, erweiterte, zusagten. So erwarb ich mir eine Bekanntschaft, die mir wohl that, und mich immer mehr und mehr an das Leben in der Welt gewöhnend, wurde meine Stimmung täglich unbefangener und heitrer; ich schliff all' die rauhen Ecken ab, die mir von meiner vorigen Lebensweise übrig geblieben. —

Seit mehreren Abenden sprach man in der Gesellschaft, die ich besuchte, viel von einem fremden Maler, der angekommen und eine Ausstellung seiner Gemälde veranstaltet habe: Alle außer mir hatten die Gemälde schon gesehen, und rühmten ihre Vortrefflichkeit so sehr, daß ich mich entschloß auch hinzugehen. Der Maler war nicht zugegen, als ich in den Saal trat, doch machte ein alter Mann den Cicerone und nannte die Meister der fremden Gemälde, die der Maler zugleich mit den seinigen ausgestellt. — Es waren herrliche Stücke, mehrentheils Originale berühmter Meister, deren Anblick mich entzückte. — Bei manchen Bildern, die der Alte flüchtige, großen Freskogemälden entnommene Copien nannte, dämmerten in meiner Seele Erinnerungen aus meiner frühsten Jugend auf. — Immer deutlicher und deutlicher, immer lebendiger erglühten sie in regen Farben. Es waren offenbar Copien aus der heiligen Linde. So erkannte ich auch bei einer heiligen Familie in Josephs Zügen ganz das Gesicht jenes fremden Pilgers, der mir den wunderbaren Knaben brachte. Das

Gefühl der tiefsten Wehmuth durchdrang mich, aber eines lauten Ausrufs konnte ich mich nicht erwehren, als mein Blick auf ein lebensgroßes Portrait fiel, in dem ich die Fürstin, meine Pflegemutter, erkannte. Sie war herrlich, und mit jener im höchsten Sinn aufgefaßten Aehnlichkeit, wie Van Dyk seine Portraits malte, in der Tracht, wie sie in der Prozession am Bernardustage vor den Nonnen einherzuschreiten pflegte, gemalt. Der Maler hatte gerade den Moment ergriffen, als sie nach vollendetem Gebet sich anschickt aus ihrem Zimmer zu treten, um die Prozession zu beginnen, auf welche das versammelte Volk in der Kirche, die sich in der Perspektive des Hintergrundes öffnet, erwartungsvoll harrt. In dem Blick der herrlichen Frau lag ganz der Ausdruck des zum himmlischen erhobenen Gemüths, ach es war, als schien sie Vergebung für den frevelnden frechen Sünder zu erflehen, der sich gewaltsam von ihrem Mutterherzen losgerissen und dieser Sünder war ja ich selbst! Gefühle, die mir längst fremd worden, durchströmten meine Brust, eine unaussprechliche Sehnsucht riß mich fort, ich war wieder bei dem guten Pfarrer im Dorfe des Cisterzienserklosters, ein muntrer, unbefangener, froher Knabe, vor Lust jauchzend, weil der Bernardustag gekommen. Ich sah sie! — Bist du recht fromm und gut gewesen, Franziskus? frug sie mit der Stimme, deren vollen Klang die Liebe dämpfte, daß sie weich und lieblich zu mir herübertönte. — Bist du recht fromm und gut gewesen? Ach, was konnte ich ihr antworten? — Frevel auf Frevel habe ich gehäuft, dem Bruch des Gelübdes folgte der Mord! — Von Gram und Reue zerfleischt, sank ich halb ohnmächtig auf die Knie, Thränen entstürzten meinen Augen. — Erschrocken sprang der Alte auf mich zu und frug heftig: was ist Ihnen, was ist Ihnen, mein Herr? — Das Bild der Aebtissin ist meiner, eines grausamen Todes gestorbenen, Mutter so ähnlich, sagte ich dumpf in mich hinein, und suchte, indem ich aufstand, so viel Fassung als möglich zu gewinnen. „Kommen Sie, mein Herr! sagte der Alte: solche Erinnerungen sind zu schmerzhaft, man darf sie vermeiden, es ist noch ein Portrait hier, welches mein Herr für sein bestes hält. Das Bild ist nach dem Leben gemalt und unlängst vollendet, wir haben es verhängt, damit die Sonne nicht die noch nicht einmal ganz eingetrockneten Farben verderbe.“ — Der Alte stellte mich sorglich in das gehörige Licht und zog dann schnell den Vorhang weg. — Es war Aurelie! — Mich

ergriff ein Entsetzen, das ich kaum zu bekämpfen vermochte. — Aber ich erkannte die Nähe des Feindes, der mich in die wogende Fluth, der ich kaum entronnen, gewaltsam hineindrängen, mich vernichten wollte, und mir kam der Muth wieder, mich aufzulehnen gegen das Ungethüm, das in geheimnißvollem Dunkel auf mich einstürmte. —

Mit gierigen Blicken verschlang ich Aureliens Reize, die aus dem in regem Leben glühenden Bilde hervorstrahlten. — Der kindliche milde Blick des frommen Kindes schien den verruchten Mörder des Bruders anzuklagen, aber jedes Gefühl der Reue erstarb in dem bittern feindlichen Hohn, der, in meinem Innern aufkeimend, mich wie mit giftigen Stacheln hinaustrieb aus dem freundlichen Leben. — Nur das peinigte mich, daß in jener verhängnißvollen Nacht auf dem Schlosse, Aurelie nicht mein worden. Hermogens Erscheinung vereitelte das Unternehmen, aber er büßte mit dem Tode! — Aurelie lebt, und das ist genug, der Hoffnung Raum zu geben, sie zu besitzen! — Ja es ist gewiß, daß sie noch mein wird, denn das Verhängniß waltet, dem sie nicht entgehen kann; und bin ich nicht selbst dieses Verhängniß?

So ermuthigte ich mich zum Frevel, indem ich das Bild anstarrte. Der Alte schien über mich verwundert. Er kramte viel Worte aus über Zeichnung, Ton, Kolorit, ich hörte ihn nicht. Der Gedanke an Aurelie, die Hoffnung, die nur aufgeschobene böse That noch zu vollbringen, erfüllte mich so ganz und gar, daß ich forteilte ohne nach dem fremden Maler zu fragen, und so vielleicht näher zu erforschen, was für eine Bewandtniß es mit den Gemälden haben könne, die wie in einem Cyklus Andeutungen über mein ganzes Leben enthielten. — Um Aureliens Besitz war ich entschlossen alles zu wagen, ja es war mir, als ob ich selbst über die Erscheinungen meines Lebens gestellt und sie durchschauend, niemals zu fürchten, und daher auch niemals zu wagen haben könne. Ich brütete über allerlei Pläne und Entwürfe, meinem Ziele näher zu kommen, vorzüglich glaubte ich nun, von dem fremden Maler manches zu erfahren und manche mir fremde Beziehung zu erforschen, die mir zu wissen, als Vorbereitung zu meinem Zweck, nöthig seyn konnte. Ich hatte nämlich nichts Geringeres im Sinn, als in meiner jetzigen neuen Gestalt auf das Schloß zurückzukehren, und das schien mir nicht einmal ein sonderlich kühnes Wagstück zu seyn. — Am Abend ging ich in jene Gesellschaft; es

war mir darum zu thun, der immer steigenden Spannung meines Geistes, dem ungezähmten Arbeiten meiner aufgeregten Phantasie Schranken zu setzen. —

Man sprach viel von den Gemälden des fremden Malers, und vorzüglich von dem seltnen Ausdruck, den er seinen Portraits zu geben wüßte; es war mir möglich in dies Lob einzustimmen, und mit einem besondern Glanz des Ausdrucks, der nur der Reflex der höhnenden Ironie war, die in meinem Innern wie verzehrendes Feuer brannte, die unnennbaren Reize, die über Aureliens frommes engelschönes Gesicht verbreitet, zu schildern. Einer sagte, daß er den Maler, den die Vollendung mehrerer Portraits, die er angefangen, noch am Orte festhielte, und der ein interessanter herrlicher Künstler, wiewohl schon ziemlich bejahrt sey, morgen Abend in die Gesellschaft mitbringen wolle.

Von seltsamen Gefühlen, von unbekannten Ahnungen bestürmt, ging ich den andern Abend, später als gewöhnlich, in die Gesellschaft; der Fremde saß mit mir zurückgekehrtem Rücken am Tische. Als ich mich setzte, als ich ihn erblickte, da starrten mir die Züge jenes fürchterlichen Unbekannten entgegen, der am Antoniustage an den Eckpfeiler gelehnt stand, und mich mit Angst und Entsetzen erfüllte. — Er sah mich lange an mit tiefem Ernst, aber die Stimmung, in der ich mich befand, seit dem ich Aureliens Bild geschaut hatte, gab mir Muth und Kraft diesen Blick zu ertragen. Der Feind war nun sichtlich ins Leben getreten, und es galt, den Kampf auf den Tod mit ihm zu beginnen. Ich beschloß, den Angriff abzuwarten, aber dann ihn mit den Waffen, auf deren Stärke ich bauen konnte, zurückzuschlagen. Der Fremde schien mich nicht sonderlich zu beachten, sondern setzte, den Blick wieder von mir abwendend, das Kunstgespräch fort, in dem er begriffen gewesen, als ich eintrat. Man kam auf seine Gemälde, und lobte vorzüglich Aureliens Portrait. Jemand behauptete, daß das Bild, unerachtet es sich auf den ersten Blick als Portrait ausspreche, doch als Studie dienen, und zu irgend einer Heiligen benutzt werden könne. — Man frug nach meinem Urtheil, da ich eben jenes Bild so herrlich mit allen seinen Vorzügen in Worten dargestellt, und unwillkürlich fuhr es mir heraus, daß ich die heilige Rosalia mir nicht wohl anders denken könne, als eben so wie das Portrait der Unbekannten. Der Maler schien meine Worte kaum zu bemerken, indem er sogleich

einfiel: „in der That ist jenes Frauenzimmer, die das Portrait getreulich darstellt, eine fromme Heilige, die im Kampfe sich zum Himmlischen erhebt. Ich habe sie gemalt, als sie, von dem entsetzlichsten Jammer ergriffen, doch in der Religion Trost, und von dem ewigen Verhängniß, das über den Wolken thront, Hülfe hoffte; und den Ausdruck dieser Hoffnung, die nur in dem Gemüth wohnen kann, das sich über das Irdische hoch erhebt, habe ich dem Bilde zu geben gesucht.“ — Man verlor sich in andere Gespräche, der Wein, der heute, dem fremden Maler zu Ehren, in beßrer Sorte und reichlicher getrunken wurde als sonst, erheiterte die Gemüther. Jeder wußte irgend etwas Ergötzliches zu erzählen, und wiewohl der Fremde nur im Innern zu lachen, und dies innere Lachen sich nur im Auge abzuspiegeln schien, so wußte er doch, oft nur durch ein paar hineingeworfene kräftige Worte, das Ganze in besonderem Schwunge zu erhalten. — Konnte ich auch, so oft mich der Fremde ins Auge faßte, ein unheimliches grauenhaftes Gefühl nicht unterdrücken, so überwand ich doch immer mehr und mehr die entsetzliche Stimmung, von der ich erst ergriffen, als ich den Fremden erblickte. Ich erzählte von dem possierlichen Belcampo, den Alle kannten, und wußte zu ihrer Freude seine phantastische Hasenfüßigkeit recht ins grelle Licht zu stellen, so daß ein recht gemüthlicher dicker Kaufmann, der mir gegenüber zu sitzen pflegte, mit vor Lachen thränenden Augen versicherte: das sey seit langer Zeit der vergnügteste Abend, den er erlebe. Als das Lachen endlich zu verstummen anfing, frug der Fremde plötzlich: „haben Sie schon den Teufel gesehen, meine Herren?“ — Man hielt die Frage für die Einleitung zu irgend einem Schwank, und versicherte allgemein, daß man noch nicht die Ehre gehabt; da fuhr der Fremde fort: „Nun es hätte wenig gefehlt, so wäre ich zu der Ehre gekommen, und zwar auf dem Schlosse des Barons F. im Gebirge.“ — Ich erbebte, aber die andern riefen lachend: nur weiter, weiter! „Sie kennen, nahm der Fremde wieder das Wort, wohl Alle wahrscheinlich, wenn Sie die Reise durch das Gebirge machten, jene wilde schauerliche Gegend, in der, wenn der Wanderer aus dem dicken Tannenwalde auf die hohen Felsenmassen tritt, sich ihm ein tiefer schwarzer Abgrund öffnet. Es ist der sogenannte Teufelsgrund, und oben ragt ein Felsenstück hervor, welches den sogenannten Teufelssitz bildet. — Man spricht davon, daß der Graf Viktorin, mit bösen Anschlägen im Kopfe,

eben auf diesem Felsen saß, als plötzlich der Teufel erschien, und, weil er beschlossen, Viktorins ihm wohlgefällige Anschläge selbst auszuführen, den Grafen in den Abgrund schleuderte. Der Teufel erschien sodann als Capuziner auf dem Schlosse des Barons, und nachdem er seine Lust mit der Baronesse gehabt, schickte er sie zur Hölle, so wie er auch den wahnsinnigen Sohn des Barons, der durchaus des Teufels Inkognito nicht dulden wollte, sondern laut verkündete: es ist der Teufel! erwürgte, wodurch denn aber eine fromme Seele aus dem Verderben errettet wurde, das der arglistige Teufel beschlossen. Nachher verschwand der Capuziner auf unbegreifliche Weise, und man sagt, er sey feige geflohn vor Viktorin, der aus seinem Grabe blutig emporgestiegen. — Dem sey nun allem, wie ihm wolle, so kann ich Sie doch davon versichern, daß die Baronesse an Gift umkam, Hermogen meuchlings ermordet wurde, der Baron kurz darauf vor Gram starb, und Aurelie, eben die fromme Heilige, die ich in der Zeit, als das Entsetzliche geschehen, auf dem Schlosse malte, als verlassene Waise in ein fernes Land, und zwar in ein Cisterzienserkloster, flüchtete, dessen Aebtissin ihrem Vater befreundet war. Sie haben das Bild dieser herrlichen Frau in meiner Gallerie gesehen. Doch das Alles wird Ihnen dieser Herr (er wies nach mir) viel umständlicher und besser erzählen können, da er während der ganzen Begebenheit auf dem Schlosse zugegen war." — Alle Blicke waren voll Erstaunen auf mich gerichtet, entrüstet sprang ich auf und rief mit heftiger Stimme: „Ei, mein Herr, was habe ich mit Ihren albernen Teufelsgeschichten, mit Ihren Morderzählungen zu schaffen, Sie verkennen mich, Sie verkennen mich in der That, und ich bitte, mich ganz aus dem Spiel zu lassen." Bei dem Aufruhr in meinem Innern, wurde es mir schwer genug, meinen Worten noch diesen Anstrich von Gleichgültigkeit zu geben; die Wirkung der geheimnißvollen Reden des Malers, so wie meine leidenschaftliche Unruhe, die ich zu verbergen mich vergebens bemühte, war nur zu sichtlich. Die heitre Stimmung verschwand, und die Gäste, nun sich erinnernd, wie ich, Allen gänzlich fremd, mich so nach und nach dazu gefunden, sahen mich mit mißtrauischen argwöhnischen Blicken an. —

Der fremde Maler war aufgestanden und durchbohrte mich mit den stieren lebendigtodten Augen, wie damals in der Capuzinerkirche. — Er sprach kein Wort, er schien starr und leblos, aber sein gespen-

stischer Anblick sträubte mein Haar, kalte Tropfen standen auf der Stirn, und von Entsetzen gewaltig erfaßt, erbebten alle Fibern. — „Hebe Dich weg, schrie ich außer mir: Du bist selbst der Satan, Du bist der frevelnde Mord, aber über mich hast Du keine Macht!"

Alles erhob sich von den Sitzen: „was ist das, was ist das?" rief es durch einander; aus dem Saale drängten sich, das Spiel verlassend, die Menschen herein, von dem fürchterlichen Ton meiner Stimme erschreckt. „Ein Betrunkener, ein Wahnsinniger! bringt ihn fort, bringt ihn fort," riefen mehrere. Aber der fremde Maler stand unbeweglich mich anstarrend. Unsinnig vor Wuth und Verzweiflung, riß ich das Messer, womit ich Hermogen getödtet, und das ich stets bei mir zu tragen pflegte, aus der Seitentasche, und stürzte mich auf den Maler, aber ein Schlag warf mich nieder, und der Maler lachte im fürchterlichen Hohn, daß es im Zimmer wiederhallte: „Bruder Medardus, Bruder Medardus, falsch ist Dein Spiel, geh und verzweifle in Reue und Scham." — Ich fühlte mich von den Gästen angepackt, da ermannte ich mich, und wie ein wüthender Stier drängte und stieß ich gegen die Menge, daß Mehrere zur Erde stürzten, und ich mir den Weg zur Thür bahnte. — Rasch eilte ich durch den Corridor, da öffnete sich eine kleine Seitenthüre, ich wurde in ein finstres Zimmer hineingezogen, ich widerstrebte nicht, weil die Menschen schon hinter mir herbrausten. Als der Schwarm vorüber, führte man mich eine Seitentreppe hinab in den Hof, und dann durch das Hintergebäude auf die Straße. Bei dem hellen Schein der Laterne erkannte ich in meinem Retter den possierlichen Belcampo. „Dieselben scheinen, fing er an: einige Fatalität mit dem fremden Maler zu haben, ich trank im Nebenzimmer ein Gläschen, als der Lärm anging, und beschloß, da mir die Gelegenheit des Hauses bekannt, Sie zu retten, denn nur ich allein bin an der ganzen Fatalität Schuld." Wie ist das möglich? frug ich voll Erstaunen. — „Wer gebietet dem Moment, wer widerstrebt den Eingebungen des höhern Geistes! fuhr der Kleine voll Pathos fort. Als ich Ihr Hauptthaar arrangirte, Verehrter, entzündeten sich in mir comme à l'ordinaire die sublimsten Ideen, ich überließ mich dem wilden Ausbruch ungeregelter Phantasie, und darüber vergaß ich nicht allein, die Locke des Zorns auf dem Hauptwirbel gehörig zur weichen Runde abzuglätten, sondern ließ auch sogar sieben und zwanzig Haare der Angst und des Entsetzens über der

Stirne stehen, diese richteten sich auf bei den starren Blicken des Malers, der eigentlich ein Revenant ist, und neigten sich ächzend gegen die Locke des Zorns, die zischend und knisternd auseinander fuhr. Ich habe alles geschaut, da zogen Sie, von Wuth entbrannt, ein Messer, Verehrter, an dem schon diverse Blutstropfen hingen, aber es war ein eitles Bemühen, dem Orkus den zuzusenden, der dem Orkus schon gehörte, denn dieser Maler ist Ahasverus der ewige Jude, oder Bertram de Bornis, oder Mephistopheles, oder Benvenuto Cellini, oder der heilige Peter, kurz ein schnöder Revenant, und durch nichts anders zu bannen, als durch ein glühendes Lockeneisen, welches die Idee krümmt, welche eigentlich Er ist, oder durch schickliches Frisiren der Gedanken, die er einsaugen muß, um die Idee zu nähren, mit elektrischen Kämmen. — Sie sehen, Verehrter! daß mir, dem Künstler und Phantasten von Profession, dergleichen Dinge wahre Pomade sind, welches Sprichwort, aus meiner Kunst entnommen, weit bedeutender ist, als man wohl glaubt, sobald nur die Pomade ächtes Nelkenöl enthält." Das tolle Geschwätz des Kleinen, der unterdessen mit mir durch die Straßen rannte, hatte in dem Augenblick für mich etwas Grauenhaftes, und wenn ich dann und wann seine skurrilen Sprünge, sein komisches Gesicht bemerkte, mußte ich, wie im konvulsivischen Krampf, laut auflachen. Endlich waren wir in meinem Zimmer, Belcampo half mit packen, bald war Alles zur Reise bereit, ich drückte dem Kleinen mehrere Dukaten in die Hand, er sprang hoch auf vor Freude und rief laut: „Heysa, nun habe ich ehrenwerthes Geld, lauter flimmerndes Gold mit Herzblut getränkt, gleißend und rothe Strahlen spielend. Das ist ein Einfall und noch dazu ein lustiger, mein Herr, weiter nichts."

Den Zusatz mochte ihm mein Befremden über seinen Ausruf entlocken; er bat sich es aus, der Locke des Zorns noch die gehörige Ründe geben, die Haare des Entsetzens kürzer schneiden und ein Löckchen Liebe zum Andenken mitnehmen zu dürfen. Ich ließ ihn gewähren, und er vollbrachte Alles unter den possierlichsten Geberden und Grimassen. — Zuletzt ergriff er das Messer, welches ich beim Umkleiden auf den Tisch gelegt, und stach damit, indem er eine Fechterstellung annahm, in die Luft hinein. „Ich tödte Ihren Widersacher, rief er: und da er eine bloße Idee ist, muß er getödtet werden können durch eine Idee, und erstirbt demnach an dieser, der meinigen.

die ich, um die Expression zu verstärken, mit schicklichen Leibesbewegungen begleite. „Apage Satanas, apage, apage, Ahasverus, allez-vous-en!“ — „Nun das wäre gethan,“ sagte er, das Messer weglegend, tief athmend und sich die Stirne trocknend, wie einer, der sich tüchtig angegriffen, um eine schwere Arbeit zu vollbringen. Rasch wollte ich das Messer verbergen, und fuhr damit in den Aermel, als trüge ich noch die Mönchskutte, welches der Kleine bemerkte und ganz schlau belächelte. Indem blies der Postillon vor dem Hause, da veränderte Belcampo plötzlich Ton und Stellung, er holte ein kleines Schnupftuch hervor, that als wische er sich die Thränen aus den Augen, bückte sich einmal über das andere ganz ehrerbietig, küßte mir die Hand und den Rock und flehte: „zwei Messen für meine Großmutter, die an einer Indigestion, vier Messen für meinen Vater, der an unwillkürlichem Fasten starb, ehrwürdiger Herr! Aber für mich jede Woche eine, wenn ich gestorben. — Vor der Hand Ablaß für meine vielen Sünden. — Ach, ehrwürdiger Herr, es steckt ein infamer sündlicher Kerl in meinem Innern, und spricht: Peter Schönfeld, sei kein Affe, und glaube, daß du bist, sondern ich bin eigentlich du, heiße Belcampo und bin eine geniale Idee, und wenn du das nicht glaubst, so stoße ich dich nieder mit einem spitzigen haarscharfen Gedanken. Dieser feindliche Mensch, Belcampo genannt, Ehrwürdiger, begeht alle mögliche Laster, unter andern zweifelt er oft an der Gegenwart, betrinkt sich sehr, schlägt um sich, und treibt Unzucht mit schönen jungfräulichen Gedanken, dieser Belcampo hat mich, den Peter Schönfeld, ganz verwirrt und confuse gemacht, daß ich oft ungebührlich springe, und die Farbe der Unschuld schände, indem ich singend in dulci jubilo mit weißseidenen Strümpfen mich in den Dreck setze. Vergebung für beide, Pietro Belcampo und Peter Schönfeld!“ — Er kniete vor mir nieder und that als schluchze er heftig. Die Narrheit des Menschen wurde mir lästig. „Seyen Sie doch vernünftig,“ rief ich ihm zu; der Kellner trat herein um mein Gepäck zu holen. Belcampo sprang auf, und wieder in seinen lustigen Humor zurückkommend, half er, indem er in einem fort schwatzte, dem Kellner das herbeibringen, was ich noch in der Eile verlangte. „Der Kerl ist ein ausgemachter Hasenfuß, man darf sich mit ihm nicht viel einlassen,“ rief der Kellner, indem er die Wagenthüre zuschlug. Belcampo schwenkte den Hut und rief: bis zum letzten Hauch meines

Lebens! als ich mit bedeutendem Blick den Finger auf den Mund legte.

Als der Morgen zu dämmern anfing, lag die Stadt schon weit hinter mir, und die Gestalt des furchtbaren entsetzlichen Menschen, der wie ein unerforschliches Geheimniß mich grauenvoll umfing, war verschwunden. — Die Frage der Postmeister: wohin? rückte es immer wieder aufs Neue mir vor, wie ich nun jeder Verbindung im Leben abtrünnig worden, und den wogenden Wellen des Zufalls preisgegeben, umherstreiche. Aber, hatte nicht eine unwiderstehliche Macht mich gewaltsam herausgerissen aus Allem, was mir sonst befreundet, nur damit der mir inwohnende Geist in ungehemmter Kraft seine Schwingen rüstig entfalte und rege? — Rastlos durchstrich ich das herrliche Land, nirgends fand ich Ruhe, es trieb mich unaufhaltsam fort, immer weiter hinab in den Süden, ich war, ohne daran zu denken, bis jetzt kaum merklich von der Reiseroute abgewichen, die mir Leonardus bezeichnet, und so wirkte der Stoß, mit dem er mich in die Welt getrieben, wie mit magischer Gewalt fort in gerader Richtung. —

In einer finstern Nacht fuhr ich durch einen dichten Wald, der sich bis über die nächste Station ausdehnen sollte, wie mir der Postmeister gesagt, und deshalb gerathen hatte, bei ihm den Morgen abzuwarten, welches ich, um nur so rasch als möglich ein Ziel zu erreichen, das mir selbst ein Geheimniß war, ausschlug. Schon als ich abfuhr, leuchteten Blitze in der Ferne, aber bald zogen schwärzer und schwärzer die Wolken herauf, die der Sturm zusammengeballt hatte, und brausend vor sich her jagte: der Donner hallte furchtbar im tausendstimmigen Echo wieder, und rothe Blitze durchkreuzten den Horizont, so weit das Auge reichte; die hohen Tannen krachten, bis in die Wurzel erschüttert, der Regen goß in Strömen herab. Jeden Augenblick liefen wir Gefahr von den Bäumen erschlagen zu werden, die Pferde bäumten sich, scheu geworden durch das Leuchten der Blitze, bald konnten wir kaum noch fort; endlich wurde der Wagen so hart umgeschleudert, daß das Hinterrad zerbrach. So mußten wir nun auf der Stelle bleiben, und warten, bis das Gewitter nachließ, und der Mond durch die Wolken brach. Jetzt bemerkte der Postillon, daß er in der Finsterniß ganz von der Straße abgekommen, und in einen Waldweg gerathen sey; es war kein anderes Mittel, als diesen Weg,

so gut es gehen wollte, zu verfolgen, und so vielleicht mit Tagesanbruch in ein Dorf zu kommen. Der Wagen wurde mit einem Baumast gestützt, und so ging es Schritt vor Schritt fort. Bald bemerkte ich, der ich voran ging, in der Ferne den Schimmer eines Lichts, und glaubte Hundegebell zu vernehmen; ich hatte mich nicht getäuscht, denn kaum waren wir einige Minuten länger gegangen, als ich ganz deutlich Hunde anschlagen hörte. Wir kamen an ein ansehnliches Haus, das in einem großen, mit einer Mauer umschlossenen Hofe stand. Der Postillon klopfte an die Pforte, die Hunde sprangen tobend und bellend herbei, aber im Hause selbst blieb alles stille und todt, bis der Postillon sein Horn erschallen ließ; da wurde im obern Stock das Fenster, aus dem mir das Licht entgegenschimmerte, geöffnet, und eine tiefe rauhe Stimme rief herab: Christian, Christian! — Ja, gestrenger Herr, antwortete es unten. Da klopft und bläst es, fuhr die Stimme von oben fort, an unserm Thor, und die Hunde sind ganz des Teufels. Nehm' er einmal die Laterne und die Büchse No. 3. und sehe er zu, was es giebt. — Bald darauf hörten wir, wie Christian die Hunde ablockte, und sahen ihn endlich mit der Laterne kommen. Der Postillon meinte, es sey kein Zweifel, wie er gleich, als der Wald begonnen, statt gerade aus zu fahren, seitwärts eingebogen seyn müsse, da wir bei der Försterwohnung wären, die von der letzten Station eine Stunde rechts abliege. — Als wir dem Christian den Zufall, der uns betroffen, geklagt, öffnete er sogleich beide Flügel des Thors, und half den Wagen hinein. Die beschwichtigten Hunde schwänzelten und schnüffelten um uns her, und der Mann, der sich nicht vom Fenster entfernt, rief unaufhörlich herab: was da, was da? was für ein Caravane? — ohne daß Christian, oder einer von uns Bescheid gegeben. Endlich trat ich, während Christian Pferde und Wagen unterbrachte, ins Haus, das Christian geöffnet, und es kam mir ein großer starker Mann mit sonneverbranntem Gesicht, den großen Hut mit grünem Federbusch auf dem Kopfe, übrigens im Hemde, nur die Pantoffeln an die Füße gesteckt, mit dem bloßen Hirschfänger in der Hand, entgegen, indem er mir barsch entgegen rief: „woher des Landes? — was turbirt man die Leute in der Nacht, das ist hier kein Wirthshaus, keine Poststation. — Hier wohnt der Revierförster, und das bin ich! — Christian ist ein Esel, daß er das Thor geöffnet.“ Ich erzählte ganz kleinmüthig meinen

Unfall, und daß nur die Noth uns hier hineingetrieben, da wurde der Mann geschmeidiger, er sagte: nun freilich, das Unwetter war gar heftig, aber der Postillon ist doch ein Schlingel, daß er falsch fuhr, und den Wagen zerbrach. — Solch ein Kerl muß mit verbundenen Augen im Walde fahren können, er muß darin zu Hause seyn, wie unser eins. — Er führte mich herauf, und indem er den Hirschfänger aus der Hand legte, den Hut abnahm und den Rock überwarf, bat er, seinen rauhen Empfang nicht übel zu deuten, da er hier in der abgelegenen Wohnung um so mehr auf der Hut seyn müsse, als wohl öfters allerlei liederlich Gesindel den Wald durchstreife, und er vorzüglich mit den sogenannten Freischützen, die ihm schon oft nach dem Leben getrachtet, beinahe in offner Fehde liege. „Aber, fuhr er fort: die Spitzbuben können mir nichts anhaben, denn mit der Hülfe Gottes verwalte ich mein Amt treu und redlich, und im Glauben und Vertrauen auf ihn, und auf mein gut Gewehr, biete ich ihnen Trotz." — Unwillkürlich schob ich, wie ich es noch oft aus alter Gewohnheit nicht lassen konnte, einige salbungsvolle Worte über die Kraft des Vertrauens auf Gott ein, und der Förster erheiterte sich immer mehr und mehr. Meiner Protestationen unerachtet weckte er seine Frau, eine betagte, aber muntre rührige Matrone, die, wiewohl aus dem Schlafe gestört, doch freundlich den Gast bewillkommte, und auf des Mannes Geheiß sogleich ein Abendessen zu bereiten anfing. Der Postillon sollte, so hatte es ihm der Förster als Strafe aufgegeben, noch in derselben Nacht mit dem zerbrochenen Wagen auf die Station zurück, von der er gekommen, und ich von ihm, dem Förster, nach meinem Belieben, auf die nächste Station gebracht werden. Ich ließ mir das um so eher gefallen, als mir selbst wenigstens eine kurze Ruhe nöthig schien. Ich äußerte deshalb dem Förster, daß ich wohl bis zum Mittag des folgenden Tages da zu bleiben wünsche, um mich ganz von der Ermüdung zu erholen, die mir das beständige, unaufhörliche Fahren mehrere Tage hindurch verursacht. „Wenn ich Ihnen rathen soll, mein Herr, erwiederte der Förster, so bleiben Sie morgen den ganzen Tag über hier, und warten Sie bis übermorgen, da bringt Sie mein ältester Sohn, den ich in die fürstliche Residenz schicke, selbst bis auf die nächste Station." Auch damit war ich zufrieden, indem ich die Einsamkeit des Orts rühmte, die mich wunderbar anziehe. „Nun, mein Herr! sagte der Förster: einsam ist es

hier wohl gar nicht, Sie müßten denn so nach den gewöhnlichen Begriffen der Städter, jede Wohnung einsam nennen, die im Walde liegt, unerachtet es denn doch sehr darauf ankommt, wer sich darin aufhält. Ja, wenn hier in diesem alten Jagdschloß noch so ein griesgrammiger alter Herr wohnte, wie ehemals, der sich in seinen vier Mauern einschloß, und keine Lust hatte an Wald und Jagd, da möchte es wohl ein einsamer Aufenthalt seyn, aber seitdem er todt ist und der gnädige Landesfürst das Gebäude zur Försterwohnung hat einrichten lassen, da ist es hier recht lebendig worden. Sie sind doch wohl so ein Städter, mein Herr! der nichts weiß von Wald und Jagdlust, da können Sie sichs denn nicht denken, was wir Jägersleute für ein herrlich freudig Leben führen. Ich mit meinen Jägerburschen mache nur eine Familie aus, ja, Sie mögen das nun curios finden, oder nicht, ich rechne meine klugen anstelligen Hunde auch dazu; die verstehen mich und passen auf mein Wort, auf meinen Wink und sind mir treu bis zum Tode. — Sehen Sie wohl, wie mein Waldmann da mich so verständig anschaut, weil er weiß, daß ich von ihm rede? — Nun, Herr, giebt es beinahe immer was im Walde zu thun, da ist denn nun Abends ein Vorbereiten und Wirthschaften, und so wie der Morgen graut, bin ich aus den Federn, und trete heraus, ein lustig Jägerstückchen auf meinem Horn blasend. Da rüttelt und rappelt sich Alles aus dem Schlafe, die Hunde schlagen an, sie jauchzen vor Muth und Jagdbegier. Die Burschen werfen sich schnell in die Kleider, Jagdtasch' umgeworfen, Gewehr über der Schulter, treten sie hinein in die Stube, wo meine Alte das Jägerfrühstück bereitet, und nun gehts heraus in Jubel und Lust. Wir kommen hin an die Stellen, wo das Wild verborgen, da nimmt jeder vom andern entfernt einzeln seinen Platz, die Hunde schleichen, den Kopf geduckt zur Erde und schnüffeln und spüren, und schauen den Jäger an, wie mit klugen menschlichen Augen, und der Jäger steht, kaum athmend, mit gespanntem Hahn regungslos, wie eingewurzelt auf der Stelle. — Und wenn nun das Wild herausspringt aus dem Dickicht, und die Schüsse knallen, und die Hunde stürzen hinterdrein, ei Herr, da klopft einem das Herz und man ist ein ganz andrer Mensch. Und jedesmal ist solch' ein Ausziehen zur Jagd was Neues, denn immer kommt was ganz Besonderes vor, was noch nicht da gewesen. Schon dadurch, daß das Wild sich in die Zeiten theilt,

so daß nun dies, dann jenes sich zeigt, wird das Ding so herrlich, daß kein Mensch auf Erden es satt haben kann. Aber, Herr! auch der Wald schon an und für sich selbst, der Wald ist ja so lustig und lebendig, daß ich mich niemals einsam fühle. Da kenne ich jedes Plätzchen und jeden Baum, und es ist mir wahrhaftig so, als wenn jeder Baum, der unter meinen Augen aufgewachsen und nun seine blanken regen Wipfel in die Lüfte streckt, mich auch kennen und lieb haben müßte, weil ich ihn gehegt und gepflegt, ja ich glaube ordentlich, wenn es manchmal so wunderbar rauscht und flüstert, als spräche es zu mir mit ganz eignen Stimmen, und das wäre eigentlich das wahre Lobpreisen Gottes und seiner Allmacht, und ein Gebet, wie man es gar nicht mit Worten auszusprechen vermag. — Kurz, ein rechtschaffener frommer Jägersmann führt ein gar lustig herrlich Leben, denn es ist ihm ja wohl noch etwas von der alten schönen Freiheit geblieben, wie die Menschen so recht in der Natur lebten, und von all' dem Geschwänzel und Geziere nichts wußten, womit sie sich in ihren gemauerten Kerkern quälen, so daß sie auch ganz entfremdet sind all' den herrlichen Dingen, die Gott um sie hergestellt hat, damit sie sich daran erbauen und ergötzen sollen, wie es sonst die Freien thaten, die mit der ganzen Natur in Liebe und Freundschaft lebten, wie man es in den alten Geschichten lieset." —

Alles das sagte der alte Förster mit einem Ton und Ausdruck, daß man wohl überzeugt seyn mußte, wie er es tief in der Brust fühle, und ich beneidete ihn in der That um sein glückliches Leben, um seine im Innersten tiefbegründete ruhige Gemüthsstimmung, die der meinigen so unähnlich war.

Im andern Theil des, wie ich jetzt wahrnahm, ziemlich weitläuftigen Gebäudes wies mir der Alte ein kleines nett aufgeputztes Gemach an, in welchem ich meine Sachen bereits vorfand, und verließ mich, indem er versicherte, daß mich der frühe Lärm im Hause nicht wecken würde, da ich mich von der übrigen Hausgenossenschaft ganz abgesondert befinde, und daher so lange ruhen könne, als ich wolle, nur erst, wenn ich hinabrufe, würde man mir das Frühstück bringen, ich aber ihn, den Alten, erst beim Mittagsessen wiedersehen, da er früh mit den Burschen in den Wald ziehe, und vor Mittag nicht heimkehre. Ich warf mich auf das Lager, und fiel, ermüdet wie ich war, bald in tiefen Schlaf, aber es folterte mich ein entsetz-

liches Traumbild. — Auf ganz wunderbare Weise fing der Traum mit dem Bewußtseyn des Schlafs an, ich sagte mir nämlich selbst: nun das ist herrlich, daß ich gleich eingeschlafen bin, und so fest und ruhig schlummere, das wird mich von der Ermüdung ganz erlaben; nur muß ich ja nicht die Augen öffnen. Aber demunerachtet war es mir, als könne ich das nicht unterlassen, und doch wurde mein Schlaf dadurch nicht unterbrochen: da ging die Thüre auf, und eine dunkle Gestalt trat herein, die ich zu meinem Entsetzen, als mich selbst, im Capuzinerhabit, mit Bart und Tonsur erkannte. Die Gestalt kam näher und näher an mein Bett, ich war regungslos, und jeder Laut, den ich herauszupressen suchte, erstickte in dem Starrkrampf, der mich ergriffen. Jetzt setzte sich die Gestalt auf mein Bett, und grinsete mich höhnisch an. „Du mußt jetzt mit mir kommen, sprach die Gestalt: wir wollen auf das Dach steigen unter die Wetterfahne, die ein lustig Brautlied spielt, weil der Uhu Hochzeit macht. Dort wollen wir ringen mit einander, und wer den andern herabstößt, ist König, und darf Blut trinken." — Ich fühlte, wie die Gestalt mich packte, und in die Höhe zog, da gab mir die Verzweiflung meine Kraft wieder. „Du bist nicht ich, du bist der Teufel," schrie ich auf, und griff wie mit Krallen dem bedrohlichen Gespenst ins Gesicht, aber es war, als bohrten meine Finger sich in die Augen, wie in tiefe Höhlen, und die Gestalt lachte von Neuem auf in schneidendem Ton. In dem Augenblick erwachte ich, wie von einem plötzlichen Ruck emporgeschüttelt. Aber das Gelächter dauerte fort im Zimmer. Ich fuhr in die Höhe, der Morgen brach in lichten Strahlen durch das Fenster, und ich sah vor dem Tisch, den Rücken mir zugewendet, eine Gestalt im Capuzinerhabit stehen. — Ich erstarrte vor Schreck, der grauenhafte Traum trat ins Leben. — Der Capuziner stöberte unter den Sachen, die auf dem Tische lagen. Jetzt wandte er sich, und mir kam aller Muth wieder, als ich ein fremdes Gesicht mit schwarzem verwildertem Barte erblickte, aus dessen Augen der gedankenlose Wahnsinn lachte: gewisse Züge erinnerten entfernt an Hermogen. — Ich beschloß abzuwarten, was der Unbekannte beginnen werde, und nur irgend einer schädlichen Unternehmung Einhalt zu thun. Mein Stilet lag neben mir, ich war deshalb und schon meiner körperlichen Leibesstärke wegen, auf die ich bauen konnte, auch ohne weitere Hülfe des Fremden mächtig. Er schien mit meinen

Sachen wie ein Kind zu spielen, vorzüglich hatte er Freude an dem rothen Portefeuille, das er hin und her gegen das Fenster wandte, und dabei auf seltsame Weise in die Höhe sprang. Endlich fand er die Korbflasche mit dem Rest des geheimnißvollen Weins; er öffnete sie und roch daran, da bebte es ihm durch alle Glieder, er stieß einen Schrei aus, der dumpf und grauenvoll im Zimmer wieder klang. Eine helle Glocke im Hause schlug drei Uhr, da heulte er wie von entsetzlicher Qual ergriffen, aber dann brach er wieder aus in das schneidende Gelächter, wie ich es im Traum gehört; er schwenkte sich in wilden Sprüngen, er trank aus der Flasche und rannte dann, sie von sich schleudernd, zur Thüre hinaus. Ich stand schnell auf und lief ihm nach, aber er war mir schon aus dem Gesichte, ich hörte ihn die entfernte Treppe hinabpoltern, und einen dumpfen Schlag, wie von einer hart zugeworfenen Thüre. Ich verriegelte mein Zimmer, um eines zweiten Besuchs überhoben zu seyn, und warf mich aufs neue ins Bett. Zu erschöpft war ich nun, um nicht bald wieder einzuschlafen; erquickt und gestärkt erwachte ich, als schon die Sonne ins Gemach hineinfunkelte. — Der Förster war, wie er es gesagt hatte, mit seinen Söhnen und den Jägerburschen in den Wald gezogen; ein blühendes freundliches Mädchen, des Försters jüngere Tochter, brachte mir das Frühstück, während die Aeltere mit der Mutter in der Küche beschäftigt war. Das Mädchen wußte gar lieblich zu erzählen, wie sie hier alle Tage froh und friedlich zusammen lebten, und nur manchmal es Tumult von vielen Menschen gäbe, wenn der Fürst im Revier jage, und dann manchmal im Hause übernachte. So schlichen ein paar Stunden hin, da war es Mittag, und lustiger Jubel und Hörnerklang verkündeten den Förster, der mit seinen vier Söhnen, herrlichen blühenden Jünglingen, von denen der jüngste kaum funfzehn Jahr alt seyn mochte, und drei Jägerburschen, heimkehrte. — Er frug, wie ich denn geschlafen, und ob mich nicht der frühe Lärm vor der Zeit geweckt habe; ich mochte ihm das überstandene Abentheuer nicht erzählen, denn die lebendige Erscheinung des grauenhaften Mönchs hatte sich so fest an das Traumbild gereiht, daß ich kaum zu unterscheiden vermochte, wo der Traum übergegangen sey ins wirkliche Leben. — Der Tisch war gedeckt, die Suppe dampfte, der Alte zog sein Käppchen ab, um das Gebet zu halten, da ging die Thüre auf, und der Capuziner, den ich in der Nacht gesehen, trat

hinein. Der Wahnsinn war aus seinem Gesichte verschwunden, aber er hatte ein düstres störrisches Ansehen. „Seyen Sie willkommen, ehrwürdiger Herr! rief ihm der Alte entgegen: — sprechen Sie das Gratias und speisen Sie dann mit uns.“ — Da blickte er um sich mit Zornfunkelnden Augen, und schrie mit fürchterlicher Stimme: „der Satan soll Dich zerreissen mit Deinem ehrwürdigen Herrn und Deinem verfluchten Beten; hast Du mich nicht hergelockt, damit ich der dreizehnte seyn soll, und Du mich umbringen lassen kannst von dem fremden Mörder? — Hast Du mich nicht in diese Kutte gesteckt, damit Niemand den Grafen, Deinen Herrn und Gebieter, erkennen soll? — Aber hüte Dich, Verfluchter, vor meinem Zorn!“ — Damit ergriff der Mönch einen schweren Krug, der auf dem Tische stand, und schleuderte ihn nach dem Alten, der nur durch eine geschickte Wendung dem Wurf auswich, der ihm den Kopf zerschmettert hätte. Der Krug flog gegen die Wand, und zerbrach in tausend Scherben. Aber in dem Augenblick packten die Jägerburschen den Rasenden, und hielten ihn fest. „Was! rief der Förster: Du verruchter gotteslästerlicher Mensch, Du wagst es, hier wieder mit Deinem rasenden Beginnen unter fromme Leute zu treten, Du wagst es, mir, der ich Dich aus viehischem Zustande, aus der ewigen Verderbniß errettet, aufs Neue nach dem Leben zu trachten? — Fort mit Dir in den Thurm!“ — Der Mönch fiel auf die Knie, er flehte heulend um Erbarmen, aber der Alte sagte: „Du mußt in den Thurm, und darfst nicht eher wieder hieher kommen, bis ich weiß, daß Du dem Satan entsagt hast, der Dich verblendet, sonst mußt Du sterben.“ Da schrie der Mönch auf, wie im trostlosen Jammer der Todesnoth, aber die Jägerburschen brachten ihn fort, und berichteten, wiederkehrend, daß der Mönch ruhiger geworden, sobald er in das Thurmgemach getreten. Christian, der ihn bewache, habe übrigens erzählt, daß der Mönch die ganze Nacht über in den Gängen des Hauses herumgepoltert, und vorzüglich nach Tagesanbruch geschrien habe: „gieb mir noch mehr von Deinem Wein, und ich will mich Dir ganz ergeben; mehr Wein, mehr Wein!“ Es habe dem Christian übrigens wirklich geschienen, als taumle der Mönch wie betrunken, unerachtet er nicht begriffen, wie der Mönch an irgend ein starkes berauschendes Getränk gekommen seyn könne. — Nun nahm ich nicht länger Anstand, das überstandene Abentheuer zu erzählen, wobei ich nicht vergaß der ausgeleerten Korb-

flasche zu gedenken. „Ei, das ist schlimm, sagte der Förster, doch Sie scheinen mir ein muthiger frommer Mann, ein Anderer hätte des Todes seyn können vor Schreck.“ Ich bat ihn, mir näher zu sagen, was es mit dem wahnsinnigen Mönch für eine Bewandtniß habe. „Ach, erwiederte der Alte: das ist eine lange abentheuerliche Geschichte, so was taugt nicht beim Essen. Schlimm genug schon, daß uns der garstige Mensch, eben als wir, was uns Gott bescheert, froh und freudig genießen wollten, mit seinem freveligen Beginnen so gestört hat; aber nun wollen wir auch gleich an den Tisch.“ Damit zog er sein Mützchen ab, sprach andächtig und fromm das Gratias, und unter lustigen frohen Gesprächen verzehrten wir das ländliche, kräftig und schmackhaft zubereitete Mahl. Dem Gast zu Ehren ließ der Alte guten Wein heraufbringen, den er mir nach patriarchalischer Sitte aus einem schönen Pokal zutrank. Der Tisch war indessen abgeräumt, die Jägerburschen nahmen ein paar Hörner von der Wand, und bliesen ein Jägerlied. — Bei der zweiten Wiederholung fielen die Mädchen singend ein, und mit ihnen wiederholten die Förstersöhne im Chor die Schlußstrophe. — Meine Brust erweiterte sich auf wunderbare Weise: seit langer Zeit war mir nicht im Innersten so wohl gewesen, als unter diesen einfachen, frommen Menschen. Es wurden mehrere gemüthliche wohltönende Lieder gesungen, bis der Alte aufstand, und mit dem Ausruf: „Es leben alle brave Männer, die das edle Waidwerk ehren,“ sein Glas leerte; wir stimmten Alle ein, und so war das frohe Mahl, das mir zu Ehren durch Wein und Gesang verherrlicht wurde, beschlossen.

Der Alte sprach zu mir: „nun, mein Herr! schlafe ich ein halbes Stündchen, aber dann gehen wir in den Wald, und ich erzähle es Ihnen, wie der Mönch in mein Haus gekommen, und was ich sonst von ihm weiß. Bis dahin tritt die Dämmerung ein, dann gehen wir auf den Anstand, da es, wie mir Franz sagt, Hühner giebt. Auch Sie sollen ein gutes Gewehr erhalten, und Ihr Glück versuchen.“ Die Sache war mir neu, da ich als Seminarist zwar manchmal nach der Scheibe, aber nie nach Wild geschossen; ich nahm daher des Försters Anerbieten an, der höchlich darüber erfreut schien, und mir mit treuherziger Gutmüthigkeit in aller Eil noch vor dem Schlaf, den er zu thun gedachte, die ersten unentbehrlichsten Grundsätze der Schießkunst beizubringen suchte.

Ich wurde mit Flinte und Jagdtasche ausgerüstet, und so zog ich mit dem Förster in den Wald, der die Geschichte von dem seltsamen Mönch in folgender Art anfing.

„Künftigen Herbst sind es schon zwei Jahre her, als meine Burschen im Walde oft ein entsetzliches Heulen vernahmen, das, so wenig menschliches es auch hatte, doch wie Franz, mein jüngst angenommener Lehrling meinte, von einem Menschen herrühren mochte. Franz war dazu bestimmt, von dem heulenden Ungethüm geneckt zu werden, denn, wenn er auf den Anstand ging, so verscheuchte das Heulen, welches sich dicht bei ihm hören ließ, die Thiere, und er sah zuletzt, wenn er auf ein Thier anlegen wollte, ein borstiges unkenntliches Wesen aus dem Gebüsch springen, das seinen Schuß vereitelte. Franz hatte den Kopf voll von all' den spukhaften Jägerlegenden, die ihm sein Vater, ein alter Jäger, erzählt, und er war geneigt, das Wesen für den Satan selbst zu halten, der ihm das Waidhandwerk verleiden, oder ihn sonst verlocken wolle. Die anderen Burschen, selbst meine Söhne, denen auch das Ungethüm aufgestoßen, pflichteten ihm endlich bei, und um so mehr war mir daran gelegen, dem Dinge näher auf die Spur zu kommen, als ich es für eine List der Freischützen hielt, meine Jäger vom Anstand wegzuschrecken. — Ich befahl deshalb meinen Söhnen und den Burschen, die Gestalt, falls sie sich wieder zeigen sollte, anzurufen, und falls sie nicht stehen, oder Bescheid geben sollte, nach Jägerrecht, ohne weiteres, nach ihr zu schießen. — Den Franz traf es wieder, der erste zu seyn, dem das Ungethüm auf dem Anstand in den Weg trat. Er rief ihm zu, das Gewehr anlegend, die Gestalt sprang ins Gebüsch, Franz wollte hinter drein knallen, aber der Schuß versagte, und nun lief er voll Angst und Schrecken zu den andern, die von ihm entfernt standen, überzeugt, daß es der Satan sey, der ihm zum Trutz das Wild verscheuche, und sein Gewehr verzaubere; denn in der That traf er, seitdem ihn das Ungethüm verfolgte, kein Thier, so gut er sonst geschossen. Das Gerücht von dem Spuk im Walde verbreitete sich, und man erzählte schon im Dorfe, wie der Satan dem Franz in den Weg getreten, und ihm Freikugeln angeboten, und noch anderes tolles Zeug mehr. — Ich beschloß, dem Unwesen ein Ende zu machen, und das Ungethüm, das mir selbst noch niemals aufgestoßen, auf den Stätten, wo es sich zu zeigen pflegte, zu verfolgen. Lange wollte es mir nicht glücken;

endlich, als ich an einem neblichten Novemberabend gerade da, wo Franz das Ungethüm zuerst erblickt, auf dem Anstand war, rauschte es mir ganz nahe im Gebüsch, ich legte leise das Gewehr an, ein Thier vermuthend; aber eine gräßliche Gestalt mit rothfunkelnden Augen und schwarzen borstigen Haaren, mit Lumpen behangen, brach hervor. Das Ungethüm stierte mich an, indem es entsetzliche heulende Töne ausstieß. Herr! — es war ein Anblick, der dem beherztesten Furcht einjagen könnte, ja mir war es, als stehe wirklich der Satan vor mir, und ich fühlte, wie mir der Angstschweiß ausbrach. Aber im kräftigen Gebet, das ich mit starker Stimme sprach, ermuthigte ich mich ganz. So wie ich betete, und den Namen Jesus Christus aussprach, heulte wüthender das Ungethüm, und brach endlich in entsetzliche gotteslästerliche Verwünschungen aus. Da rief ich: Du verfluchter, bübischer Kerl, halt ein mit Deinen gotteslästerlichen Reden, und gieb Dich gefangen, oder ich schieße Dich nieder. Da fiel der Mensch wimmernd zu Boden, und bat um Erbarmen. Meine Burschen kamen herbei, wir packten den Menschen, und führten ihn nach Hause, wo ich ihn in den Thurm bei dem Nebengebäude einsperren ließ, und den nächsten Morgen den Vorfall der Obrigkeit anzeigen wollte. Er fiel, so wie er in den Thurm kam, in einen ohnmächtigen Zustand. Als ich den andern Morgen zu ihm ging, saß er auf dem Strohlager, das ich ihm bereiten lassen, und weinte heftig. Er fiel mir zu Füßen, und flehte mich an, daß ich mit ihm Erbarmen haben sollte; schon seit mehreren Wochen habe er im Walde gelebt, und nichts gegessen, als Kräuter und wildes Obst, er sey ein armer Capuziner aus einem weit entlegenen Kloster, und aus dem Gefängnisse, in das man ihn Wahnsinns halber gesperrt, entsprungen. Der Mensch war in der That in einem erbarmungswürdigen Zustande, ich hatte Mitleiden mit ihm, und ließ ihm Speise und Wein zur Stärkung reichen, worauf er sich sichtlich erholte. Er bat mich auf das Eindringendste, ihn nur einige Tage im Hause zu dulden, und ihm ein neues Ordenshabit zu verschaffen, er wolle dann selbst nach dem Kloster zurückwandeln. Ich erfüllte seinen Wunsch, und sein Wahnsinn schien wirklich nachzulassen, da die Paroxysmen minder heftig und seltner wurden. In den Ausbrüchen der Raserei stieß er entsetzliche Reden aus, und ich bemerkte, daß er, wenn ich ihn deshalb hart anredete, und mit dem Tode drohte, in einen Zustand

innerer Zerknirschung überging, in dem er sich kasteite, ja sogar Gott und die Heiligen anrief, ihn von der Höllenqual zu befreien. Er schien sich dann für den heiligen Antonius zu halten, so wie er in der Raserei immer tobte: er sey Graf und gebietender Herr, und er wolle uns alle ermorden lassen, wenn seine Diener kämen. In den lichten Zwischenräumen bat er mich um Gotteswillen ihn nicht zu verstoßen, weil er fühle, daß nur sein Aufenthalt bei mir ihn heilen könne. Nur ein einzigesmal gab es noch einen harten Auftritt mit ihm, und zwar, als der Fürst hier eben im Revier gejagt, und bei mir übernachtet hatte. Der Mönch war, nachdem er den Fürsten mit seiner glänzenden Umgebung gesehen, ganz verändert. Er blieb störrisch und verschlossen, er entfernte sich schnell, wenn wir beteten, es zuckte ihm durch alle Glieder, wenn er nur ein andächtiges Wort hörte, und dabei schaute er meine Tochter Anne mit solchen lüsternen Blicken an, daß ich beschloß, ihn fortzubringen, um allerlei Unfug zu verhüten. In der Nacht vorher, als ich den Morgen meinen Plan ausführen wollte, weckte mich ein durchdringendes Geschrei auf dem Gange, ich sprang aus dem Bette, und lief schnell mit angezündetem Licht nach dem Gemach, wo meine Töchter schliefen. Der Mönch war aus dem Thurm, wo ich ihn allnächtlich eingeschlossen, gebrochen und in viehischer Brunst nach dem Gemach meiner Töchter gerannt, dessen Thüre er mit einem Fußtritt sprengte. Zum Glück hatte den Franz ein unausstehlicher Durst aus der Kammer, wo die Burschen schlafen, hinausgetrieben, und er wollte gerade nach der Küche gehen, um sich Wasser zu schöpfen, als er den Mönch über den Gang poltern hörte. Er lief herbei, und packte ihn gerade in dem Augenblick, als er die Thüre einstieß, von hinten her; aber der Junge war zu schwach, den Rasenden zu bändigen, sie balgten sich unter dem Geschrei der erwachten Mädchen in der Thüre, und ich kam gerade in dem Augenblick herzu, als der Mönch den Burschen zu Boden geworfen, und ihn meuchlerisch bei der Kehle gepackt hatte. Ohne mich zu besinnen, faßte ich den Mönch, und riß ihn von Franzen weg, aber plötzlich, noch weiß ich nicht, wie das zugegangen, blinkte ein Messer in des Mönchs Faust, er stieß nach mir, aber Franz, der sich aufgerafft, fiel ihm in den Arm, und mir, der ich nun wohl ein starker Mann bin, gelang es bald, den Rasenden so fest an die Mauer zu drücken, daß ihm schier der Athem ausgehen wollte. Die Burschen

waren, ob dem Lärm, alle wach worden, und herbeigelaufen; wir banden den Mönch, und schmissen ihn in den Thurm, ich holte aber meine Hetzpeitsche herbei, und zählte ihm zur Abmahnung von künftigen Unthaten ähnlicher Art, einige kräftige Hiebe auf, so daß er ganz erbärmlich ächzte und wimmerte; aber ich sprach: Du Bösewicht, das ist noch viel zu wenig für deine Schändlichkeit, daß Du meine Tochter verführen wollen, und mir nach dem Leben getrachtet, eigentlich solltest du sterben. — Er heulte vor Angst und Entsetzen, denn die Furcht vor dem Tode schien ihn ganz zu vernichten. Den andern Morgen war es nicht möglich, ihn fortzubringen, denn er lag todtenähnlich in gänzlicher Abspannung da, und flößte mir wahres Mitleiden ein. Ich ließ ihm in einem bessern Gemach ein gutes Bette bereiten, und meine Alte pflegte seiner, indem sie ihm stärkende Suppen kochte, und aus unserer Hausapotheke das reichte, was ihm dienlich schien. Meine Alte hat die gute Gewohnheit, wenn sie einsam sitzt, oft ein andächtig Lied anzustimmen, aber wenn es ihr recht wohl ums Herz seyn soll, muß meine Anne mit ihrer hellen Stimme, ihr solch ein Lied vorsingen. — Das geschah nun auch vor dem Bette des Kranken. — Da seufzte er oft tief, und sah meine Alte und die Anne mit recht wehmüthigen Blicken an, oft flossen ihm die Thränen über die Wangen. Zuweilen bewegte er die Hand und die Finger, als wolle er sich kreuzigen, aber das gelang nicht, die Hand fiel kraftlos nieder; dann stieß er auch manchmal leise Töne aus, als wolle er in den Gesang einstimmen. Endlich fing er an zusehends zu genesen, jetzt schlug er oft das Kreuz nach Sitte der Mönche, und betete leise. Aber ganz unvermuthet fing er einmal an lateinische Lieder zu singen, die meiner Alten und der Anne, unerachtet sie die Worte nicht verstanden, mit ihren ganz wunderbaren heiligen Tönen bis ins Innerste drangen, so daß sie nicht genug sagen konnten, wie der Kranke sie erbaue. Der Mönch war so weit hergestellt, daß er aufstehen, und im Hause umherwandeln konnte, aber sein Aussehen, sein Wesen war ganz verändert. Die Augen blickten sanft, statt daß sonst ein gar böses Feuer in ihnen funkelte, er schritt ganz nach Klostersitte, leise und andächtig mit gefaltenen Händen umher, jede Spur des Wahnsinns war verschwunden. Er genoß nichts als Gemüse, Brod und Wasser, und nur selten konnte ich ihn in der letzten Zeit dahin bringen, daß er sich an meinen Tisch setzte, und etwas

von den Speisen genoß, so wie einen kleinen Schluck Wein trank. Dann sprach er das Gratias und ergötzte uns mit seinen Reden, die er so wohl zu stellen wußte, wie nicht leicht einer. Oft ging er im Walde einsam spazieren, so kam es denn, daß ich ihm einmal begegnete, und ohne gerade viel zu denken frug: ob er nicht nun bald in sein Kloster zurückkehren werde. Er schien sehr bewegt, er faßte meine Hand und sprach: „„Mein Freund, ich habe Dir das Heil meiner Seele zu danken, Du hast mich errettet von der ewigen Verderbniß, noch kann ich nicht von Dir scheiden, laß mich bei Dir seyn. Ach, habe Mitleid mit mir, den der Satan verlockt hat, und der unwiederbringlich verloren war, wenn ihn der Heilige, zu dem er flehte in angstvollen Stunden, nicht im Wahnsinn in diesen Wald gebracht hätte. — Sie fanden mich, fuhr der Mönch nach einigem Stillschweigen fort: in einem ganz entarteten Zustande, und ahnen auch jetzt gewiß nicht, daß ich einst ein von der Natur reich ausgestatteter Jüngling war, den nur eine schwärmerische Neigung zur Einsamkeit und zu den tiefsinnigsten Studien ins Kloster brachte. Meine Brüder liebten mich alle ausnehmend, und ich lebte so froh, als es nur in dem Kloster geschehen kann. Durch Frömmigkeit und musterhaftes Betragen schwang ich mich empor, man sah in mir schon den künftigen Prior. Es begab sich, daß einer der Brüder von weiten Reisen heim kehrte, und dem Kloster verschiedene Reliquien, die er sich auf dem Wege zu verschaffen gewußt, mitbrachte. Unter diesen befand sich eine verschlossene Flasche, die der heilige Antonius dem Teufel, der darin ein verführerisches Elixir bewahrte, abgenommen haben sollte. Auch diese Reliquie wurde sorgfältig aufbewahrt, unerachtet mir die Sache ganz gegen den Geist der Andacht, den die wahren Reliquien einflößen sollen, und überhaupt ganz abgeschmackt zu seyn schien. Aber eine unbeschreibliche Lüsternheit bemächtigte sich meiner, das zu erforschen, was wohl eigentlich in der Flasche enthalten. Es gelang mir, sie bei Seite zu schaffen, ich öffnete sie, und fand ein herrlich duftendes, süß schmeckendes starkes Getränk darin, das ich bis auf den letzten Tropfen genoß. — Wie nun mein ganzer Sinn sich änderte, wie ich einen brennenden Durst nach der Lust der Welt empfand, wie das Laster in verführerischer Gestalt, mir als des Lebens höchste Spitze erschien, das Alles mag ich nicht sagen, kurz, mein Leben wurde eine Reihe schändlicher Verbrechen, so daß, als ich mei-

ner teuflischen List unerachtet verrathen wurde, mich der Prior zum ewigen Gefängniß verurtheilte. Als ich schon mehrere Wochen in dem dumpfen feuchten Kerker zugebracht hatte, verfluchte ich mich und mein Daseyn, ich lästerte Gott und die Heiligen, da trat, im glühend rothen Scheine, der Satan zu mir und sprach, daß, wenn ich meine Seele ganz dem Höchsten abwenden, und ihm dienen wolle, er mich befreien werde. Heulend stürzte ich auf die Knie und rief: es ist kein Gott, dem ich diene, Du bist mein Herr, und aus Deinen Gluthen strömt die Lust des Lebens. — Da brauste es in den Lüften, wie eine Windsbraut, und die Mauern dröhnten, wie vom Erdbeben erschüttert, ein schneidender Ton pfiff durch den Kerker, die Eisenstäbe des Fensters fielen zerbröckelt herab, und ich stand von unsichtbarer Gewalt hinausgeschleudert im Klosterhofe. Der Mond schien hell durch die Wolken, und in seinen Strahlen erglänzte das Standbild des heiligen Antonius, das mitten im Hofe bei einem Springbrunnen aufgerichtet war. — Eine unbeschreibliche Angst zerriß mein Herz, ich warf mich zerknirscht nieder vor dem Heiligen, ich schwor dem Bösen ab, und flehte um Erbarmen; aber da zogen schwarze Wolken herauf, und aufs Neue brauste der Orkan durch die Luft, mir vergingen die Sinne, und ich fand mich erst im Walde wieder, in dem ich wahnsinnig vor Hunger und Verzweiflung umher tobte, und aus dem Sie mich erretteten.“" — So erzählte der Mönch, und seine Geschichte machte auf mich solch einen tiefen Eindruck, daß ich nach vielen Jahren noch so wie heute im Stande seyn werde, Alles Wort für Wort zu wiederholen. Seit der Zeit hat sich der Mönch so fromm, so gutmüthig betragen, daß wir ihn Alle lieb gewannen, und um so unbegreiflicher ist es mir, wie in voriger Nacht sein Wahnsinn hat aufs Neue ausbrechen können."

„Wissen Sie denn gar nicht, fiel ich dem Förster ins Wort: aus welchem Capuzinerkloster der Unglückliche entsprungen ist?" — „Er hat mir es verschwiegen, erwiederte der Förster: und ich mag um so weniger darnach fragen, als es mir beinahe gewiß ist, daß es wohl derselbe Unglückliche seyn mag, der unlängst das Gespräch des Hofes war, unerachtet man seine Nähe nicht vermuthete, und ich auch meine Vermuthung zum wahren Besten des Mönchs, nicht gerade bei Hofe laut werden lassen mochte." — „Aber ich darf sie wohl erfahren, versetzte ich: da ich ein Fremder bin, und noch überdies mit Hand und

Mund versprechen will, gewissenhaft zu schweigen." — „Sie müssen wissen, sprach der Förster weiter: daß die Schwester unserer Fürstin Aebtissin des Cisterzienserklosters in *** ist. Diese hatte sich des Sohnes einer armen Frau, deren Mann mit unserm Hofe in gewissen geheimnißvollen Beziehungen gestanden haben soll, angenommen, und ihn aufziehen lassen. Aus Neigung wurde er Capuziner, und als Kanzelredner weit und breit bekannt. Die Aebtissin schrieb ihrer Schwester sehr oft über den Pflegling, und betrauerte vor einiger Zeit tief seinen Verlust. Er soll durch den Mißbrauch einer Reliquie schwer gesündigt haben, und aus dem Kloster, dessen Zierde er so lange war, verbannt worden seyn. Alles dieses weiß ich aus einem Gespräch des fürstlichen Leibarztes mit einem andern Herrn vom Hofe, das ich vor einiger Zeit anhörte. Sie erwähnten einiger sehr merkwürdiger Umstände, die mir jedoch, weil ich all' die Geschichten nicht von Grund aus kenne, unverständlich geblieben, und wieder entfallen sind. Erzählt nun auch der Mönch seine Errettung aus dem Klostergefängniß auf andere Weise, soll sie nämlich durch den Satan geschehen seyn, so halte ich dies doch für eine Einbildung, die ihm noch vom Wahnsinn zurückblieb, und meine, daß der Mönch kein anderer als eben der Bruder Medardus ist, den die Aebtissin zum geistlichen Stande erziehen ließ, und den der Teufel zu allerlei Sünden verlockte, bis ihn Gottes Gericht mit viehischer Raserei strafte."

Als der Förster den Namen Medardus nannte, durchbebte mich ein innerer Schauer, ja die ganze Erzählung hatte mich, wie mit tödtlichen Stichen, die mein Innerstes trafen, gepeinigt. — Nur zu sehr war ich überzeugt, daß der Mönch die Wahrheit gesprochen, da nur eben ein solches Getränk der Hölle, das er lüstern genossen, ihn aufs Neue in verruchten gotteslästerlichen Wahnsinn gestürzt hatte. — Aber ich selbst war herabgesunken zum elenden Spielwerk der bösen geheimnißvollen Macht, die mich mit unauflöslichen Banden umstrickt hielt, so daß ich, der ich frei zu seyn glaubte, mich nur innerhalb des Käfigs bewegte, in den ich rettungslos gesperrt worden. — Die guten Lehren des frommen Cyrillus, die ich unbeachtet ließ, die Erscheinung des Grafen und seines leichtsinnigen Hofmeisters, alles kam mir in den Sinn. — Ich wußte nun, woher die plötzliche Gährung im Innern, die Aenderung meines Gemüths entstanden; ich schämte mich meines frevelichen Beginnens, und diese Scham galt mir in

dem Augenblick für die tiefe Reue und Zerknirschung, die ich in wahrhafter Buße hätte empfinden sollen. So war ich in tiefes Nachdenken versunken, und hörte kaum auf den Alten, der nun, wieder auf die Jägerei gekommen, mir manchen Strauß schilderte, den er mit den bösen Freischützen gehabt. Die Dämmerung war eingebrochen, und wir standen vor dem Gebüsch, in dem die Hühner liegen sollten; der Förster stellte mich auf meinen Platz, schärfte mir ein, weder zu sprechen, noch sonst mich viel zu regen, und mit gespanntem Hahn recht sorglich zu lauschen. Die Jäger schlichen leise auf ihre Plätze, und ich stand einsam in der Dunkelheit, die immer mehr zunahm. — Da traten Gestalten aus meinem Leben hervor im düstern Walde. Ich sah meine Mutter, die Aebtissin, sie schauten mich an mit strafenden Blicken. — Euphemie rauschte auf mich zu mit todtenbleichem Gesicht, und starrte mich an mit ihren schwarzen glühenden Augen, sie erhob ihre blutigen Hände, mir drohend, ach es waren Blutstropfen, Hermogens Todeswunde entquollen, ich schrie auf! — Da schwirrte es über mir in starkem Flügelschlag, ich schoß blindlings in die Luft, und zwei Hühner stürzten getroffen herab. „Bravo!" rief der unfern von mir stehende Jägerbursche, indem er das dritte herabschoß. — Schüsse knallten jetzt rings umher, und die Jäger versammelten sich, jeder seine Beute herbeitragend. Der Jägerbursche erzählte, nicht ohne listige Seitenblicke auf mich, wie ich ganz laut aufgeschrien, da die Hühner dicht über meinen Kopf weggestrichen, als hätte ich großen Schreck, und dann ohne einmal recht anzulegen, blindlings drunter geschossen, und doch zwei Hühner getroffen; ja es sey in der Finsterniß ihm vorgekommen, als hätte ich das Gewehr ganz nach anderer Richtung hingehalten, und doch wären die Hühner gestürzt. Der alte Förster lachte laut auf, daß ich so über die Hühner erschrocken sey, und mich nur gewehrt habe mit Drunterschießen. — „Uebrigens, mein Herr! fuhr er fort: will ich hoffen, daß Sie ein ehrlicher frommer Waidmann, und kein Freijäger sind, der es mit dem Bösen hält, und hinschießen kann, wo er will, ohne das zu fehlen, was er zu treffen Willens." — Dieser gewiß unbefangene Scherz des Alten traf mein Innerstes, und selbst mein glücklicher Schuß in jener aufgeregten entsetzlichen Stimmung, den doch nur der Zufall herbeigeführt, erfüllte mich mit Grauen. Mit meinem Selbst mehr als jemals entzweit, wurde ich mir selbst zweideutig,

und ein inneres Grausen umfing mein eignes Wesen mit zerstörender Kraft.

Als wir ins Haus zurückkamen, berichtete Christian, daß der Mönch sich im Thurm ganz ruhig verhalten, kein einziges Wort gesprochen und auch keine Nahrung zu sich genommen habe. „Ich kann ihn nun nicht länger bei mir behalten, sprach der Förster: denn wer steht mir dafür, daß sein, wie es scheint, unheilbarer Wahnsinn nach langer Zeit nicht aufs Neue ausbricht, und er irgend ein entsetzliches Unheil hier im Hause anrichtet; er muß morgen in aller Frühe mit Christian und Franz nach der Stadt; mein Bericht über den ganzen Vorgang ist längst fertig, und da mag er denn in die Irrenanstalt gebracht werden."

Als ich in meinem Gemach allein war, stand mir Hermogens Gestalt vor Augen, und wenn ich sie fassen wollte mit schärferem Blick, wandelte sie sich um in den wahnsinnigen Mönch. Beide flossen in meinem Gemüth in Eins zusammen, und bildeten so die Warnung der höhern Macht, die ich wie dicht vor dem Abgrunde vernahm. Ich stieß an die Korbflasche, die noch auf dem Boden lag; der Mönch hatte sie bis auf den letzten Tropfen ausgelehrt, und so war ich jeder neuen Versuchung, davon zu genießen, enthoben: aber auch selbst die Flasche, aus der noch ein starker berauschender Duft strömte, schleuderte ich fort, durch das offne Fenster über die Hofmauer weg, um so jede mögliche Wirkung des verhängnißvollen Elixirs zu vernichten. — Nach und nach wurde ich ruhiger, ja der Gedanke ermuthigte mich, daß ich auf jeden Fall in geistiger Hinsicht erhaben seyn müsse über jenen Mönch, den das dem meinigen gleiche Getränk in wilden Wahnsinn stürzte. Ich fühlte, wie dies entsetzliche Verhängniß bei mir vorübergestreift; ja daß der alte Förster den Mönch eben für den unglücklichen Medardus, für mich selbst, hielt, war mir ein Fingerzeig der höheren heiligen Macht, die mich noch nicht sinken lassen wollte in das trostlose Elend. — Schien nicht der Wahnsinn, der überall sich mir in den Weg stellte, nur allein vermögend, mein Inneres zu durchblicken, und immer dringender vor dem bösen Geiste zu warnen, der mir, wie ich glaubte, sichtbarlich in der Gestalt des bedrohlichen gespenstischen Malers erschienen? —

Unwiderstehlich zog es mich fort nach der Residenz. Die Schwester meiner Pflegemutter, die, wie ich mich besann, der Aebtissin ganz

ähnlich war, da ich ihr Bild öfters gesehen, sollte mich wieder zurückführen in das fromme schuldlose Leben, wie es ehemals mir blühte denn dazu bedurfte es in meiner jetzigen Stimmung nur ihres Anblicks und der dadurch erweckten Erinnerungen. Dem Zufall wollte ich es überlassen, mich in ihre Nähe zu bringen.

Kaum war es Tag worden, als ich des Försters Stimme im Hofe vernahm; früh sollte ich mit dem Sohne abreisen, ich warf mich daher schnell in die Kleider. Als ich hinabkam, stand ein Leiterwagen mit Strohsitzen zum Abfahren bereit vor der Hausthür; man brachte den Mönch, der mit todtenbleichem und verstörtem Gesicht sich geduldig führen ließ. Er antwortete auf keine Frage, er wollte nichts genießen, kaum schien er die Menschen um sich zu gewahren. Man hob ihn auf den Wagen, und band ihn mit Stricken fest, da sein Zustand allerdings bedenklich schien, und man vor dem plötzlichen Ausbruch einer innern verhaltenen Wuth keinesweges sicher war. Als man seine Arme festschnürte, verzog sich sein Gesicht krampfhaft, und er ächzte leise. Sein Zustand durchbohrte mein Herz, er war mir verwandt worden, ja nur seinem Verderben verdankte ich vielleicht meine Rettung. Christian und ein Jägerbursche setzten sich neben ihm in den Wagen. Erst im Fortfahren fiel sein Blick auf mich, und er wurde plötzlich von tiefem Staunen ergriffen; als der Wagen sich schon entfernte (wir waren ihm bis vor die Mauer gefolgt), blieb sein Kopf gewandt, und sein Blick auf mich gerichtet. „Sehen Sie, sagte der alte Förster: wie er Sie so scharf ins Auge faßt; ich glaube, daß Ihre Gegenwart im Speisezimmer, die er nicht vermuthete, auch viel zu seinem rasenden Beginnen beigetragen hat, denn selbst in seiner guten Periode blieb er ungemein scheu, und hatte immer den Argwohn, daß ein Fremder kommen, und ihn tödten würde. Vor dem Tode hat er nämlich eine ganz ungemessene Furcht, und durch die Drohung ihn gleich erschießen zu lassen, habe ich oft den Ausbrüchen seiner Raserei widerstanden."

Mir war wohl und leicht, daß der Mönch, dessen Erscheinung mein eignes Ich in verzerrten gräßlichen Zügen reflektirte, entfernt worden. Ich freuete mich auf die Residenz, denn es war mir, als solle dort die Last des schweren finstern Verhängnisses, die mich niedergedrückt, mir entnommen werden, ja, als würde ich mich dort, erkräftigt, der bösen Macht, die mein Leben befangen, entreißen können.

Als das Frühstück verzehrt, fuhr der saubre mit raschen Pferden bespannte Reisewagen des Försters vor. — Kaum gelang es mir, der Frau für die Gastlichkeit, mit der ich aufgenommen, etwas Geld, so wie den beiden bildhübschen Töchtern einige Galanteriewaaren, die ich zufällig bei mir trug, aufzudringen. Die ganze Familie nahm so herzlichen Abschied, als sey ich längst im Hause bekannt gewesen, der Alte scherzte noch viel über mein Jägertalent. Heiter und froh fuhr ich von dannen.

Vierter Abschnitt.

Das Leben am fürstlichen Hofe.

Die Residenz des Fürsten bildete gerade den Gegensatz zu der Handelsstadt, die ich verlassen. Im Umfange bedeutend kleiner, war sie regelmäßiger und schöner gebaut, aber ziemlich menschenleer. Mehrere Straßen, worin Alleen gepflanzt, schienen mehr Anlagen eines Parks zu seyn, als zur Stadt zu gehören; alles bewegte sich still und feierlich, selten von dem rasselnden Geräusch eines Wagens unterbrochen. Selbst in der Kleidung, und in dem Anstande der Einwohner, bis auf den gemeinen Mann, herrschte eine gewisse Zierlichkeit, ein Streben, äußere Bildung zu zeigen.

Der fürstliche Pallast war nichts weniger als groß, auch nicht im großen Styl erbaut, aber Rücksichts der Eleganz, der richtigen Verhältnisse, eines der schönsten Gebäude, die ich jemals gesehen; an ihn schloß sich ein anmuthiger Park, den der liberale Fürst den Einwohnern zum Spaziergange geöffnet.

Man sagte mir in dem Gasthause, wo ich eingekehrt daß die fürstliche Familie gewöhnlich Abends einen Gang durch den Park zu machen pflege, und daß viele Einwohner diese Gelegenheit niemals versäumten, den gütigen Landesherrn zu sehen. Ich eilte um die bestimmte Stunde in den Park, der Fürst trat mit seiner Gemahlin und einer geringen Umgebung aus dem Schlosse. — Ach! — bald sah ich nichts mehr, als die Fürstin, sie die meiner Pflegemutter so ähnlich war! — Dieselbe Hoheit, dieselbe Anmuth in jeder ihrer Bewegungen, derselbe geistvolle Blick des Auges, dieselbe freie Stirne, das himmlische Lächeln. — Nur schien sie mir im Wuchse voller und jünger, als die Aebtissin. Sie redete liebreich mit mehreren Frauenzimmern, die sich eben in der Allee befanden, während der Fürst mit einem ernsten Mann im interessanten eifrigen Gespräch begriffen schien. — Die Kleidung, das Benehmen der fürstlichen Familie, ihre Um-

gebung, alles griff ein in den Ton des Ganzen. Man sah wohl, wie die anständige Haltung in einer gewissen Ruhe und anspruchslosen Zierlichkeit, in der sich die Residenz erhielt, von dem Hofe ausging. Zufällig stand ich bei einem aufgeweckten Mann, der mir auf alle mögliche Fragen Bescheid gab, und manche muntere Anmerkung einzuflechten wußte. Als die fürstliche Familie vorüber war, schlug er mir vor einen Gang durch den Park zu machen, und mir, dem Fremden, die geschmackvollen Anlagen zu zeigen, welche überall in denselben anzutreffen: das war mir nun ganz recht, und ich fand in der That, daß überall der Geist der Anmuth und des geregelten Geschmacks verbreitet, wiewohl mir oft in den im Park zerstreuten Gebäuden das Streben nach der antiken Form, die nur die grandiosesten Verhältnisse duldet, den Bauherrn zu Kleinlichkeiten verleitet zu haben schien. Antike Säulen, deren Capitäler ein großer Mann beinahe mit der Hand erreicht, sind wohl ziemlich lächerlich. Eben so gab es in entgegengesetzter Art im andern Theil des Parks ein paar gothische Gebäude, die sich in ihrer Kleinheit gar zu kleinlich ausnahmen. Ich glaube, daß das Nachahmen gothischer Formen beinahe noch gefährlicher ist, als jenes Streben nach dem Antiken. Denn ist es auch allerdings richtig, daß kleine Kapellen dem Baumeister, der Rücksichts der Größe des Gebäudes, und der darauf zu verwendenden Kosten eingeschränkt ist, Anlaß genug geben, in jenem Styl zu bauen, so möchte es doch wohl mit den Spitzbogen, bizarren Säulen, Schnörkeln, die man dieser oder jener Kirche nachahmt, nicht gethan seyn, da nur der Baumeister etwas Wahrhaftiges in der Art leisten wird, der sich von dem tiefen Sinn, — wie er in den alten Meistern wohnte, welche das willkürlich, ja das heterogen scheinende, so herrlich zu einem sinnigen bedeutungsvollen Ganzen zu verbinden wußten, — beseelt fühlt. Es ist mit einem Wort, der seltene Sinn für das Romantische, der den gothischen Baumeister leiten muß, da hier von dem schulgerechten, an das er sich bei der antiken Form halten kann, nicht die Rede ist. Ich äußerte alles dieses meinem Begleiter; er stimmte mir vollkommen bei, und suchte nur für jene Kleinigkeiten darin eine Entschuldigung, daß die in einem Park nöthige Abwechslung, und selbst das Bedürfniß, hie und da Gebäude, als Zufluchtsort bei plötzlich einbrechendem Unwetter, oder auch nur zu Erholung, zum Ausruhen zu finden, beinahe von selbst jene Mißgriffe herbeiführe.

Die einfachsten anspruchslosesten Gartenhäuser, Strohdächer auf Baumstämme gestützt, und in anmuthige Gebüsche versteckt, die eben jenen angedeuteten Zweck erreichten, meinte ich dagegen, wären mir lieber, als alle jene Tempelchen und Capellchen; und sollte denn nun einmal gezimmert und gemauert werden, so stehe dem geistreichen Baumeister, der Rücksichts des Umfanges und der Kosten beschränkt sey, wohl ein Styl zu Gebote, der, sich zum antiken oder zum gothischen hinneigend, ohne kleinliche Nachahmerei, ohne Anspruch, das grandiose alte Muster zu erreichen, nur das Anmuthige, den dem Gemüthe des Beschauers wohlthuenden Eindruck bezwecke.

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, erwiederte mein Begleiter: indessen rühren alle diese Gebäude, ja die Anlage des ganzen Parks von dem Fürsten selbst her, und dieser Umstand beschwichtigt, wenigstens bei uns Einheimischen, jeden Tadel. — Der Fürst ist der beste Mensch, den es auf der Welt geben kann, von je her hat er den wahrhaft landesväterlichen Grundsatz, daß die Unterthanen nicht seinetwegen da wären, er vielmehr der Unterthanen wegen da sey, recht an den Tag gelegt. Die Freiheit, alles zu äußern, was man denkt; die Geringfügigkeit der Abgaben, und der daraus entspringende niedrige Preis aller Lebensbedürfnisse; das gänzliche Zurücktreten der Polizei, die nur dem boshaften Uebermuthe ohne Geräusch Schranken setzt, und weit entfernt ist den einheimischen Bürger, so wie den Fremden, mit gehässigem Amtseifer zu quälen; die Entfernung alles soldatischen Unwesens, die gemüthliche Ruhe, womit Geschäfte, Gewerbe getrieben werden: alles das wird Ihnen den Aufenthalt in unserm Ländchen erfreulich machen. Ich wette, daß man Sie bis jetzt noch nicht nach Namen und Stand gefragt hat, und der Gastwirth keinesweges, wie in andern Städten, in der ersten Viertelstunde mit dem großen Buche unterm Arm feierlich angerückt ist, worin man genöthigt wird, seinen eignen Steckbrief mit stumpfer Feder und blasser Tinte hineinzukritzeln. Kurz, die ganze Einrichtung unseres kleinen Staats, in dem die wahre Lebensweisheit herrscht, geht von unserm herrlichen Fürsten aus, da vorher die Menschen, wie man mir gesagt hat, durch albernen Pedantismus eines Hofes, der die Ausgabe des benachbarten großen Hofes in Taschenformat war, gequält wurden. Der Fürst liebt Künste und Wissenschaften, daher ist ihm jeder geschickte Künstler, jeder geistreiche Gelehrte willkommen, und der Grad seines Wissens nur ist die

Ahnenprobe, die die Fähigkeit bestimmt, in der nächsten Umgebung des Fürsten erscheinen zu dürfen. Aber eben in die Kunst und Wissenschaft des vielseitig gebildeten Fürsten hat sich etwas von dem Pedantismus geschlichen, der ihn bei seiner Erziehung einzwängte, und der sich jetzt in dem sklavischen Anhängen an irgend eine Form ausspricht. Er schrieb und zeichnete den Baumeistern mit ängstlicher Genauigkeit jedes Detail der Gebäude vor, und jede geringe Abweichung von dem aufgestellten Muster, das er mühsam aus allen nur möglichen antiquarischen Werken herausgesucht, konnte ihn eben so ängstigen, als wenn dieses oder jenes dem verjüngten Maaßstab, den ihm die beengten Verhältnisse aufdrangen, sich durchaus nicht fügen wollte. Durch eben das Anhängen an diese oder jene Form, die er liebgewonnen, leidet auch unser Theater, das von der einmal bestimmten Manier, der sich die heterogensten Elemente fügen müssen, nicht abweicht. Der Fürst wechselt mit gewissen Lieblingsneigungen, die aber gewiß niemals irgend Jemandem zu nahe treten. Als der Park angelegt wurde, war er leidenschaftlicher Baumeister und Gärtner, dann begeisterte ihn der Schwung, den seit einiger Zeit die Musik genommen, und dieser Begeisterung verdanken wir die Einrichtung einer ganz vorzüglichen Capelle. — Dann beschäftigte ihn die Malerei, in der er selbst das Ungewöhnliche leistet. Selbst bei den täglichen Belustigungen des Hofes findet dieser Wechsel statt. — Sonst wurde viel getanzt, jetzt wird an Gesellschaftstagen eine Farobank gehalten, und der Fürst, ohne im mindesten eigentlicher Spieler zu seyn, ergötzt sich an den sonderbaren Verknüpfungen des Zufalls, doch bedarf es nur irgend eines Impulses, um wieder etwas anderes an die Tagesordnung zu bringen. Dieser schnelle Wechsel der Neigungen hat dem guten Fürsten den Vorwurf zugezogen, daß ihm diejenige Tiefe des Geistes fehle, in der sich wie in einem klaren sonnenhellen See das farbenreiche Bild des Lebens unverändert spiegelt; meiner Meinung nach thut man ihm aber Unrecht, da eine besondere Regsamkeit des Geistes nur ihn dazu treibt, diesem oder jenem nach erhaltenem Impuls mit besonderer Leidenschaft nachzuhängen, ohne daß darüber das eben so edle vergessen, oder auch nur vernachlässigt werden sollte. Daher kommt es, daß Sie diesen Park so wohl erhalten sehen, daß unsere Capelle, unser Theater fortdauernd auf alle mögliche Weise unterstützt und gehoben, daß die Gemäldesammlung

nach Kräften bereichert wird. Was aber den Wechsel der Unterhaltungen bei Hofe betrifft, so ist das wohl ein heitres Spiel im Leben, das jeder dem regsamen Fürsten zur Erholung vom ernsten oft mühevollen Geschäft recht herzlich gönnen mag."

Wir gingen eben bei ganz herrlichen, mit tiefem malerischem Sinn gruppirten Gebüschen und Bäumen vorüber, ich äußerte meine Bewunderung, und mein Begleiter sagte: „alle diese Anlagen, diese Pflanzungen, diese Blumengruppen sind das Werk der vortrefflichen Fürstin. Sie ist selbst vollendete Landschaftsmalerin, und außerdem die Naturkunde ihre Lieblingswissenschaft. Sie finden daher ausländische Bäume, seltene Blumen und Pflanzen, aber nicht wie zur Schau ausgestellt, sondern mit tiefem Sinn so geordnet, und in zwanglose Parthien vertheilt, als wären sie ohne alles Zuthun der Kunst aus heimathlichem Boden entsprossen. — Die Fürstin äußerte einen Abscheu gegen all' die aus Sandstein unbeholfen gemeißelten Götter und Göttinnen, Najaden und Driaden, wovon sonst der Park wimmelte. Diese Standbilder sind deshalb verbannt worden, und Sie finden nur noch einige gute Copien nach der Antike, die der Fürst gewisser, ihm theurer Erinnerungen wegen gern im Park behalten wollte, die aber die Fürstin so geschickt — mit zartem Sinn des Fürsten innerste Willensmeinung ergreifend — aufstellen zu lassen wußte, daß sie auf jeden, dem auch die geheimeren Beziehungen fremd sind, ganz wunderbar wirken."

Es war später Abend geworden, wir verließen den Park, mein Begleiter nahm die Einladung an, mit mir im Gasthofe zu speisen, und gab sich endlich als den Inspektor der fürstlichen Bildergallerie zu erkennen.

Ich äußerte ihm, als wir bei der Mahlzeit vertrauter geworden, meinen herzlichen Wunsch, der fürstlichen Familie näher zu treten, und er versicherte, daß nichts leichter sey, als dieses, da jeder gebildete, geistreiche Fremde im Zirkel des Hofes willkommen wäre. Ich dürfe nur dem Hofmarschall den Besuch machen, und ihn bitten, mich dem Fürsten vorzustellen. Diese diplomatische Art, zum Fürsten zu gelangen, gefiel mir um so weniger, als ich kaum hoffen konnte, gewissen lästigen Fragen des Hofmarschalls, über das „Woher?" über Stand und Charakter zu entgehen; ich beschloß daher, dem Zufall zu vertrauen, der mir vielleicht den kürzeren Weg zeigen würde, und das

traf auch in der That bald ein. Als ich nämlich eines Morgens in dem, zur Stunde gerade ganz menschenleeren, Park lustwandelte, begegnete mir der Fürst in einem schlichten Oberrock. Ich grüßte ihn, als sey er mir gänzlich unbekannt, er blieb stehen, und eröffnete das Gespräch mit der Frage: ob ich fremd hier sey? — Ich bejahte es, mit dem Zusatz, wie ich vor ein paar Tagen angekommen, und bloß durchreisen wollen; die Reize des Orts, und vorzüglich die Gemüthlichkeit und Ruhe, die hier überall herrsche, hätten mich aber vermocht zu verweilen. Ganz unabhängig, bloß der Wissenschaft und der Kunst lebend, wäre ich gesonnen, recht lange hier zu bleiben, da mich die ganze Umgebung auf höchste Weise anspreche und anziehe. Dem Fürsten schien das zu gefallen, und er erbot sich mir als Cicerone alle Anlagen des Parks zu zeigen. Ich hütete mich zu verrathen, daß ich das Alles schon gesehen, sondern ließ mich durch alle Grotten, Tempel, gothische Capellen, Pavillons führen, und hörte geduldig die weitschweifigen Commentare an, die der Fürst von jeder Anlage gab. Ueberall nannte er die Muster, nach welchen gearbeitet worden, machte mich auf die genaue Ausführung der gestellten Aufgaben aufmerksam, und verbreitete sich überhaupt über die eigentliche Tendenz, die bei der ganzen Einrichtung dieses Parks zum Grunde gelegen, und die bei jedem Park vorwalten sollte. Er frug nach meiner Meinung; ich rühmte die Anmuth des Orts, die üppige herrliche Vegetation, unterließ aber auch nicht Rücksichts der Gebäude mich eben so wie gegen den Gallerie-Inspektor zu äußern. Er hörte mich aufmerksam an, er schien manches meiner Urtheile nicht gerade zu verwerfen, indessen schnitt er jede weitere Diskussion über diesen Gegenstand durch die Aeußerung ab, daß ich zwar in ideeller Hinsicht Recht haben könne, indessen mir die Kenntniß des Praktischen, und der wahren Art der Ausführung fürs Leben, abzugehen scheine. Das Gespräch wandte sich zur Kunst, ich bewies mich als guter Kenner der Malerei, und als praktischer Tonkünstler, ich wagte manchen Widerspruch gegen seine Urtheile, die geistreich und präzis seine innere Ueberzeugung aussprachen, aber auch wahrnehmen ließen, daß seine Kunstbildung zwar bei weitem die übertraf, wie sie die Großen gemeinhin zu erhalten pflegen, indessen doch viel zu oberflächlich war, um nur die Tiefe zu ahnen, aus der dem wahren Künstler die herrliche Kunst aufgeht, und in ihm den göttlichen Funken des Strebens

nach dem Wahrhaftigen entzündet. Meine Widersprüche, meine Ansichten galten ihm nur als Beweis meines Dilettantismus, der gewöhnlich nicht von der wahren praktischen Einsicht erleuchtet werde. Er belehrte mich über die wahren Tendenzen der Malerei und der Musik, über die Bedingnisse des Gemäldes, der Oper. — Ich erfuhr viel von Colorit, Draperie, Pyramidalgruppen, von ernster und komischer Musik, von Szenen für die Prima donna, von Chören, vom Effekt, vom Helldunkel, der Beleuchtung u. s. w. Ich hörte alles an, ohne den Fürsten, der sich in dieser Unterhaltung recht zu gefallen schien, zu unterbrechen. Endlich schnitt er selbst seine Rede ab, mit der schnellen Frage: spielen Sie Faro? — Ich verneinte es. „Das ist ein herrliches Spiel, fuhr er fort: in seiner hohen Einfachheit das wahre Spiel für geistreiche Männer. Man tritt gleichsam aus sich selbst heraus, oder besser, man stellt sich auf einen Standpunkt, von dem man die sonderbaren Verschlingungen und Verknüpfungen, die die geheime Macht, welche wir Zufall nennen, mit unsichtbarem Faden spinnt, zu erblicken im Stande ist. Gewinn und Verlust sind die beiden Angeln, auf denen sich die geheimnißvolle Maschine bewegt, die wir angestoßen, und die nun der ihr inwohnende Geist nach Willkür forttreibt. — Das Spiel müssen Sie lernen, ich will selbst Ihr Lehrmeister seyn." — Ich versicherte, bis jetzt nicht viel Lust zu einem Spiel in mir zu spüren, das, wie mir oft versichert worden, höchst gefährlich und verderblich seyn solle. — Der Fürst lächelte, und fuhr, mich mit seinen lebhaften klaren Augen scharf anblickend, fort: „Ei, das sind kindische Seelen, die das behaupten, aber am Ende halten Sie mich wohl für einen Spieler, der Sie ins Garn locken will. — Ich bin der Fürst; gefällt es Ihnen hier in der Residenz, so bleiben Sie hier, und besuchen Sie meinen Zirkel, in dem wir manchmal Faro spielen, ohne daß ich zugebe, daß sich irgend Jemand durch dies Spiel derangire, unerachtet das Spiel bedeutend seyn muß, um zu interessiren, denn der Zufall ist träge, so bald ihm nur Unbedeutendes dargeboten wird."

Schon im Begriff mich zu verlassen, kehrte der Fürst sich noch zu mir, und frug: „mit wem habe ich aber gesprochen?" — Ich erwiederte, daß ich Leonard heiße, und als Gelehrter privatisire, ich sey übrigens keinesweges von Adel, und dürfe vielleicht daher von der mir angebotenen Gnade, im Hofzirkel zu erscheinen, keinen Gebrauch

machen. „Was Adel, was Adel, rief der Fürst heftig: Sie sind, wie ich mich überzeugt habe, ein sehr unterrichteter, geistreicher Mann. — Die Wissenschaft adelt Sie, und macht Sie fähig, in meiner Umgebung zu erscheinen. Adieu, Herr Leonard, auf Wiedersehen!" — So war denn mein Wunsch früher und leichter, als ich es mir gedacht hatte, erfüllt. Zum erstenmal in meinem Leben sollte ich an einem Hofe erscheinen, ja, in gewisser Art selbst am Hofe leben, und mir gingen all' die abentheuerlichen Geschichten von den Kabalen, Ränken, Intriguen der Höfe, wie sie sinnreiche Roman- und Comödienschreiber aushecken, durch den Kopf. Nach Aussage dieser Leute, mußte der Fürst von Bösewichtern aller Art umgeben, und verblendet, insonderheit aber der Hofmarschall ein ahnenstolzer abgeschmackter Pinsel, der erste Minister ein ränkevoller habsüchtiger Bösewicht, die Kammerjunker müssen aber lockere Menschen und Mädchenverführer seyn. — Jedes Gesicht ist kunstmäßig in freundliche Falten gelegt, aber im Herzen Lug und Trug; sie schmelzen vor Freundschaft und Zärtlichkeit, sie bücken und krümmen sich, aber jeder ist des andern unversöhnlicher Feind, und sucht ihm hinterlistig ein Bein zu stellen, daß er rettungslos umschlägt, und der Hintermann in seine Stelle tritt, bis ihm ein Gleiches widerfährt. Die Hofdamen sind häßlich, stolz, ränkevoll, dabei verliebt, und stellen Netze und Sprenkeln, vor denen man sich zu hüten hat, wie vor dem Feuer! — So stand das Bild eines Hofes in meiner Seele, als ich im Seminar so viel davon gelesen; es war mir immer, als treibe der Teufel da recht ungestört sein Spiel, und unerachtet mir Leonardus Manches von Höfen, an denen er sonst gewesen, erzählte, was zu meinen Begriffen davon durchaus nicht passen wollte, so blieb mir doch eine gewisse Scheu vor allem Höfischen zurück, die noch jetzt, da ich im Begriff stand, einen Hof zu sehen, ihre Wirkung äußerte. Mein Verlangen, der Fürstin näher zu treten, ja eine innere Stimme, die mir unaufhörlich, wie in dunklen Worten zurief, daß hier mein Geschick sich bestimmen werde, trieben mich unwiderstehlich fort, und um die bestimmte Stunde befand ich mich, nicht ohne innere Beklemmung, im fürstlichen Vorsaal. —

Mein ziemlich langer Aufenthalt in jener Reichs- und Handelsstadt, hatte mir dazu gedient, all das Ungelenke, Steife, Eckigte meines Betragens, das mir sonst noch vom Klosterleben anklebte, ganz abzuschleifen. Mein von Natur geschmeidiger, vorzüglich wohlgebauter

Körper, gewöhnte sich leicht an die ungezwungene freie Bewegung, die dem Weltmann eigen. Die Blässe, die den jungen Mönch auch bei schönem Gesicht entstellt, war aus meinem Gesicht verschwunden, ich befand mich in den Jahren der höchsten Kraft, die meine Wangen röthete, und aus meinen Augen blitzte; meine dunkelbraunen Locken verbargen jedes Ueberbleibsel der Tonsur. Zu dem Allem kam, daß ich eine feine zierliche schwarze Kleidung im neuesten Geschmack trug, die ich aus der Handelsstadt mitgebracht, und so konnte es nicht fehlen, daß meine Erscheinung angenehm auf die schon Versammelten wirken mußte, wie sie es durch ihr zuvorkommendes Betragen, das, sich in den Schranken der höchsten Feinheit haltend, nicht zudringlich wurde, bewiesen. So wie nach meiner, aus Romanen und Comödien gezogenen Theorie, der Fürst, als er mit mir im Park sprach, bei den Worten: ich bin der Fürst, eigentlich den Oberrock rasch aufknöpfen, und mir einen großen Stern entgegen blitzen lassen mußte, so sollten auch all' die Herren, die den Fürsten umgaben, in gestickten Röcken, steifen Frisuren u. s. w. einhergehen, und ich war nicht wenig verwundert, nur einfache, geschmackvolle Anzüge zu bemerken. Ich nahm wahr, daß mein Begriff vom Leben am Hofe wohl überhaupt ein kindisches Vorurtheil seyn könne, meine Befangenheit verlor sich, und ganz ermuthigte mich der Fürst, der mit den Worten auf mich zutrat: „Sieh da, Herr Leonard!“ und dann über meinen strengen kunstrichterlichen Blick scherzte, mit dem ich seinen Park gemustert. — Die Flügelthüren öffneten sich, und die Fürstin trat in den Conversationssaal, nur von zwei Hofdamen begleitet. Wie erbebte ich bei ihrem Anblick im Innersten, wie war sie nun, beim Schein der Lichter, meiner Pflegemutter noch ähnlicher als sonst. — Die Damen umringten sie, man stellte mich vor, sie sah mich an mit einem Blick, der Erstaunen, eine innere Bewegung verrieth; sie lispelte einige Worte, die ich nicht verstand, und kehrte sich dann zu einer alten Dame, der sie etwas leise sagte, worüber diese unruhig wurde, und mich scharf anblickte. — Alles dieses geschah in einem Moment. — Jetzt theilte sich die Gesellschaft in kleinere und größere Gruppen, lebhafte Gespräche begannen, es herrschte ein freier ungezwungener Ton, und doch fühlte man es, daß man sich im Zirkel des Hofes, in der Nähe des Fürsten befand, ohne daß dies Gefühl nur im mindesten gedrückt hätte. Kaum eine einzige Figur fand ich,

die in das Bild des Hofes, wie ich ihn mir sonst dachte, gepaßt haben sollte. Der Hofmarschall war ein alter lebenslustiger aufgeweckter Mann, die Kammerjunker muntre Jünglinge, die nicht im mindesten darnach aussahen, als führten sie Böses im Schilde. Die beiden Hofdamen schienen Schwestern, sie waren sehr jung, und eben so unbedeutend, zum Glück aber sehr anspruchslos geputzt. Vorzüglich war es ein kleiner Mann mit aufgestützter Nase, und lebhaft funkelnden Augen, schwarz gekleidet, den langen Stahldegen an der Seite, der, indem er sich mit unglaublicher Schnelle durch die Gesellschaft wand und schlängelte, und bald hier, bald dort war, nirgends weilend, keinem Rede stehend, hundert witzige sarkastische Einfälle wie Feuerfunken umhersprühte, überall reges Leben entzündete. Es war des Fürsten Leibarzt. — Die alte Dame, mit der die Fürstin gesprochen, hatte unbemerkt mich so geschickt zu umkreisen gewußt, daß ich, ehe ich mir's versah, mit ihr allein im Fenster stand. Sie ließ sich alsbald in ein Gespräch mit mir ein, das, so schlau sie es anfing, bald den einzigen Zweck verrieth, mich über meine Lebensverhältnisse auszufragen. — Ich war auf dergleichen vorbereitet, und überzeugt, daß die einfachste anspruchsloseste Erzählung in solchen Fällen die unschädlichste und gefahrloseste ist, schränkte ich mich darauf ein, ihr zu sagen, daß ich ehemals Theologie studirt, jetzt aber, nachdem ich den reichen Vater beerbt, aus Lust und Liebe reise. Meinen Geburtsort verlegte ich nach dem polnischen Preußen, und gab ihm einen solchen barbarischen Zähne und Zunge zerbrechenden Namen, der der alten Dame das Ohr verletzte, und ihr jede Lust benahm noch einmal zu fragen. „Ei, ei, sagte die alte Dame: Sie haben ein Gesicht, mein Herr, das hier gewisse traurige Erinnerungen wecken könnte, und sind vielleicht mehr als Sie scheinen wollen, da Ihr Anstand keinesweges auf einen Studenten der Theologie deutet."

Nachdem Erfrischungen gereicht worden, ging es in den Saal, wo der Farotisch in Bereitschaft stand. Der Hofmarschall machte den Banquier, doch stand er, wie man mir sagte, mit dem Fürsten in der Art im Verein, daß er allen Gewinn behielt, der Fürst ihm aber jeden Verlust, in so fern er den Fonds der Bank schwächte, ersetzte. Die Herren versammelten sich um den Tisch, bis auf den Leibarzt, der durchaus niemals spielte, sondern bei den Damen blieb, die an dem Spiel keinen Antheil nahmen. Der Fürst rief mich zu sich, ich

mußte neben ihm stehen, und er wählte meine Karten, nachdem er mir in kurzen Worten das Mechanische des Spiels erklärt. Dem Fürsten schlugen alle Karten um, und auch ich befand mich, so genau ich den Rath des Fürsten befolgte, fortwährend im Verlust, der bedeutend wurde, da ein Louisd'or als niedrigster Point galt. Meine Kasse war ziemlich auf der Reige, und schon oft hatte ich gesonnen, wie es gehen würde, wenn die letzten Louisd'or ausgegeben, um so mehr war mir das Spiel, welches mich auf einmal arm machen konnte, fatal. Eine neue Taille begann, und ich bat den Fürsten, mich nun ganz mir selbst zu überlassen, da es scheine, als wenn ich, als ein ausgemacht unglücklicher Spieler, ihn auch in Verlust brächte. Der Fürst meinte lächelnd, daß ich noch vielleicht meinen Verlust hätte einbringen können, wenn ich nach dem Rath des erfahrnen Spielers fortgefahren, indessen wolle er nun sehn, wie ich mich benehmen würde, da ich mir so viel zutraue. — Ich zog aus meinen Karten, ohne sie anzusehen, blindlings eine heraus, es war die Dame. — Wohl mag es lächerlich zu sagen seyn, daß ich in diesem blassen leblosen Kartengesicht Aureliens Züge zu entdecken glaubte. Ich starrte das Blatt an, kaum konnte ich meine innere Bewegung verbergen; der Zuruf des Banquiers, ob das Spiel gemacht sey, riß mich aus der Betäubung. Ohne mich zu besinnen, zog ich die letzten fünf Louisd'or, die ich noch bei mir trug, aus der Tasche, und setzte sie auf die Dame. Sie gewann, nun setzte ich immer fort und fort auf die Dame, und immer höher, so wie der Gewinn stieg. Jedesmal, wenn ich wieder die Dame setzte, riefen die Spieler: nein es ist unmöglich, jetzt muß die Dame untreu werden — und alle Karten der übrigen Spieler schlugen um. „Das ist mirakulos, das ist unerhört," erscholl es von allen Seiten, indem ich still, und in mich gekehrt, ganz mein Gemüth Aurelien zugewendet, kaum das Gold achtete, das mir der Banquier einmal übers andere zuschob. — Kurz in den vier letzten Taillen hatte die Dame unausgesetzt gewonnen, und ich die Taschen voll Gold. Es waren an zweitausend Louisd'or, die mir das Glück durch die Dame zugetheilt, und unerachtet ich nun aller Verlegenheit enthoben, so konnte ich mich doch eines innern unheimlichen Gefühls nicht erwehren. — Auf wunderbare Art fand ich einen geheimen Zusammenhang zwischen dem glücklichen Schuß aufs Gerathewohl, der neulich die Hühner herabwarf, und zwischen

meinem heutigen Glück. Es wurde mir klar, daß nicht ich, sondern die fremde Macht, die in mein Wesen getreten, alles das Ungewöhnliche bewirke, und ich nur das willenlose Werkzeug sey, dessen sich jene Macht bediene, zu mir unbekannten Zwecken. Die Erkenntniß dieses Zwiespalts, der mein Inneres feindseelig trennte, gab mir aber Trost, indem sie mir das allmähliche Aufkeimen eigner Kraft, die bald stärker und stärker werdend, dem Feinde widerstehen, und ihn bekämpfen werde, verkündete. — Das ewige Abspiegeln von Aureliens Bild konnte nichts anderes seyn, als ein verruchtes Verlocken zum bösen Beginnen, und eben dieser freveliche Mißbrauch des frommen lieben Bildes, erfüllte mich mit Grausen und Abscheu.

In der düstersten Stimmung schlich ich des Morgens durch den Park, als mir der Fürst, der um die Stunde auch zu lustwandeln pflegte, entgegentrat. „Nun, Herr Leonard, rief er: wie finden Sie mein Faro-Spiel? — was sagen Sie von der Laune des Zufalls, der Ihnen alles tolle Beginnen verzieh, und das Gold zuwarf. Sie hatten glücklicherweise die Barte Favorite getroffen, aber so blindlings dürfen Sie selbst der Carte Favorite nicht immer vertrauen." — Er verbreitete sich weitläuftig über den Begriff der Carte Favorite, gab mir die wohl ersonnensten Regeln, wie man dem Zufall in die Hand spielen müsse, und schloß mit der Aeußerung, daß ich nun mein Glück im Spiel wohl eifrigst verfolgen werde. Ich versicherte dagegen freimüthig, daß es mein fester Vorsatz sey, nie mehr eine Karte anzurühren. Der Fürst sah mich verwundert an. — „Eben mein gestriges wunderbares Glück, fuhr ich fort: hat diesen Entschluß erzeugt, denn alles das, was ich sonst von dem Gefährlichen, ja Verderblichen dieses Spiels gehört, ist dadurch bewährt worden. Es lag für mich etwas Entsetzliches darin, daß, indem die gleichgültige Karte, die ich blindlings zog, in mir eine schmerzhafte herzzerreissende Erinnerung weckte, ich von einer unbekannten Macht ergriffen wurde, die das Glück des Spiels, den losen Geldgewinn mir zuwarf, als entsprösse es aus meinem eignen Innern, als wenn ich selbst, jenes Wesen denkend, das aus der leblosen Karte mir mit glühenden Farben entgegenstrahlte, dem Zufall gebieten könne, seine geheimsten Verschlingungen erkennend." — „Ich verstehe Sie, unterbrach mich der Fürst: Sie liebten unglücklich, die Karte rief das Bild der verlornen Geliebten in Ihre Seele zurück, obgleich mich das, mit Ihrer Erlaubniß, possierlich an-

spricht, wenn ich mir das breite, blasse, komische Kartengesicht der Coeurdame, die Ihnen in die Hand fiel, lebhaft imaginire. — Doch Sie dachten nun einmal an die Geliebte, und sie war Ihnen im Spiel treuer und wohlthuender, als vielleicht im Leben; aber was darin Entsetzliches, Schreckbares liegen soll, kann ich durchaus nicht begreifen, vielmehr muß es ja erfreulich seyn, daß Ihnen das Glück wohlwollte. Ueberhaupt — ist Ihnen denn nun einmal die ominöse Verknüpfung des Spielglücks mit Ihrer Geliebten so unheimlich, so trägt nicht das Spiel die Schuld, sondern nur Ihre individuelle Stimmung." — „Mag das seyn, gnädigster Herr, erwiederte ich: aber ich fühle nur zu lebhaft, daß es nicht so wohl die Gefahr ist, durch bedeutenden Verlust in die übelste Lage zu gerathen, welche dieses Spiel so verderblich macht, sondern vielmehr die Kühnheit, geradezu wie in offener Fehde, es mit der geheimen Macht aufzunehmen, die aus dem Dunkel glänzend hervortritt, und uns wie ein verführerisches Trugbild in eine Region verlockt, in der sie uns höhnend ergreift und zermalmt. Eben dieser Kampf mit jener Macht scheint das anziehende Wagestück zu seyn, das der Mensch, seiner Kraft kindisch vertrauend, so gern unternimmt, und das er, einmal begonnen, beständig, ja noch im Todeskampfe den Sieg hoffend, nicht mehr lassen kann. Daher kommt meines Bedünkens die wahnsinnige Leidenschaft der Farospieler, und die innere Zerrüttung des Geistes, die der bloße Geldverlust nicht nach sich zu ziehen vermag, und die sie zerstört. Aber auch schon in untergeordneter Hinsicht, kann selbst dieser Verlust auch den leidenschaftlosen Spieler, in den noch nicht jenes feindselige Prinzip gedrungen, in tausend Unannehmlichkeiten, ja in offenbare Noth stürzen, da er doch nur durch die Umstände veranlaßt spielte. Ich darf es gestehen, gnädigster Herr! daß ich selbst gestern im Begriff stand, meine ganze Reisekasse gesprengt zu sehen." — „Das hätte ich erfahren, fiel der Fürst rasch ein: und Ihnen den Verlust dreidoppelt ersetzt, denn ich will nicht, daß sich Jemand meines Vergnügens wegen ruinire, überhaupt kann das bei mir nicht geschehen, da ich meine Spieler kenne, und sie nicht aus den Augen lasse." — „Aber eben diese Einschränkung, gnädigster Herr! erwiederte ich: hebt wieder die Freiheit des Spiels auf, und setzt selbst jenen besonderen Verknüpfungen des Zufalls Schranken, deren Betrachtung Ihnen, gnädigster Herr, das Spiel so interessant macht. Aber wird nicht auch

dieser oder jener, den die Leidenschaft des Spiels unwiderstehlich ergriffen, Mittel finden zu seinem eignen Verderben der Aufsicht zu entgehen, und so ein Mißverhältniß in sein Leben bringen, das ihn zerstört? — Verzeihen Sie meine Freimüthigkeit, gnädigster Herr! — Ich glaube überdem, daß jede Einschränkung der Freiheit, sollte diese auch gemißbraucht werden, drückend, ja, als dem menschlichen Wesen schnurstracks entgegenstrebend, unausstehlich ist." — „Sie sind nun einmal, wie es scheint, überall nicht meiner Meinung, Herr Leonard," fuhr der Fürst auf, und entfernte sich rasch, indem er mir ein leichtes „Adieu" zuwarf. — Kaum wußte ich selbst, wie ich dazu gekommen, mich so offenherzig zu äußern, ja ich hatte niemals, unerachtet ich in der Handelsstadt oft an bedeutenden Banken als Zuschauer stand, genug über das Spiel nachgedacht, um meine Ueberzeugung im Innern so zu ordnen, wie sie mir jetzt unwillkürlich von den Lippen floß. Es that mir leid, die Gnade des Fürsten verscherzt, und das Recht verloren zu haben, im Zirkel des Hofes erscheinen, und der Fürstin näher treten zu dürfen. Ich hatte mich indessen geirrt, denn noch denselben Abend erhielt ich eine Einladungskarte zum Hofkonzert, und der Fürst sagte im Vorbeistreifen mit freundlichem Humor zu mir: „guten Abend, Herr Leonard, gebe der Himmel, daß meine Capelle heute Ehre einlegt, und meine Musik Ihnen besser gefällt, als mein Park." —

Die Musik war in der That recht artig, es ging Alles präzis, indessen schien mir die Wahl der Stücke nicht glücklich, indem eins die Wirkung des andern vernichtete, und vorzüglich erregte mir eine lange Szene, die mir, wie nach einer aufgegebenen Formel komponirt zu seyn schien, herzliche Langeweile. Ich hütete mich wohl, meine wahre innere Meinung zu äußern, und hatte um so klüger daran gethan, als man mir in der Folge sagte, daß eben jene lange Szene eine Composition des Fürsten gewesen.

Ohne Bedenken fand ich mich in dem nächsten Zirkel des Hofes ein, und wollte selbst am Farospiel Theil nehmen, um den Fürsten ganz mit mir auszusöhnen, aber nicht wenig erstaunte ich, als ich keine Bank erblickte, vielmehr sich einige gewöhnliche Spieltische formten, und unter den übrigen Herren und Damen, die sich im Zirkel um den Fürsten setzten, eine lebhafte geistreiche Unterhaltung begann. Dieser oder jener wußte manches Ergötzliche zu erzählen, ja Anekdoten

mit scharfer Spitze wurden nicht verschmäht; meine Rednergabe kam mir zu statten, und es waren Andeutungen aus meinem eigenen Leben, die ich unter der Hülle romantischer Dichtung auf anziehende Weise vorzutragen wußte. So erwarb ich mir die Aufmerksamkeit und den Beifall des Zirkels; der Fürst liebte aber mehr das Heitre, Humoristische, und darin übertraf Niemand den Leibarzt, der in tausend possierlichen Einfällen und Wendungen unerschöpflich war.

Diese Art der Unterhaltung erweiterte sich dahin, daß oft dieser oder jener etwas aufgeschrieben hatte, das er in der Gesellschaft vorlas, und so kam es denn, daß das Ganze bald das Ansehen eines wohlorganisirten litterarisch ästhetischen Vereins erhielt, in dem der Fürst präsidirte, und in welchem Jeder das Fach ergriff, welches ihm am mehrsten zusagte. — Einmal hatte ein Gelehrter, der ein trefflicher tiefdenkender Physiker war, uns mit neuen interessanten Entdeckungen im Gebiet seiner Wissenschaft überrascht, und so sehr dies den Theil der Gesellschaft ansprach, der wissenschaftlich genug war, den Vortrag des Professors zu fassen, so sehr langweilte sich der Theil, dem das Alles fremd und unbekannt blieb: Selbst der Fürst schien sich nicht sonderlich in die Ideen des Professors zu finden, und auf den Schluß mit herzlicher Sehnsucht zu warten. Endlich hatte der Professor geendet, der Leibarzt war vorzüglich erfreut, und brach aus in Lob und Bewunderung, indem er hinzufügte, daß dem tiefen Wissenschaftlichen wohl zur Erheiterung des Gemüths etwas folgen könne, das nun eben auf nichts weiter Anspruch mache, als auf Erreichung dieses Zwecks. — Die Schwächlichen, die die Macht der ihnen fremden Wissenschaft gebeugt hatte, richteten sich auf, und selbst des Fürsten Gesicht überflog ein Lächeln, welches bewies, wie sehr ihm die Rückkehr ins Alltagsleben wohlthat.

„Sie wissen, gnädigster Herr! hob der Leibarzt an, indem er sich zum Fürsten wandte: daß ich auf meinen Reisen nicht unterließ, all' die lustigen Vorfälle, wie sie das Leben durchkreuzen, vorzüglich aber die possierlichen Originale, die mir aufstießen, treu in meinem Reisejournal zu bewahren, und eben aus diesem Journal bin ich im Begriff etwas mitzutheilen, das ohne sonderlich bedeutend zu seyn, doch mir ergötzlich scheint. — Auf meiner vorjährigen Reise kam ich in später Nacht in das schöne große Dorf vier Stunden von B.; ich entschloß mich in den stattlichen Gasthof einzukehren, wo mich ein freund-

licher aufgeweckter Wirth empfing. Ermüdet, ja zerschlagen von der weiten Reise, warf ich mich in meinem Zimmer gleich ins Bette, um recht auszuschlafen, aber es mochte eben Eins geschlagen haben, als mich eine Flöte, die dicht neben mir geblasen wurde, weckte. In meinem Leben hatt' ich solch ein Blasen nicht gehört. Der Mensch mußte ungeheure Lungen haben, denn mit einem schneidenden durchdringenden Ton, der den Charakter des Instruments ganz vernichtete, blies er immer dieselbe Passage hintereinander fort, so daß man sich nichts Abscheulicheres, Unsinnigeres denken konnte. Ich schimpfte und fluchte auf den verdammten tollen Musikanten, der mir den Schlaf raubte, und die Ohren zerriß, aber wie ein aufgezogenes Uhrwerk rollte die Passage fort, bis ich endlich einen dumpfen Schlag vernahm, als würde etwas gegen die Wand geschleudert, worauf es still blieb, und ich ruhig fortschlafen konnte."

„Am Morgen hörte ich ein starkes Gezänk unten im Hause. Ich unterschied die Stimme des Wirths und eines Mannes, der unaufhörlich schrie: „„verdammt sey Ihr Haus, wäre ich nie über die Schwelle getreten. — Der Teufel hat mich in Ihr Haus geführt, wo man nichts trinken, nichts genießen kann! — alles ist infam schlecht, und hundemäßig theuer. — Da haben Sie Ihr Geld, Adieu, Sie sehen mich nicht wieder in Ihrer vermaledeiten Kneipe."" — Damit sprang ein kleiner, winddürrer Mann, in einem kaffeebraunen Rocke und fuchsrother runder Perücke, auf die er einen grauen Hut ganz schief und martialisch gestülpt, schnell zum Hause hinaus, und lief nach dem Stalle, aus dem ich ihn bald auf einem ziemlich steifen Gaule in schwerfälligem Galopp zum Hofe hinausreiten sah."

„Natürlicherweise hielt ich ihn für einen Fremden, der sich mit dem Wirth entzweit habe, und nun abgereiset sey; eben deshalb nahm es mich nicht wenig Wunder, als ich Mittags, da ich mich in der Wirthsstube befand, dieselbe komische kaffeebraune Figur mit der fuchsrothen Perücke, welche des Morgens hinausritt, eintreten, und ohne Umstände an dem gedeckten Tisch Platz nehmen sah. Es war das häßlichste und dabei possierlichste Gesicht, das mir jemals aufstieß. In dem ganzen Wesen des Mannes lag so etwas drollig ernstes, daß man ihn betrachtend, sich kaum des Lachens enthalten konnte. Wir aßen mit einander, und ein wortkarges Gespräch schlich zwischen mir und dem Wirth hin, ohne daß der Fremde, der gewaltig aß, daran Antheil

nehmen wollte. Offenbar war es, wie ich nachher einsah, Bosheit des Wirths, daß er das Gespräch geschickt auf nationelle Eigenthümlichkeiten lenkte, und mich geradezu frug, ob ich wohl schon Irländer kennen gelernt, und von ihren sogenannten Bulls etwas wisse? Allerdings! erwiederte ich, indem mir gleich eine ganze Reihe solcher Bulls durch den Kopf ging. Ich erzählte von jenem Irländer, der, als man ihn frug, warum er den Strumpf verkehrt angezogen, ganz treuherzig antwortete: auf der rechten Seite ist ein Loch! — Es kam mir ferner der herrliche Bull jenes Irländers in den Sinn, der mit einem jähzornigen Schotten zusammen in einem Bette schlief, und den bloßen Fuß unter der Decke hervorgestreckt hatte. Nun bemerkte dies ein Engländer, der im Zimmer befindlich, und schnallte flugs dem Irländer den Sporn an den Fuß, den er von seinem Stiefel heruntergenommen. Der Irrländer zog schlafend den Fuß wieder unter die Decke, und ritzte mit dem Sporn den Schotten, der darüber aufwachte, und dem Irländer eine tüchtige Ohrfeige gab. Darauf entspann sich unter ihnen folgendes sinnreiche Gespräch: was Teufel ficht Dich an, warum schlägst Du mich? — Weil Du mich mit Deinem Sporn geritzt hast! — Wie ist das möglich, da ich mit bloßen Füßen bei Dir im Bette liege? — Und doch ist es so, sieh nur her. — Gott verdamm mich, Du hast Recht, hat der verfluchte Kerl von Hausknecht mir den Stiefel ausgezogen, und den Sporn sitzen lassen. — Der Wirth brach in ein unmäßiges Gelächter aus, aber der Fremde, der eben mit dem Essen fertig worden, und ein großes Glas Bier hinuntergestürzt hatte, sah mich ernst an, und sprach: Sie haben ganz Recht, die Irländer machen oft dergleichen Bulls, aber es liegt keineswegs an dem Volke, das regsam und geistreich ist, vielmehr weht dort eine solche verfluchte Luft, die einen mit dergleichen Tollheiten, wie mit einem Schnupfen befällt, denn, mein Herr! ich selbst bin zwar ein Engländer, aber in Irland geboren und erzogen, und nur deshalb jener verdammten Krankheit der Bulls unterworfen. — Der Wirth lachte noch stärker, und ich mußte unwillkürlich einstimmen, denn sehr ergötzlich war es doch, daß der Irrländer, nur von Bulls sprechend, gleich selbst einen ganz vortrefflichen zum Besten gab. Der Fremde, weit entfernt durch unser Gelächter beleidigt zu werden, riß die Augen weit auf, legte den Finger an die Nase und sprach: In England sind die Irrländer das starke Gewürz, das der Gesellschaft hinzugefügt wird, um sie schmack-

haft zu machen. Ich selbst bin in dem einzigen Stück dem Fallstaff ähnlich, daß ich oft nicht allein selbst witzig bin, sondern auch den Witz Anderer erwecke, was in dieser nüchternen Zeit kein geringes Verdienst ist. Sollten Sie denken, daß in dieser ledernen leeren Bierwirthsseele sich auch oft dergleichen regt, bloß auf meinen Anlaß? Aber dieser Wirth ist ein guter Wirth, er greift sein dürftig Capital von guten Einfällen durchaus nicht an, sondern leiht hie und da in Gesellschaft der Reichen nur einen aus auf hohe Zinsen; er zeigt, ist er dieser Zinsen nicht versichert, wie eben jetzt, höchstens den Einband seines Hauptbuchs, und der ist sein unmäßiges Lachen; denn in dies Lachen hat er seinen Witz eingewickelt. Gott befohlen, meine Herren! — damit schritt der originelle Mann zur Thüre hinaus, und ich bat den Wirth sofort um Auskunft über ihn. Dieser Irländer, sagte der Wirth, der Ewson heißt, und deswegen ein Engländer seyn will, weil sein Stammbaum in England wurzelt, ist erst seit kurzer Zeit hier, es werden nun gerade zwei und zwanzig Jahre seyn. — Ich hatte, als ein junger Mensch, den Gasthof gekauft und hielt Hochzeit als Herr Ewson, der auch noch ein Jüngling war, aber schon damals eine fuchsrothe Perücke, einen grauen Hut und einen kaffeebraunen Rock von demselben Schnitt wie heute trug, auf der Rückreise nach seinem Vaterlande begriffen, hier vorbeikam, und durch die Tanzmusik, die lustig erschallte, hereingelockt wurde. Er schwur, daß man nur auf dem Schiffe zu tanzen verstehe, wo er es seit seiner Kindheit erlernt, und führte, um dies zu beweisen, indem er auf gräßliche Weise dazu zwischen den Zähnen pfiff, einen Hornpipe aus, wobei er aber bei einem Hauptsprunge sich den Fuß dermaßen verrenkte, daß er bei mir liegen bleiben, und sich heilen lassen mußte. — Seit der Zeit hat er mich nicht wieder verlassen. Mit seinen Eigenheiten habe ich meine liebe Noth; jeden Tag, seit den vielen Jahren, zankt er mit mir, er schmählt auf die Lebensart, er wirft mir vor, daß ich ihn übertheure, daß er ohne Rostbeef und Porter nicht länger leben könne, packt sein Felleisen, setzt seine drei Perücken auf, eine über die andere, nimmt von mir Abschied, und reitet auf seinem alten Gaule davon. Das ist aber nur sein Spazierritt, denn Mittags kommt er wieder zum andern Thore herein, setzt sich, wie Sie heute gesehen haben, ruhig an den Tisch, und ißt von den ungenießbaren Speisen für drei Mann. Jedes Jahr erhält er einen starken Wechsel; dann sagt er mir ganz

wehmüthig Lebewohl, er nennt mich seinen besten Freund, und vergießt Thränen, wobei mir auch die Thränen über die Backen laufen, aber vor unterdrücktem Lachen. Nachdem er noch, Lebens und Sterbens halber, seinen letzten Willen aufgesetzt, und, wie er sagt, meiner ältesten Tochter sein Vermögen vermacht hat, reitet er ganz langsam und betrübt nach der Stadt. Den dritten oder höchstens vierten Tag ist er aber wieder hier, und bringt zwei kaffeebraune Röcke, drei fuchsrothe Perrücken, eine gleißender, wie die andere, sechs Hemden, einen neuen grauen Hut und andere Bedürfnisse seines Anzuges, meiner ältesten Tochter, seiner Lieblingin, aber ein Tütchen Zuckerwerk mit, wie einem Kinde, unerachtet sie nun schon achtzehn Jahr alt worden. Er denkt dann weder an seinen Aufenthalt in der Stadt, noch an die Heimreise. Seine Zeche berichtigt er jeden Abend, und das Geld für das Frühstück wirft er mir jeden Morgen zornig hin, wenn er wegreitet, um nicht wieder zu kommen. Sonst ist er der gutmüthigste Mensch von der Welt, er beschenkt meine Kinder bei jeder Gelegenheit, er thut den Armen im Dorfe wohl, nur den Prediger kann er nicht leiden, weil er, wie Herr Ewson es von dem Schulmeister erfuhr, einmal ein Goldstück, das Ewson in die Armenbüchse geworfen, eingewechselt und lauter Kupferpfennige dafür gegeben hat. Seit der Zeit weicht er ihm überall aus, und geht niemals in die Kirche, weshalb der Prediger ihn für einen Atheisten ausschreit. Wie gesagt, habe ich aber oft meine liebe Noth mit ihm, weil er jähzornig ist, und ganz tolle Einfälle hat. Erst gestern hörte ich, als ich nach Hause kam, schon von weitem ein heftiges Geschrei, und unterschied Ewsons Stimme. Als ich ins Haus trat, fand ich ihn im stärksten Zank mit der Hausmagd begriffen. Er hatte, wie es im Zorn immer geschieht, bereits seine Perücke weggeschleudert, und stand im kahlen Kopf, ohne Rock, in Hemdärmeln dicht vor der Magd, der er ein großes Buch unter die Nase hielt, und stark schreiend und fluchend mit dem Finger hineinwies. Die Magd hatte die Hände in die Seiten gestemmt, und schrie: er möge Andere zu seinen Streichen brauchen, er sey ein schlechter Mensch, der an nichts glaube u. s. w. Mit Mühe gelang es mir, die Streitenden auseinander zu bringen, und der Sache auf den Grund zu kommen. — Herr Ewson hatte verlangt, die Magd solle ihm Oblate verschaffen zum Briefsiegeln; die Magd verstand ihn Anfangs gar nicht, zuletzt fiel ihr ein, daß das Oblate sey, was bei dem Abendmahl ge-

braucht werde, und meinte, Herr Ewson wolle mit der Hostie verruchtes Gespötte treiben, weil der Herr Pfarrer ohnedies gesagt, daß er ein Gottesläugner sey. Sie widersetzte sich daher und Herr Ewson, der da glaubte nur nicht richtig ausgesprochen zu haben, und nicht verstanden zu seyn, holte sofort sein englisch-deutsches Wörterbuch, und demonstrirte daraus der Bauermagd, die kein Wort lesen konnte, was er haben wolle, wobei er zuletzt nichts als englisch sprach, welches die Magd für das sinnverwirrende Gewäsche des Teufels hielt. Nur mein Dazwischentreten verhinderte die Prügelei, in der Herr Ewson vielleicht den Kürzeren gezogen."

„Ich unterbrach den Wirth in der Erzählung von dem drolligen Manne, indem ich frug, ob das vielleicht auch Herr Ewson gewesen, der mich in der Nacht durch sein gräßliches Flötenblasen so gestört und geärgert habe. Ach, mein Herr! fuhr der Wirth fort, das ist nun auch eine von Herr Ewsons Eigenheiten, womit er mir beinahe die Gäste verscheucht. Vor drei Jahren kam mein Sohn aus der Stadt hierher; der Junge bläst eine herrliche Flöte, und übte hier fleißig sein Instrument. Da fiel es Herrn Ewson ein, daß er ehemals auch Flöte geblasen, und ließ nicht nach, bis ihm Fritz seine Flöte und ein Conzert, das er mitgebracht hatte, für schweres Geld verkaufte."

„Nun fing Herr Ewson, der gar keinen Sinn für Musik, gar keinen Takt hat, mit dem größten Eifer an, das Conzert zu blasen. Er kam aber nur bis zum zweiten Solo des ersten Allegro's, da stieß ihm eine Passage auf, die er nicht herausbringen konnte, und diese einzige Passage bläst er nun seit den drei Jahren fast jeden Tag hundertmal hintereinander, bis er im höchsten Zorn erst die Flöte und dann die Perrücke an die Wand schleudert. Da dies nun wenige Flöten lange aushalten, so braucht er gar oft neue, und hat jetzt gewöhnlich drei bis vier im Gange. Ist nur ein Schräubchen zerbrochen oder eine Klappe schadhaft, so wirft er sie mit einem: Gott verdamm mich, nur in England macht man Instrumente, die was taugen! — durchs Fenster. Ganz erschrecklich ist es, daß ihn diese Passion der Flötenbläserei oft Nachts überfällt, und er dann meine Gäste aus dem tiefsten Schlafe dudelt. Sollten Sie aber glauben, daß hier im Amtshause sich, beinahe eben so lange als Herr Ewson bei mir ist, ein englischer Doktor aufhält, der Green heißt, und mit Herrn Ewson

darin sympathisirt, daß er eben so originell, eben so voll sonderbaren Humors ist? — Sie zanken sich unaufhörlich, und können doch nicht ohne einander leben. Es fällt mir eben ein, daß Herr Ewson auf heute Abend einen Punsch bei mir bestellt hat, zu dem er den Amtmann und den Doktor Green eingeladen. Wollen Sie es sich, mein Herr, gefallen lassen, noch bis morgen früh hier zu verweilen, so können Sie heute Abend bei mir das possierlichste Kleeblatt sehen, das sich nur zusammen finden kann.“ —

„Sie stellen sich es vor, gnädigster Herr, daß ich mir den Aufschub der Reise gern gefallen ließ, weil ich hoffte den Herrn Ewson in seiner Glorie zu sehen. Er trat, so wie es Abend worden, ins Zimmer, und war artig genug, mich zu dem Punsch einzuladen, indem er hinzusetzte, wie es ihm nur leid thäte, mich mit dem nichtswürdigen Getränk, das man hier Punsch nenne, bewirthen zu müssen; nur in England trinke man Punsch, und da er nächstens dahin zurückkehren werde, hoffe er, käme ich jemals nach England, mir es beweisen zu können, daß er es verstehe, das köstliche Getränk zu bereiten. — Ich wußte, was ich davon zu denken hatte. — Bald darauf traten auch die eingeladenen Gäste ein. Der Amtmann war ein kleines kugelrundes, höchst freundliches Männlein mit vergnügt blickenden Augen, und einem rothen Näschen; der Doktor Green ein robuster Mann von mittlern Jahren mit einem auffallenden Nationalgesicht, modern, aber nachlässig gekleidet, Brill' auf der Nase, Hut auf dem Kopfe. — Gebt mir Sekt, daß meine Augen roth werden! rief er pathetisch, indem er auf den Wirth zuschritt, und ihn, bei der Brust packend, heftig schüttelte: hallunkischer Cambyses, sprich! wo sind die Prinzessinnen? Nach Kaffee riechts, und nicht nach Trank der Götter! — Laß ab von mir, o Held! weg mit der starken Faust, zermalmst im Zorne mir die Ribben! — rief der Wirth keuchend. Nicht eher, feiger Schwächling, fuhr der Doktor fort, bis süßer Dampf des Punsches Sinn umnebelnd Nase kitzelt, nicht eher laß ich Dich, Du ganz unwerther Wirth! — Aber nun schoß Ewson grimmig auf den Doktor los, und schalt: Unwürdger Green! grün soll's Dir werden vor den Augen, ja greinen sollst Du gramerfüllt, wenn Du nicht abläßt von schmachvoller That! — Nun, dacht' ich, würde Zank und Tumult losbrechen, aber der Doktor sagte: So will ich, feiger Ohnmacht spottend, ruhig seyn, und harr'n des Göttertranks den Du be-

reitet, würd'ger Ewson. — Er ließ den Wirth los, der eiligst davon sprang, setzte sich mit einer Cato's Miene an den Tisch, ergriff die gestopfte Pfeife, und blies große Dampfwolken von sich. — Ist das nicht, als wäre man im Theater? sagte der freundliche Amtmann zu mir, aber der Doktor, der sonst kein deutsches Buch in die Hand nimmt, fand zufällig Schlegels Shakespear bei mir, und seit der Zeit spielt er, nach seinem Ausdruck, uralte bekannte Melodien auf einem fremden Instrumente. Sie werden bemerkt haben, daß sogar der Wirth rhythmisch spricht, der Doktor hat ihn so zu sagen eingejambt. — Der Wirth brachte den dampfenden Punschnapf, und unerachtet Ewson und Green schwuren, er sey kaum trinkbar, so stürzten sie doch ein großes Glas nach dem andern hinab. Wir führten ein leidlich Gespräch. Green blieb wortkarg, nur dann und wann gab er auf komische Weise, die Opposition behauptend, etwas von sich. So sprach z. B. der Amtmann von dem Theater in der Stadt, und ich versicherte: der erste Held spiele vortrefflich. — Das kann ich nicht finden, fiel sogleich der Doktor ein: glauben Sie nicht, daß, hätte der Mann sechsmal besser gespielt, er des Beifalls viel würdiger seyn würde? Ich mußte das nothgedrungen zugeben, und meinte nur, daß dies sechsmal besser spielen dem Schauspieler Noth thue, der die zärtlichen Väter ganz erbärmlich tragire. — Das kann ich nicht finden, sagte Green wieder: der Mann giebt Alles, was er in sich trägt! Kann er dafür, daß seine Tendenz sich zum schlechten hinneigt? er hat es aber im schlechten zu rühmlicher Vollkommenheit gebracht, man muß ihn deshalb loben! — Der Amtmann saß mit seinem Talent, die beiden anzuregen zu allerlei tollen Einfällen und Meinungen, in ihrer Mitte, wie das excitirende Prinzip, und so ging es fort, bis der starke Punsch zu wirken anfing. Da wurde Ewson ausgelassen lustig, er sang mit krächzender Stimme Nationallieder, er warf Perrücke und Rock durchs Fenster in den Hof, und fing an mit den sonderbarsten Grimassen auf so drollige Weise zu tanzen, daß man sich vor Lachen hätte ausschütten mögen. Der Doktor blieb ernsthaft, hatte aber die seltsamsten Visionen. Er sah den Punschnapf für eine Baßgeige an, und wollte durchaus darauf herumstreichen, mit dem Löffel Ewsons Lieder akkompagnirend, wovon ihn nur des Wirths dringendste Protestationen abhalten konnten. — Der Amtmann war immer stiller und stiller geworden, am Ende stolperte er in eine Ecke

des Zimmers, wo er sich hinsetzte und heftig zu weinen anfing. Ich verstand den Wink des Wirths, und frug den Amtmann um die Ursache seines tiefen Schmerzes. — Ach! ach! brach er schluchzend los: der Prinz Eugen war doch ein großer Feldherr, und dieser heldenmüthige Fürst mußte sterben. Ach, ach! — und damit weinte er heftiger, daß ihm die hellen Thränen über die Backen liefen. Ich versuchte ihn über den Verlust dieses wackern Prinzen des längst vergangenen Jahrhunderts möglichst zu trösten, aber es war vergebens. Der Doktor Green hatte indessen eine große Lichtscheere ergriffen, und fuhr damit unaufhörlich gegen das offene Fenster. — Er hatte nichts geringeres im Sinn, als den Mond zu putzen, der hell hineinschien. Ewson sprang und schrie, als wäre er besessen von tausend Teufeln, bis endlich der Hausknecht, des hellen Mondscheins unerachtet, mit einer großen Laterne in das Zimmer trat, und laut rief: da bin ich, meine Herren! nun kann's fortgehen. Der Doktor stellte sich dicht vor ihm hin, und sprach, ihm die Dampfwolken ins Gesicht blasend: willkommen, Freund! Bist Du der Squenz der Mondschein trägt, und Hund, und Dornbusch? Ich habe Dich geputzt, Hallunke, darum scheinst Du hell! Gut' Nacht denn, viel des schnöden Safts hab' ich getrunken, gut' Nacht, mein werther Wirth, gut' Nacht, mein Pylades! — Ewson schwur, daß kein Mensch zu Hause gehen solle, ohne den Hals zu brechen, aber niemand achtete darauf, vielmehr nahm der Hausknecht den Doktor unter den einen, den Amtmann, der noch immer über den Verlust des Prinzen Eugen lamentirte, unter den andern Arm, und so wackelten sie über die Straße fort nach dem Amtshause. Mit Mühe brachten wir den närrischen Ewson in sein Zimmer, wo er noch die halbe Nacht auf der Flöte tobte, so daß ich kein Auge zuthun, und mich, erst im Wagen schlafend, von dem tollen Abend im Gasthause erholen konnte."

Die Erzählung des Leibarztes wurde oft durch lauteres Gelächter, als man es wohl sonst im Zirkel eines Hofes hören mag, unterbrochen. Der Fürst schien sich sehr ergötzt zu haben. „Nur eine Figur, sagte er zum Leibarzt: haben Sie in dem Gemälde zu sehr in den Hintergrund gestellt, und das ist Ihre eigne, denn ich wette, daß Ihr zu Zeiten etwas boshafter Humor den närrischen Ewson, so wie den pathetischen Doktor zu tausend tollen Ausschweifungen verleitet hat, und daß Sie eigentlich das excitirende Prinzip waren, für das Sie

den lamentablen Amtmann ausgeben." — „Ich versichere, gnädigster Herr! erwiedrte der Leibarzt, daß dieser aus seltner Narrheit componirte Clubb so in sich abgeründet war, daß alles Fremde nur dissonirt hätte. Um in dem musikalischen Gleichniß zu bleiben, waren die drei Menschen der reine Dreiklang, jeder verschieden, im Ton aber harmonisch mitklingend, der Wirth sprang hinzu wie eine Septime." — Auf diese Weise wurde noch Manches hin und her gesprochen, bis sich, wie gewöhnlich, die fürstliche Familie in ihre Zimmer zurückzog, und die Gesellschaft in der gemüthlichsten Laune auseinander ging. — Ich bewegte mich heiter und lebenslustig in einer neuen Welt. Je mehr ich in den ruhigen gemüthlichen Gang des Lebens in der Residenz und am Hofe eingriff, je mehr man mir einen Platz einräumte, den ich mit Ehre und Beifall behaupten konnte, desto weniger dachte ich an die Vergangenheit, so wie daran, daß mein hiesiges Verhältniß sich jemals ändern könne. Der Fürst schien ein besonderes Wohlgefallen an mir zu finden, und aus verschiedenen flüchtigen Andeutungen konnte ich schließen, daß er mich auf diese oder jene Weise in seiner Umgebung fest zu stellen wünschte. Nicht zu läugnen war es, daß eine gewisse Gleichförmigkeit der Ausbildung, ja eine gewisse angenommene gleiche Manier in allem wissenschaftlichen und künstlerischen Treiben, die sich vom Hofe aus über die ganze Residenz verbreitete, manchem geistreichen, und an unbedingte Freiheit gewöhnten Mann, den Aufenthalt daselbst bald verleidet hätte; indessen kam mir, so oft auch die Beschränkung, welche die Einseitigkeit des Hofes hervorbrachte, lästig wurde, das frühere Gewöhnen an eine bestimmte Form, die wenigstens das Aeußere regelt, dabei sehr zu statten. Mein Klosterleben war es, das hier, freilich unmerklicher Weise, noch auf mich wirkte. — So sehr mich der Fürst auszeichnete, so sehr ich mich bemühte, die Aufmerksamkeit der Fürstin auf mich zu ziehen, so blieb diese doch kalt und verschlossen. Ja! meine Gegenwart schien sie oft auf besondere Weise zu beunruhigen, und nur mit Mühe erhielt sie es über sich, mir wie den Andern ein paar freundliche Worte zuzuwerfen. Bei den Damen, die sie umgaben, war ich glücklicher; mein Aeußeres schien einen günstigen Eindruck gemacht zu haben, und indem ich mich oft in ihren Kreisen bewegte, gelang es mir bald, diejenige wunderliche Weltbildung zu erhalten, welche man Galanterie nennt, und die in nichts Anderm besteht, als die

äußere körperliche Geschmeidigkeit, vermöge der man immer da, wo man steht oder geht, hinzupassen scheint, auch in die Unterhaltung zu übertragen. Es ist die sonderbare Gabe, über Nichts mit bedeutenden Worten zu schwatzen, und so den Weibern ein gewisses Wohlbehagen zu erregen, von dem, wie es entstanden, sie sich selbst nicht Rechenschaft geben können. Daß diese höhere und eigentliche Galanterie sich nicht mit plumpen Schmeicheleien abgeben kann, fließt aus dem Gesagten, wiewohl in jenem interessanten Geschwätz, das wie ein Hymnus der Angebeteten erklingt, eben das gänzliche Eingehen in ihr Innerstes liegt, so daß ihr eignes Selbst ihnen klar zu werden scheint, und sie sich in dem Reflex ihres eignen Ichs mit Wohlgefallen spiegeln. — — Wer hätte nun noch den Mönch in mir erkennen sollen! — Der einzige mir gefährliche Ort war vielleicht nur noch die Kirche, in welcher es mir schwer wurde, jene klösterlichen Andachtsübungen, die ein besonderer Rhythmus, ein besonderer Takt auszeichnet, zu vermeiden. —

Der Leibarzt war der Einzige, der das Gepräge, womit Alles wie gleiche Münze ausgestempelt war, nicht angenommen hatte, und dies zog mich zu ihm hin, so wie Er sich deshalb an mich anschloß, weil ich, wie er recht gut wußte, Anfangs die Opposition gebildet, und meine freimüthigen Aeußerungen, die dem für kecke Wahrheit empfänglichen Fürsten eindrangen, das verhaßte Farospiel mit einem Mal verbannt hatten.

So kam es denn, daß wir oft zusammen waren, und bald über Wissenschaft und Kunst, bald über das Leben, wie es sich vor uns ausbreitete, sprachen. Der Leibarzt verehrte eben so hoch die Fürstin, als ich, und versicherte, daß nur sie es sey, die manche Abgeschmacktheit des Fürsten abwende, und diejenige sonderbare Art Langeweile, welche ihn auf der Oberfläche hin und her treibe, dadurch zu verscheuchen wisse, daß sie ihm oft ganz unvermerkt ein unschädliches Spielzeug in die Hände gebe. Ich unterließ nicht, bei dieser Gelegenheit mich zu beklagen, daß ich, ohne den Grund erforschen zu können, der Fürstin durch meine Gegenwart oft ein unausstehliches Mißbehagen zu erregen scheine. Der Leibarzt stand sofort auf, und holte, da wir uns gerade in seinem Zimmer befanden, ein kleines Miniaturbild aus dem Schreibepult, welches er mir, mit der Weisung, es recht genau zu betrachten, in die Hände gab. Ich that es, und erstaunte nicht wenig, als ich in den Zügen des Mannes, den das Bild dar-

stellte, ganz die meinigen erkannte. Nur der Aenderung der Frisur und der Kleidung, die nach verjährter Mode gemalt war, nur der Hinzufügung meines starken Backenbarts, dem Meisterstück Belcampos, bedurfte es, um das Bild ganz zu meinem Portrait zu machen. Ich äußerte dies unverholen dem Leibarzt. „Und eben diese Aehnlichkeit, sagte er: ist es, welche die Fürstin erschreckt nnd beunruhigt, so oft Sie in ihre Nähe kommen, denn Ihr Gesicht erneuert das Andenken einer entsetzlichen Begebenheit, die vor mehreren Jahren den Hof traf, wie ein zerstörender Schlag. Der vorige Leibarzt, der vor einigen Jahren starb, und dessen Zögling in der Wissenschaft ich bin, vertraute mir jenen Vorgang in der fürstlichen Familie, und gab mir zugleich das Bild, welches den ehemaligen Günstling des Fürsten, Francesko, darstellt, und zugleich, wie Sie sehen, Rücksichts der Malerei, ein wahres Meisterstück ist. Es rührt von dem wunderlichen fremden Maler her, der sich damals am Hofe befand, und eben in jener Tragödie die Hauptrolle spielte." — Bei der Betrachtung des Bildes regten sich gewisse verworrene Ahnungen in mir, die ich vergebens trachtete klar aufzufassen. — Jene Begebenheit schien mir ein Geheimniß erschließen zu wollen, in das ich selbst verflochten war, und um so mehr drang ich in den Leibarzt, mir das zu vertrauen, welches zu erfahren, mich die zufällige Aehnlichkeit mit Francesko zu berechtigen scheine. — „Freilich, sagte der Leibarzt: muß dieser höchst merkwürdige Umstand Ihre Neugierde nicht wenig aufregen, und so ungern ich eigentlich von jener Begebenheit sprechen mag, über die noch jetzt, für mich wenigsteus, ein geheimnißvoller Schleier liegt, den ich auch weiter gar nicht lüften will, so sollen Sie doch alles erfahren, was ich davon weiß. Viele Jahre sind vergangen, und die Hauptpersonen von der Bühne abgetreten, nur die Erinnerung ist es, welche feindselig wirkt. Ich bitte, gegen Niemanden von dem, was Sie erfuhren, etwas zu äußern." Ich versprach das, und der Arzt fing in folgender Art seine Erzählung an:

„Eben zu der Zeit, als unser Fürst sich vermählte, kam sein Bruder in Gesellschaft eines Mannes, den er Francesko nannte, unerachtet man wußte, daß er ein Deutscher war, so wie eines Malers, von weiten Reisen zurück. Der Prinz war einer der schönsten Männer, die man gesehen, und schon deshalb stach er vor unserm Fürsten hervor, hätte er ihn auch nicht an Lebensfülle und geistiger Kraft über-

troffen. — Er machte auf die junge Fürstin, die damals bis zur Ausgelassenheit lebhaft, und der der Fürst viel zu formell, viel zu kalt war, einen seltenen Eindruck, und eben so fand sich der Prinz von der jungen bildschönen Gemahlin seines Bruders angezogen. Ohne an ein strafbares Verhältniß zu denken, mußten sie der unwiderstehlichen Gewalt nachgeben, die ihr inneres Leben, nur wie wechselseitig sich entzündend, bedingte, und so die Flamme nähren, die ihr Wesen in Eins verschmolz. — Francesko allein war es, der in jeder Hinsicht seinem Freunde an die Seite gesetzt werden konnte, und so, wie der Prinz auf die Gemahlin seines Bruders, so wirkte Francesko auf die ältere Schwester der Fürstin. Francesko wurde sein Glück bald gewahr, benutzte es mit durchdachter Schlauheit, und die Neigung der Prinzessin wuchs bald zur heftigsten brennendsten Liebe. Der Fürst war von der Tugend seiner Gemahlin zu sehr überzeugt, um nicht alle hämische Zwischenträgerei zu verachten, wiewohl ihn das gespannte Verhältniß mit dem Bruder drückte; und nur dem Francesko, den er seines seltnen Geistes, seiner lebensklugen Umsicht halber lieb gewonnen, war es möglich, ihn in gewissem Gleichmuth zu erhalten. Der Fürst wollte ihn zu den ersten Hofstellen befördern, Francesko begnügte sich aber mit den geheimen Vorrechten des ersten Günstlings, und mit der Liebe der Prinzessin. In diesen Verhältnissen bewegte sich der Hof so gut es gehen wollte, aber nur die vier durch geheime Bande verknüpften Personen waren glücklich in dem Eldorado der Liebe, das sie sich gebildet, und das Anderen verschlossen. — Wohl mochte es der Fürst, ohne daß man es wußte, veranstaltet haben, daß mit vielem Pomp eine italienische Prinzessin am Hofe erschien, die früher dem Prinzen als Gemahlin zugedacht war, und der er, als er auf der Reise sich am Hofe ihres Vaters befand, sichtliche Zuneigung bewiesen hatte. — Sie soll ausnehmend schön, und überhaupt die Grazie, die Anmuth selbst gewesen seyn, und dies spricht auch das herrliche Portrait aus, was Sie noch auf der Gallerie sehen können. Ihre Gegenwart belebte den in düstre Langeweile versunkenen Hof, sie überstrahlte Alles, selbst die Fürstin und ihre Schwester nicht ausgenommen. Francesko's Betragen änderte sich bald nach der Ankunft der Italienerin auf eine ganz auffallende Weise; es war, als zehre ein geheimer Gram an seiner Lebensblüthe, er wurde mürrisch, verschlossen, er vernachlässigte seine fürstliche Geliebte.

Der Prinz war eben so tiefsinnig geworden, er fühlte sich von Regungen ergriffen, denen er nicht zu widerstehen vermochte. Der Fürstin stieß die Ankunft der Italienerin einen Dolch ins Herz. Für die zur Schwärmerei geneigte Prinzessin war nun mit Francesko's Liebe alles Lebensglück entflohen, und so waren die vier Glücklichen, Beneidenswerthen, in Gram und Betrübniß versenkt. Der Prinz erholte sich zuerst, indem er, bei der strengen Tugend seiner Schwägerin, den Lockungen des schönen verführerischen Weibes nicht widerstehen konnte. Jenes kindliche, recht aus dem tiefsten Innern entsprossene Verhältniß mit der Fürstin, ging unter in der namenlosen Lust, die ihm die Italienerin verhieß, und so kam es denn, daß er bald aufs Neue in den alten Fesseln lag, denen er, seit nicht lange her, sich entwunden. — Je mehr der Prinz dieser Liebe nachhing, desto auffallender wurde Francesko's Betragen, den man jetzt beinahe gar nicht mehr am Hofe sah, sondern der einsam umherschwärmte, und oft Wochenlang von der Residenz abwesend war. Dagegen ließ sich der wunderliche menschenscheue Maler mehr sehen als sonst, und arbeitete vorzüglich gern in dem Atelier, das ihm die Italienerin in ihrem Hause einrichten lassen. Er malte sie mehrmals mit einem Ausdruck ohne Gleichen; der Fürstin schien er abhold, er wollte sie durchaus nicht malen, dagegen vollendete er das Portrait der Prinzessin, ohne daß sie ihm ein einzigesmal gesessen, auf das Aehnlichste und Herrlichste. Die Italienerin bewies diesem Maler so viel Aufmerksamkeit, und Er dagegen begegnete ihr mit solcher vertraulicher Galanterie, daß der Prinz eifersüchtig wurde, und dem Maler, als er ihn einmal im Atelier arbeitend antraf, und er, fest den Blick auf den Kopf der Italienerin, den er wieder hingezaubert, gerichtet, sein Eintreten gar nicht zu bemerken schien, — rund heraussagte: Er möge ihm den Gefallen thun, und hier nicht mehr arbeiten, sondern sich ein anderes Atelier suchen. Der Maler schnikte gelassen den Pinsel aus, und nahm schweigend das Bild von der Staffelei. Im höchsten Unmuthe riß es der Prinz ihm aus der Hand, mit der Aeußerung: es sey so herrlich getroffen, daß er es besitzen müsse. Der Maler, immer ruhig und gelassen bleibend, bat, nur zu erlauben, daß er das Bild mit ein paar Zügen vollende. Der Prinz stellte das Bild wieder auf die Staffelei, nach ein paar Minuten gab der Maler es ihm zurück, und lachte hell auf, als der Prinz über das gräßlich

verzerrte Gesicht erschrak, zu dem das Portrait geworden. Nun ging der Maler langsam aus dem Saal, aber nah an der Thüre kehrte er um, sah den Prinzen an mit ernstem durchdringendem Blick, und sprach dumpf und feierlich: nun bist Du verloren!“ —

„Dies geschah als die Italienerin schon für des Prinzen Braut erklärt war, und in wenigen Tagen die feierliche Vermählung vor sich gehen sollte. Des Malers Betragen achtete der Prinz um so weniger, als er in dem allgemeinen Ruf stand zuweilen von einiger Tollheit heimgesucht zu werden. Er saß, wie man erzählte, nun wieder in seinem kleinen Zimmer, und starrte Tagelang eine große aufgespannte Leinwand an, indem er versicherte, wie er eben jetzt an ganz herrlichen Gemälden arbeite; so vergaß er den Hof und wurde von diesem wieder vergessen.“

„Die Vermählung des Prinzen mit der Italienerin ging in dem Pallast des Fürsten auf das Feierlichste vor sich; die Fürstin hatte sich in ihr Geschick gefügt, und einer zwecklosen nie zu befriedigenden Neigung entsagt; die Prinzessin war wie verklärt, denn ihr geliebter Francesko war wieder erschienen, blühender, lebensfroher als je. Der Prinz sollte mit seiner Gemahlin den Flügel des Schlosses beziehen, den der Fürst erst zu dem Behuf einrichten lassen. Bei diesem Bau war er recht in seinem Wirkungskreise, man sah ihn nicht anders, als von Architekten, Malern, Tapezierern umgeben, in großen Büchern blätternd, und Plane, Risse, Skizzen vor sich ausbreitend, die er zum Theil selbst gemacht, und die mitunter schlecht genug gerathen waren. Weder der Prinz noch seine Braut durften früher etwas von der inneren Einrichtung sehen, bis am späten Abend des Vermählungstages, an dem sie von dem Fürsten in einem langen feierlichen Zuge durch die in der That mit geschmackvoller Pracht dekorirten Zimmer geleitet wurden, und ein Ball in einem herrlichen Saal, der einem blühenden Garten glich, das Fest beschloß. In der Nacht entstand in dem Flügel des Prinzen ein dumpfer Lärm, aber lauter und lauter wurde das Getöse, bis es den Fürsten selbst aufweckte. Unglückahnend sprang er auf, eilte, von der Wache begleitet, nach dem entfernten Flügel, und trat in den breiten Corridor, als eben der Prinz gebracht wurde, den man vor der Thüre des Brautgemachs durch einen Messerstich in den Hals ermordet gefunden. Man kann sich das Entsetzen des Fürsten, der Prinzessin Verzweiflung, die tiefe herzzerreißende

Trauer der Fürstin denken. — Als der Fürst ruhiger worden, fing er an, der Möglichkeit, wie der Mord geschehen, wie der Mörder durch die überall mit Wachen besetzten Corridore habe entfliehen können, nachzuspähen; alle Schlupfwinkel wurden durchsucht, aber vergebens. Der Page, der den Prinzen bedient, erzählte, wie er seinen Herrn, der, von banger Ahnung ergriffen, sehr unruhig gewesen, und lange in seinem Cabinet auf und abgegangen sey, endlich entkleidet, und mit dem Armleuchter in der Hand bis an das Vorzimmer des Brautgemachs geleuchtet habe. Der Prinz hätte ihm den Leuchter aus der Hand genommen und ihn zurückgeschickt; kaum sey er aber aus dem Zimmer gewesen, als er einen dumpfen Schrei, einen Schlag, und das Klirren des fallenden Armleuchters gehört. Gleich sey er zurückgerannt und habe bei dem Schein eines Lichts, das noch auf der Erde fortgebrannt, den Prinzen vor der Thüre des Brautgemachs, und neben ihm ein kleines blutiges Messer liegen gesehen, nun aber gleich Lärm gemacht. — Nach der Erzählung der Gemahlin des unglücklichen Prinzen war er, gleich nachdem sie die Kammerfrauen entfernt, hastig ohne Licht in das Zimmer getreten, hatte alle Lichter schnell ausgelöscht, war wohl eine halbe Stunde bei ihr geblieben und hatte sich dann wieder entfernt; erst einige Minuten darauf geschah der Mord. — Als man sich in Vermuthungen, wer der Mörder seyn könne, erschöpfte, als es durchaus kein einziges Mittel mehr gab, dem Thäter auf die Spur zu kommen, da trat eine Kammerfrau der Prinzessin auf, die in einem Nebenzimmer, dessen Thüre geöffnet war, jenen verfänglichen Auftritt des Prinzen mit dem Maler bemerkt hatte; den erzählte sie nun mit allen Umständen. Niemand zweifelte, daß der Maler sich auf unbegreifliche Weise in den Pallast zu schleichen gewußt, und den Prinzen ermordet habe. Der Maler sollte im Augenblick verhaftet werden, schon seit zwei Tagen war er aber aus dem Hause verschwunden, Niemand wußte wohin, und alle Nachforschungen blieben vergebens. Der Hof war in die tiefste Trauer versenkt, die die ganze Residenz mit ihm theilte, und es war nur Francesko, der, wieder unausgesetzt bei Hofe erscheinend, in dem kleinen Familienzirkel manchen Sonnenblick aus den trüben Wolken hervorzuzaubern wußte."

„Die Prinzessin fühlte sich schwanger, und da es klar zu seyn schien, daß der Mörder des Gemahls die ähnliche Gestalt zum ver-

ruchten Betruge gemißbraucht, begab sie sich auf ein entferntes Schloß des Fürsten, damit die Niederkunft verschwiegen bliebe, und so die Frucht eines höllischen Frevels wenigstens nicht vor der Welt, der der Leichtsinn der Diener die Ereignisse der Brautnacht verrathen, den unglücklichen Gemahl schände.“ —

„Francesko's Verhältniß mit der Schwester der Fürstin wurde in dieser Trauerzeit immer fester und inniger, und eben so sehr verstärkte sich die Freundschaft des fürstlichen Paars für ihn. Der Fürst war längst in Francesko's Geheimniß eingeweiht, er konnte bald nicht länger dem Andringen der Fürstin und der Prinzessin widerstehen, und willigte in Francesko's heimliche Vermählung mit der Prinzessin. Francesko sollte sich im Dienst eines fremden Hofes zu einem hohen militairischen Grad aufschwingen, und dann die öffentliche Kundmachung seiner Ehe mit der Prinzessin erfolgen. An jenem Hofe war das damals, bei den Verbindungen des Fürsten mit ihm, möglich.“

„Der Tag der Verbindung erschien, der Fürst mit seiner Gemahlin, so wie zwei vertraute Männer des Hofes (mein Vorgänger war einer von ihnen) waren die Einzigen, die der Trauung in der kleinen Capelle im fürstlichen Pallast beiwohnen sollten. Ein einziger Page, in das Geheimniß eingeweiht, bewachte die Thüre.“

„Das Paar stand vor dem Altar, der Beichtiger des Fürsten, ein alter ehrwürdiger Priester, begann das Formular, nachdem er ein stilles Amt gehalten. — Da erblaßte Francesko, und mit stieren, auf den Eckpfeiler beim Hochaltar gerichteten Augen, rief er mit dumpfer Stimme: was willst Du von mir? — An den Eckpfeiler gelehnt stand der Maler, in fremder seltsamer Tracht, den violetten Mantel um die Schulter geschlagen, und durchbohrte Francesko mit dem gespenstischen Blick seiner hohlen schwarzen Augen. Die Prinzessin war der Ohnmacht nahe, Alles erbebte vom Entsetzen ergriffen, nur der Priester blieb ruhig, und sprach zu Francesko: warum erschreckt Dich die Gestalt dieses Mannes, wenn Dein Gewissen rein ist? Da raffte sich Francesko auf, der noch gekniet, und stürzte mit einem kleinen Messer in der Hand auf den Maler, aber noch ehe er ihn erreicht, sank er mit einem dumpfen Geheul ohnmächtig nieder, und der Maler verschwand hinter dem Pfeiler. Da erwachten Alle wie aus einer Betäubung, man eilte Francesko zu Hülfe, er lag

todtenähnlich da. Um alles Aufsehen zu vermeiden, wurde er von den beiden vertrauten Männern in die Zimmer des Fürsten getragen. Als er aus der Ohnmacht erwachte, verlangte er heftig, daß man ihn entlasse in seine Wohnung, ohne eine einzige Frage des Fürsten über den geheimnißvollen Vorgang in der Kirche zu beantworten. Den andern Morgen war Francesko aus der Residenz, mit den Kostbarkeiten, die ihm die Gunst des Prinzen und des Fürsten zugewendet, entflohen. Der Fürst unterließ nichts, um dem Geheimnisse, dem gespenstischen Erscheinen des Malers, auf die Spur zu kommen. Die Capelle hatte nur zwei Eingänge, von denen einer aus den inneren Zimmern des Pallastes nach den Logen neben dem Hochaltar, der andere hingegen aus dem breiten Hauptcorridor in das Schiff der Capelle führte. Diesen Eingang hatte der Page bewacht, damit kein Neugieriger sich nahe, der andere war verschlossen, unbegreiflich blieb es daher, wie der Maler in der Capelle erscheinen, und wieder verschwinden können. — Das Messer, welches Francesko gegen den Maler gezückt, behielt er, ohnmächtig werdend, wie im Starrkrampf in der Hand, und der Page (derselbe, der an dem unglücklichen Vermählungsabende den Prinzen entkleidete, und der nun die Thüre der Capelle bewachte) behauptete, es sey dasselbe gewesen, was damals neben dem Prinzen gelegen, da es seiner silbernen blinkenden Schaale wegen sehr ins Auge falle. — Nicht lange nach diesen geheimnißvollen Begebenheiten kamen Nachrichten von der Prinzessin; an eben dem Tage, da Francesko's Vermählung vor sich gehen sollte, hatte sie einen Sohn geboren, und war bald nach der Entbindung gestorben. — Der Fürst betrauerte ihren Verlust, wiewohl das Geheimniß der Brautnacht schwer auf ihr lag, und in gewisser Art einen vielleicht ungerechten Verdacht gegen sie selbst erweckte. Der Sohn, die Frucht einer frevelichen verruchten That, wurde in entfernten Landen unter dem Namen des Grafen Viktorin erzogen. Die Prinzessin (ich meine die Schwester der Fürstin) im Innersten zerrissen von den schrecklichen Begebenheiten, die in so kurzer Zeit auf sie eindrangen, wählte das Kloster. Sie ist, wie es Ihnen bekannt seyn wird, Aebtissin des Cisterzienser-Klosters in * * *. — Ganz wunderbar, und geheimnißvoll sich beziehend auf jene Begebenheiten an unserm Hofe, ist nun aber ein Ereigniß, das sich unlängst auf dem Schlosse des Barons F. zutrug, und diese Familie, so wie damals unsern Hof, auseinander

warf. — Die Aebtissin hatte nämlich, gerührt von dem Elende einer armen Frau, die mit einem kleinen Kinde auf der Pilgerfahrt von der heiligen Linde ins Kloster einkehrte, ihren —"

Hier unterbrach ein Besuch die Erzählung des Leibarztes, und es gelang mir den Sturm, der in mir wogte, zu verbergen. Klar stand es vor meiner Seele, Franzesko war mein Vater, er hatte den Prinzen mit demselben Messer ermordet, mit dem ich Hermogen tödtete! — Ich beschloß, in einigen Tagen nach Italien abzureisen, und so endlich aus dem Kreise zu treten, in den mich die böse feindliche Macht gebannt hatte. Denselben Abend erschien ich im Zirkel des Hofes; man erzählte viel von einem herrlichen bildschönen Fräulein, die als Hofdame in der Umgebung der Fürstin heute zum erstenmal erscheinen werde, da sie erst gestern angekommen.

Die Flügelthüren öffneten sich, die Fürstin trat herein, mit ihr die Fremde. — Ich erkannte Aurelien.

Ende des ersten Theils.

Die Elixiere des Teufels.

Nachgelassene Papiere des Bruders Medardus,
eines Capuziners.

Herausgegeben von dem Verfasser der Phantasiestücke
in Callots Manier.

Zweiter Theil.



Erster Abschnitt.

Der Wendepunkt.

In wessen Leben ging nicht einmal das wunderbare, in tiefster Brust bewahrte, Geheimniß der Liebe auf! — Wer Du auch seyn magst, der Du künftig diese Blätter liesest, rufe Dir jene höchste Sonnenzeit zurück, schaue noch einmal das holde Frauenbild, das, der Geist der Liebe selbst, Dir entgegen trat. Da glaubtest Du ja nur in ihr Dich, Dein höheres Seyn zu erkennen. Weißt Du noch, wie die rauschenden Quellen, die flüsternden Büsche, wie der kosende Abendwind von ihr, von Deiner Liebe, so vernehmlich zu Dir sprachen? Siehst Du es noch, wie die Blumen Dich mit hellen freundlichen Augen anblickten, Gruß und Kuß von ihr bringend? — Und sie kam, sie wollte Dein seyn ganz und gar. Du umfingst sie voll glühenden Verlangens und wolltest, losgelöset von der Erde, auflodern in inbrünstiger Sehnsucht! — Aber das Mysterium blieb unerfüllt, eine finstre Macht zog stark und gewaltig Dich zur Erde nieder, als Du Dich aufschwingen wolltest mit ihr zu dem fernen Jenseits, das Dir verheißen. Noch ehe Du zu hoffen wagtest, hattest Du sie verloren, alle Stimmen, alle Töne waren verklungen, und nur die hoffnungslose Klage des Einsamen ächzte grauenvoll durch die düstre Einöde. — Du, Fremder! Unbekannter! hat Dich je solch namenloser Schmerz zermalmt, so stimme ein in den trostlosen Jammer des ergrauten Mönchs, der in finstrer Zelle der Sonnenzeit seiner Liebe gedenkend, das harte Lager mit blutigen Thränen netzt, dessen bange Todesseufzer in stiller Nacht durch die düstren Klostergänge hallen. — Aber auch Du, Du mir im Innern verwandter, auch Du glaubst es, daß der Liebe höchste Seligkeit, die Erfüllung des Geheimnisses im Tode aufgeht. — So verkünden es uns die dunklen weissagenden

Stimmen, die aus jener, keinem irdischen Maaßstab meßlichen Urzeit zu uns herübertönen, und wie in den Mysterien, die die Säuglinge der Natur feierten, ist uns ja auch der Tod das Weihfest der Liebe! — —

Ein Blitz fuhr durch mein Innres, mein Athem stockte, die Pulse schlugen, krampfhaft zuckte das Herz, zerspringen wollte die Brust! — Hin zu ihr — hin zu ihr — sie an mich reißen in toller Liebeswuth! — „Was widerstrebst Du, Unselige! der Macht, die Dich unauflöslich an mich gekettet? Bist Du nicht mein! — mein immerdar?" Doch besser, wie damals, als ich Aurelien zum erstenmal im Schlosse des Barons erblickte, hemmte ich den Ausbruch meiner wahnsinnigen Leidenschaft. Ueberdem waren Aller Augen auf Aurelien gerichtet, und so gelang es mir, im Kreise gleichgültiger Menschen mich zu drehen und zu wenden, ohne daß irgend einer mich sonderlich bemerkt oder gar angeredet hätte, welches mir unerträglich gewesen seyn würde, da ich nur sie sehen — hören — denken wollte. — —

Man sage nicht, daß das einfache Hauskleid das wahrhaft schöne Mädchen am besten ziere, der Putz der Weiber übt einen geheimnißvollen Zauber, dem wir nicht leicht widerstehen können. In ihrer tiefsten Natur mag es liegen, daß im Putz recht aus ihrem Innern heraus, sich alles schimmernder und schöner entfaltet, wie Blumen nur dann vollendet sich darstellen, wenn sie in üppiger Fülle in bunten glänzenden Farben aufgebrochen. — Als Du die Geliebte zum erstenmal geschmückt sahst, fröstelte da nicht ein unerklärlich Gefühl Dir durch Nerv und Adern? — Sie kam Dir so fremd vor, aber selbst das gab ihr einen unnennbaren Reiz. Wie durchbebten Dich Wonne und namenlose Lüsternheit, wenn Du verstohlen ihre Hand drücken konntest! — Aurelien hatte ich nie anders als im einfachen Hauskleide gesehen, heute erschien sie, der Hofsitte gemäß, in vollem Schmuck. — Wie schön sie war! wie fühlte ich mich bei ihrem Anblick von unnennbarem Entzücken, von süßer Wollust durchschauert! — Aber da wurde der Geist des Bösen mächtig in mir und erhob seine Stimme, der ich williges Ohr lieh. „Siehst Du es nun wohl, Medardus, so flüsterte es mir zu: siehst Du es nun wohl, wie Du dem Geschick gebietest, wie der Zufall, Dir untergeordnet, nur die Faden geschickt verschlingt, die Du selbst gesponnen?" — Es gab in dem Zirkel des Hofes Frauen, die für vollendet schön geachtet werden konnten, aber vor Aureliens, das Gemüth tief ergreifendem, Liebreiz

verblaßte alles wie in unscheinbarer Farbe. Eine eigne Begeisterung regte die Trägsten auf, selbst den älteren Männern riß der Faden gewöhnlicher Hofconversation, wo es nur auf Wörter ankommt, denen von außen her einiger Sinn anfliegt, jählings ab, und es war lustig, wie jeder mit sichtlicher Qual darnach rang, in Wort und Miene recht sonntagsmäßig vor der Fremden zu erscheinen. Aurelie nahm diese Huldigungen mit niedergeschlagenen Augen in holder Anmuth hoch erröthend auf: aber als nun der Fürst die älteren Männer um sich sammelte und mancher bildschöne Jüngling sich schüchtern mit freundlichen Worten Aurelien nahte, wurde sie sichtlich heitrer und unbefangener. Vorzüglich gelang es einem Major von der Leibgarde, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, so daß sie bald in lebhaftem Gespräch begriffen schienen. Ich kannte den Major als entschiedenen Liebling der Weiber. Er wußte, mit geringem Aufwande harmlos-scheinender Mittel, Sinn und Geist aufzuregen und zu umstricken. Mit feinem Ohr auch den leisesten Anklang erlauschend, ließ er schnell, wie ein geschickter Spieler, alle verwandte Akkorde nach Willkür vibriren, so daß die Getäuschte in den fremden Tönen nur ihre eigne innere Musik zu hören glaubte. — Ich stand nicht fern von Aurelien, sie schien mich nicht zu bemerken — ich wollte hin zu ihr, aber wie mit eisernen Banden gefesselt, vermochte ich nicht, mich von der Stelle zu rühren. — Noch einmal den Major scharf anblickend, war es mir plötzlich, als stehe Viktorin bei Aurelien. Da lachte ich auf im grimmigen Hohn: „Hey! — Hey! Du Verruchter, hast Du Dich im Teufelsgrunde so weich gebettet, daß Du in toller Brunst trachten magst nach der Buhlin des Mönchs?“ —

Ich weiß nicht, ob ich diese Worte wirklich sprach, aber ich hörte mich selbst lachen, und fuhr auf wie aus tiefem Traum, als der alte Hofmarschall, sanft meine Hand fassend, frug: „Worüber erfreuen Sie Sich so, lieber Herr Leonard?“ — Eiskalt durchbebte es mich!

Waren das nicht die Worte des frommen Bruders Cyrill, der mich eben so frug, als er bei der Einkleidung mein freveliches Lächeln bemerkte? — Kaum vermochte ich, etwas Unzusammenhängendes herzustammeln. Ich fühlte es, daß Aurelie nicht mehr in meiner Nähe war, doch wagte ich es nicht, aufzublicken, ich rannte fort durch die erleuchteten Säle. Wohl mag mein ganzes Wesen gar unheimlich erschienen seyn; denn ich bemerkte, wie mir Alles

scheu auswich, als ich die breite Haupttreppe mehr herabsprang, als herabstieg.

Ich mied den Hof, denn Aurelien, ohne Gefahr mein tiefstes Geheimniß zu verrathen, wiederzusehen, schien mir unmöglich. Einsam lief ich durch Flur und Wald, nur sie denkend, nur sie schauend. Fester und fester wurde meine Ueberzeugung, daß ein dunkles Verhängniß ihr Geschick in das meinige verschlungen habe, und daß das, was mir manchmal als sündhafter Frevel erschienen, nur die Erfüllung eines ewigen unabänderlichen Rathschlusses sey. So mich ermuthigend lachte ich der Gefahr, die mir dann drohen könnte, wenn Aurelie in mir Hermogens Mörder erkennen sollte. Dies dünkte mir jedoch überdem höchst unwahrscheinlich. — Wie erbärmlich erschienen mir nun jene Jünglinge, die in eitlem Wahn sich um die bemühten, die so ganz und gar mein Eigen worden, daß ihr leisester Lebenshauch nur durch das Seyn in mir bedingt schien. — Was sind mir diese Grafen, diese Freiherren, diese Kammerherren, diese Offiziere in ihren bunten Röcken — in ihrem blinkenden Golde, ihren schimmernden Orden, anders als ohnmächtige, geschmückte Insektlein, die ich, wird mir das Volk lästig, mit kräftiger Faust zermalme. — In der Kutte will ich unter sie treten, Aurelien bräutlich geschmückt in meinen Armen, und diese stolze, feindliche Fürstin soll selbst das Hochzeitslager bereiten dem siegenden Mönch, den sie verachtet. — In solchen Gedanken arbeitend, rief ich oft laut Aureliens Namen und lachte und heulte wie ein Wahnsinniger. Aber bald legte sich der Sturm. Ich wurde ruhiger und fähig, darüber Entschlüsse zu fassen, wie ich nun mich Aurelien nähern wollte. — Eben schlich ich eines Tages durch den Park, nachsinnend, ob es rathsam sey, die Abendgesellschaft zu besuchen, die der Fürst ansagen lassen, als man von hinten her auf meine Schulter klopfte. Ich wandte mich um, der Leibarzt stand vor mir. „Erlauben Sie mir Ihren werthen Puls!“ fing er sogleich an, und griff, starr mir ins Auge blickend, nach meinem Arm. „Was bedeutet das?“ frug ich erstaunt. Nicht viel, fuhr er fort: es soll hier still und heimlich einige Tollheit umherschleichen, die die Menschen recht banditenmäßig überfällt und ihnen eins versetzt, daß sie laut aufkreischen müssen, klingt das auch zuweilen nur wie ein unsinnig' Lachen. Indessen kann alles auch nur ein Phantasma, oder jener tolle Teufel nur ein gelindes Fieber mit steigender

Hitze seyn, darum erlauben Sie Ihren werthen Puls, Liebster! — „Ich versichere Sie, mein Herr! daß ich von dem Allen kein Wort verstehe!“ So fiel ich ein, aber der Leibarzt hatte meinen Arm gefaßt und zählte den Puls mit zum Himmel gerichtetem Blick — eins — zwei, drei. — Mir war sein wunderliches Betragen räthselhaft, ich drang in ihn, mir doch nur zu sagen, was er eigentlich wolle. „Sie wissen also nicht, werther Herr Leonard, daß Sie neulich den ganzen Hof in Schrecken und Bestürzung gesetzt haben? — Die Oberhofmeisterin leidet bis dato an Krämpfen, und der Consistorial-Präsident versäumt die wichtigsten Sessionen, weil es Ihnen beliebt hat, über seine podagrischen Füße wegzurennen, so daß er, im Lehnstuhl sitzend, noch über mannigfache Stiche beträchtlich brüllt! — das geschah nämlich, als Sie, wie von einiger Tollheit heimgesucht, aus dem Saale stürzten, nachdem Sie ohne merkliche Ursache so aufgelacht hatten, daß Allen ein Grausen ankam und sich die Haare sträubten!“ — In dem Augenblick dachte ich an den Hofmarschall und meinte, daß ich mich nun wohl erinnere in Gedanken laut aufgelacht zu haben, um so weniger könne das aber von solch wunderlicher Wirkung gewesen seyn, als der Hofmarschall mich ja ganz sanft gefragt hätte: worüber ich mich so erfreue? „Ei, Ei! — fuhr der Leibarzt fort: das will nichts bedeuten, der Hofmarschall ist solch ein homo impavidus, der sich aus dem Teufel selbst nichts macht. Er blieb in seiner ruhigen Dolcezza, obgleich erwähnter Consistorial-Präsident wirklich meinte, der Teufel habe aus Ihnen, mein Theurer! auf seine Weise gelächelt, und unsere schöne Aurelie von solchem Grausen und Entsetzen ergriffen wurde, daß alle Bemühungen der Herrschaft sie zu beruhigen, vergebens blieben, und sie bald die Gesellschaft verlassen mußte, zur Verzweiflung sämmtlicher Herren, denen sichtlich das Liebesfeuer aus den exaltirten Toupees dampfte! In dem Augenblick, als Sie, werther Herr Leonard, so lieblich lachten, soll Aurelie mit schneidendem in das Herz dringendem Ton: Hermogen! gerufen haben. Ei, ei! was mag das bedeuten? — Das könnten Sie vielleicht wissen — Sie sind überhaupt ein lieber, lustiger, kluger Mann, Herr Leonard, und es ist mir nicht unlieb, daß ich Ihnen Francesko's merkwürdige Geschichte anvertraut habe, das muß recht lehrreich für Sie werden!“ — Immer fort hielt der Leibarzt meinen Arm fest, und sah mir starr in die Augen. — Ich weiß, sagte ich, mich ziem-

lich unsanft losmachend: ich weiß Ihre wunderlichen Reden nicht zu deuten, mein Herr, aber ich muß gestehen, daß, als ich Aurelien von den geschmückten Herren umlagert sah, denen, wie Sie witzig bemerken, das Liebesfeuer aus den exaltirten Toupees dampfte, mir eine sehr bittre Erinnerung aus meinem früheren Leben durch die Seele fuhr, und daß ich, von recht grimmigem Hohn über mancher Menschen thörigt' Treiben ergriffen, unwillkürlich hell auflachen mußte. Es thut mir leid, daß ich, ohne es zu wollen, so viel Unheil angerichtet habe, und ich büße dafür, indem ich mich selbst auf einige Zeit vom Hofe verbanne. Mag mir die Fürstin, mag mir Aurelie verzeihen. „Ei, mein lieber Herr Leonard, versetzte der Leibarzt, man hat ja wohl wunderliche Anwandlungen, denen man leicht widersteht, wenn man sonst nur reinen Herzens ist.“ — Wer darf sich dessen rühmen hienieden? frug ich dumpf in mich hinein. Der Leibarzt änderte plötzlich Blick und Ton. Sie scheinen mir, sprach er mild und ernst: Sie scheinen mir aber doch wirklich krank. — Sie sehen blaß und verstört aus — Ihr Auge ist eingefallen und brennt seltsam in röthlicher Glut... Ihr Puls geht fieberhaft... Ihre Sprache klingt dumpf ... soll ich Ihnen etwas aufschreiben? — „Gift!“ sprach ich kaum vernehmbar. — Ho ho! rief der Leibarzt, steht es so mit Ihnen? Nun nun, statt des Gifts das niederschlagende Mittel zerstreuender Gesellschaft. — Es kann aber auch seyn, daß ... Wunderlich ist es aber doch ... vielleicht — „Ich bitte Sie, mein Herr!“ rief ich ganz erzürnt: „Ich bitte Sie mich nicht mit abgebrochenen unverständlichen Reden zu quälen, sondern lieber geradezu Alles ...“ — Halt! unterbrach mich der Leibarzt: halt ... es giebt die wunderlichsten Täuschungen, mein Herr Leonard: beinahe ists mir gewiß, daß man auf augenblicklichen Eindruck eine Hypothese gebaut hat, die vielleicht in wenigen Minuten in Nichts zerfällt. Dort kommt die Fürstin mit Aurelien, nützen Sie dieses zufällige Zusammentreffen, entschuldigen Sie Ihr Betragen ... Eigentlich ... mein Gott! eigentlich haben Sie ja auch nur gelacht ... freilich auf etwas wunderliche Weise, wer kann aber dafür, daß schwach nervige Personen darüber erschrecken. Adieu! —

Der Leibarzt sprang mit der ihm eignen Behendigkeit davon. Die Fürstin kam mit Aurelien den Gang herab. — Ich erbebte. — Mit aller Gewalt raffte ich mich zusammen. Ich fühlte nach des Leibarztes geheimnißvollen Reden, daß es nun galt, mich auf der

Stelle zu behaupten. Keck trat ich den Kommenden entgegen. Als Aurelie mich ins Auge faßte, sank sie mit einem dumpfen Schrei wie todt zusammen, ich wollte hinzu, mit Abscheu und Entsetzen winkte mich die Fürstin fort, laut um Hülfe rufend. Wie von Furien und Teufeln gepeitscht, rannte ich fort durch den Park. Ich schloß mich in meine Wohnung ein, und warf mich, vor Wuth und Verzweiflung knirschend, aufs Lager! — Der Abend kam, die Nacht brach ein, da hörte ich die Hausthüre aufschließen, mehrere Stimmen murmelten und flüsterten durch einander, es wankte und tappte die Treppe herauf — endlich pochte man an meine Thüre und befahl mir, im Namen der Obrigkeit, aufzumachen. Ohne deutliches Bewußtseyn, was mir drohen könne, glaubte ich zu fühlen, daß ich nun verloren sey. Rettung durch Flucht — so dachte ich, und riß das Fenster auf. — Ich erblickte Bewaffnete vor dem Hause, von denen mich Einer sogleich bemerkte. Wohin? rief er mir zu, und in dem Augenblick wurde die Thüre meines Schlafzimmers gesprengt. Mehrere Männer traten herein; bei dem Leuchten der Laterne, die einer von ihnen trug, erkannte ich sie für Polizeisoldaten. Man zeigte mir die Ordre des Criminalgerichts, mich zu verhaften, vor; jeder Widerstand wäre thörigt gewesen. Man warf mich in den Wagen, der vor dem Hause hielt, und als ich, an dem Ort, der meine Bestimmung schien, angekommen, frug, wo ich mich befände? so erhielt ich zur Antwort: in den Gefängnissen der obern Burg. Ich wußte, daß man hier gefährliche Verbrecher während des Prozesses einsperre. Nicht lange dauerte es, so wurde mein Bette gebracht, und der Gefangenwärter frug mich, ob ich noch etwas zu meiner Bequemlichkeit wünsche? Ich verneinte das, und blieb endlich allein. Die lange nachhallenden Tritte und das Auf- und Zuschließen vieler Thüren ließen mich wahrnehmen, daß ich mich in einem der innersten Gefängnisse auf der Burg befand. Auf mir selbst unerklärliche Weise war ich während der ziemlich langen Fahrt ruhig geworden, ja in einer Art Sinnesbetäubung erblickte ich alle Bilder, die mir vorübergingen, nur in blassen halberloschenen Farben. Ich erlag nicht dem Schlaf, sondern einer Gedanken und Phantasie lähmenden Ohnmacht. Als ich am hellen Morgen erwachte, kam mir nur nach und nach die Erinnerung dessen, was geschehen und wo ich hingebracht worden. Die gewölbte ganz zellenartige Kammer, wo ich lag, hätte mir kaum

ein Gefängniß geschienen, wenn nicht das kleine Fenster stark mit Eisenstäben vergittert und so hoch angebracht gewesen wäre, daß ich es nicht einmal mit ausgestreckter Hand erreichen, viel weniger hinausschauen konnte. Nur wenige Sonnenstrahlen fielen sparsam hinein; mich wandelte die Lust an, die Umgebungen meines Aufenthaltes zu erforschen, ich rückte daher mein Bette heran und stellte den Tisch darauf. Eben wollte ich hinaufklettern, als der Gefangenwärter hereintrat und über mein Beginnen sehr verwundert schien. Er frug mich, was ich da mache, ich erwiederte, daß ich nur hinausschauen wollen; schweigend trug er Tisch, Bette und den Stuhl fort und schloß mich sogleich wieder ein. Nicht eine Stunde hatte es gedauert, als er von zwei andern Männern begleitet, wieder erschien und mich durch lange Gänge Trepp' auf, Trepp' ab führte, bis ich endlich in einen kleinen Saal eintrat, wo mich der Kriminalrichter erwartete. Ihm zur Seite saß ein junger Mann, dem er in der Folge Alles, was ich auf die an mich gerichteten Fragen erwiedert hatte, laut in die Feder diktirte. Meinen ehemaligen Verhältnissen bei Hofe und der allgemeinen Achtung, die ich in der That so lange genossen hatte, mochte ich die höfliche Art danken, mit der man mich behandelte, wiewohl ich auch die Ueberzeugung darauf baute, daß nur Vermuthungen, die hauptsächlich auf Aureliens ahnendem Gefühl beruhen konnten, meine Verhaftung veranlaßt hatten. Der Richter forderte mich auf, meine bisherigen Lebensverhältnisse genau anzugeben; ich bat ihn, mir erst die Ursache meiner plötzlichen Verhaftung zu sagen, er erwiederte, daß ich über das mir Schuld gegebene Verbrechen zu seiner Zeit genau genug vernommen werden solle. Jetzt komme es nur darauf an, meinen ganzen Lebenslauf bis zur Ankunft in der Residenz auf das genaueste zu wissen, und er müsse mich daran erinnern, daß es dem Criminalgericht nicht an Mitteln fehlen würde, auch dem kleinsten von mir angegebenen Umstande nachzuspüren, weshalb ich denn ja der strengsten Wahrheit treu bleiben möge. Diese Ermahnung, die der Richter, ein kleiner dürrer Mann mit fuchsrothen Haaren, mit heiserer, lächerlich quäckender Stimme mir hielt, indem er die grauen Augen weit aufriß, fiel auf einen fruchtbaren Boden; denn ich erinnerte mich nun, daß ich in meiner Erzählung den Faden genau so aufgreifen und fortspinnen müsse, wie ich ihn angelegt, als ich bei Hofe meinen Namen und Geburtsort angab. Auch war es wohl

nöthig, alles Auffallende vermeidend, meinen Lebenslauf ins Alltägliche, aber weit Entfernte, Ungewisse zu spielen, so daß die weitern Nachforschungen dadurch auf jeden Fall weit aussehend und schwierig werden mußten. In dem Augenblick kam mir auch ein junger Pole ins Gedächtniß, mit dem ich auf dem Seminar in B. studirte; ich beschloß, seine einfachen Lebensumstände mir anzueignen. So gerüstet begann ich in folgender Art: „Es mag wohl seyn, daß man „mich eines schweren Verbrechens beschuldigt, ich habe indessen hier „unter den Augen des Fürsten und der ganzen Stadt gelebt, und „es ist während der Zeit meines Aufenthaltes kein Verbrechen verübt „worden, für dessen Urheber ich gehalten werden oder dessen Theil„nehmer ich seyn könnte. Es muß also ein Fremder seyn, der mich „eines in früherer Zeit begangenen Verbrechens anklagt, und da ich „mich von aller Schuld völlig rein fühle, so hat vielleicht nur eine „unglückliche Aehnlichkeit die Vermuthung meiner Schuld erregt; um „so härter finde ich es aber, daß man mich leerer Vermuthungen und „vorgefaßter Meinungen wegen, dem überführten Verbrecher gleich, „in ein strenges Criminal-Gefängniß sperrt. Warum stellt man mich „nicht meinem leichtsinnigen, vielleicht boshaften Ankläger unter die „Augen? ... Gewiß ist es am Ende ein alberner Thor, der ..." „Gemach, gemach, Herr Leonard, quäckte der Richter: menagiren Sie sich, Sie könnten sonst garstig anstoßen gegen hohe Personen, und die fremde Person, die Sie, mein Herr Leonard, oder Herr ... (er biß sich schnell in die Lippen) erkannt hat, ist auch weder leichtsinnig noch albern, sondern ... Nun, und dann haben wir gute Nachrichten aus der ..." Er nannte die Gegend, wo die Güter des Barons F. lagen und alles klärte sich dadurch mir deutlich auf. Entschieden war es, daß Aurelie in mir den Mönch erkannt hatte, der ihren Bruder ermordete. Dieser Mönch war ja aber Medardus, der berühmte Canzelredner aus dem Capuzinerkloster in B. Als diesen hatte ihn Reinhold erkannt und so hatte er sich auch selbst kund gethan. Daß Francesko der Vater jenes Medardus war, wußte die Aebtissin, und so mußte meine Aehnlichkeit mit ihm, die der Fürstin gleich Anfangs so unheimlich worden, die Vermuthungen, welche die Fürstin und die Aebtissin vielleicht schon brieflich unter sich angeregt hatten, beinahe zur Gewißheit erheben. Möglich war es auch, daß Nachrichten selbst aus dem Capuzinerkloster in B. eingeholt worden; daß man

meine Spur genau verfolgt und so die Identität meiner Person mit dem Mönch Medardus festgestellt hatte. Alles dieses überdachte ich schnell, und sah die Gefahr meiner Lage. Der Richter schwatzte noch fort, und dies brachte mir Vortheil, denn es fiel mir auch jetzt der lange vergebens gesuchte Name des polnischen Städtchens ein, das ich der alten Dame bei Hofe als meinen Geburtsort genannt hatte. Kaum endete daher der Richter seinen Sermon mit der barschen Aeußerung, daß ich nun ohne weiteres meinen bisherigen Lebenslauf erzählen solle, als ich anfing: „Ich heiße eigentlich Leonard Krczinski „und bin der einzige Sohn eines Edelmanns, der sein Gütchen ver„kauft hatte und sich in Kwiecziczewo aufhielt.“ — Wie, was? — rief der Richter, indem er sich vergebens bemühte, meinen, so wie den Namen meines angeblichen Geburtsorts, nachzusprechen. Der Protokollführer wußte gar nicht, wie er die Wörter aufschreiben sollte; ich mußte beide Namen selbst einrücken, und fuhr dann fort: „Sie „bemerken, mein Herr, wie schwer es der deutschen Zunge wird, mei„nen Consonantenreichen Namen nachzusprechen, und darin liegt die „Ursache, warum ich ihn, so wie ich nach Deutschland kam, wegwarf „und mich blos nach meinem Vornamen, Leonard, nannte. Uebri„gens kann keines Menschen Lebenslauf einfacher seyn, als der mei„nige. Mein Vater, selbst ziemlich unterrichtet, billigte meinen ent„schiedenen Hang zu den Wissenschaften, und wollte mich eben nach „Krakau zu einem ihm verwandten Geistlichen, Stanislaw Krczinski „schicken, als er starb. Niemand bekümmerte sich um mich, ich ver„kaufte die kleine Habe, zog einige Schulden ein, und begab mich „wirklich mit dem ganzen mir von meinem Vater hinterlassenen Ver„mögen nach Krakau, wo ich einige Jahre unter meines Verwandten „Aufsicht studirte. Dann ging ich nach Danzig und nach Königsberg. „Endlich trieb es mich, wie mit unwiderstehlicher Gewalt, eine Reise „nach dem Süden zu machen; ich hoffte, mich mit dem Rest meines „kleinen Vermögens durchzubringen und dann eine Anstellung bei „irgend einer Universität zu finden, doch wäre es mir hier beinahe „schlimm ergangen, wenn nicht ein beträchtlicher Gewinn an der „Farobank des Fürsten mich in den Stand gesetzt hätte, hier noch „ganz gemächlich zu verweilen und dann, wie ich es in Sinn hatte, „meine Reise nach Italien fortzusetzen. Irgend etwas Ausgezeichnetes, „das werth wäre, erzählt zu werden, hat sich in meinem Leben gar

„nicht zugetragen. Doch muß ich wohl noch erwähnen, daß es mir „leicht gewesen seyn würde, die Wahrheit meiner Angaben ganz un„zweifelhaft nachzuweisen, wenn nicht ein ganz besondrer Zufall mich „um meine Brieftasche gebracht hätte, worin mein Paß, meine Reise„route und verschiedene andere Scripturen befindlich waren, die jenem „Zweck gedient hätten." — Der Richter fuhr sichtlich auf, er sah mich scharf an, und frug mit beinahe spöttischem Ton, welcher Zufall mich denn außer Stande gesetzt hätte, mich, wie es verlangt werden müßte, zu legitimiren. „Vor mehreren Monaten, so erzählte ich: befand ich „mich auf dem Wege hieher im Gebirge. Die anmuthige Jahreszeit, „so wie die herrliche romantische Gegend bestimmten mich, den Weg „zu Fuße zu machen. Ermüdet saß ich eines Tages in dem Wirths„hause eines kleinen Dörfchens; ich hatte mir Erfrischungen reichen „lassen und ein Blättchen aus meiner Brieftasche genommen, um „irgend Etwas, das mir eingefallen, aufzuzeichnen; die Brieftasche „lag vor mir auf dem Tische. Bald darauf kam ein Reiter daher „gesprengt, dessen sonderbare Kleidung und verwildertes Ansehen meine „Aufmerksamkeit erregte. Er trat ins Zimmer, forderte einen Trunk „und setzte sich, finster und scheu mich anblickend, mir gegenüber an „den Tisch. Der Mann war mir unheimlich, ich trat daher ins Freie „hinaus. Bald darauf kam auch der Reiter, bezahlte den Wirth und „sprengte mich flüchtig grüßend, davon. Ich stand im Begriff, weiter „zu gehen, als ich mich der Brieftasche erinnerte, die ich in der Stube „auf dem Tische liegen lassen; ich ging hinein und fand sie noch „auf dem alten Platz. Erst des andern Tages, als ich die Brieftasche „hervorzog, entdeckte ich, daß es nicht die meinige war, sondern daß „sie wahrscheinlich dem Fremden gehörte, der gewiß aus Irrthum die „meinige eingesteckt hatte. Nur einige mir unverständliche Notizen „und mehrere an einen Grafen Viktorin gerichtete Briefe befanden „sich darin. Diese Brieftasche nebst dem Inhalt wird man noch un„ter meinen Sachen finden; in der meinigen hatte ich, wie gesagt, „meinen Paß, meine Reiseroute und, wie mir jetzt eben einfällt, so„gar meinen Taufschein; um das Alles bin ich durch jene Verwechs„lung gekommen." — Der Richter ließ sich den Fremden, dessen ich erwähnt, von Kopf bis zu Fuß beschreiben, und ich ermangelte nicht, die Figur mit aller nur möglichen Eigenthümlichkeit aus der Gestalt des Grafen Viktorin und aus der meinigen auf der Flucht

aus dem Schlosse des Barons F. geschickt zusammenzufügen. Nicht aufhören konnte der Richter, mich über die kleinsten Umstände dieser Begebenheit auszufragen, und indem ich Alles befriedigend beantwortete, ründete sich das Bild davon so in meinem Innern, daß ich selbst daran glaubte, und keine Gefahr lief, mich in Widersprüche zu verwickeln. Mit Recht konnte ich es übrigens wohl für einen glücklichen Gedanken halten, wenn ich, den Besitz jener an den Grafen Viktorin gerichteten Briefe, die in der That sich noch im Portefeuille befanden, rechtfertigend, zugleich eine fingirte Person einzuflechten suchte, die künftig, je nachdem die Umstände darauf hindeuteten, den entflohenen Medardus oder den Grafen Viktorin vorstellen konnte. Dabei fiel mir ein, daß vielleicht unter Euphemiens Papieren sich Briefe vorfanden, die über Viktorins Plan, als Mönch im Schlosse zu erscheinen, Aufschluß gaben, und daß dies aufs neue den eigentlichen Hergang der Sache verdunkeln und verwirren könne. Meine Phantasie arbeitete fort, indem der Richter mich frug, und es entwickelten sich mir immer neue Mittel, mich vor jeder Entdeckung zu sichern, so daß ich auf das Aergste gefaßt zu seyn glaubte. — Ich erwartete nun, da über mein Leben im Allgemeinen Alles genug erörtert schien, daß der Richter dem mir angeschuldigten Verbrechen näher kommen würde, es war aber dem nicht so; vielmehr frug er, warum ich habe aus dem Gefängniß entfliehen wollen? — Ich versicherte, daß mir dies nicht in den Sinn gekommen sey. Das Zeugniß des Gefangenwärters, der mich an das Fenster hinaufkletternd angetroffen, schien aber wider mich zu sprechen. Der Richter drohte mir, daß ich nach einem zweiten Versuch angeschlossen werden solle. Ich wurde in den Kerker zurückgeführt. — Man hatte mir das Bette genommen und ein Strohlager auf dem Boden bereitet, der Tisch war festgeschraubt, statt des Stuhles fand ich eine sehr niedrige Bank. Es vergingen drei Tage, ohne daß man weiter nach mir frug, ich sah nur das mürrische Gesicht eines alten Knechts, der mir das Essen brachte, und Abends die Lampe ansteckte. Da ließ die gespannte Stimmung nach, in der es mir war, als stehe ich im lustigen Kampf auf Leben und Tod, den ich wie ein wackrer Streiter ausfechten werde. Ich fiel in ein trübes düstres Hinbrüten, Alles schien mir gleichgültig, selbst Aureliens Bild war verschwunden. Doch bald rüttelte sich der Geist wieder auf, aber nur um stärker von dem unheimlichen, krankhaften Gefühl

befangen zu werden, das die Einsamkeit, die dumpfe Kerkerluft erzeugt hatte, und dem ich nicht zu widerstehen vermochte. Ich konnte nicht mehr schlafen. In den wunderlichen Reflexen, die der düstre flackernde Schein der Lampe an Wände und Decke warf, grinzten mich allerlei verzerrte Gesichter an; ich löschte die Lampe aus, ich barg mich in die Strohkissen, aber gräßlicher tönte dann das dumpfe Stöhnen, das Kettengerassel der Gefangenen durch die grauenvolle Stille der Nacht. Oft war es mir, als höre ich Euphemiens — Viktorins Todesröcheln. „Bin ich denn Schuld an euerm Verderben? wart ihr es nicht selbst, Verruchte! die ihr euch hingabt meinem rächenden Arm?“ — So schrie ich laut auf, aber dann ging ein langer, tief ausathmender Todesseufzer durch die Gewölbe, und in wilder Verzweiflung heulte ich: „Du bist es Hermogen! ... nah ist die Rache! ... Keine Rettung mehr!“ — In der neunten Nacht mochte es seyn, als ich, halb ohnmächtig von Grauen und Entsetzen, auf dem kalten Boden des Gefängnisses ausgestreckt lag. Da vernahm ich deutlich unter mir ein leises, abgemessenes Klopfen. Ich horchte auf, das Klopfen dauerte fort, und dazwischen lachte es seltsamlich aus dem Boden hervor! — Ich sprang auf, und warf mich auf das Strohlager, aber immer fort klopfte es, und lachte und stöhnte dazwischen. — Endlich rief es leise, leise, aber wie mit häßlicher, heiserer, stammelnder Stimme hinter einander fort: Me-dar-dus! Me-dar-dus! — Ein Eisstrom goß sich mir durch die Glieder! Ich ermannte mich und rief: Wer da! Wer ist da? — Lauter lachte es nun, und stöhnte und ächzte und klopfte und stammelte heiser: Me-dar-dus ... Me-dar-dus! — Ich raffte mich auf vom Lager. „Wer Du auch bist, der Du hier tollen Spuk treibst, stell Dich her sichtbarlich vor meine Augen, daß ich Dich schauen mag, oder höre auf mit Deinem wüsten Lachen und Klopfen!“ — So rief ich in die dicke Finsterniß hinein, aber recht unter meinen Füßen klopfte es stärker und stammelte: Hihihi ... hihihi ... Brü-der-lein ... Brü-der-lein ... Me-dar-dus ... ich bin da ... bin da .. ma-mach auf ... auf ... wir wo-wollen in den Wa-Wald gehn ... Wald gehn! — Jetzt tönte die Stimme dunkel in meinem Innern wie bekannt; ich hatte sie schon sonst gehört, doch nicht, wie mich es dünkte, so abgebrochen und so stammelnd. Ja mit Entsetzen glaubte ich, meinen eignen Sprachton zu vernehmen. Unwillkürlich, als wollte ich versuchen, ob es dem

so sey, stammelte ich nach: Me=dar=dus ... Me=dar=dus! Da lachte es wieder, aber höhnisch und grimmig, und rief: Brü=der=lein ... Brü=der=lein, hast ... Du, Du mi=mich erkannt ... erkannt? ... ma=mach auf ... wir wo=wollen in den Wa=Wald ... in den Wald! — „Armer Wahnsinniger, so sprach es dumpf und schauerlich aus mir heraus: Armer Wahnsinniger, nicht aufmachen kann ich Dir, nicht heraus mit Dir in den schönen Wald, in die herrliche freie Frühlingsluft, die draußen wehen mag; eingesperrt im dumpfen düstern Kerker bin ich wie Du!" — Da ächzte es im trostlosen Jammer, und immer leiser und unvernehmlicher wurde das Klopfen, bis es endlich ganz schwieg; der Morgen brach durch das Fenster, die Schlösser rasselten, und der Kerkermeister, den ich die ganze Zeit über nicht gesehen, trat herein. „Man hat, fing er an: in dieser Nacht allerlei Lärm in Ihrem Zimmer gehört und lautes Sprechen. Wie ist es damit?" — Ich habe die Gewohnheit, erwiederte ich so ruhig, als es mir nur möglich war: laut und stark im Schlafe zu reden, und führte ich auch im Wachen Selbstgespräche, so glaube ich, daß mir dies wohl erlaubt seyn wird. — „Wahrscheinlich, fuhr der Kerkermeister fort: ist Ihnen bekannt worden, daß jeder Versuch zu entfliehen, jedes Einverständniß mit den Mitgefangenen hart geahndet wird." — Ich betheuerte, nichts dergleichen hätte ich vor. — Ein paar Stunden nachher führte man mich hinauf zum Criminal=Gericht. Nicht der Richter, der mich zuerst vernommen, sondern ein anderer, ziemlich junger Mann, dem ich auf den ersten Blick anmerkte, daß er dem vorigen an Gewandtheit und eindringendem Sinn weit überlegen seyn müsse, trat freundlich auf mich zu, und lud mich zum Sitzen ein. Noch steht er mir gar lebendig vor Augen. Er war für seine Jahre ziemlich untersetzt, sein Kopf beinahe haarlos, er trug eine Brille. In seinem ganzen Wesen lag so viel Güte und Gemüthlichkeit, daß ich wohl fühlte, gerade deshalb müsse jeder nicht ganz verstockte Verbrecher ihm schwer widerstehen können. Seine Fragen warf er leicht, beinahe im Conversationston hin, aber sie waren überdacht und so präcis gestellt, daß nur bestimmte Antworten erfolgen konnten. „Ich muß Sie zuvörderst fragen, (so fing er an) ob alles „das, was Sie über Ihren Lebenslauf angegeben haben, wirklich „gegründet ist, oder ob bei reiflichem Nachdenken Ihnen nicht dieser „oder jener Umstand einfiel, den Sie noch erwähnen wollen?"

Ich habe Alles gesagt, was ich über mein einfaches Leben zu sagen wußte.

„Haben Sie nie mit Geistlichen ... mit Mönchen Umgang ge„pflogen?"

Ja, in Krakau ... Danzig ... Frauenburg ... Königsberg. Am letztern Ort mit den Weltgeistlichen, die bei der Kirche als Pfarrer und Kapellan angestellt waren.

„Sie haben früher nicht erwähnt, daß Sie auch in Frauenburg „gewesen sind?"

Weil ich es nicht der Mühe werth hielt, eines kurzen, wie mich dünkt achttägigen Aufenthalts dort, auf der Reise von Danzig nach Königsberg, zu erwähnen.

„Also in Kwieczicze wo sind Sie geboren?"

Dies frug der Richter plötzlich in polnischer Sprache, und zwar in ächt polnischem Dialekt, jedoch ebenfalls ganz leicht hin. Ich wurde in der That einen Augenblick verwirrt, raffte mich jedoch zusammen, besann mich auf das wenige Polnische, was ich von meinem Freunde Krczinski im Seminar gelernt hatte, und antwortete:

Auf dem kleinen Gute meines Vaters bei Kwieczicze wo.

„Wie hieß dieses Gut?"

Krcziniewo, das Stammgut meiner Familie.

„Sie sprechen, für einen Nationalpolen, das Polnische nicht „sonderlich aus. Aufrichtig gesagt, in ziemlich deutschem Dialekt. „Wie kommt das?"

Schon seit vielen Jahren spreche ich nichts als Deutsch. Ja selbst schon in Krakau hatte ich viel Umgang mit Deutschen, die das Polnische von mir erlernen wollten; unvermerkt mag ich ihren Dialekt mir angewöhnt haben, wie man leicht provinzielle Aussprache annimmt, und die bessere, eigenthümliche darüber vergißt.

Der Richter blickte mich an, ein leises Lächeln flog über sein Gesicht, dann wandte er sich zum Protokollführer und diktirte ihm leise etwas. Ich unterschied deutlich die Worte: „sichtlich in Verlegenheit" und wollte mich eben noch mehr über mein schlechtes Polnisch auslassen, als der Richter frug:

„Waren Sie niemals in B.?"

Niemals!

„Der Weg von Königsberg hieher kann Sie über den Ort ge-
„führt haben?"

Ich habe eine andere Straße eingeschlagen.

„Haben Sie nie einen Mönch aus dem Capuzinerkloster in B.
„kennen gelernt?" . . . . . .

Nein!

Der Richter klingelte, und gab dem hereintretenden Gerichtsdiener leise einen Befehl. Bald darauf öffnete sich die Thüre, und wie durchbebten mich Schreck und Entsetzen, als ich den Pater Cyrillus eintreten sah. Der Richter frug:

„Kennen Sie diesen Mann?"

Nein! ... ich habe ihn früher niemals gesehen!

Da heftete Cyrillus den starren Blick auf mich, dann trat er näher; er schlug die Hände zusammen, und rief laut, indem Thränen ihm aus den Augen gewaltsam hervorquollen: „Medardus, Bruder Medardus! ... um Christus willen, wie muß ich Dich wiederfinden, im Verbrechen teuflisch frevelnd. Bruder Medardus, gehe in Dich, bekenne, bereue ... Gottes Langmuth ist unendlich!" — Der Richter schien mit Cyrillus Rede unzufrieden, er unterbrach ihn mit der Frage: „Erkennen Sie diesen Mann für den Mönch Medardus aus dem „Capuzinerkloster in B.?"

So wahr mir Christus helfe zur Seligkeit, erwiederte Cyrillus: so kann ich nicht anders glauben, als daß dieser Mann, trägt er auch weltliche Kleidung, jener Medardus ist, der im Capuzinerkloster zu B. unter meinen Augen Noviz war und die Weihe empfing. Doch hat Medardus das rothe Zeichen eines Kreuzes an der linken Seite des Halses, und wenn dieser Mann ... „Sie bemerken, unterbrach der Richter den Mönch, sich zu mir wendend: daß man Sie für den Capuziner Medardus aus dem Kloster in B. hält, und daß man eben diesen Medardus schwerer Verbrechen halber angeklagt hat. Sind Sie nicht dieser Mönch, so wird es Ihnen leicht werden, dies darzuthun; eben daß jener Medardus ein besonderes Abzeichen am Halse trägt, — welches Sie, sind Ihre Angaben richtig, nicht haben können — giebt Ihnen die beste Gelegenheit dazu. Entblößen Sie Ihren Hals." — Es bedarf dessen nicht, erwiederte ich gefaßt, ein besonderes Verhängniß scheint mir die treueste Aehnlichkeit mit jenem angeklagten, mir gänzlich unbekannten, Mönch Medardus gegeben zu

haben, denn selbst ein rothes Kreuzzeichen trage ich an der linken Seite des Halses. — Es war dem wirklich so, jene Verwundung am Halse, die mir das diamantne Kreuz der Aebtissin zufügte, hatte eine rothe kreuzförmige Narbe hinterlassen, die die Zeit nicht vertilgen konnte. „Entblößen Sie Ihren Hals," wiederholte der Richter. — Ich that es, da schrie Cyrillus laut: „Heilige Mutter Gottes, es ist es, es ist das rothe Kreuzzeichen! . . . Medardus . . . Ach, Bruder Medardus, hast Du denn ganz entsagt dem ewigen Heil?" — Weinend und halb ohnmächtig sank er in einen Stuhl. „Was erwiedern Sie auf die Behauptung dieses ehrwürdigen Geistlichen?" frug der Richter. In dem Augenblick durchfuhr es mich wie eine Blitzesflamme; alle Verzagtheit, die mich zu übermannen drohte, war von mir gewichen, ach, es war der Widersacher selbst, der mir zuflüsterte: Was vermögen diese Schwächlinge gegen Dich Starken in Sinn und Geist? . . . Soll Aurelie denn nicht Dein werden? — Ich fuhr heraus beinahe in wildem, höhnendem Trotz: „Dieser Mönch da, der ohnmächtig im Stuhle liegt, ist ein schwachsinniger, blöder Greis, der in toller Einbildung mich für irgend einen verlaufenen Capuziner seines Klosters hält, von dem ich vielleicht eine flüchtige Aehnlichkeit trage." — Der Richter war bis jetzt in ruhiger Fassung geblieben, ohne Blick und Ton zu ändern: zum erstenmal verzog sich nun sein Gesicht zum finstern, durchbohrenden Ernst, er stand auf und blickte mir scharf ins Auge. Ich muß gestehen, selbst das Funkeln seiner Gläser hatte für mich etwas Unerträgliches, Entsetzliches, ich konnte nicht weiter reden; von innerer verzweifelnder Wuth grimmig erfaßt, die geballte Faust vor der Stirn, schrie ich laut auf: Aurelie! — „Was soll das, was bedeutet der Name?" frug der Richter heftig. — Ein dunkles Verhängniß opfert mich dem schmachvollen Tode, sagte ich dumpf, aber ich bin unschuldig, gewiß . . . ich bin ganz unschuldig . . . entlassen Sie mich . . . haben Sie Mitleiden . . . ich fühle es, daß Wahnsinn mir durch Nerv und Adern zu toben beginnt . . . entlassen Sie mich! — Der Richter, wieder ganz ruhig geworden, diktirte dem Protokollführer vieles, was ich nicht verstand, endlich las er mir eine Verhandlung vor, worin alles was er gefragt und was ich geantwortet, so wie, was sich mit Cyrillus zugetragen hatte, verzeichnet war. Ich mußte meinen Namen unterschreiben, dann forderte mich der Richter auf, irgend etwas polnisch und deutsch aufzuzeichnen, ich that es. Der Rich-

ter nahm das deutsche Blatt, und gab es dem Pater Cyrillus, der sich unterdessen wieder erholt hatte, mit der Frage in die Hände: „Haben diese Schriftzüge Aehnlichkeit mit der Hand, die Ihr Klosterbruder Medardus schrieb?“ — Es ist ganz genau seine Hand, bis auf die kleinsten Eigenthümlichkeiten, erwiederte Cyrillus, und wandte sich wieder zu mir. Er wollte sprechen, ein Blick des Richters wies ihn zur Ruhe. Der Richter sah das von mir geschriebene polnische Blatt sehr aufmerksam durch, dann stand er auf, trat dicht vor mir hin, und sagte mit sehr ernstem, entscheidendem Ton:

„Sie sind kein Pole. Diese Schrift ist durchaus unrichtig, voller grammatischer und orthographischer Fehler. Kein Nationalpole schreibt so, wäre er auch viel weniger wissenschaftlich ausgebildet, als Sie es sind.“

Ich bin in Krcziniewo geboren, folglich allerdings ein Pole. Selbst aber in dem Fall, daß ich es nicht wäre, daß geheimnißvolle Umstände mich zwängen, Stand und Namen zu verläugnen, so würde ich deshalb doch nicht der Capuziner Medardus seyn dürfen, der aus dem Kloster in B., wie ich glauben muß, entsprang.

„Ach Bruder Medardus, fiel Cyrillus ein: schickte Dich unser ehrwürdiger Prior Leonardus nicht im Vertrauen auf Deine Treue und Frömmigkeit nach Rom? . . . Bruder Medardus! um Christus willen, verläugne nicht länger auf gottlose Weise den heiligen Stand, dem Du entronnen.“

Ich bitte Sie, uns nicht zu unterbrechen, sagte der Richter, und fuhr dann, sich zu mir wendend, fort:

„Ich muß Ihnen bemerklich machen, wie die unverdächtige Aussage dieses ehrwürdigen Herrn die dringendste Vermuthung bewirkt, daß Sie wirklich der Medardus sind, für den man Sie hält. Nicht verhehlen mag ich auch, daß man Ihnen mehrere Personen entgegen stellen wird, die Sie für jenen Mönch unzweifelhaft erkannt haben. Unter diesen Personen befindet sich eine, die Sie, treffen die Vermuthungen ein, schwer fürchten müssen. Ja selbst unter Ihren eigenen Sachen hat sich Manches gefunden, was den Verdacht wider Sie unterstützt. Endlich werden bald die Nachrichten über Ihre vorgeblichen Familienumstände eingehen, um die man die Gerichte in Posen ersucht hat. . . . Alles dieses sage ich Ihnen offner, als es mein Amt gebietet, damit Sie sich überzeugen, wie wenig ich auf irgend einen

Kunstgriff rechne, Sie, haben jene Vermuthungen Grund, zum Geständniß der Wahrheit zu bringen. Bereiten Sie Sich vor, wie Sie wollen; sind Sie wirklich jener angeklagte Medardus, so glauben Sie, daß der Blick des Richters die tiefste Verhüllung bald durchdringen wird; Sie werden dann auch selbst sehr genau wissen, welcher Verbrechen man Sie anklagt. Sollten Sie dagegen wirklich der Leonard von Krczinski seyn, für den Sie Sich ausgeben, und ein besonderes Spiel der Natur Sie, selbst Rücksichts besonderer Abzeichen, jenem Medardus ähnlich gemacht haben, so werden Sie selbst leicht Mittel finden, dies klar nachzuweisen. Sie schienen mir erst in einem sehr exaltirten Zustande, schon deshalb brach ich die Verhandlung ab, indessen wollte ich Ihnen zugleich auch Raum geben zum reiflichen Nachdenken. Nach dem, was heute geschehen, kann es Ihnen an Stoff dazu nicht fehlen."

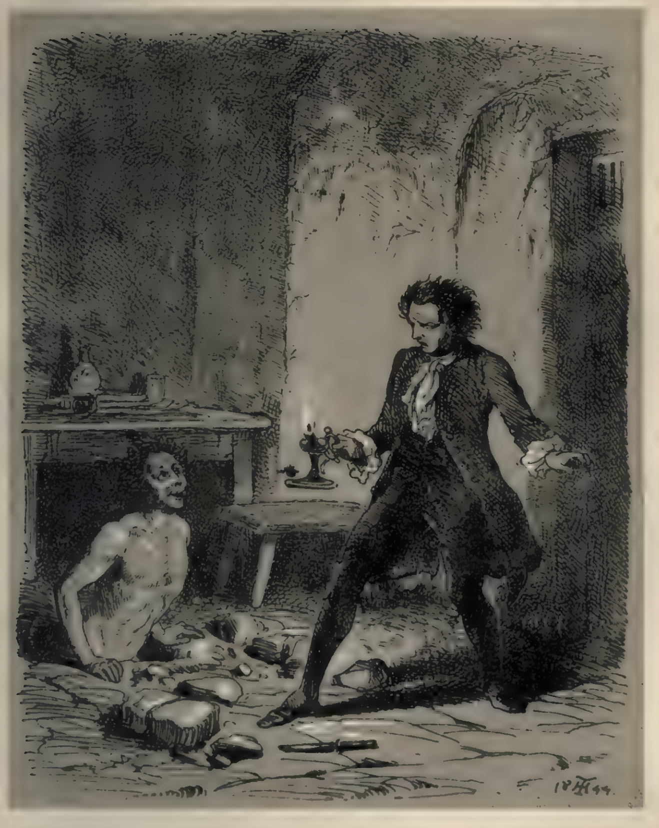
Sie halten also meine Angaben durchaus für falsch? ... Sie sehen in mir den verlaufenen Mönch Medardus? — So frug ich; der Richter sagte mit einer leichten Verbeugung: Adieu, Herr von Krczinski! und man brachte mich in den Kerker zurück.

Die Worte des Richters durchbohrten mein Innres wie glühende Stacheln. Alles, was ich vorgegeben, kam mir seicht und abgeschmackt vor. Daß die Person, der ich entgegengestellt werden, und die ich so schwer zu fürchten haben sollte, Aurelie seyn mußte, war nur zu klar. Wie sollt' ich das ertragen! Ich dachte nach, was unter meinen Sachen wohl verdächtig seyn könne, da fiel es mir schwer aufs Herz, daß ich noch aus jener Zeit meines Aufenthaltes auf dem Schlosse des Barons von F. einen Ring mit Euphemiens Namen besaß, so wie, daß Viktorins Felleisen, das ich auf meiner Flucht mit mir genommen, noch mit dem Capuziner-Strick zugeschnürt war! — Ich hielt mich für verloren! — Verzweifelnd rannte ich den Kerker auf und ab. Da war es, als flüsterte, als zischte es mir in die Ohren: Du Thor, was verzagst du? denkst du nicht an Viktorin? — Laut rief ich: Ha! nicht verloren, gewonnen ist das Spiel. Es arbeitete und kochte in meinem Innern! — Schon früher hatte ich daran gedacht, daß unter Euphemiens Papieren sich wohl etwas gefunden haben müsse, was auf Viktorins Erscheinen auf dem Schlosse als Mönch hindeute. Darauf mich stützend, wollte ich auf irgend eine Weise ein Zusammentreffen mit Viktorin, ja selbst mit dem Medar-

dus, für den man mich hielt, vorgeben; jenes Abentheuer auf dem Schlosse, das so fürchterlich endete, als von Hörensagen erzählen, und mich selbst, meine Aehnlichkeit mit jenen Beiden, auf unschädliche Weise geschickt hinein verflechten. Der kleinste Umstand mußte reiflich erwogen werden; aufzuschreiben beschloß ich daher den Roman, der mich retten sollte! — Man bewilligte mir die Schreibematerialien, die ich forderte, um schriftlich noch manchen verschwiegenen Umstand meines Lebens zu erörtern. Ich arbeitete mit Anstrengung bis in die Nacht hinein; im Schreiben erhitzte sich meine Phantasie, alles formte sich wie eine geründete Dichtung, und fester und fester spann sich das Gewebe endloser Lügen, womit ich dem Richter die Wahrheit zu verschleiern hoffte.

Die Burgglocke hatte zwölfe geschlagen, als sich wieder leise und entfernt das Pochen vernehmen ließ, das mich gestern so verstört hatte. — Ich wollte nicht darauf achten, aber immer lauter pochte es in abgemessenen Schlägen, und dabei fing es wieder an, dazwischen zu lachen und zu ächzen. — Stark auf den Tisch schlagend, rief ich laut: Still ihr da drunten! und glaubte mich so von dem Grauen, das mich befing, zu ermuthigen; aber da lachte es gellend und schneidend durch das Gewölbe, und stammelte: Brü=der=lein, Brü=der=lein ... zu dir her=auf ... herauf ... ma=mach auf ... mach auf! — Nun begann es dicht neben mir im Fußboden zu schaben, zu rasseln und zu kratzen, und immer wieder lachte es und ächzte; stärker und immer stärker wurde das Geräusch, das Rasseln, das Kratzen — dazwischen dumpf dröhnende Schläge wie das Fallen schwerer Massen. — Ich war aufgestanden, mit der Lampe in der Hand. Da rührte es sich unter meinem Fuß, ich schritt weiter und sah, wie an der Stelle, wo ich gestanden, sich ein Stein des Pflasters losbröckelte. Ich erfaßte ihn, und hob ihn mit leichter Mühe vollends heraus. Ein düstrer Schein brach durch die Oeffnung, ein nackter Arm mit einem blinkenden Messer in der Hand streckte sich mir entgegen. Von tiefem Entsetzen durchschauert bebte ich zurück. Da stammelte es von unten herauf: Brü=der=lein! Brü=der=lein, Medar=dus ist da=da, herauf ... nimm, nimm! ... brich ... brich ... in den Wa=Wald ... in den Wald! — Schnell dachte ich Flucht und Rettung; alles Grauen überwunden, ergriff ich das Messer, das die Hand mir willig ließ, und fing an, den Mörtel zwischen den Steinen des Fußbodens ämsig

VI. pag. 177.





wegzubrechen. Der, der unten war, drückte wacker herauf. Vier, fünf Steine lagen zur Seite weggeschleudert, da erhob sich plötzlich ein nackter Mensch bis an die Hüften aus der Tiefe empor und starrte mich gespenstisch an mit des Wahnsinns grinsendem, entsetzlichem Gelächter. Der volle Schein der Lampe fiel auf das Gesicht — ich erkannte mich selbst — mir vergingen die Sinne. — Ein empfindlicher Schmerz an den Armen weckte mich aus tiefer Ohnmacht; — hell war es um mich her, der Kerkermeister stand mit einer blendenden Leuchte vor mir, Kettengerassel und Hammerschläge hallten durch das Gewölbe. Man war beschäftigt, mich in Fesseln zu schmieden. Außer den Hand- und Fußschellen wurde ich mittelst eines Ringes um den Leib und einer daran befestigten Kette an die Mauer gefesselt. „Nun wird es der Herr wohl bleiben lassen, an das Durchbrechen zu denken," sagte der Kerkermeister. — „Was hat denn der Kerl eigentlich gethan?" frug ein Schmiedeknecht. „Ei, erwiederte der Kerkermeister: weißt du denn das nicht, Jost? ... die ganze Stadt ist ja davon voll. 's ist ein verfluchter Capuziner, der drei Menschen ermordet hat. Sie habens schon ganz heraus. In wenigen Tagen haben wir große Galla, da werden die Räder spielen." — Ich hörte nichts mehr, denn aufs neue entschwanden mir Sinn und Gedanken. Nur mühsam erholte ich mich aus der Betäubung, finster blieb es, endlich brachen einige matte Streiflichter des Tages herein in das niedrige, kaum sechs Fuß hohe Gewölbe, in das, wie ich jetzt zu meinem Entsetzen wahrnahm, man mich aus meinem vorigen Kerker gebracht hatte. Mich dürstete, ich griff nach dem Wasser-Kruge, der neben mir stand, feucht und kalt schlüpfte es mir durch die Hand, ich sah eine aufgedunsene scheußliche Kröte schwerfällig davon hüpfen. Voll Ekel und Abscheu ließ ich den Krug fahren. „Aurelie!" stöhnte ich auf, in dem Gefühl des namenlosen Elends, das nun über mich hereingebrochen. „Und darum das armselige Läugnen und Lügen vor Gericht? — alle „gleißnerischen Künste des teuflischen Heuchlers? — darum, um ein „zerrissenes, qualvolles Leben einige Stunden länger zu fristen? Was „willst du, Wahnsinniger! Aurelien besitzen, die nur durch ein uner„hörtes Verbrechen Dein werden konnte? — denn immerdar, lügst „du auch der Welt deine Unschuld vor, würde sie in dir Hermogens „verruchten Mörder erkennen und dich tief verabscheuen. Elender, „wahnwitziger Thor, wo sind nun deine hochfliegenden Pläne, der

„Glaube an deine überirdische Macht, womit du das Schicksal selbst „nach Willkür zu lenken wähntest; nicht zu tödten vermagst du den „Wurm der an deinem Herzmark mit tödtlichen Bissen nagt, schmach- „voll verderben wirst du in trostlosem Jammer, wenn der Arm der „Gerechtigkeit auch deiner schont.“ So laut klagend, warf ich mich auf das Stroh und fühlte in dem Augenblick einen Druck auf der Brust, der von einem harten Körper in der Busentasche meiner Weste herzurühren schien. Ich faßte hinein, und zog ein kleines Messer hervor. Nie hatte ich, so lange ich im Kerker war, ein Messer bei mir getragen, es mußte daher dasselbe seyn, das mir mein gespenstisches Ebenbild herauf gereicht hatte. Mühsam stand ich auf, und hielt das Messer in den stärker hereinbrechenden Lichtstrahl. Ich erblickte das silberne blinkende Heft. Unerforschliches Verhängniß! es war dasselbe Messer, womit ich Hermogen getödtet, und das ich seit einigen Wochen vermißt hatte. Aber nun ging plötzlich in meinem Innern, wunderbar leuchtend, Trost und Rettung von der Schmach auf. Die unbegreifliche Art wie ich das Messer erhalten, war mir ein Fingerzeig der ewigen Macht, wie ich meine Verbrechen büßen, wie ich im Tode Aurelien versöhnen solle. Wie ein göttlicher Strahl im reinen Feuer, durchglühte mich nun die Liebe zu Aurelien, jede sündliche Begierde war von mir gewichen. Es war mir, als sähe ich sie selbst, wie damals, als sie am Beichtstuhl in der Kirche des Capuzinerklosters erschien. „Wohl liebe ich Dich, Medardus, aber Du „verstandest mich nicht! . . . meine Liebe ist der Tod!“ — so umsäuselte und umflüsterte mich Aureliens Stimme, und fest stand mein Entschluß, dem Richter frei die merkwürdige Geschichte meiner Verirrungen zu gestehen, und dann mir den Tod zu geben.

Der Kerkermeister trat herein und brachte mir bessere Speisen, als ich sonst zu erhalten pflegte, so wie eine Flasche Wein. — „Vom Fürsten so befohlen,“ sprach er, indem er den Tisch, den ihm sein Knecht nachtrug, deckte, und die Kette, die mich an die Wand fesselte, losschloß. Ich bat ihn, dem Richter zu sagen, daß ich vernommen zu werden wünsche, weil ich vieles zu eröffnen hätte, was mir schwer auf dem Herzen liege. Er versprach, meinen Auftrag auszurichten, indessen wartete ich vergebens, daß man mich zum Verhör abholen solle; Niemand ließ sich mehr sehen, bis der Knecht, als es schon ganz finster worden, hereintrat und die am Gewölbe hängende Lampe

anzündete. In meinem Innern war es ruhiger als jemals, doch fühlte ich mich sehr erschöpft, und versank bald in tiefen Schlaf. Da wurde ich in einen langen, düstern, gewölbten Saal geführt, in dem ich eine Reihe in schwarzen Talaren gekleideter Geistlicher erblickte, die der Wand entlang auf hohen Stühlen saßen. Vor ihnen, an einem mit blutrother Decke behangenen Tisch, saß der Richter, und neben ihm ein Dominikaner im Ordenshabit. „Du bist jetzt, sprach der Richter mit feierlich erhabener Stimme: dem geistlichen Gericht übergeben, da Du, verstockter, frevelicher Mönch, vergebens Deinen Stand und Namen verläugnet hast. Franciskus, mit dem Kloster-Namen Medardus genannt, sprich, welcher Verbrechen bist Du beziehen worden?" — Ich wollte Alles, was ich je Sündhaftes und Frevelisches begangen, offen eingestehen, aber zu meinem Entsetzen war das, was ich sprach, durchaus nicht das, was ich dachte und sagen wollte. Statt des ernsten, reuigen Bekenntnisses, verlor ich mich in ungereimte, unzusammenhängende Reden. Da sagte der Dominikaner, riesengroß vor mir dastehend, und mit gräßlich funkelndem Blick mich durchbohrend: „Auf die Folter mit Dir, Du halsstarriger, verstockter Mönch." Die seltsamen Gestalten rings umher erhoben sich und streckten ihre langen Arme nach mir aus, und riefen in heiserem grausigem Einklang: „Auf die Folter mit ihm." Ich riß das Messer heraus und stieß nach meinem Herzen, aber der Arm fuhr unwillkürlich herauf; ich traf den Hals und am Zeichen des Kreuzes sprang die Klinge wie in Glasscherben, ohne mich zu verwunden. Da ergriffen mich die Henkersknechte, und stießen mich hinab in ein tiefes unterirdisches Gewölbe. Der Dominikaner und der Richter stiegen mir nach. Noch einmal forderte mich dieser auf, zu gestehen. Nochmals strengte ich mich an, aber in tollem Zwiespalt stand Rede und Gedanke. — Reuevoll, zerknirscht von tiefer Schmach, bekannte ich im Innern Alles — abgeschmackt, verwirrt, sinnlos war, was der Mund ausstieß. Auf den Wink des Dominikaners zogen mich die Henkersknechte nackt aus, schnürten mir beide Arme über den Rücken zusammen, und hinaufgewunden fühlte ich, wie die ausgedehnten Gelenke knackend zerbröckeln wollten. In heillosem, wüthendem Schmerz schrie ich laut auf, und erwachte. Der Schmerz an den Händen und Füßen dauerte fort, er rührte von den schweren Ketten her, die ich trug, doch empfand ich noch außerdem einen Druck über den Augen, die ich nicht aufzuschla-

gen vermochte. Endlich war es, als würde plötzlich eine Last mir von der Stirn genommen, ich richtete mich schnell empor, ein Dominikanermönch stand vor meinem Strohlager. Mein Traum trat in das Leben, eiskalt rieselte es mir durch die Adern. Unbeweglich, wie eine Bildsäule, mit übereinander geschlagenen Armen stand der Mönch da und starrte mich an mit den hohlen schwarzen Augen. Ich erkannte den gräßlichen Maler, und fiel halb ohnmächtig auf mein Strohlager zurück. — Vielleicht war es nur eine Täuschung der durch den Traum aufgeregten Sinne? Ich ermannte mich, ich richtete mich auf, aber unbeweglich stand der Mönch und starrte mich an mit den hohlen schwarzen Augen. Da schrie ich in wahnsinniger Verzweiflung: „Entsetzlicher Mensch ... hebe dich weg! ... Nein! ... Kein Mensch, Du bist der Widersacher selbst, der mich stürzen will in ewige Verderbniß ... hebe dich weg, Verruchter! hebe dich weg!" — Armer, kurzsichtiger Thor, ich bin nicht der, der Dich ganz unauflöslich zu umstricken strebt mit ehernen Banden! — der dich abwendig machen will dem heiligen Werk, zu dem Dich die ewige Macht berief! — Medardus! — armer kurzsichtiger Thor! — schreckbar, grauenvoll bin ich Dir erschienen, wenn Du über dem offenen Grabe ewiger Verdammniß leichtsinnig gaukeltest. Ich warnte Dich, aber Du hast mich nicht verstanden! Auf! nähere Dich mir! Der Mönch sprach alles dieses im dumpfen Ton der tiefen, herzzerschneidendsten Klage; sein Blick, mir sonst so fürchterlich, war sanft und milde worden, weicher die Form seines Gesichts. Eine unbeschreibliche Wehmuth durchbebte mein Innerstes; wie ein Gesandter der ewigen Macht, mich aufzurichten, mich zu trösten im endlosen Elend, erschien mir der sonst so schreckliche Maler. — Ich stand auf vom Lager, ich trat ihm nahe, es war kein Phantom, ich berührte sein Kleid; ich kniete unwillkürlich nieder, er legte die Hand auf mein Haupt, wie mich segnend. Da gingen in lichten Farben herrliche Gebilde in mir auf. — Ach! ich war in dem heiligen Walde! — ja es war derselbe Platz, wo, in früher Kindheit, der fremdartig gekleidete Pilger mir den wunderbaren Knaben brachte. Ich wollte fortschreiten, ich wollte hinein in die Kirche, die ich dicht vor mir erblickte. Dort sollte ich (so war es mir) büßend und bereuend Ablaß erhalten von schwerer Sünde. Aber ich blieb regungslos — mein eignes Ich konnte ich nicht erschauen, nicht erfassen. Da sprach eine dumpfe, hohle Stimme: der Gedanke

ist die That! — Die Träume verschwebten; es war der Maler, der jene Worte gesprochen. „Unbegreifliches Wesen, warst Du es denn selbst? an jenem unglücklichen Morgen in der Capuzinerkirche zu B.? in der Reichsstadt, und nun?“ — „Halt ein, unterbrach mich der Maler: ich war es, der überall Dir nahe war, um Dich zu retten von Verderben und Schmach, aber Dein Sinn blieb verschlossen! Das Werk, zu dem Du erkoren, mußt Du vollbringen zu Deinem eignen Heil.“ — „Ach, rief ich voll Verzweiflung: warum hieltst Du nicht meinen Arm zurück, als ich in verruchtem Frevel jenen Jüngling . . .“ „Das war mir nicht vergönnt, fiel der Maler ein: Frage nicht weiter! vermessen ist es, vorgreifen zu wollen dem, was die ewige Macht beschlossen . . . Medardus! Du gehst Deinem Ziel entgegen . . . morgen!“ — Ich erbebte in einem eiskalten Schauer, denn ich glaubte, den Maler ganz zu verstehen. Er wußte und billigte den beschlossenen Selbstmord. Der Maler wankte mit leisem Tritt nach der Thür des Kerkers. „Wann, wann sehe ich Dich wieder?“ — Am Ziele! — rief er, sich noch einmal nach mir umwendend, feierlich und stark, daß das Gewölbe dröhnte — „Also morgen?“ — Leise drehte sich die Thüre in den Angeln, der Maler war verschwunden. —

So wie der helle Tag nur angebrochen, erschien der Kerkermeister mit seinen Knechten, die mir die Fesseln von den wunden Armen und Füßen ablösten. Ich solle bald zum Verhör hinaufgeführt werden, hieß es. Tief in mich gekehrt, mit dem Gedanken des nahen Todes vertraut, schritt ich hinauf in den Gerichtssaal; mein Bekenntniß hatte ich im Innern so geordnet, daß ich dem Richter eine kurze, aber den kleinsten Umstand mit aufgreifende Erzählung zu machen hoffte. Der Richter kam mir schnell entgegen, ich mußte höchst entstellt aussehen, denn bei meinem Anblick verzog sich schnell das freudige Lächeln, das erst auf seinem Gesicht schwebte, zur Miene des tiefsten Mitleids. Er faßte meine beiden Hände und schob mich sanft in seinen Lehnstuhl. Dann mich starr anschauend, sagte er langsam und feierlich: „Herr von Krczinski! ich habe Ihnen frohes zu verkünden! Sie sind frei! die Untersuchung ist auf Befehl des Fürsten niedergeschlagen worden. Man hat Sie mit einer andern Person verwechselt, woran Ihre ganz unglaubliche Aehnlichkeit mit dieser Person Schuld ist. Klar, ganz klar ist Ihre Schuldlosigkeit dargethan! . . . Sie sind frei!“ — Es schwirrte und sauste und drehte sich alles um

mich her. — Des Richters Gestalt blinkte, hundertfach vervielfältigt, durch den düstern Nebel, Alles schwand in dicker Finsterniß. — Ich fühlte endlich, daß man mir die Stirne mit starkem Wasser rieb, und erholte mich aus dem ohnmachtähnlichen Zustande, in den ich versunken. Der Richter las mir ein kurzes Protokoll vor, welches sagte, daß er mir die Niederschlagung des Prozesses bekannt gemacht, und meine Entlassung aus dem Kerker bewirkt habe. Ich unterschrieb schweigend, keines Wortes war ich mächtig. Ein unbeschreibliches, mich im Innersten vernichtendes Gefühl ließ keine Freude aufkommen. So wie mich der Richter mit recht in das Herz dringender Gutmüthigkeit anblickte, war es mir, als müsse ich nun, da man an meine Unschuld glaubte und mich frei lassen wollte, allen verruchten Frevel, den ich begangen, frei gestehen und dann mir das Messer in das Herz stoßen. — Ich wollte reden — der Richter schien meine Entfernung zu wünschen. Ich ging nach der Thüre, da kam er mir nach, und sagte leise: „Nun habe ich aufgehört Richter zu seyn; von dem ersten Augenblick, als ich Sie sah, interessirten Sie mich auf das Höchste. So sehr, wie (Sie werden dies selbst zugeben müssen) der Schein wider Sie war, so wünschte ich doch gleich, daß Sie in der That nicht der abscheuliche, verbrecherische Mönch seyn möchten, für den man Sie hielt. Jetzt darf ich Ihnen zutraulich sagen . . . Sie sind kein Pole. Sie sind nicht in Kwiecziczewo geboren. Sie heißen nicht Leonard von Krczinski." — Mit Ruhe und Festigkeit antwortete ich: „Nein!" — „Und auch kein Geistlicher?" — frug der Richter weiter, indem er die Augen niederschlug, wahrscheinlich um mir den Blick des Inquisitors zu ersparen. Es wallte auf in meinem Innern. — So hören Sie denn, fuhr ich heraus — „Still, unterbrach mich der Richter: was ich gleich anfangs geglaubt und noch „glaube, bestätigt sich. Ich sehe, daß hier räthselhafte Umstände walten, und daß Sie selbst mit gewissen Personen des Hofes in ein „geheimnißvolles Spiel des Schicksals verflochten sind. Es ist nicht „mehr meines Berufs, tiefer einzudringen, und ich würde es für unziemlichen Vorwitz halten, Ihnen irgend etwas über Ihre Person, „über Ihre wahrscheinlich ganz eignen Lebensverhältnisse entlocken zu „wollen! — Doch, wie wäre es, wenn Sie, Sich losreißend von allem „Ihrer Ruhe Bedrohlichem, den Ort verließen. Nach dem, was geschehen, kann Ihnen ohnedies der Aufenthalt hier nicht wohlthun." —

So wie der Richter dieses sprach, war es, als flöhen alle finstre Schatten, die sich drückend über mich gelegt hatten, schnell von hinnen. Das Leben war wieder gewonnen, und die Lebenslust stieg durch Nerv und Adern glühend in mir auf. Aurelie! sie dachte ich wieder, und ich sollte jetzt fort von dem Orte, fort von ihr? — Tief seufzte ich auf: „Und sie verlassen?“ — Der Richter blickte mich im höchsten Erstaunen an, und sagte dann schnell: „Ach! jetzt glaube ich klar zu sehen! Der Himmel gebe, Herr Leonard! daß eine sehr schlimme Ahnung, die mir eben jetzt recht deutlich wird, nicht in Erfüllung gehen möge.“ — Alles hatte sich in meinem Innern anders gestaltet. Hin war alle Reue und wohl mochte es beinahe frevelnde Frechheit seyn, daß ich den Richter mit erheuchelter Ruhe frug: „Und Sie halten mich doch für schuldig?“ — „Erlauben Sie, mein Herr! erwiederte der Richter sehr ernst: daß ich meine Ueberzeugungen, die doch nur auf ein reges Gefühl gestützt scheinen, für mich behalte. Es ist ausgemittelt, nach bester Form und Weise, daß Sie nicht der Mönch Medardus seyn können, da eben dieser Medardus sich hier befindet und von dem Pater Cyrill, der sich durch Ihre ganz genaue Aehnlichkeit täuschen ließ, anerkannt wurde, ja auch selbst gar nicht läugnet, daß er jener Capuziner sey. Damit ist nun Alles geschehen, was geschehen konnte, um Sie von jedem Verdacht zu reinigen, und um so mehr muß ich glauben, daß Sie Sich frei von jeder Schuld fühlen.“ — Ein Gerichtsdiener rief in diesem Augenblick den Richter ab und so wurde ein Gespräch unterbrochen, als es eben begann mich zu peinigen.

Ich begab mich nach meiner Wohnung, und fand alles so wieder, wie ich es verlassen. Meine Papiere hatte man in Beschlag genommen, in ein Packet gesiegelt lagen sie auf meinem Schreibtische, nur Viktorins Brieftasche, Euphemiens Ring und den Capuziner-Strick vermißte ich, meine Vermuthungen im Gefängnisse waren daher richtig. Nicht lange dauerte es, so erschien ein fürstlicher Diener, der mit einem Handbillet des Fürsten mir eine goldene, mit kostbaren Steinen besetzte Dose überreichte. „Es ist Ihnen übel mitgespielt worden, Herr von Krczinski, schrieb der Fürst: aber weder ich noch meine Gerichte sind Schuld daran. Sie sind einem sehr bösen Menschen auf ganz unglaubliche Weise ähnlich; alles ist aber nun zu Ihrem Besten aufgeklärt: Ich sende Ihnen ein Zeichen meines Wohl-

wollens und hoffe, Sie bald zu sehen." — Des Fürsten Gnade war mir eben so gleichgültig als sein Geschenk; eine düstre Traurigkeit, die geisttödtend mein Inneres durchschlich, war die Folge des strengen Gefängnisses; ich fühlte, daß mir körperlich aufgeholfen werden müsse, und lieb war es mir daher, als der Leibarzt erschien. Das ärztliche war bald besprochen. „Ist es nicht, fing nun der Leibarzt an, eine besondere Fügung des Schicksals, daß eben in dem Augenblick als man davon überzeugt zu seyn glaubt, daß Sie jener abscheuliche Mönch sind, der in der Familie des Barons von F. so viel Unheil anrichtete, dieser Mönch wirklich erscheint, und Sie von jedem Verdacht rettet?"

Ich muß versichern, daß ich von den nähern Umständen, die meine Befreiung bewirkten, nicht unterrichtet bin; nur im Allgemeinen sagte mir der Richter, daß der Capuziner Medardus, dem man nachspürte, und für den man mich hielt, sich hier eingefunden habe.

„Nicht eingefunden hat er sich, sondern hergebracht ist er worden, festgebunden auf einem Wagen, und seltsamer Weise zu derselben Zeit, als Sie hergekommen waren. Eben fällt mir ein, daß, als ich Ihnen einst jene wunderbaren Ereignisse erzählen wollte, die sich vor einiger Zeit an unserm Hofe zutrugen, ich gerade dann unterbrochen wurde, als ich auf den feindlichen Medardus, Francesko's Sohn, und auf seine verruchte That im Schlosse des Barons von F. gekommen war. Ich nehme den Faden der Begebenheit da wieder auf, wo er damals abriß. — Die Schwester unserer Fürstin, wie Sie wissen, Aebtissin im Cisterzienser-Kloster zu B. nahm einst freundlich eine arme Frau mit einem Kinde auf, die von der Pilgerfahrt nach der heiligen Linde wiederkehrte."

Die Frau war Francesko's Wittwe, und der Knabe eben der Medardus.

„Ganz recht, aber wie kommen Sie dazu, dies zu wissen?"

Auf die seltsamste Weise sind mir die geheimnißvollen Lebensumstände des Capuziners Medardus bekannt worden. Bis zu dem Augenblick, als er aus dem Schloß des Barons von F. entfloh, bin ich von dem, was sich dort zutrug, genau unterrichtet.

„Aber wie? . . . von wem?" . . .

Ein lebendiger Traum hat mir Alles dargestellt.

„Sie scherzen?"

Keineswegs. Es ist mir wirklich so, als hätte ich träumend die Geschichte eines Unglücklichen gehört, der, ein Spielwerk dunkler Mächte, hin und her geschleudert und von Verbrechen zu Verbrechen getrieben wurde. In dem ... zer Forst hatte mich auf der Reise hierher der Postillon irre gefahren; ich kam in das Försterhaus, und dort ...

„Ha! ich verstehe Alles, dort trafen Sie den Mönch an“...

So ist es, er war aber wahnsinnig.

„Er scheint es nicht mehr zu seyn. Schon damals hatte er lichte Stunden und vertraute Ihnen Alles?“...

Nicht gerade zu. In der Nacht trat er, von meiner Ankunft im Försterhause nicht unterrichtet, in mein Zimmer. Ich, mit der treuen beispiellosen Aehnlichkeit, war ihm furchtbar. Er hielt mich für seinen Doppeltgänger, dessen Erscheinung ihm den Tod verkünde. — Er stammelte — stotterte Bekenntnisse her — unwillkürlich übermannte mich, von der Reise ermüdet, der Schlaf; es war mir, als spreche der Mönch nun ruhig und gefaßt weiter, und ich weiß in der That jetzt nicht, wo und wie der Traum eintrat. Es dünkt mich, daß der Mönch behauptete, nicht er habe Euphemien und Hermogen getödtet, sondern beider Mörder sey der Graf Viktorin —

„Sonderbar, höchst sonderbar, aber warum verschwiegen Sie das Alles dem Richter?“

Wie konnte ich hoffen, daß der Richter auch nur einiges Gewicht auf eine Erzählung legen werde, die ihm ganz abentheuerlich klingen mußte. Darf denn überhaupt ein erleuchtetes Criminalgericht an das Wunderbare glauben?

„Wenigstens hätten Sie aber doch gleich ahnen, daß man Sie mit dem wahnsinnigen Mönch verwechsle, und diesen als den Capuziner Medardus bezeichnen sollen?“

Freilich — und zwar nachdem mich ein alter blöder Greis, ich glaube er heißt Cyrillus, durchaus für seinen Klosterbruder halten wollte. Es ist mir nicht eingefallen, daß der wahnsinnige Mönch eben der Medardus, und das Verbrechen, das er mir bekannte, Gegenstand des jetzigen Prozesses seyn könne. Aber, wie mir der Förster sagte, hatte er ihm niemals seinen Namen genannt — wie kam man zur Entdeckung?

„Auf die einfachste Weise. Der Mönch hatte sich, wie Sie wissen, einige Zeit bei dem Förster aufgehalten; er schien geheilt, aber

aufs neue brach der Wahnsinn so verderblich aus, daß der Förster sich genöthigt sah, ihn hierher zu schaffen, wo er in das Irrenhaus eingesperrt wurde. Dort saß er Tag und Nacht mit starrem Blick, ohne Regung, wie eine Bildsäule. Er sprach kein Wort und mußte gefüttert werden, da er keine Hand bewegte. Verschiedene Mittel, ihn aus der Starrsucht zu wecken, blieben fruchtlos, zu den stärksten durfte man nicht schreiten, ohne Gefahr ihn wieder in wilde Raserei zu stürzen. Vor einigen Tagen kommt des Försters ältester Sohn nach der Stadt, er geht in das Irrenhaus um den Mönch wieder zu sehen. Ganz erfüllt von dem trostlosen Zustande des Unglücklichen, tritt er aus dem Hause, als eben der Pater Cyrillus aus dem Capuziner-kloster in B. vorüberschreitet. Den redet er an, und bittet ihn, den unglücklichen, hier eingesperrten Klosterbruder zu besuchen, da ihm Zuspruch eines Geistlichen seines Ordens vielleicht heilsam seyn könne. Als Cyrillus den Mönch erblickt, fährt er entsetzt zurück. „Heilige Mutter Gottes! Medardus, unglückseliger Medardus!" So ruft Cyrillus, und in dem Augenblick beleben sich die starren Augen des Mönchs. Er steht auf, und fällt mit einem dumpfen Schrei kraftlos zu Boden. — Cyrillus, mit den Uebrigen die bei dem Ereigniß zugegen waren, geht sofort zum Präsidenten des Criminalgerichts, und zeigt Alles an. Der Richter, dem die Untersuchungen wider Sie übertragen, begiebt sich mit Cyrillus nach dem Irrenhause; man findet den Mönch sehr matt, aber frei von allem Wahnsinn. Er gesteht ein, daß er der Mönch Medardus aus dem Capuzinerkloster in B. sey. Cyrillus versicherte seiner Seits, daß Ihre unglaubliche Aehnlichkeit mit Medardus ihn getäuscht habe. Nun bemerke er wohl, wie Herr Leonard sich in Sprache, Blick, Gang und Stellung sehr merklich von dem Mönch Medardus, den er nun vor sich sehe, unterscheide. Man entdeckte auch das bedeutende Kreuzeszeichen an der linken Seite des Halses, von dem in Ihrem Prozeß so viel Aufhebens gemacht worden ist. Nun wird der Mönch über die Begebenheiten auf dem Schlosse des Barons von F. befragt. — „Ich bin ein ab„scheulicher, verruchter Verbrecher, sagt er mit matter, kaum vernehm„barer Stimme: ich bereue tief, was ich gethan. — Ach ich ließ mich „um mein Selbst, um meine unsterbliche Seele betrügen! ... Man „habe Mitleiden! ... man lasse mir Zeit ... Alles ... alles will ich „gestehen." — Der Fürst, unterrichtet, befiehlt sofort den Prozeß wi-

der Sie aufzuheben und Sie der Haft zu entlassen. Das ist die Geschichte Ihrer Befreiung. — Der Mönch ist nach dem Criminal-Gefängniß gebracht worden."

Und hat Alles gestanden? Hat er Euphemien, Hermogen ermordet? wie ist es mit dem Grafen Viktorin?...

„So viel wie ich weiß, fängt der eigentliche Criminalprozeß wider den Mönch erst heute an. Was aber den Grafen Viktorin betrifft, so scheint es, als wenn nun einmal Alles was nur irgend mit jenen Ereignissen an unserm Hofe in Verbindung steht, dunkel und unbegreiflich bleiben müsse."

Wie die Ereignisse auf dem Schlosse des Barons von F. aber mit jener Katastrophe an Ihrem Hofe sich verbinden sollen, sehe ich in der That nicht ein.

„Eigentlich meinte ich auch mehr die spielenden Personen, als die Begebenheit."

Ich verstehe Sie nicht.

„Erinnern Sie Sich genau meiner Erzählung jener Katastrophe, die dem Prinzen den Tod brachte?"

Allerdings.

„Ist es Ihnen dabei nicht völlig klar worden, daß Francesko verbrecherisch die Italienerin liebte? daß er es war, der vor dem Prinzen in die Brautkammer schlich, und den Prinzen niederstieß? — Viktorin ist die Frucht jener freveligen Unthat. — Er und Medardus sind Söhne Eines Vaters. Spurlos ist Viktorin verschwunden, alles Nachforschen blieb vergebens."

Der Mönch schleuderte ihn hinab in den Teufels-Grund. Fluch dem wahnsinnigen Brudermörder! —

Leise — leise ließ sich in dem Augenblick, als ich heftig diese Worte ausstieß, jenes Klopfen des gespenstischen Unholds aus dem Kerker hören. Vergebens suchte ich das Grausen zu bekämpfen, welches mich ergriff. Der Arzt schien so wenig das Klopfen als meinen innern Kampf zu bemerken. Er fuhr fort: „Was? ... Hat der Mönch Ihnen gestanden, daß auch Viktorin durch seine Hand fiel?"

Ja! ... Wenigstens schließe ich aus seinen abgebrochenen Aeußerungen, halte ich damit Viktorins Verschwinden zusammen, daß sich die Sache wirklich so verhält. Fluch dem wahnsinnigen Brudermörder! — Stärker klopfte es, und stöhnte und ächzte; ein feines Lachen,

das durch die Stube pfiff, klang wie Medardus ... Medardus ... hi ... hi ... hi hilf! — Der Arzt, ohne das zu bemerken, fuhr fort: „Ein besonderes Geheimniß scheint noch auf Francesko's Herkunft zu ruhen. Er ist höchst wahrscheinlich dem fürstlichen Hause verwandt. So viel ist gewiß, daß Euphemie die Tochter ..."

Mit einem entsetzlichen Schlage, daß die Angeln zusammen krachten, sprang die Thür auf, ein schneidendes Gelächter gellte herein. „Ho ho ... ho ... ho Brüderlein, schrie ich wahnsinnig auf: hoho ... hieher ... frisch frisch, wenn du kämpfen willst mit mir ... der Uhu macht Hochzeit; nun wollen wir auf das Dach steigen und ringen mit einander, und wer den andern herabstößt, ist König und darf Blut trinken." — Der Leibarzt faßte mich in die Arme und rief: „Was ist das? was ist das? Sie sind krank ... in der That, gefährlich krank. Fort, fort, zu Bette." — Aber ich starrte nach der offnen Thüre, ob mein scheußlicher Doppeltgänger nicht herein treten werde, doch ich erschaute nichts und erholte mich bald von dem wilden Entsetzen, das mich gepackt hatte mit eiskalten Krallen. Der Leibarzt bestand darauf, daß ich kränker sey, als ich selbst wohl glauben möge, und schob alles auf den Kerker und die Gemüthsbewegung, die mir überhaupt der Prozeß verursacht haben müsse. Ich brauchte seine Mittel, aber mehr als seine Kunst trug zu meiner schnellen Genesung bei, daß das Klopfen sich nicht mehr hören ließ, der furchtbare Doppeltgänger mich daher ganz verlassen zu haben schien.

Die Frühlingssonne warf eines Morgens ihre goldnen Strahlen hell und freundlich in mein Zimmer, süße Blumendüfte strömten durch das Fenster; hinaus ins Freie trieb mich ein unendlich Sehnen, und des Arztes Verbot nicht achtend, lief ich fort in den Park. — Da begrüßten Bäume und Büsche rauschend und flüsternd den von der Todeskrankheit Genesenen. Ich athmete auf, wie aus langem schwerem Traum erwacht, und tiefe Seufzer waren des Entzückens unaussprechbare Worte, die ich hineinhauchte in das Gejauchze der Vögel, in das fröhliche Sumsen und Schwirren bunter Insekten.

Ja! — ein schwerer Traum dünkte mir, nicht nur die letzt vergangene Zeit, sondern mein ganzes Leben, seitdem ich das Kloster verlassen, als ich mich in einem von dunklen Platanen beschatteten Gange befand. — Ich war im Garten der Capuziner zu B. Aus dem fernen Gebüsch ragte schon das hohe Kreuz hervor, an dem ich

sonst oft mit tiefer Inbrunst flehte, um Kraft, aller Versuchung zu widerstehen. — Das Kreuz schien mir nun das Ziel zu seyn, wo ich hinwallen müsse, um, in den Staub niedergeworfen, zu bereuen und zu büßen den Frevel sündhafter Träume, die mir der Satan vorgegaukelt; und ich schritt fort mit gefalteten emporgehobenen Händen, den Blick nach dem Kreuz gerichtet. — Stärker und stärker zog der Luftstrom — ich glaubte die Hymnen der Brüder zu vernehmen, aber es waren nur des Waldes wunderbare Klänge, die der Wind, durch die Bäume sausend, geweckt hatte, und der meinen Athem fortriß, so daß ich bald erschöpft still stehen, ja mich an einem nahen Baum fest halten mußte, um nicht nieder zu sinken. Doch hin zog es mich mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem fernen Kreuz; ich nahm alle meine Kraft zusammen und wankte weiter fort, aber nur bis an den Moossitz dicht vor dem Gebüsch konnte ich gelangen; alle Glieder lähmte plötzlich tödtliche Ermattung; wie ein schwacher Greis, ließ ich langsam mich nieder und in dumpfem Stöhnen suchte ich die gepreßte Brust zu erleichtern. — Es rauschte im Gange dicht neben mir... Aurelie! So wie der Gedanke mich durchblitzte, stand sie vor mir! — Thränen inbrünstiger Wehmuth quollen aus den Himmels-Augen, aber durch die Thränen funkelte ein zündender Strahl, es war der unbeschreibliche Ausdruck der glühendsten Sehnsucht, der Aurelien fremd schien. Aber so flammte der Liebesblick jenes geheimnißvollen Wesens am Beichtstuhl, das ich oft in süßen Träumen sah. „Können Sie mir jemals verzeihen!“ lispelte Aurelie. Da stürzte ich wahnsinnig vor namenlosem Entzücken vor ihr hin, ich ergriff ihre Hände! — „Aurelie ... Aurelie ... für dich Marter! ... Tod!“ Ich fühlte mich sanft emporgehoben — Aurelie sank an meine Brust, ich schwelgte in glühenden Küssen. Aufgeschreckt durch ein nahes Geräusch, wand sie sich endlich los aus meinen Armen, ich durfte sie nicht zurückhalten. „Erfüllt ist all' mein Sehnen und Hoffen,“ sprach sie leise, und in dem Augenblick sah ich die Fürstin den Gang heraufkommen. Ich trat hinein in das Gebüsch, und wurde nun gewahr, daß ich wunderlicher Weise einen dürren grauen Stamm für ein Cruzifix gehalten.

Ich fühlte keine Ermattung mehr, Aureliens Küsse durchglühten mich mit neuer Lebenskraft; es war mir, als sey jetzt hell und herrlich das Geheimniß meines Seyns aufgegangen. Ach, es war das

wunderbare Geheimniß der Liebe, das sich nun erst in rein strahlender Glorie mir erschlossen. Ich stand auf dem höchsten Punkt des Lebens; abwärts mußte es sich wenden, damit ein Geschick erfüllte werde, das die höhere Macht beschlossen. — Diese Zeit war es, die mich wie ein Traum aus dem Himmel umfing, als ich das aufzuzeichnen begann, was sich nach Aureliens Wiedersehen mit mir begab. Dich Fremden, Unbekannten! der du einst diese Blätter lesen wirst, bat ich, du solltest jene höchste Sonnenzeit deines eigenen Lebens zurückrufen, dann würdest du den trostlosen Jammer des in Reue und Buße ergrauten Mönchs verstehen und einstimmen in seine Klagen. Noch einmal bitte ich dich jetzt, laß jene Zeit im Innern dir aufgehen, und nicht darf ich dann dir's sagen: wie Aureliens Liebe mich und Alles um mich her verklärte, wie reger und lebendiger mein Geist das Leben im Leben erschaute und ergriff, wie mich, den göttlich Begeisterten, die Freudigkeit des Himmels erfüllte. Kein finstrer Gedanke ging durch meine Seele, Aureliens Liebe hatte mich entsündigt, ja! auf wunderbare Weise keimte in mir die feste Ueberzeugung auf, daß nicht ich jener ruchlose Frevler auf dem Schlosse des Barons von F. war, der Euphemien — Hermogen erschlug, sondern, daß der wahnsinnige Mönch, den ich im Försterhause traf, die That begangen. Alles, was ich dem Leibarzt gestand, schien mir nicht Lüge, sondern der wahre geheimnißvolle Hergang der Sache zu seyn, der mir selbst unbegreiflich blieb. — Der Fürst hatte mich empfangen, wie einen Freund, den man verloren glaubt und wiederfindet; dies gab natürlicher Weise den Ton an, in den Alle einstimmen mußten, nur die Fürstin, war sie auch milder als sonst, blieb ernst und zurückhaltend.

Aurelie gab sich mir mit kindlicher Unbefangenheit ganz hin, ihre Liebe war ihr keine Schuld, die sie der Welt verbergen mußte, und eben so wenig vermochte ich, auch nur im mindesten das Gefühl zu verhehlen, in dem allein ich nur lebte. Jeder bemerkte mein Verhältniß mit Aurelien, Niemand sprach darüber, weil man in des Fürsten Blicken las, daß er unsre Liebe, wo nicht begünstigen, doch stillschweigend dulden wolle. So kam es, daß ich zwanglos Aurelien öfter, manchmal auch wohl ohne Zeugen sah. — Ich schloß sie in meine Arme, sie erwiederte meine Küsse, aber es fühlend, wie sie erbebte in jungfräulicher Scheu, konnte ich nicht Raum geben der sündlichen Begierde; jeder frevelige Gedanke erstarb in dem Schauer,

der durch mein Innres glitt. Sie schien keine Gefahr zu ahnen, wirklich gab es für sie keine, denn oft, wenn sie im einsamen Zimmer neben mir saß, wenn mächtiger als je ihr Himmelsreiz strahlte, wenn wilder die Liebesglut in mir aufflammen wollte, blickte sie mich an so unbeschreiblich milde und keusch, daß es mir war, als vergönne es der Himmel dem büßenden Sünder, schon hier auf Erden der Heiligen zu nahen. Ja, nicht Aurelie, die heilige Rosalia selbst war es, und ich stürzte zu ihren Füßen und rief laut: O du, fromme, hohe Heilige, darf sich denn irdische Liebe zu dir im Herzen regen? — Dann reichte sie mir die Hand und sprach mit süßer milder Stimme: Ach keine hohe Heilige bin ich, aber wohl recht fromm, und liebe dich gar sehr!

Ich hatte Aurelien mehrere Tage nicht gesehen, sie war mit der Fürstin auf ein nahe gelegenes Lustschloß gegangen. Ich ertrug es nicht länger, ich rannte hin. — Am späten Abend angekommen, traf ich im Garten auf eine Kammerfrau, die mir Aureliens Zimmer nachwies. Leise, leise öffnete ich die Thür — ich trat hinein — eine schwüle Luft, ein wunderbarer Blumengeruch wallte mir sinnebetäubend entgegen. Erinnerungen stiegen in mir auf, wie dunkle Träume. Ist das nicht Aureliens Zimmer auf dem Schlosse des Barons, wo ich . . . So wie ich dies dachte, war es, als erhöbe sich hinter mir eine finstre Gestalt, und: Hermogen! rief es in meinem Innern. Entsetzt rannte ich vorwärts, nur angelehnt war die Thüre des Cabinets. Aurelie kniete, den Rücken mir zugekehrt vor einem Tabourett, auf dem ein aufgeschlagenes Buch lag. Voll scheuer Angst blickte ich unwillkürlich zurück — ich schaute nichts, da rief ich im höchsten Entzücken: Aurelie, Aurelie! — Sie wandte sich schnell um, aber noch ehe sie aufgestanden, lag ich neben ihr und hatte sie fest umschlungen. Leonard! mein Geliebter! — lispelte sie leise. Da kochte und gährte in meinem Innern rasende Begier, wildes, sündiges Verlangen. Sie hing kraftlos in meinen Armen; die genestelten Haare waren aufgegangen und fielen in üppigen Locken über meine Schultern, der jugendliche Busen quoll hervor — sie ächzte dumpf — ich kannte mich selbst nicht mehr! — Ich riß sie empor, sie schien erkräftigt, eine fremde Glut brannte in ihrem Auge, feuriger erwiederte sie meine wüthenden Küsse. Da rauschte es hinter uns wie starker, mächtiger Flügelschlag; ein schneidender Ton, wie das Angstgeschrei

des zum Tode Getroffenen, gellte durch das Zimmer. — Hermogen! schrie Aurelie, und sank ohnmächtig hin aus meinen Armen. Von wildem Entsetzen erfaßt, rannte ich fort! — Im Flur trat mir die Fürstin, von einem Spaziergange heimkehrend, entgegen. Sie blickte mich ernst und stolz an, indem sie sprach: „Es ist mir in der That sehr befremdlich, Sie hier zu sehen, Herr Leonard!“ — meine Verstörtheit im Augenblick bemeisternd, antwortete ich in beinahe bestimmterem Ton, als es ziemlich seyn mochte: daß man oft gegen große Anregungen vergebens ankämpfe, und daß oft das unschicklich Scheinende für das Schicklichste gelten könne! — Als ich durch die finstre Nacht der Residenz zueilte, war es mir, als liefe jemand neben mir her, und als flüsterte eine Stimme: I ... Imm ... Immer bin ich bei Di ... Dir ... Brü ... Brüderlein ... Brüderlein Medardus! — Blickte ich um mich her, so merkte ich wohl, daß das Phantom des Doppeltgängers nur in meiner Phantasie spuke; aber nicht los konnte ich das entsetzliche Bild werden, ja es war mir endlich, als müsse ich mit ihm sprechen und ihm erzählen, daß ich wieder recht albern gewesen sey, und mich habe schrecken lassen, von dem tollen Hermogen; die heilige Rosalia sollte denn nun bald mein — ganz mein seyn, denn dafür wäre ich Mönch und habe die Weihe erhalten. Da lachte und stöhnte mein Doppeltgänger, wie er sonst gethan, und stotterte: aber schn ... schnell ... schnell! — „Gedulde dich nur, sprach ich wieder: gedulde dich nur, mein Junge! Alles wird gut werden. Den Hermogen habe ich nur nicht gut getroffen, er hat solch ein verdammtes Kreuz am Halse, wie wir beide, aber mein flinkes Messerchen ist noch scharf und spitzig.“ — Hi ... hi hi ... tri ... triff gut ... triff gut! — So verflüsterte des Doppeltgängers Stimme im Sausen des Morgenwindes, der vor dem Feuerpurpur herstrich, welches aufbrauste im Osten.

Eben war ich in meiner Wohnung angekommen, als ich zum Fürsten beschieden wurde. Der Fürst kam mir sehr freundlich entgegen. „In der That, Herr Leonard! fing er an: Sie haben Sich meine Zuneigung im hohen Grade erworben; nicht verhehlen kann ichs Ihnen, daß mein Wohlwollen für Sie wahre Freundschaft geworden ist, ich möchte Sie nicht verlieren, ich möchte Sie glücklich sehen. Ueberdem ist man Ihnen für das, was Sie gelitten haben, alle nur mögliche Entschädigung zu gewähren schuldig. Wissen Sie

wohl, Herr Leonard! wer Ihren bösen Prozeß einzig und allein veranlaßte? wer Sie anklagte?"

Nein, gnädigster Herr!

„Baronesse Aurelie! ... Sie erstaunen? Ja ja, Baronesse Aurelie, mein Herr Leonard, die hat Sie (er lachte laut auf), die hat Sie für einen Capuziner gehalten! — Nun bei Gott! sind Sie ein Capuziner, so sind Sie der liebenswürdigste, den je ein menschliches Auge sah! — Sagen Sie aufrichtig, Herr Leonard, sind Sie wirklich so ein Stück von Klostergeistlichen?" —

Gnädigster Herr, ich weiß nicht, welch ein böses Verhängniß mich immer zu dem Mönch machen will, der ...

„Nun nun! — ich bin kein Inquisitor! — fatal wärs doch, wenn ein geistliches Gelübde Sie bände. — Zur Sache! — möchten Sie nicht für das Unheil, das Baronesse Aurelie Ihnen zufügte, Rache nehmen?" —

In welches Menschen Brust könnte ein Gedanke der Art gegen das holde Himmelsbild aufkommen?

„Sie lieben Aurelien?"

Dies frug der Fürst, mir ernst und scharf ins Auge blickend. Ich schwieg, indem ich die Hand auf die Brust legte. Der Fürst fuhr weiter fort:

„Ich weiß es, Sie haben Aurelien geliebt, seit dem Augenblick, als sie mit der Fürstin hier zum erstenmal in den Saal trat. — Sie werden wieder geliebt, und zwar mit einem Feuer, das ich der sanften Aurelie nicht zugetraut hätte. Sie lebt nur in Ihnen, die Fürstin hat mir Alles gesagt. Glauben Sie wohl, daß nach Ihrer Verhaftung Aurelie sich einer ganz trostlosen, verzweifelten Stimmung überließ, die sie auf das Krankenbett warf und dem Tode nahe brachte? Aurelie hielt Sie damals für den Mörder ihres Bruders, um so unerklärlicher war uns ihr Schmerz. Schon damals wurden Sie geliebt. Nun, Herr Leonard, oder vielmehr Herr von Krczinski, Sie sind von Adel, ich fixire Sie bei Hofe auf eine Art, die Ihnen angenehm seyn soll. Sie heirathen Aurelien. — In einigen Tagen feiern wir die Verlobung, ich selbst werde die Stelle des Brautvaters vertreten." — Stumm, von den widersprechendsten Gefühlen zerrissen, stand ich da. — „Adieu, Herr Leonard!" rief der Fürst und verschwand, mir freundlich zuwinkend, aus dem Zimmer.

Aurelie mein Weib! — Das Weib eines verbrecherischen Mönchs? Nein! so wollen es die dunklen Mächte nicht, mag auch über die Arme verhängt seyn, was da will! — Dieser Gedanke erhob sich in mir, siegend über alles, was sich dagegen auflehnen mochte. Irgend ein Entschluß, das fühlte ich, mußte auf der Stelle gefaßt werden; aber vergebens sann ich auf Mittel, mich schmerzlos von Aurelien zu trennen. Der Gedanke, sie nicht wieder zu sehen, war mir unerträglich, aber daß sie mein Weib werden sollte, das erfüllte mich mit einem mir selbst unerklärlichen Abscheu. Deutlich ging in mir die Ahnung auf, daß, wenn der verbrecherische Mönch vor dem Altar des Herrn stehen werde, um mit heiligen Gelübden freveliches Spiel zu treiben, jenes fremden Malers Gestalt, aber nicht milde tröstend wie im Gefängniß, sondern Rache und Verderben furchtbar verkündend, wie bei Francesko's Trauung, erscheinen, und mich stürzen werde in namenlose Schmach, in zeitliches, ewiges Elend. Aber dann vernahm ich tief im Innern eine dunkle Stimme: „und doch muß Aurelie dein seyn! Schwachsinniger Thor, wie gedenkst du zu ändern das, was über euch verhängt ist.“ Und dann rief es wiederum: „Nieder wirf dich in den Staub! — Verblendeter, du frevelst! — nie kann sie dein werden; es ist die heilige Rosalia selbst, die du zu umfangen gedenkst in irdischer Liebe.“ So im Zwiespalt grauser Mächte hin und her getrieben, vermochte ich nicht zu denken, nicht zu ahnen, was ich thun müsse, um dem Verderben zu entrinnen, das mir überall zu drohen schien. Vorüber war jene begeisterte Stimmung, in der mein ganzes Leben, mein verhängnißvoller Aufenthalt auf dem Schlosse des Barons von F. mir nur ein schwerer Traum schien. In düstrer Verzagtheit sah ich in mir nur den gemeinen Lüstling und Verbrecher. Alles, was ich dem Richter, dem Leibarzt gesagt, war nun nichts, als alberne, schlecht erfundene Lüge, nicht eine innere Stimme hatte gesprochen, wie ich sonst mich selbst überreden wollte.

Tief in mich gekehrt, nichts außer mir bemerkend und vernehmend, schlich ich über die Straße. Der laute Zuruf des Kutschers, das Gerassel des Wagens weckte mich, schnell sprang ich zur Seite. Der Wagen der Fürstin rollte vorüber, der Leibarzt bückte sich aus dem Schlage und winkte mir freundlich zu; ich folgte ihm nach seiner Wohnung. Er sprang heraus und zog mich mit den Worten: „Eben komme ich von Aurelien, ich habe Ihnen Manches zu sagen!“ herauf

in sein Zimmer. „Ei, Ei, fing er an: Sie Heftiger, Unbesonnener! was haben Sie angefangen. Aurelien sind Sie erschienen plötzlich, wie ein Gespenst, und das arme nervenschwache Wesen ist darüber erkrankt!" — Der Arzt bemerkte mein Erbleichen. „Nun nun, fuhr er fort, arg ist es eben nicht, sie geht wieder im Garten umher und kehrt morgen mit der Fürstin nach der Residenz zurück. Von Ihnen, lieber Leonard! sprach Aurelie viel, sie empfindet herzliche Sehnsucht Sie wieder zu sehen, und sich zu entschuldigen. Sie glaubt, Ihnen albern und thöricht erschienen zu seyn."

Ich wußte, dachte ich daran, was auf dem Lustschlosse vorgegangen, Aureliens Aeußerung nicht zu deuten.

Der Arzt schien von dem, was der Fürst mit mir im Sinn hatte, unterrichtet, er gab mir dies nicht undeutlich zu verstehen, und mittelst seiner hellen Lebendigkeit, die Alles um ihn her ergriff, gelang es ihm bald, mich aus der düstern Stimmung zu reißen, so daß unser Gespräch sich heiter wandte. Er beschrieb noch einmal, wie er Aurelien getroffen, die, dem Kinde gleich, das sich nicht vom schweren Traum erholen kann, mit halbgeschlossenen, in Thränen lächelnden Augen auf dem Ruhebette, das Köpfchen in die Hand gestützt, gelegen, und ihm ihre krankhaften Visionen geklagt habe. Er wiederholte ihre Worte, die durch leise Seufzer unterbrochene Stimme des schüchternen Mädchens nachahmend, und wußte, indem er manche ihrer Klagen neckisch genug stellte, das anmuthige Bild durch einige kecke ironische Lichtblicke so zu heben, daß es gar heiter und lebendig vor mir aufging. Dazu kam, daß er im Contrast die gravitätische Fürstin hinstellte, welches mich nicht wenig ergötzte. „Haben Sie wohl gedacht, fing er endlich an: Haben Sie wohl gedacht, als Sie in die Residenz einzogen, daß Ihnen so viel Wunderliches hier geschehen würde? Erst das tolle Mißverständniß, das Sie in die Hände des Criminal-Gerichts brachte, und dann das wahrhaft beneidenswerthe Glück, das Ihnen der fürstliche Freund bereitet!"

Ich muß in der That gestehen, daß gleich anfangs der freundliche Empfang des Fürsten mir wohl that; doch fühle ich, wie sehr ich jetzt in seiner, in Aller Achtung bei Hofe gestiegen bin, das habe ich gewiß meinem erlittenen Unrecht zu verdanken.

„Nicht sowohl dem, als einem andern ganz kleinen Umstande, den Sie wohl errathen können."

Keinesweges.

„Zwar nennt man Sie, weil Sie es so wollen, schlechtweg Herr Leonard, wie vorher, jeder weiß aber jetzt, daß Sie von Adel sind, da die Nachrichten, die man aus Posen erhalten hat, Ihre Angaben bestätigten.“

Wie kann das aber auf den Fürsten, auf die Achtung, die ich im Zirkel des Hofes genieße, von Einfluß seyn? Als mich der Fürst kennen lernte und mich einlud, im Zirkel des Hofes zu erscheinen, wandte ich ein, daß ich nur von bürgerlicher Abkunft sei, da sagte mir der Fürst, daß die Wissenschaft mich adle und fähig mache, in seiner Umgebung zu erscheinen.

„Er hält es wirklich so, coquettirend mit aufgeklärtem Sinn für Wissenschaft und Kunst. Sie werden im Zirkel des Hofes manchen bürgerlichen Gelehrten und Künstler bemerkt haben, aber die Feinfühlenden unter diesen, denen Leichtigkeit des innern Seyns abgeht, die sich nicht in heitrer Ironie auf den hohen Standpunkt stellen können, der sie über das Ganze erhebt, sieht man nur selten, sie bleiben auch wohl ganz aus. Bei dem besten Willen, sich recht vorurtheilsfrei zu zeigen, mischt sich in das Betragen des Adligen gegen den Bürger ein gewisses Etwas, das wie Herablassung, Duldung des eigentlich unziemlichen aussieht; das leidet kein Mann, der im gerechten Stolz wohl fühlt, wie in adliger Gesellschaft oft nur er es ist, der sich herablassen und dulden muß das geistig Gemeine und Abgeschmackte. Sie sind selbst von Adel, Herr Leonard, aber wie ich höre, ganz geistlich und wissenschaftlich erzogen. Daher mag es kommen, daß Sie der erste Adlige sind, an dem ich selbst im Zirkel des Hofes unter Adligen auch jetzt nichts Adliges, im schlimmen Sinn genommen, verspürt habe. Sie können glauben, ich spräche da, als Bürgerlicher, vorgefaßte Meinungen aus, oder mir sei persönlich etwas begegnet, das ein Vorurtheil erweckt habe, dem ist aber nicht so. Ich gehöre nun einmal zu einer der Classen, die Ausnahmsweise nicht blos tolerirt, sondern wirklich gehegt und gepflegt werden. Aerzte und Beichtväter sind regierende Herren — Herrscher über Leib und Seele, mithin allemal von gutem Adel. Sollten denn auch nicht Indigestion und ewige Verdammniß den Courfähigsten etwas Weniges incommodiren können? Von Beichtvätern gilt das aber nur bei den katholischen. Die protestantischen Prediger, wenigstens auf dem

Lände, sind nur Hausoffizianten, die, nachdem sie der gnädigen Herrschaft das Gewissen gerührt, am untersten Ende des Tisches sich in Demuth an Braten und Wein erlaben. Mag es schwer seyn, ein eingewurzeltes Vorurtheil abzulegen, aber es fehlt auch meistentheils an gutem Willen, da mancher Adlige ahnen mag, daß nur als solcher er eine Stellung im Leben behaupten könne, zu der ihm sonst nichts in der Welt ein Recht giebt. Der Ahnen= und Adelstolz ist in unserer, alles immer mehr vergeistigenden Zeit, eine höchst seltsame, beinahe lächerliche Erscheinung. — Vom Ritterthum, von Krieg und Waffen ausgehend, bildet sich eine Kaste, die ausschließlich die andern Stände schützt, und das subordinirte Verhältniß des Beschützten gegen den Schutzherrn erzeugt sich von selbst. Mag der Gelehrte seine Wissenschaft, der Künstler seine Kunst, der Handwerker, der Kaufmann sein Gewerbe rühmen, siehe sagt der Ritter, da kommt ein ungebehrdiger Feind, dem ihr, des Krieges Unerfahrne, nicht zu widerstehen vermöget, aber ich Waffengeübter stelle mich mit meinem Schlachtschwert vor euch hin, und was mein Spiel, was meine Freude ist, rettet Euer Leben, Euer Hab und Gut. — Doch immer mehr schwindet die rohe Gewalt von der Erde, immer mehr treibt und schafft der Geist, und immer mehr enthüllt sich seine Alles überwältigende Kraft. Bald wird man gewahr, daß eine starke Faust, ein Harnisch, ein mächtig geschwungenes Schwert nicht hinreichen, das zu besiegen, was der Geist will; selbst Krieg und Waffenübung unterwerfen sich dem geistigen Prinzip der Zeit. Jeder wird immer mehr und mehr auf sich selbst gestellt, aus seinem innern geistigen Vermögen muß er das schöpfen, womit er, giebt der Staat ihm auch irgend einen blendenden äußern Glanz, sich der Welt geltend machen muß. Auf das entgegengesetzte Prinzip stützt sich der aus dem Ritterthum hervorgehende Ahnenstolz, der nur in dem Satz seinen Grund findet: meine Voreltern waren Helden, also bin ich dito ein Held. Je höher das hinaufgeht, desto besser; denn kann man das leicht absehen, wo einem Großpapa der Heldensinn kommen, und ihm der Adel verliehen worden, so traut man dem, wie allem Wunderbaren, das zu nahe liegt, nicht recht. Alles bezieht sich wieder auf Heldenmuth und körperliche Kraft. Starke, robuste Eltern haben wenigstens in der Regel eben dergleichen Kinder, und eben so vererbt sich kriegerischer Sinn und Muth. Die Ritterkaste rein zu erhalten, war daher wohl Erforderniß jener alten

Ritterzeit, und kein geringes Verdienst für ein altstämmiges Fräulein, einen Junker zu gebären, zu dem die arme bürgerliche Welt flehte: Bitte, friß uns nicht, sondern schütze uns vor andern Junkern; mit dem geistigen Vermögen ist es nicht so. Sehr weise Väter erzielen oft dumme Söhnchen, und es möchte, eben weil die Zeit dem physischen Ritterthum das psychische untergeschoben hat, Rücksichts des Beweises angeerbten Adels ängstlicher seyn, von Leibnitz abzustammen als von Amadis von Gallien oder sonst einem uralten Ritter der Tafelrunde. In der einmal bestimmten Richtung schreitet der Geist der Zeit vorwärts, und die Lage des ahnenstolzen Adels verschlimmert sich merklich; daher denn auch wohl jenes taktlose, aus Anerkennung des Verdienstes und widerlicher Herablassung gemischte Benehmen gegen, der Welt und dem Staat hoch geltende Bürgerliche, das Erzeugniß eines dunkeln, verzagten Gefühls seyn mag, in dem sie ahnen, daß vor den Augen der Weisen der veraltete Tand längst verjährter Zeit abfällt, und die lächerliche Blöße sich ihnen frei darstellt. Dank sei es dem Himmel, viele Adlige, Männer und Frauen, erkennen den Geist der Zeit und schwingen sich auf im herrlichen Fluge zu der Lebenshöhe, die ihnen Wissenschaft und Kunst darbieten; diese werden die wahren Geisterbanner jenes Unholds seyn."

Des Leibarztes Gespräch hatte mich in ein fremdes Gebiet geführt. Niemals war es mir eingefallen, über den Adel und über sein Verhältniß zum Bürger zu reflektiren. Wohl mochte der Leibarzt nicht ahnen, daß ich ehedem eben zu der zweiten Classe gehört hatte, die, nach seiner Behauptung, der Stolz des Adels nicht trifft. — War ich denn nicht in den vornehmsten adligen Häusern zu B. der hochgeachtete, hochverehrte Beichtiger? — Weiter nachsinnend erkannte ich, wie ich *selbst* aufs Neue mein Schicksal verschlungen hatte, indem aus dem Namen, Kwiecziczewo, den ich jener alten Dame bei Hofe nannte, mein Adel entsprang, und so dem Fürsten der Gedanke einkam, mich mit Aurelien zu vermählen. —

Die Fürstin war zurückgekommen. Ich eilte zu Aurelien. Sie empfing mich mit holder jungfräulicher Verschämtheit; ich schloß sie in meine Arme und glaubte in dem Augenblick daran, daß sie mein Weib werden könne. Aurelie war weicher, hingebender als sonst. Ihr Auge hing voll Thränen, und der Ton, in dem sie sprach, war wehmüthige Bitte, so wie wenn im Gemüth des schmollenden Kindes

sich der Zorn bricht, in dem es gesündigt. — Ich durfte an meinen Besuch im Lustschloß der Fürstin denken, lebhaft drang ich darauf, alles zu erfahren; ich beschwor Aurelien mir zu vertrauen, was sie damals so erschrecken konnte. — Sie schwieg, sie schlug die Augen nieder, aber so wie mich selbst der Gedanke meines gräßlichen Doppeltgängers stärker erfaßte, schrie ich auf: „Aurelie! um aller Heiligen willen, welche schreckliche Gestalt erblicktest Du hinter uns!" Sie sah mich voll Verwunderung an, immer starrer und starrer wurde ihr Blick, dann sprang sie plötzlich auf, als wolle sie fliehen, doch blieb sie und schluchzte, beide Hände vor die Augen gedrückt: „Nein, nein, nein — er ist es ja nicht!" — Ich erfaßte sie sanft, erschöpft ließ sie sich nieder. „Wer, wer ist es nicht?" — frug ich heftig, wohl Alles ahnend, was in ihrem Innern sich entfalten mochte. — „Ach, mein Freund, mein Geliebter, sprach sie leise und wehmüthig: würdest Du mich nicht für eine wahnsinnige Schwärmerin halten, wenn ich Alles ... Alles ... dir sagen sollte, was mich immer wieder so verstört im vollen Glück der reinsten Liebe? — Ein grauenvoller Traum geht durch mein Leben, er stellte sich mit seinen entsetzlichen Bildern zwischen uns, als ich Dich zum erstenmale sah; wie mit kalten Todesschwingen wehte er mich an, als Du so plötzlich eintratst in mein Zimmer auf dem Lustschloß der Fürstin. Wisse, so wie Du damals, kniete einst neben mir ein verruchter Mönch, und wollte heiliges Gebet mißbrauchen zum gräßlichen Frevel. Er wurde, als er, wie ein wildes Thier listig auf seine Beute lauernd, mich umschlich, der Mörder meines Bruders! Ach und Du! ... Deine Züge! ... Deine Sprach ... jenes Bild! ... laß mich schweigen, o laß mich schweigen." Aurelie bog sich zurück; in halbliegender Stellung lehnte sie, den Kopf auf die Hand gestützt, in die Ecke des Sophas, üppiger traten die schwellenden Umrisse des jugendlichen Körpers hervor. Ich stand vor ihr, das lüsterne Auge schwelgte in dem unendlichen Liebreiz, aber mit der Lust kämpfte der teuflische Hohn, der in mir rief: Du Unglückselige, Du dem Satan erkaufte, bist du ihm denn entflohen, dem Mönch, der dich im Gebet zur Sünde verlockte? Nun bist du seine Braut ... seine Braut! — In dem Augenblick war jene Liebe zu Aurelien, die ein Himmelsstrahl zu entzünden schien, als dem Gefängniß, dem Tode entronnen, ich sie im Park wiedersah, aus meinem Innern verschwunden, und der Gedanke: daß ihr Ver-

derben meines Lebens glänzendster Lichtpunkt seyn könne, erfüllte mich ganz und gar. — Man rief Aurelien zur Fürstin. Klar wurde es mir, daß Aureliens Leben gewisse mir noch unbekannte Beziehungen auf mich selbst haben müsse; und doch fand ich keinen Weg dies zu erfahren, da Aurelie alles Bittens unerachtet, jene einzelne hingeworfene Aeußerungen nicht näher deuten wollte. Der Zufall enthüllte mir das, was sie zu verschweigen gedachte. — Eines Tages befand ich mich in dem Zimmer des Hofbeamten, dem es oblag, alle Privatbriefe des Fürsten und der dem Hofe Angehörigen zur Post zu befördern. Er war eben abwesend, als Aureliens Mädchen mit einem starken Briefe hereintrat, und ihn auf den Tisch zu den übrigen, die schon dort befindlich, legte. Ein flüchtiger Blick überzeugte mich, daß die Aufschrift an die Aebtissin, der Fürstin Schwester, von Aureliens Hand war. Die Ahnung, alles noch nicht Erforschte sey darin enthalten, durchflog mich mit Blitzesschnelle; noch ehe der Beamte zurückgekehr, war ich fort mit dem Briefe Aureliens.

Du Mönch, oder im weltlichen Treiben Befangener, der Du aus meinem Leben Lehre und Warnung zu schöpfen trachtest, lies die Blätter die ich hier einschalte, lies die Geständnisse des frommen, reinen Mädchens, von den bittern Thränen des reuigen, hoffnungslosen Sünders benetzt. Möge das fromme Gemüth dir aufgehen, wie leuchtender Trost in der Zeit der Sünde und des Frevels.

Aurelie an die Aebtissin des Cisterzienser Nonnenklosters zu ....

Meine theure gute Mutter! mit welchen Worten soll ich Dir's denn verkünden, daß dein Kind glücklich ist, daß endlich die grause Gestalt, die, wie ein schrecklich drohendes Gespenst, alle Blüthen abstreifend, alle Hoffnungen zerstörend in mein Leben trat, gebannt wurde, durch der Liebe göttlichen Zauber. Aber nun fällt es mir recht schwer aufs Herz, daß wenn Du meines unglücklichen Bruders, meines Vaters, den der Gram tödtete, gedachtest und mich aufrichtetest in meinem trostlosen Jammer — daß ich dann Dir nicht, wie in heiliger Beichte, mein Innres ganz aufschloß. Doch ich vermag ja auch nun erst das düstre Geheimniß auszusprechen, das tief in meiner Brust verborgen lag. Es ist, als wenn eine böse unheimliche Macht mir mein höchstes Lebensglück recht trügerisch wie ein grausiges

Schreckbild vorgaukelte. Ich sollte wie auf einem wogenden Meer hin und her schwanken und vielleicht rettungslos untergehen. Doch der Himmel half, wie durch ein Wunder, in dem Augenblick, als ich im Begriff stand, unnennbar elend zu werden. — Ich muß zurückgehen in meine frühe Kinderzeit, um Alles, Alles zu sagen, denn schon damals wurde der Keim in mein Innres gelegt, der so lange Zeit hindurch verderblich fortwucherte. Erst drei oder vier Jahre war ich alt, als ich einst, in der schönsten Frühlingszeit, im Garten unseres Schlosses mit Hermogen spielte. Wir pflückten allerlei Blumen, und Hermogen, sonst eben nicht dazu aufgelegt, ließ es sich gefallen, mir Kränze zu flechten, in die ich mich putzte. Nun wollen wir zur Mutter gehen, sprach ich, als ich mich über und über mit Blumen behängt hatte; da sprang aber Hermogen hastig auf, und rief mit wilder Stimme: Laß uns nur hier bleiben, klein Ding! die Mutter ist im blauen Cabinet und spricht mit dem Teufel! — Ich wußte gar nicht, was er damit sagen wollte, aber dennoch erstarrte ich vor Schreck, und fing endlich an jämmerlich zu weinen. „Dumme Schwester, was heulst Du, rief Hermogen, Mutter spricht alle Tage mit dem Teufel, er thut ihr nichts!“ Ich fürchtete mich vor Hermogen, weil er so finster vor sich hin blickte, so rauh sprach, und schwieg stille. Die Mutter war damals schon sehr kränklich, sie wurde oft von fürchterlichen Krämpfen ergriffen, die in einen todtähnlichen Zustand übergingen. Wir, ich und Hermogen, wurden dann fortgebracht. Ich hörte nicht auf zu klagen, aber Hermogen sprach dumpf in sich hinein: „der Teufel hat's ihr angethan!“ So wurde in meinem kindischen Gemüth der Gedanke erweckt, die Mutter habe Gemeinschaft mit einem bösen häßlichen Gespenst, denn anders dachte ich mir nicht den Teufel, da ich mit den Lehren der Kirche noch unbekannt war. Eines Tages hatte man mich allein gelassen, mir wurde ganz unheimlich zu Muthe, und vor Schreck vermochte ich nicht zu fliehen, als ich wahrnahm, daß ich eben in dem blauen Cabinet mich befand, wo nach Hermogens Behauptung, die Mutter mit dem Teufel sprechen sollte. Die Thüre ging auf, die Mutter trat leichenblaß herein und vor eine leere Wand hin. Sie rief mit dumpfer tief klagender Stimme: Francesko, Francesko! Da rauschte und regte es sich hinter der Wand, sie schob sich aus einander und das lebensgroße Bild eines schönen, in einem violetten Mantel wunderbar gekleideten Mannes wurde sicht-

bar. Die Gestalt, das Gesicht dieses Mannes machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich, ich jauchzte auf vor Freude; die Mutter umblickend, wurde nun erst mich gewahr und rief heftig: Was willst Du hier Aurelie? — wer hat Dich hieher gebracht? — Die Mutter, sonst so sanft und gütig, war erzürnter, als ich sie je gesehen. Ich glaubte daran Schuld zu seyn. „Ach, stammelte ich unter vielen Thränen, sie haben mich hier allein gelassen; ich wollte ja nicht hier bleiben.“ Aber als ich wahrnahm, daß das schöne Bild verschwunden, da rief ich: Ach das schöne Bild, wo ist das schöne Bild! — Die Mutter hob mich in die Höhe, küßte und herzte mich und sprach: „Du bist mein gutes, liebes Kind, aber das Bild darf niemand sehen, auch ist es nun auf immer fort!“ Niemand vertraute ich, was mir widerfahren, nur zu Hermogen sprach ich einmal: Höre! die Mutter spricht nicht mit dem Teufel, sondern mit einem schönen Mann, aber der ist nur ein Bild, und springt aus der Wand, wenn Mutter ihn ruft. Da sah Hermogen starr vor sich hin und murmelte: „Der Teufel kann aussehen wie er will, sagt der Herr Pater, aber der Mutter thut er doch nichts.“ — Mich überfiel ein Grauen, und ich bat Hermogen flehentlich, doch ja nicht wieder von dem Teufel zu sprechen. Wir gingen nach der Hauptstadt, das Bild verlor sich aus meinem Gedächtniß und wurde selbst dann nicht wieder lebendig, als wir nach dem Tode der guten Mutter auf das Land zurückgekehrt waren. Der Flügel des Schlosses, in welchem jenes blaue Cabinet gelegen, blieb unbewohnt; es waren die Zimmer meiner Mutter, die der Vater nicht betreten konnte, ohne die schmerzlichsten Erinnerungen in sich aufzuregen. Eine Reparatur des Gebäudes machte es endlich nöthig die Zimmer zu öffnen; ich trat in das blaue Cabinet, als die Arbeiter eben beschäftiget waren, den Fußboden aufzureißen. So wie einer von ihnen eine Tafel in der Mitte des Zimmers emporhob, rauschte es hinter der Wand, sie schob sich auseinander, und das lebensgroße Bild des Unbekannten wurde sichtbar. Man entdeckte die Feder im Fußboden, welche, angedrückt, eine Maschine hinter der Wand in Bewegung setzte, die ein Feld des Tafelwerks, womit die Wand bekleidet, aus einander schob. Nun gedachte ich lebhaft jenes Augenblicks meiner Kinderjahre, meine Mutter stand wieder vor mir, ich vergoß heiße Thränen, aber nicht wegwenden konnte ich den Blick von dem fremden herrlichen Mann, der mich

mit lebendig strahlenden Augen anschaute. Man hatte wahrscheinlich meinem Vater gleich gemeldet, was sich zugetragen, er trat herein, als ich noch vor dem Bilde stand. Nur einen Blick hatte er darauf geworfen, als er, von Entsetzen ergriffen, stehen blieb und dumpf in sich hineinmurmelte: Francesko, Francesko! Darauf wandte er sich rasch zu den Arbeitern, und befahl mit starker Stimme: „Man breche sogleich das Bild aus der Wand, rolle es auf und übergebe es Reinhold.“ Es war mir, als solle ich den schönen herrlichen Mann, der in seinem wunderbaren Gewande mir wie ein hoher Geisterfürst vorkam, niemals wiedersehen, und doch hielt mich eine unüberwindliche Scheu zurück, den Vater zu bitten, das Bild ja nicht vernichten zu lassen. In wenigen Tagen verschwand jedoch der Eindruck, den der Auftritt mit dem Bilde auf mich gemacht hatte, spurlos aus meinem Innern. — Ich war schon vierzehn Jahr alt worden, und noch ein wildes, unbesonnenes Ding, so daß ich sonderbar genug gegen den ernsten feierlichen Hermogen abstach, und der Vater oft sagte, daß wenn Hermogen mehr ein stilles Mädchen schiene, ich ein recht ausgelassener Knabe sey. Das sollte sich bald ändern. Hermogen fing an, mit Leidenschaft und Kraft ritterliche Uebungen zu treiben. Er lebte nur in Kampf und Schlacht, seine ganze Seele war davon erfüllt, und da es eben Krieg geben sollte, lag er dem Vater an, ihn nur gleich Dienste nehmen zu lassen. Mich überfiel dagegen eben zu der Zeit eine solch unerklärliche Stimmung, die ich nicht zu deuten wußte, und die bald mein ganzes Wesen verstörte. Ein seltsames Uebelbefinden schien aus der Seele zu kommen, und alle Lebenspulse gewaltsam zu ergreifen. Ich war oft der Ohnmacht nahe, dann kamen allerlei wunderliche Bilder und Träume, und es war mir, als solle ich einen glänzenden Himmel voll Seligkeit und Wonne erschauen und könne nur, wie ein schlaftrunknes Kind, die Augen nicht öffnen. Ohne zu wissen, warum? konnte ich oft bis zum Tode betrübt, oft ausgelassen fröhlich seyn. Bei dem geringsten Anlaß stürzten mir die Thränen aus den Augen, eine unerklärliche Sehnsucht stieg oft bis zu körperlichem Schmerz, so daß alle Glieder krampfhaft zuckten. Der Vater bemerkte meinen Zustand, schrieb ihn überreizten Nerven zu und suchte die Hülfe des Arztes, der allerlei Mittel verordnete, die ohne Wirkung blieben. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, urplötzlich erschien mir das vergessene Bild jenes unbekannten Mannes so leb-

haft, daß es mir war, als stehe es vor mir, Blicke des Mitleids auf mich gerichtet. „Ach! — soll ich denn sterben? — was ist es, das mich so unaussprechlich quält?“ So rief ich dem Traumbilde entgegen, da lächelte der Unbekannte und antwortete: Du liebst mich, Aurelie; das ist deine Qual, aber kannst Du die Gelübde des Gottgeweihten brechen? — Zu meinem Erstaunen wurde ich nun gewahr, daß der Unbekannte das Ordenskleid der Capuziner trug. — Ich raffte mich mit aller Gewalt auf, um nur aus dem träumerischen Zustande zu erwachen. Es gelang mir. Fest war ich überzeugt, daß jener Mönch nur ein loses trügerisches Spiel meiner Einbildung gewesen, und doch ahnte ich nur zu deutlich, daß das Geheimniß der Liebe sich mir erschlossen hatte. Ja! — ich liebte den Unbekannten mit aller Stärke des erwachten Gefühls, mit aller Leidenschaft und Inbrunst, deren das jugendliche Herz fähig. In jenen Augenblicken träumerischen Hinbrütens, als ich den Unbekannten zu sehen glaubte, schien mein Uebelbefinden den höchsten Punkt erreicht zu haben, ich wurde zusehends wohler, indem meine Nervenschwäche nachließ, und nur das stete starre Festhalten jenes Bildes, die phantastische Liebe zu einem Wesen, das nur in mir lebte, gab mir das Ansehen einer Träumerin. Ich war für Alles verstummt, ich saß in der Gesellschaft ohne mich zu regen, und indem ich, mit meinem Ideal beschäftigt, nicht darauf achtete, was man sprach, gab ich oft verkehrte Antworten, so daß man mich für ein einfältig Ding achten mochte. In meines Bruders Zimmer sah ich ein fremdes Buch auf dem Tische liegen; ich schlug es auf, es war ein aus dem Englischen übersetzter Roman: Der Mönch! — Mit eiskaltem Schauer durchbebte mich der Gedanke, daß der unbekannte Geliebte ein Mönch sey. Nie hatte ich geahnt, daß die Liebe zu einem Gottgeweihten sündlich seyn könne, nun kamen mir plötzlich die Worte des Traumbildes ein: Kannst du die Gelübde des Gottgeweihten brechen? — und nun erst verwundeten sie, mit schwerem Gewicht in mein Innres fallend, mich tief. Es war mir, als könne jenes Buch mir manchen Aufschluß geben. Ich nahm es mit mir, ich fing an zu lesen, die wunderbare Geschichte riß mich hin, aber als der erste Mord geschehen, als immer verruchter der gräßliche Mönch frevelt, als er endlich ins Bündniß tritt mit dem Bösen, da ergriff mich namenloses Entsetzen, denn ich gedachte jener Worte Hermogens: Die Mutter spricht mit dem Teufel! Nun glaubte ich, so wie jener Mönch

im Roman, sey der Unbekannte ein dem Bösen Verkaufter, der mich verlocken wolle. Und doch konnte ich nicht gebieten der Liebe zu dem Mönch, der in mir lebte. Nun erst wußte ich, daß es frevelhafte Liebe gebe, mein Abscheu dagegen kämpfte mit dem Gefühl, das meine Brust erfüllte, und dieser Kampf machte mich auf eigne Weise reizbar. Oft bemeisterte sich meiner in der Nähe eines Mannes ein unheimliches Gefühl, weil es mir plötzlich war, als sey es der Mönch, der nun mich erfassen und fortreißen werde ins Verderben. Reinhold kam von einer Reise zurück, und erzählte viel von einem Capuziner Medardus, der als Canzelredner weit und breit berühmt sey und den er selbst in . . . r mit Verwunderung gehört habe. Ich dachte an den Mönch im Roman und es überfiel mich eine seltsame Ahnung, daß das geliebte und gefürchtete Traumbild jener Medardus seyn könne. Der Gedanke war mir schrecklich, selbst wußte ich nicht, warum? und mein Zustand wurde in der That peinlicher und verstörter, als ich es zu ertragen vermochte. Ich schwamm in einem Meer von Ahnungen und Träumen. Aber vergebens suchte ich das Bild des Mönchs aus meinem Innern zu verbannen; ich unglückliches Kind konnte nicht widerstehen der sündigen Liebe zu dem Gottgeweihten. — Ein Geistlicher besuchte einst, wie er es wohl manchmal zu thun pflegte, den Vater. Er ließ sich weitläuftig über die mannichfachen Versuchungen des Teufels aus und mancher Funke fiel in meine Seele, indem der Geistliche den trostlosen Zustand des jungen Gemüths beschrieb, in das sich der Böse den Weg bahnen wolle und worin er nur schwaches Widerstreben fände. Mein Vater fügte manches hinzu, als ob er von mir rede. Nur unbegränzte Zuversicht, sagte endlich der Geistliche, nur unwandelbares Vertrauen, nicht sowohl zu befreundeten Menschen, als zur Religion und ihren Dienern, könne Rettung bringen. Dies merkwürdige Gespräch bestimmte mich, den Trost der Kirche zu suchen, und meine Brust, durch reuiges Geständniß in heiliger Beichte, zu erleichtern. Am frühen Morgen des andern Tages wollte ich, da wir uns eben in der Residenz befanden, in die dicht neben unserm Hause gelegene Klosterkirche gehen. Es war eine qualvolle, entsetzliche Nacht, die ich zu überstehen hatte. Abscheuliche, frevelige Bilder, wie ich sie nie gesehen, nie gedacht, umgaukelten mich, aber dann mitten drunter stand der Mönch da, mir die Hand wie zur Rettung bietend und rief: Sprich es nur aus, daß Du mich liebst,

und frei bist Du aller Noth. Da mußt' ich unwillkürlich rufen: Ja Medardus, ich liebe Dich! — und verschwunden waren die Geister der Hölle! Endlich stand ich auf, kleidete mich an, und ging nach der Klosterkirche. . . . .

. . . Das Morgenlicht brach eben in farbigen Strahlen durch die bunten Fenster, ein Layenbruder reinigte die Gänge. Unfern der Seitenpforte, wo ich hineingetreten, stand ein der heiligen Rosalia geweihter Altar, dort hielt ich ein kurzes Gebet, und schritt dann auf den Beichtstuhl zu, in dem ich einen Mönch erblickte. Hilf, heiliger Himmel! — es war Medardus! Kein Zweifel blieb übrig, eine höhere Macht sagte es mir. Da ergriff mich wahnsinnige Angst und Liebe, aber ich fühlte, daß nur standhafter Muth mich retten könne. Ich beichtete ihm selbst meine sündliche Liebe zu dem Gottgeweihten, ja mehr als das! . . . Ewiger Gott! in dem Augenblicke war es mir, als hätte ich schon oft in trostloser Verzweiflung den heiligen Banden, die den Geliebten fesselten, geflucht, und auch das beichtete ich. „Du selbst, Du selbst, Medardus, bist es, den ich so unaussprechlich liebe." Das waren die letzten Worte, die ich zu sprechen vermochte, aber nun floß lindernder Trost der Kirche, wie des Himmels Balsam, von den Lippen des Mönchs, der mir plötzlich nicht mehr Medardus schien. Bald darauf nahm mich ein alter ehrwürdiger Pilger in seine Arme und führte mich langsamen Schrittes durch die Gänge der Kirche zur Hauptpforte hinaus. Er sprach hochheilige, herrliche Worte, aber ich mußte entschlummern wie ein unter sanften, süßen Tönen eingewiegtes Kind. Ich verlor das Bewußtseyn. Als ich erwachte, lag ich angekleidet auf dem Sopha meines Zimmers. „Gott und den Heiligen Lob und Dank, die Crisis ist vorüber, sie erholt sich!" rief eine Stimme. Es war der Arzt, der diese Worte zu meinem Vater sprach. Man sagte mir, daß man mich des Morgens in einem erstarrten, todtähnlichen Zustande gefunden und einen Nervenschlag befürchtet habe. Du siehst, meine liebe, fromme Mutter, daß meine Beichte bei dem Mönch Medardus nur ein lebhafter Traum in einem überreizten Zustande war, aber die heilige Rosalia, zu der ich oft flehte, und deren Bildniß ich ja auch im Traum anrief, hat mir wohl alles so erscheinen lassen, damit ich errettet werden möge aus den Schlingen, die mir der arglistige Böse gelegt. Verschwunden war aus meinem Innern die wahnsinnige Liebe zu dem Trugbilde im Mönchsgewand.

Ich erholte mich ganz, und trat nun erst heiter und unbefangen in das Leben ein. — Aber, gerechter Gott, noch einmal sollte mich jener verhaßte Mönch auf entsetzliche Weise bis zum Tode treffen. Für eben jenen Medardus, dem ich im Traum gebeichtet, erkannte ich augenblicklich den Mönch, der sich auf unserm Schlosse eingefunden. „Das ist der Teufel, mit dem die Mutter gesprochen, hüte Dich, hüte Dich! — er stellt Dir nach!“ so rief der unglückliche Hermogen immer in mich hinein. Ach, es hätte dieser Warnung nicht bedurft. Von dem ersten Moment an, als mich der Mönch mit vor freveliche Begier funkelnden Augen anblickte, und dann in geheuchelter Verzückung die heilige Rosalia anrief, war er mir unheimlich und entsetzlich. Du weißt alles Fürchterliche, was sich darauf begab, meine gute liebe Mutter. Ach aber, muß ich es nicht Dir auch gestehen, daß der Mönch mir desto gefährlicher war, als sich tief in meinem Innersten ein Gefühl regte, dem gleich als zuerst der Gedanke der Sünde in mir entstand und als ich ankämpfen mußte gegen die Verlockung des Bösen? Es gab Augenblicke, in denen ich Verblendete den heuchlerischen frommen Reden des Mönchs traute, ja in denen es mir war, als strahle aus seinem Innern der Funke des Himmels, der mich zur reinen überirdischen Liebe entzünden könne. Aber dann wußte er mit verruchter List, selbst in begeisterter Andacht, eine Glut anzufachen, die aus der Hölle kam. Wie den mich bewachenden Schutzengel sandten mir dann die Heiligen, zu denen ich inbrünstig flehte, den Bruder. — Denke dir, liebe Mutter, mein Entsetzen, als hier, bald nachdem ich zum erstenmal bei Hofe erschienen, ein Mann auf mich zutrat, den ich auf den ersten Blick für den Mönch Medardus zu erkennen glaubte, unerachtet er weltlich gekleidet ging. Ich wurde ohnmächtig, als ich ihn sah. In den Armen der Fürstin erwacht, rief ich laut: Er ist es, er ist es, der Mörder meines Bruders. — „Ja, er ist es, sprach die Fürstin: der verkappte Mönch Medardus, der dem Kloster entsprang; die auffallende Aehnlichkeit mit seinem Vater Francesko ...“ Hilf, heiliger Himmel, indem ich diesen Namen schreibe, rinnen eiskalte Schauer mir durch alle Glieder. Jenes Bild meiner Mutter war Francesko ... das trügerische Mönchsgebilde, das mich quälte, hatte ganz seine Züge! — Medardus, ihn erkannte ich als jenes Gebilde in dem wunderbaren Traum der Beichte. Medardus ist Francesko's Sohn, Franz, den du, meine gute Mutter, so fromm erziehen

ließest und der in Sünde und Frevel gerieth. Welche Verbindung hatte meine Mutter mit jenem Francesko, daß sie sein Bild heimlich aufbewahrte, und bei seinem Anblick sich dem Andenken einer seligen Zeit zu überlassen schien? — Wie kam es, daß in diesem Bilde Hermogen den Teufel sah, und daß es den Grund legte zu meiner sonderbaren Verirrung? Ich versinke in Ahnungen und Zweifel. — Heiliger Gott, bin ich denn entronnen der bösen Macht, die mich umstrickt hielt? — Nein, ich kann nicht weiter schreiben, mir ist, als würd' ich von dunkler Nacht befangen und kein Hoffnungsstern leuchte, mir freundlich den Weg zeigend, den ich wandeln soll!

(Einige Tage später.)

Nein! Keine finsteren Zweifel sollen mir die hellen Sonnentage verdüstern, die mir aufgegangen sind. Der ehrwürdige Pater Cyrillus hat dir, meine theure Mutter, wie ich weiß, schon ausführlich berichtet, welch eine schlimme Wendung der Prozeß Leonards nahm, den meine Uebereilung den bösen Criminalgerichten in die Hände gab. Daß der wirkliche Medardus eingefangen wurde, daß sein vielleicht verstellter Wahnsinn bald ganz nachließ, daß er seine Frevelthaten eingestand, daß er seine gerechte Strafe erwartet und ... doch nicht weiter, denn nur zu sehr würde das schmachvolle Schicksal des Verbrechers, der als Knabe Dir so theuer war, dein Herz verwunden. — Der merkwürdige Prozeß war das einzige Gespräch bei Hofe. Man hielt Leonard für einen verschmitzten, hartnäckigen Verbrecher, weil er alles läugnete. — Gott im Himmel! — Dolchstiche waren mir manche Reden, denn auf wunderbare Weise sprach eine Stimme in mir: er ist unschuldig und das wird klar werden, wie der Tag. — Ich empfand das tiefste Mitleid mit ihm, gestehen mußte ich es mir selbst, daß mir sein Bild, rief ich es mir wieder zurück, Regungen erweckte, die ich nicht mißdeuten konnte. Ja! — ich liebte ihn schon unaussprechlich, als er der Welt noch ein frevelicher Verbrecher schien. Ein Wunder mußte ihn und mich retten, denn ich starb, so wie Leonard durch die Hand des Henkers fiel. Er ist schuldlos, er liebt mich, und bald ist er ganz mein. So geht eine dunkle Ahnung aus frühen Kindesjahren, die mir eine feindliche Macht arglistig zu vertrüben suchte, herrlich, herrlich auf in regem wonnigem Leben. O gieb mir, gieb dem Geliebten Deinen Segen, Du fromme Mutter! — Ach könnte

Dein glückliches Kind nur ihre volle Himmelslust recht ausweinen an Deinem Herzen! — Leonard gleicht ganz jenem Francesko, nur scheint er größer, auch unterscheidet ihn ein gewisser charakteristischer Zug, der seiner Nation eigen, (Du weißt, daß er ein Pole ist) von Francesko und dem Mönch Medardus sehr merklich. Albern war es wohl überhaupt, den geistreichen, gewandten, herrlichen Leonard auch nur einen Augenblick für einen entlaufenen Mönch anzusehen. Aber so stark ist noch der fürchterliche Eindruck jener gräßlichen Scenen auf unserm Schlosse, daß oft, tritt Leonard unvermuthet zu mir herein und blickt mich an mit seinem strahlenden Auge, das ach nur zu sehr jenem Medardus gleicht, mich unwillkürliches Grausen befällt und ich Gefahr laufe, durch mein kindisches Wesen den Geliebten zu verletzen. Mir ist, als würde erst des Priesters Segen die finsteren Gestalten bannen, die noch jetzt recht feindlich manchen Wolkenschatten in mein Leben werfen. Schließe mich und den Geliebten in Dein frommes Gebet, meine theure Mutter! — Der Fürst wünscht, daß die Vermählung bald vor sich gehe; den Tag schreibe ich Dir, damit Du Deines Kindes gedenken mögest, in ihres Lebens feierlicher, verhängnißvoller Stunde ꝛc."

Immer und immer wieder las ich Aureliens Blätter. Es war, als wenn der Geist des Himmels, der daraus hervorleuchtete, in mein Inneres dringe und vor seinem reinen Strahl alle sündliche frevelige Gluth verlösche. Bei Aureliens Anblick überfiel mich heilige Scheu, ich wagte es nicht mehr, sie stürmisch zu liebkosen, wie sonst. Aurelie bemerkte mein verändertes Betragen, ich gestand ihr reuig den Raub des Briefes an die Aebtissin; ich entschuldigte ihn mit einem unerklärlichen Drange, dem ich, wie der Gewalt einer unsichtbaren höheren Macht, nicht widerstehen können, ich behauptete, daß eben jene höhere, auf mich einwirkende Macht, mir jene Vision am Beichtstuhle habe kund thun wollen, um mir zu zeigen, wie unsere innigste Verbindung ihr ewiger Rathschluß sey. „Ja, Du frommes Himmelskind, sprach ich, auch mir ging einst ein wunderbarer Traum auf, in dem Du mir Deine Liebe gestandest, aber ich war ein unglücklicher vom Geschick zermalmter Mönch, dessen Brust tausend Qualen der Hölle zerrissen. — Dich — Dich liebte ich mit namenloser Inbrunst, doch Frevel, doppelter, verruchter Frevel war meine Liebe, denn ich war ja ein Mönch, und Du die heilige Rosalia." Erschrocken fuhr Au-

relie auf. „Um Gott, sprach sie, um Gott, es geht ein tiefes unerforschliches Geheimniß durch unser Leben; ach, Leonard, laß uns nie an dem Schleier rühren, der es umhüllt, wer weiß, was Grauenvolles, Entsetzliches dahinter verborgen. Laß uns fromm seyn, und fest an einander halten in treuer Liebe, so widerstehen wir der dunkeln Macht, deren Geister uns vielleicht feindlich bedrohen. Daß Du meinen Brief lasest, das mußte so seyn; ach! ich selbst hätte Dir Alles erschließen sollen, kein Geheimniß darf unter uns walten. Und doch ist es mir, als kämpftest Du mit Manchem, was früher recht verderblich eintrat in Dein Leben und was Du nicht vermöchtest über die Lippen zu bringen vor unrechter Scheu! — Sey aufrichtig, Leonard! — Ach wie wird ein freimüthiges Geständniß Deine Brust erleichtern, und heller unsere Liebe strahlen!“ — Wohl fühlte ich bei diesen Worten Aureliens recht marternd, wie der Geist des Truges in mir wohne, und wie ich nur noch vor wenigen Augenblicken das fromme Kind recht frevelig getäuscht; und dies Gefühl regte sich stärker und stärker auf in wunderbarer Weise, ich mußte Aurelien Alles — Alles entdecken und doch ihre Liebe gewinnen. „Aurelie — Du meine Heilige, — die mich rettet von ...“ In dem Augenblick trat die Fürstin herein, ihr Anblick warf mich plötzlich zurück in die Hölle, voll Hohn und Gedanken des Verderbens. Sie mußte mich jetzt dulden, ich blieb, und stellte mich als Aureliens Bräutigam kühn und keck ihr entgegen. Ueberhaupt war ich nur frei von allen bösen Gedanken, wenn ich mit Aurelien allein mich befand; dann ging mir aber auch die Seligkeit des Himmels auf. Jetzt erst wünschte ich lebhaft meine Vermählung mit Aurelien. — In einer Nacht stand lebhaft meine Mutter vor mir, ich wollte ihre Hand ergreifen, und wurde gewahr, daß es nur Duft sey, der sich gestaltet. Weshalb diese alberne Täuschung, rief ich erzürnt; da flossen helle Thränen aus meiner Mutter Augen, die wurden aber zu silbernen, hellblinkenden Sternen, aus denen leuchtende Tropfen fielen, und um mein Haupt kreisten, als wollten sie einen Heiligenschein bilden, doch immer zerriß eine schwarze fürchterliche Faust den Kreis. „Du, den ich rein von jeder Unthat geboren, sprach meine Mutter mit sanfter Stimme, ist denn deine Kraft gebrochen, daß du nicht zu widerstehen vermagst den Verlockungen des Satans? — Jetzt kann ich erst dein Innres durchschauen, denn mir ist die Last des Irdischen entnommen! — Erhebe dich Franciskus!

ich will dich schmücken mit Bändern und Blumen, denn es ist der Tag des heiligen Bernardus gekommen und du sollst wieder ein frommer Knabe seyn!" — Da war es mir, als müsse ich wie sonst einen Hymnus anstimmen zum Lobe des Heiligen, aber entsetzlich tobte es dazwischen, mein Gesang wurde ein wildes Geheul, und schwarze Schleier rauschten herab, zwischen mir und der Gestalt meiner Mutter. — Mehrere Tage nach dieser Vision begegnete mir der Criminalrichter auf der Straße. Er trat freundlich auf mich zu. „Wissen Sie schon, fing er an, daß der Prozeß des Capuziners Medardus wieder zweifelhaft worden? Das Urtel, das ihm höchst wahrscheinlich den Tod zuerkannt hätte, sollte schon abgefaßt werden, als er aufs neue Spuren des Wahnsinns zeigte. Das Criminalgericht erhielt nämlich die Nachricht von dem Tode seiner Mutter; ich machte es ihm bekannt, da lachte er wild auf und rief mit einer Stimme, die selbst dem standhaftesten Gemüth Entsetzen erregen konnte: „Ha ha ha! — die Prinzessin von . . . (er nannte die Gemahlin des ermordeten Bruders unsers Fürsten) ist längst gestorben!" — Es ist jetzt eine neue ärztliche Untersuchung verfügt, man glaubt jedoch, daß der Wahnsinn des Mönchs verstellt sey. — Ich ließ mir Tag und Stunde des Todes meiner Mutter sagen; sie war mir in demselben Moment als sie starb erschienen, und tief eindringend in Sinn und Gemüth, war nun auch die nur zu sehr vergessene Mutter die Mittlerin zwischen mir und der reinen Himmelsseele, die mein werden sollte. Milder und weicher geworden, schien ich nun erst Aureliens Liebe ganz zu verstehen, ich mochte sie wie eine mich beschirmende Heilige kaum verlassen, und mein düsteres Geheimniß wurde, indem sie nicht mehr deshalb in mich drang, nun ein mir selbst unerforschliches, von höheren Mächten verhängtes, Ereigniß. — Der von dem Fürsten bestimmte Tag der Vermählung war gekommen. Aurelie wollte in erster Frühe vor dem Altar der heiligen Rosalia, in der nahe gelegenen Klosterkirche, getraut seyn. Wachend, und nach langer Zeit zum erstenmal inbrünstig betend, brachte ich die Nacht zu. Ach! ich Verblendeter fühlte nicht, daß das Gebet, womit ich mich zur Sünde rüstete, höllischer Frevel sey! — Als ich zu Aurelien eintrat, kam sie mir, weiß gekleidet, und mit duftenden Rosen geschmückt, in holder Engelsschönheit entgegen. Ihr Gewand, so wie ihr Haarschmuck, hatte etwas sonderbar Alterthümliches, eine

dunkle Erinnerung ging in mir auf, aber von tiefem Schauer fühlte ich mich durchbebt, als plötzlich lebhaft das Bild des Altars, an dem wir getraut werden sollten, mir vor Augen stand. Das Bild stellte das Martyrium der heiligen Rosalia vor, und gerade so wie Aurelie, war sie gekleidet. — Schwer wurde es mir, den grausigen Eindruck, den dies auf mich machte, zu verbergen. Aurelie gab mir, mit einem Blick, aus dem ein ganzer Himmel voll Liebe und Seligkeit strahlte, die Hand, ich zog sie an meine Brust, und mit dem Kuß des reinsten Entzückens, durchdrang mich aufs Neue das deutliche Gefühl, daß nur durch Aurelie meine Seele errettet werden könne. Ein fürstlicher Bedienter meldete, daß die Herrschaft bereit sey, uns zu empfangen. Aurelie zog schnell die Handschuhe an, ich nahm ihren Arm, da bemerkte das Kammermädchen, daß das Haar in Unordnung gekommen sey, sie sprang fort um Nadeln zu holen. Wir warteten an der Thüre, der Aufenthalt schien Aurelien unangenehm. In dem Augenblick entstand ein dumpfes Geräusch auf der Straße, hohle Stimmen riefen durch einander, und das dröhnende Gerassel eines schweren langsam rollenden Wagens ließ sich vernehmen. Ich eilte ans Fenster. — Da stand eben vor dem Pallast der vom Henkersknecht geführte Leiterwagen, auf dem der Mönch rückwärts saß, vor ihm ein Capuziner, laut und eifrig mit ihm betend. Er war entstellt von der Bläſſe der Todesangst und dem struppigen Bart — doch waren die Züge des gräßlichen Doppeltgängers mir nur zu kenntlich. — So wie der Wagen, augenblicklich gehemmt durch die andrängende Volksmasse, wieder fortrollte, warf er den stieren entsetzlichen Blick der funkelnden Augen zu mir herauf, und lachte und heulte herauf: „Bräutigam, Bräutigam! ... komm ... komm aufs Dach ... aufs Dach ... da wollen wir ringen mit einander, und wer den andern herabstößt, ist König und darf Blut trinken!" Ich schrie auf: „entsetzlicher Mensch ... was willst Du ... was willst Du von mir." — Aurelie umfaßte mich mit beiden Armen, sie riß mich mit Gewalt vom Fenster, rufend: „Um Gottes und der heiligen Jungfrau willen ... Sie führen den Medardus ... den Mörder meines Bruders, zum Tode ... Leonard ... Leonard!" — Da wurden die Geister der Hölle in mir wach, und bäumten sich auf mit der Gewalt, die ihnen verliehen über den frevelnden verruchten Sünder. — Ich erfaßte Aurelien mit grimmer Wuth, daß sie zusammen zuckte: „Ha ha ha ... Wahnsinniges, thö-

rigtes Weib . . . ich . . . ich, Dein Buhle, Dein Bräutigam, bin der Medardus . . . bin Deines Bruders Mörder . . . Du, Braut des Mönchs, willst Verderben herabwinseln über Deinen Bräutigam? Ho ho ho! . . . ich bin König . . . ich trinke Dein Blut!" — Das Mordmesser riß ich heraus — ich stieß nach Aurelien, die ich zu Boden fallen lassen — ein Blutstrom sprang hervor über meine Hand. — Ich stürzte die Treppen hinab, durch das Volk hin zum Wagen, ich riß den Mönch herab, und warf ihn zu Boden; da wurde ich festgepackt, wüthend stieß ich mit dem Messer um mich herum — ich wurde frei — ich sprang fort — man drang auf mich ein, ich fühlte mich in der Seite durch einen Stich verwundet, aber das Messer in der rechten Hand, und mit der linken kräftige Faustschläge austheilend, arbeitete ich mich durch bis an die nahe Mauer des Parks, die ich mit einem fürchterlichen Satz übersprang. „Mord . . . Mord . . . Haltet . . . haltet den Mörder!" riefen Stimmen hinter mir her, ich hörte es rasseln, man wollte das verschlossene Thor des Parks sprengen, unaufhaltsam rannte ich fort. Ich kam an den breiten Graben, der den Park von dem dicht dabei gelegenen Walde trennte, ein mächtiger Sprung — ich war hinüber, und immer fort und fort rannte ich durch den Wald, bis ich erschöpft unter einem Baume niedersank. Es war schon finstre Nacht worden, als ich, wie aus tiefer Betäubung, erwachte. Nur der Gedanke, zu fliehen, wie ein gehetztes Thier, stand fest in meiner Seele. Ich stand auf, aber kaum war ich einige Schritte fort, als, aus dem Gebüsch hervorrauschend, ein Mensch auf meinen Rücken sprang, und mich mit den Armen umhalste. Vergebens versuchte ich, ihn abzuschütteln — ich warf mich nieder, ich drückte mich hinterrücks an die Bäume, alles umsonst. Der Mensch kicherte und lachte höhnisch; da brach der Mond hellleuchtend durch die schwarzen Tannen, und das todtenbleiche, gräßliche Gesicht des Mönchs — des vermeintlichen Medardus, des Doppeltgängers, starrte mich an mit dem gräßlichen Blick, wie von dem Wagen herauf. — „Hi . . . hi . . . hi . . . Brüderlein . . . Brüderlein, immer immer bin ich bei Dir . . . lasse Dich nicht . . . lasse . . . Dich nicht . . . Kann nicht lau . . . laufen . . . wie Du . . . mußt mich tra . . . tragen . . . Komme vom Ga . . . Galgen . . . haben mich rä . . . rädern wollen . . . hi hi . . ." So lachte und heulte das grause Gespenst, indem ich, von wildem Entsetzen gekräftigt, hoch empor sprang wie ein von der Riesenschlange einge-

schnürter Tiger! — Ich raste gegen Baum- und Felsstücke, um ihn wo nicht zu tödten, doch wenigstens hart zu verwunden, daß er mich zu lassen genöthigt seyn sollte. Dann lachte er stärker und mich nur traf jäher Schmerz; ich versuchte seine unter meinem Kinn festgeknoteten Hände loszuwinden, aber die Gurgel einzudrücken drohte mir des Ungethümes Gewalt. Endlich, nach tollem Rasen, fiel er plötzlich herab, aber kaum war ich einige Schritte fortgerannt, als er von Neuem auf meinem Rücken saß, kichernd und lachend, und jene entsetzlichen Worte stammelnd! — Auf's Neue jene Anstrengungen wilder Wuth — auf's Neue befreit! — auf's Neue umhalst von dem fürchterlichen Gespenst. — Es ist mir nicht möglich, deutlich anzugeben, wie lange ich, von dem Doppelgänger verfolgt, durch finstre Wälder floh, es ist mir so, als müsse das Monate hindurch, ohne daß ich Speise und Trank genoß, gedauert haben. Nur eines lichten Augenblicks erinnere ich mich lebhaft, nach welchem ich in gänzlich bewußtlosen Zustand verfiel. Eben war es mir geglückt, meinen Doppelgänger abzuwerfen, als ein heller Sonnenstrahl, und mit ihm ein holdes anmuthiges Tönen den Wald durchdrang. Ich unterschied eine Klosterglocke, die zur Frühmette läutete. „Du hast Aurelie ermordet!" Der Gedanke erfaßte mich mit des Todes eiskalten Armen, und ich sank bewußtlos nieder.

Zweiter Abschnitt.

Die Buße.

Eine sanfte Wärme glitt durch mein Inneres. Dann fühlte ich es in allen Adern seltsam arbeiten und prickeln; dies Gefühl wurde zu Gedanken, doch war mein Ich hundertfach zertheilt. Jeder Theil hatte im eignen Regen eignes Bewußtseyn des Lebens und umsonst gebot das Haupt den Gliedern, die wie untreue Vasallen sich nicht sammeln mochten unter seiner Herrschaft. Nun fingen die Gedanken der einzelnen Theile an sich zu drehen, wie leuchtende Punkte, immer schneller und schneller, so daß sie einen Feuerkreis bildeten, der wurde kleiner, so wie die Schnelligkeit wuchs, daß er zuletzt nur eine stillstehende Feuerkugel schien. Aus der schossen rothglühende Strahlen und bewegten sich im farbigten Flammenspiel. „Das sind meine Glieder, die sich regen, jetzt erwache ich!“ So dachte ich deutlich, aber in dem Augenblick durchzuckte mich ein jäher Schmerz, helle Glockentöne schlugen an mein Ohr. „Fliehen, weiter fort! — weiter fort!“ rief ich laut, wollte mich schnell aufraffen, fiel aber entkräftet zurück. Jetzt erst vermochte ich die Augen zu öffnen. Die Glockentöne dauerten fort — ich glaubte noch im Walde zu seyn, aber wie erstaunte ich, als ich die Gegenstände rings umher, als ich mich selbst betrachtete. In dem Ordenshabit der Capuziner lag ich, in einem hohen einfachen Zimmer, auf einer wohlgepolsterten Matratze ausgestreckt. Ein paar Rohrstühle, ein kleiner Tisch und ein ärmliches Bett waren die einzigen Gegenstände, die sich noch im Zimmer befanden. Es wurde mir klar, daß mein bewußtloser Zustand eine Zeitlang gedauert haben, und daß ich in demselben auf diese oder jene Weise in ein Kloster gebracht seyn mußte, das Kranke aufnehme. Vielleicht war

meine Kleidung zerrissen, und man gab mir vorläufig eine Kutte. Der Gefahr, so schien es mir, war ich entronnen. Diese Vorstellungen beruhigten mich ganz, und ich beschloß abzuwarten, was sich weiter zutragen würde, da ich voraussetzen konnte, daß man bald nach dem Kranken sehen würde. Ich fühlte mich sehr matt, sonst aber ganz schmerzlos. Nur einige Minuten hatte ich so, zum vollkommenen Bewußtseyn erwacht, gelegen, als ich Tritte vernahm, die sich wie auf einem langen Gange näherten. Man schloß meine Thüre auf und ich erblickte zwei Männer, von denen einer bürgerlich gekleidet war, der andere aber den Ordenshabit der barmherzigen Brüder trug. Sie traten schweigend auf mich zu, der bürgerlich gekleidete sah mir scharf in die Augen und schien sehr verwundert. „Ich bin wieder zu mir selbst gekommen, mein Herr, fing ich mit matter Stimme an: dem Himmel sey es gedankt, der mich zum Leben erweckt hat — wo befinde ich mich aber? wie bin ich hergekommen?" — Ohne mir zu antworten wandte sich der bürgerlich gekleidete zu dem Geistlichen, und sprach auf italiänisch: „Das ist in der That erstaunenswürdig, der Blick ist ganz geändert, die Sprache rein, nur matt ... es muß eine besondere Crisis eingetreten seyn." — „Mir scheint, erwiederte der Geistliche: mir scheint, als wenn die Heilung nicht mehr zweifelhaft seyn könne." Das kommt, fuhr der bürgerlich gekleidete fort: das kommt darauf an, wie er sich in den nächsten Tagen hält. Verstehen Sie nicht so viel deutsch, um mit ihm zu sprechen? „Leider nein," antwortete der Geistliche. — Ich verstehe und spreche italiänisch, fiel ich ein; sagen Sie mir, wo bin ich, wie bin ich hergekommen? — Der bürgerlich gekleidete, wie ich wohl merken konnte, ein Arzt, schien freudig verwundert. „Ah, rief er aus: ah das ist gut. Ihr befindet Euch, ehrwürdiger Herr! an einem Orte, wo man nur für Euer Wohl auf alle mögliche Weise sorgt. Ihr wurdet vor drei Monaten in einem sehr bedenklichen Zustande hergebracht. Ihr wart sehr krank, aber durch unsere Sorgfalt und Pflege scheint Ihr Euch auf dem Wege der Genesung zu befinden. Haben wir das Glück, Euch ganz zu heilen, so könnt Ihr ruhig Eure Straße fortwandeln, denn wie ich höre, wollt Ihr nach Rom!" — Bin ich denn, frug ich weiter, in der Kleidung, die ich trage, zu Euch gekommen? — „Freilich, erwiederte der Arzt, aber laßt das Fragen, beunruhigt Euch nur nicht, alles sollt Ihr erfahren, die Sorge für Eure Gesundheit ist jetzt das

vornehmlichste." Er faßte meinen Puls, der Geistliche hatte unterdessen eine Tasse herbeigebracht, die er mir darreichte. „Trinkt, sprach der Arzt: und sagt mir dann, wofür Ihr das Getränk haltet." — Es ist, erwiederte ich, nachdem ich getrunken: es ist eine gar kräftig zubereitete Fleischbrühe. — Der Arzt lächelte zufrieden und rief dem Geistlichen zu: „Gut, sehr gut!" — Beide verließen mich. Nun war meine Vermuthung, wie ich glaubte, richtig. Ich befand mich in einem öffentlichen Krankenhause. Man pflegte mich mit stärkenden Nahrungsmitteln und kräftiger Arzenei, so daß ich nach drei Tagen im Stande war, aufzustehen. Der Geistliche öffnete ein Fenster, eine warme herrliche Luft, wie ich sie nie geathmet, strömte herein, ein Garten schloß sich an das Gebäude, herrliche fremde Bäume grünten und blühten, Weinlaub rankte sich üppig an der Mauer empor, vor allem aber war mir der dunkelblaue duftige Himmel eine Erscheinung aus ferner Zauberwelt. „Wo bin ich denn, rief ich voll Entzücken aus, haben mich die Heiligen gewürdigt, in einem Himmelslande zu wohnen?" Der Geistliche lächelte wohlbehaglich, indem er sprach: „Ihr seyd in Italien, mein Bruder! in Italien!" — Meine Verwunderung wuchs bis zum höchsten Grade, ich drang in den Geistlichen, mir genau die Umstände meines Eintritts in dies Haus zu sagen, er wies mich an den Doktor. Der sagte mir endlich, daß vor drei Monaten mich ein wunderlicher Mensch hergebracht und gebeten habe mich aufzunehmen; ich befände mich nämlich in einem Krankenhause, das von barmherzigen Brüdern verwaltet werde. So wie ich mich mehr und mehr erkräftigte, bemerkte ich, daß beide, der Arzt und der Geistliche, sich in mannigfache Gespräche mit mir einließen und mir vorzüglich Gelegenheit gaben, lange hintereinander zu erzählen. Meine ausgebreiteten Kenntnisse in den verschiedensten Fächern des Wissens gaben mir reichen Stoff dazu, und der Arzt lag mir an, manches nieder zu schreiben, welches er dann in meiner Gegenwart las und sehr zufrieden schien. Doch fiel es mir oft seltsamlich auf, daß er, statt meine Arbeit selbst zu loben, immer nur sagte: „In der That ... das geht gut ... ich habe mich nicht getäuscht! ... wunderbar ... wunderbar!" Ich durfte nun zu gewissen Stunden in den Garten hinab, wo ich manchmal grausig entstellte, todtenblasse, bis zum Geripp ausgetrocknete Menschen, von barmherzigen Brüdern geleitet, erblickte. Einmal begegnete mir, als ich schon im Begriff stand, in das

Haus zurück zu kehren, ein langer, hagerer Mann, in einem seltsamen erdgelben Mantel, der wurde von zwei Geistlichen bei den Armen geführt, und nach jedem Schritt machte er einen possierlichen Sprung, und pfiff dazu mit durchdringender Stimme. Erstaunt blieb ich stehen, doch der Geistliche, der mich begleitete, zog mich schnell fort, indem er sprach: „Kommt, kommt, lieber Bruder Medardus! das ist nichts für Euch. — Um Gott, rief ich aus: woher wißt Ihr meinen Namen? — Die Heftigkeit, womit ich diese Worte ausstieß, schien meinen Begleiter zu beunruhigen. „Ei, sprach er, wie sollen wir denn Euern Namen nicht wissen? Der Mann, der Euch herbrachte, nannte ihn ja ausdrücklich, und Ihr seyd eingetragen in die Register des Hauses: Medardus, Bruder des Capuzinerklosters zu B." — Eiskalt bebte es mir durch die Glieder. Aber mochte der Unbekannte, der mich in das Krankenhaus gebracht hatte, seyn wer er wollte, mochte er eingeweiht seyn in mein entsetzliches Geheimniß: er konnte nicht Böses wollen, denn er hatte ja freundlich für mich gesorgt, und ich war ja frei. —

Ich lag im offnen Fenster und athmete in vollen Zügen die herrliche, warme Luft ein, die durch Mark und Adern strömend neues Leben in mir entzündete, als ich eine kleine, dürre Figur, ein spitzes Hütchen auf dem Kopfe, und in einen ärmlichen erblichenen Ueberrock gekleidet, den Hauptgang nach dem Hause herauf mehr hüpfen und trippeln als gehen sah. Als er mich erblickte, schwenkte er den Hut in der Luft und warf mir Kußhändchen zu. Das Männlein hatte etwas bekanntes, doch konnte ich die Gesichtszüge nicht deutlich erkennen, und er verschwand unter den Bäumen, ehe ich mit mir einig worden, wer es wohl seyn möge. Doch nicht lange dauerte es, so klopfte es an meine Thüre, ich öffnete, und dieselbe Figur, die ich im Garten gesehen, trat herein. „Schönfeld, rief ich voll Verwunderung: Schönfeld, wie kommen Sie her, um des Himmels willen? — Es war jener närrische Friseur aus der Handelsstadt, der mich damals rettete aus großer Gefahr. „Ach — ach ach! seufzte er, indem sich sein Gesicht auf komische Weise weinerlich verzog: wie soll ich denn herkommen, ehrwürdiger Herr! wie soll ich denn herkommen anders, als geworfen — geschleudert von dem bösen Verhängniß, das alle Genies verfolgt! Eines Mordes wegen mußte ich fliehen . . ." „Eines Mordes wegen?" unterbrach ich ihn heftig. „Ja eines Mor-

des wegen, fuhr er fort: ich hatte im Zorn den linken Backenbart des jüngsten Commerzienrathes in der Stadt getödtet, und dem rechten gefährliche Wunden beigebracht.“ — „Ich bitte Sie, unterbrach ich ihn aufs Neue, lassen Sie die Possen, seyn Sie einmal vernünftig und erzählen Sie im Zusammenhange, oder verlassen Sie mich.“ — „Ei, lieber Bruder Medardus, fing er plötzlich sehr ernst an, Du willst mich fortschicken, nun Du genesen, und mußtest mich doch in Deiner Nähe leiden, als Du krank da lagst und ich Dein Stubenkamerad war und in jenem Bette schlief.“ — „Was heißt das, rief ich bestürzt aus, wie kommen Sie auf den Namen Medardus?“ — „Schauen Sie, sprach er lächelnd: den rechten Zipfel Ihrer Kutte gefälligst an.“ Ich that es, und erstarrte vor Schreck und Erstaunen, denn ich fand, daß der Name Medardus hineingenäht war, so wie mich, bei genauerer Untersuchung, untrügliche Kennzeichen wahrnehmen ließen, daß ich ganz unbezweifelt dieselbe Kutte trug, die ich auf der Flucht aus dem Schlosse des Barons von F. in einen hohlen Baum verborgen hatte. Schönfeld bemerkte meine innere Bewegung, er lächelte ganz seltsam; den Zeigefinger an die Nase gelegt, sich auf den Fußspitzen erhebend, schaute er mir ins Auge; ich blieb sprachlos, da fing er leise und bedächtig an: „Ew. Ehrwürden wundern sich merklich über das schöne Kleid, das Ihnen angelegt worden, es scheint Ihnen überall wunderbar anzustehen und zu passen, besser als jenes nußbraune Kleid mit schnöden besponnenen Knöpfen, das mein ernsthafter vernünftiger Damon Ihnen anlegte ... Ich ... ich ... der verkannte, verbannte Pietro Belcampo war es, der Eure Blöße deckte mit diesem Kleide. Bruder Medardus! Ihr wart nicht im sonderlichsten Zustande, denn als Ueberrock — Spenzer — englischen Frack trugt Ihr simpler Weise Eure eigne Haut, und an schickliche Frisur war nicht zu denken, da Ihr, eingreifend in meine Kunst, Euern Karakalla mit dem zehnzahnigten Kamm, der Euch an die Fäuste gewachsen, selbst besorgtet.“ — Laßt die Narrheiten, fuhr ich auf: Laßt die Narrheiten, Schönfeld ... „Pietro Belcampo heiße ich, unterbrach er mich in vollem Zorne: ja Pietro Belcampo, hier in Italien, und Du magst es nur wissen, Medardus, ich selbst, ich selbst bin die Narrheit, die ist überall hinter Dir her, um Deiner Vernunft beizustehen, und Du magst es nun einsehen oder nicht, in der Narrheit findest Du nur Dein Heil, denn Deine Vernunft ist ein höchst miserables Ding, und kann sich

nicht aufrecht erhalten, sie taumelt hin und her wie ein gebrechliches Kind, und muß mit der Narrheit in Compagnie treten, die hilft ihr auf und weiß den richtigen Weg zu finden nach der Heimath — das ist das Tollhaus, da sind wir beide richtig angelangt, mein Brüderchen Medardus." — Ich schauderte zusammen, ich dachte an die Gestalten, die ich gesehen; an den springenden Mann im erdgelben Mantel, und konnte nicht zweifeln, daß Schönfeld in seinem Wahnsinn mir die Wahrheit sagte. „Ja, mein Brüderchen Medardus, fuhr Schönfeld mit erhobener Stimme und heftig gestikulirend fort: Ja, mein liebes Brüderchen. Die Narrheit erscheint auf Erden, wie die wahre Geisterkönigin. Die Vernunft ist nur ein träger Statthalter, der sich nie darum kümmert, was außer den Gränzen des Reichs vorgeht, der nur aus Langeweile auf dem Paradeplatz die Soldaten exerzieren läßt, die können nachher keinen ordentlichen Schuß thun, wenn der Feind eindringt von außen. Aber die Narrheit, die wahre Königin des Volks zieht ein mit Pauken und Trompeten: hussa hussa! — hinter ihr her Jubel — Jubel — Die Vasallen erheben sich von den Plätzen, wo sie die Vernunft einsperrte, und wollen nicht mehr stehen, sitzen und liegen wie der pedantische Hofmeister es will; der sieht die Nummern durch und spricht: Seht, die Narrheit hat mir meine besten Eleven entrückt — fortgerückt — verrückt — ja sie sind verrückt worden. Das ist ein Wortspiel, Brüderlein Medardus — ein Wortspiel ist ein glühendes Lockeneisen in der Hand der Narrheit, womit sie Gedanken krümmt." — Noch einmal, fiel ich dem albernen Schönfeld in die Rede, noch einmal bitte ich Euch, das unsinnige Geschwätz zu lassen, wenn Ihr es vermöget, und mir zu sagen, wie Ihr hergekommen seyd, und was Ihr von mir und von dem Kleide wißt, das ich trage. — Ich hatte ihn mit diesen Worten bei beiden Händen gefaßt und in einen Stuhl gedrückt. Er schien sich zu besinnen, indem er die Augen niederschlug und tief Athem schöpfte. „Ich habe Ihnen, fing er dann mit leiser matter Stimme an: Ich habe Ihnen das Leben zum zweitenmal gerettet, ich war es ja, der Ihrer Flucht aus der Handelsstadt behülflich war, ich war es wiederum, der Sie herbrachte." — Aber um Gottes, um der Heiligen willen, wo fanden Sie mich? — So rief ich laut aus, indem ich ihn losließ, doch in dem Augenblick sprang er auf, und schrie mit funkelnden Augen: „Ei, Bruder Medardus, hätt' ich Dich nicht, klein und schwach,

wie ich bin, auf meinen Schultern fortgeschleppt, Du lägest mit zerschmetterten Gliedern auf dem Rade." — Ich erbebte — wie vernichtet sank ich in den Stuhl, die Thüre öffnete sich, und hastig trat der mich pflegende Geistliche herein. „Wie kommt Ihr hieher? wer hat Euch erlaubt, dies Zimmer zu betreten?" So fuhr er auf Belcampo los, dem stürzten aber die Thränen aus den Augen und er sprach mit flehender Stimme: „Ach, mein ehrwürdiger Herr! nicht länger konnte ich dem Drange widerstehen, meinen Freund zu sprechen, den ich dringender Todesgefahr entrissen!" Ich ermannte mich. Sagt mir, mein lieber Bruder! sprach ich zu dem Geistlichen: hat mich dieser Mann wirklich hergebracht? — Er stockte. — Ich weiß jetzt, wo ich mich befinde, fuhr ich fort: ich kann vermuthen, daß ich im schrecklichsten Zustande war, den es giebt, aber Ihr merkt, daß ich vollkommen genesen, und so darf ich wohl nun alles erfahren, was man mir bis jetzt absichtlich verschweigen mochte, weil man mich für zu reizbar hielt. „So ist es in der That, antwortete der Geistliche: Dieser Mann brachte Euch, es mögen ungefähr drei bis viertehalb Monate her seyn, in unsere Anstalt. Er hatte Euch, wie er erzählte, für todt in dem Walde, der vier Meilen von hier das . . . . sche von unserm Gebiet scheidet, gefunden, und Euch für den ihm früher bekannten Capuziner-Mönch Medardus aus dem Kloster zu B. erkannt, der auf einer Reise nach Rom durch den Ort kam, wo er sonst wohnte. Ihr befandet Euch in einem vollkommen apathischen Zustande. Ihr gingt, wenn man Euch führte, Ihr bliebt stehen, wenn man Euch losließ, Ihr setztet, Ihr legtet Euch nieder, wenn man Euch die Richtung gab. Speise und Trank mußte man Euch einflößen. Nur dumpfe, unverständliche Laute vermochtet Ihr auszustoßen, Euer Blick schien ohne alle Sehkraft. Belcampo verließ Euch nicht, sondern war Euer treuer Wärter. Nach vier Wochen fielt Ihr in die schrecklichste Raserei, man war genöthiget, Euch in eins der dazu bestimmten abgelegenen Gemächer zu bringen. Ihr waret dem wilden Thier gleich — doch nicht näher mag ich Euch einen Zustand schildern, dessen Erinnerung Euch vielleicht zu schmerzlich seyn würde. Nach vier Wochen kehrte plötzlich jener apathische Zustand wieder, der in eine vollkommene Starrsucht überging, aus der Ihr genesen erwachtet." — Schönfeld hatte sich während dieser Erzählung des Geistlichen gesetzt, und, wie in tiefes Nachdenken versunken, den Kopf in die Hand gestützt.

„Ja, fing er an: ich weiß recht gut, daß ich zuweilen ein aberwitziger Narr bin, aber die Luft im Tollhause, vernünftigen Leuten verderblich, hat gar gut auf mich gewirkt. Ich fange an, über mich selbst zu räsonniren, und das ist kein übles Zeichen. Existire ich überhaupt nur durch mein eignes Bewußtseyn, so kommt es nur darauf an, daß dies Bewußtseyn dem Bewußten die Hanswurstjacke ausziehe, und ich selbst stehe da als solider Gentleman. — O Gott! — ist aber ein genialer Friseur nicht schon an und vor sich selbst ein gesetzter Hasenfuß? — Hasenfüßigkeit schützt vor allem Wahnsinn, und ich kann Euch versichern, Ehrwürdiger Herr! daß ich auch bei Nordnordwest einen Kirchthurm von einem Leuchtenpfahl genau zu unterscheiden vermag.“ — Ist dem wirklich so, sprach ich: so beweisen Sie es dadurch, daß Sie mir ruhig den Hergang der Sache erzählen, wie Sie mich fanden, und wie Sie mich herbrachten. „Das will ich thun, erwiederte Schönfeld: unerachtet der geistliche Herr hier ein gar besorgliches Gesicht schneidet; erlaube aber, Bruder Medardus, daß ich Dich, als meinen Schützling, mit dem vertraulichen Du anrede. — Der fremde Maler war den andern Morgen, nachdem Du in der Nacht entflohen, auch mit seiner Gemäldesammlung auf unbegreifliche Weise verschwunden. So sehr die Sache überhaupt Anfangs Aufsehen erregt hatte, so bald war sie doch im Strome neuer Begebenheiten untergegangen. Nur als der Mord auf dem Schlosse des Barons F. bekannt wurde; als die . . schen Gerichte durch Steckbriefe den Mönch Medardus aus dem Capuzinerkloster zu B. verfolgten, da erinnerte man sich daran, daß der Maler die ganze Geschichte im Weinhause erzählt und in Dir den Bruder Medardus erkannt hatte. Der Wirth des Hotels, wo Du gewohnt hattest, bestätigte die Vermuthung, daß ich Deiner Flucht förderlich gewesen war. Man wurde auf mich aufmerksam, man wollte mich ins Gefängniß setzen. Leicht war mir der Entschluß, dem elenden Leben, das schon längst mich zu Boden gedrückt hatte, zu entfliehen. Ich beschloß, nach Italien zu gehen, wo es Abbates und Frisuren giebt. Auf meinem Wege dahin sah ich Dich in der Residenz des Fürsten von * * *. Man sprach von Deiner Vermählung mit Aurelien und von der Hinrichtung des Mönchs Medardus. Ich sah auch diesen Mönch — Nun! — dem sey wie ihm wolle, ich halte Dich nun einmal für den wahren Medardus. Ich stellte mich Dir in den Weg, Du bemerktest mich nicht, und ich

verließ die Residenz, um meine Straße weiter zu verfolgen. Nach langer Reise rüstete ich mich einst in frühster Morgendämmerung, den Wald zu durchwandern, der in düstrer Schwärze vor mir lag. Eben brachen die ersten Strahlen der Morgensonne hervor, als es in dem dicken Gebüsch rauschte, und ein Mensch mit zerzaustem Kopfhaar und Bart, aber in zierlicher Kleidung, bei mir vorübersprang. Sein Blick war wild und verstört, im Augenblick war er mir aus dem Gesicht verschwunden. Ich schritt weiter fort, doch wie entsetzte ich mich, als ich dicht vor mir eine nackte menschliche Figur, ausgestreckt auf dem Boden, erblickte. Ich glaubte, es sey ein Mord geschehen, und der Fliehende sey der Mörder. Ich bückte mich herab zu dem Nackten, erkannte Dich und wurde gewahr, daß Du leise athmetest. Dicht bei Dir lag die Mönchskutte, die Du jetzt trägst; mit vieler Mühe kleidete ich Dich darin, und schleppte Dich weiter fort. Endlich erwachtest Du aus tiefer Ohnmacht, Du bliebst aber in dem Zustande, wie ihn Dir der ehrwürdige Herr hier erst beschrieben. Es kostete keine geringe Anstrengung, Dich fortzuschaffen, und so kam es, daß ich erst am Abende eine Schenke erreichte, die mitten im Walde liegt. Wie schlaftrunken ließ ich Dich auf einem Rasenplatz zurück, und ging hinein, um Speise und Trank zu holen. In der Schenke saßen * * *sche Dragoner, die sollten, wie die Wirthin sagte, einem Mönch bis an die Gränze nachspüren, der auf unbegreifliche Weise in dem Augenblicke entflohen sey, als er schwerer Verbrechen halber in * * * hätte hingerichtet werden sollen. Ein Geheimniß war es mir, wie Du aus der Residenz in den Wald kamst, aber die Ueberzeugung, Du seyst eben der Medardus, den man suche, hieß mich alle Sorgfalt anwenden, Dich der Gefahr, in der Du mir zu schweben schienst, zu entreißen. Durch Schleichwege schaffte ich Dich fort, über die Gränze, und kam endlich mit Dir in dies Haus, wo man Dich und auch mich aufnahm, da ich erklärte, mich von Dir nicht trennen zu wollen. Hier warst Du sicher, denn in keiner Art hätte man den aufgenommenen Kranken fremden Gerichten ausgeliefert. Mit Deinen fünf Sinnen war es nicht sonderlich bestellt, als ich hier im Zimmer bei Dir wohnte, und Dich pflegte. Auch die Bewegung Deiner Gliedmaßen war nicht zu rühmen, Noverre und Vestris hätten Dich tief verachtet, denn Dein Kopf hing auf die Brust, und wollte man Dich gerade aufrichten, so stülptest Du um, wie ein mißrathner Kegel.

Auch mit der Rednergabe ging es höchst traurig, denn Du warst verdammt einsilbig, und sagtest in aufgeräumten Stunden nur „Hu hu! und Me... me...", woraus Dein Wollen und Denken nicht sonderlich zu vernehmen, und beinahe zu glauben, beides sey Dir untreu worden und vagabondire auf seine eigene Hand oder seinen eignen Fuß. Endlich wurdest Du mit einem Mal überaus lustig, Du sprangst hoch in die Lüfte, brülltest vor lauter Entzücken und rissest Dir die Kutte vom Leibe, um frei zu seyn von jeder Naturbeschränkenden Fessel — Dein Appetit..." Halten Sie ein, Schönfeld, unterbrach ich den entsetzlichen Witzling: Halten Sie ein! Man hat mich schon von dem fürchterlichen Zustande, in den ich versunken, unterrichtet. Dank sey es der ewigen Langmuth und Gnade des Herrn, Dank sey es der Fürsprache der Gebenedeiten und der Heiligen, daß ich errettet worden bin! — „Ei, ehrwürdiger Herr! fuhr Schönfeld fort: was haben Sie denn nun davon! ich meine von der besonderen Geistesfunktion, die man Bewußtseyn nennt, und die nichts anders ist, als die verfluchte Thätigkeit eines verdammten Thoreinnehmers — Acciseoffizianten — Oberkontrolassistenten der sein heilloses Comtoir im Oberstübchen aufgeschlagen hat, und zu aller Waare, die hinaus will, sagt: hei... hei ... die Ausfuhr ist verboten ... im Lande, im Lande bleibts. — Die schönsten Juwelen werden wie schnöde Saatkörner in die Erde gesteckt und was emporschießt, sind höchstens Runkelrüben, aus denen die Praxis mit tausend Centner schwerem Gewicht eine Viertel Unze übelschmeckenden Zucker preßt... Hei hei ... und doch sollte jene Ausfuhr einen Handelsverkehr begründen mit der herrlichen Gottesstadt da droben, wo alles stolz und herrlich ist. — Gott im Himmel! Herr! Allen meinen theuer erkauften Puder à la Maréchal oder à la Pompadour, oder à la reine de Golconde hätte ich in den Fluß geworfen, wo er am tiefsten ist, hätte ich nur wenigstens durch Transito-Handel ein Quentlein Sonnenstäubchen von dort her bekommen können, um die Perücken höchst gebildeter Professoren und Schulkollegen zu pudern, zuförderst aber meine eigne! — Was sage ich? hätte mein Damon Ihnen, ehrwürdigster aller ehrwürdigen Mönche, statt des flohfarbnen Fracks einen Sonnenmatin umhängen können, in dem die reichen, übermüthigen Bürger der Gottesstadt zu Stuhle gehen, wahrhaftig es wäre, was Anstand und Würde betrifft, alles anders gekommen; aber so hielt Sie die Welt für einen gemeinen glebae adscriptus

und den Teufel für Ihren Cousin germain." — Schönfeld war aufgestanden und ging, oder hüpfte vielmehr, stark gestikulirend und tolle Gesichter schneidend, von einer Ecke des Zimmers zur andern. Er war im vollen Zuge, wie gewöhnlich, sich in der Narrheit durch die Narrheit zu entzünden, ich faßte ihn daher bei beiden Händen, und sprach: „Willst Du Dich denn durchaus statt meiner hier einbürgern? Ist es Dir denn nicht möglich, nach einer Minute verständigen Ernstes das Possenhafte zu lassen?" Er lächelte auf seltsame Weise und sagte: „Ist wirklich Alles so albern, was ich spreche, wenn mir der Geist kommt?" — Das ist ja eben das Unglück, erwiederte ich: daß Deinen Fratzen oft tiefer Sinn zum Grunde liegt, aber Du vertrödelst und verbrämst Alles mit solch buntem Zeuge, daß ein guter, in ächter Farbe gehaltener Gedanke lächerlich und unscheinbar wird, wie ein, mit scheckigen Fetzen behängtes Kleid. — Du kannst, wie ein Betrunkener, nicht auf gerader Schnur gehen, Du springst hinüber und herüber — Deine Richtung ist schief! — „Was ist Richtung, unterbrach mich Schönfeld leise, und fortlächelnd mit bittersüßer Miene. Was ist Richtung, ehrwürdiger Capuziner? Richtung setzt ein Ziel voraus, nach dem wir unsere Richtung nehmen. Sind Sie Ihres Ziels gewiß, theurer Mönch? — fürchten Sie nicht, daß Sie bisweilen zu wenig Katzenhirn zu sich genommen, statt dessen aber im Wirthshause neben der gezogenen Schnur zuviel Spirituöses genossen, und nun wie ein schwindliger Thurmdecker zwei Ziele sehn, ohne zu wissen, welches das rechte? — Ueberdem, Capuziner! vergieb es meinem Stande, daß ich das Possenhafte als eine angenehme Beimischung, spanischen Pfeffer zum Blumenkohl, in mir trage. Ohne das ist ein Haarkünstler eine erbärmliche Figur, ein armseliger Dummkopf, der das Privilegium in der Tasche trägt, ohne es zu nutzen zu seiner Lust und Freude." Der Geistliche hatte bald mich, bald den grimassirenden Schönfeld mit Aufmerksamkeit betrachtet; er verstand, da wir deutsch sprachen, kein Wort; jetzt unterbrach er unser Gespräch. „Verzeihet, meine Herren! wenn es meine Pflicht heischt, eine Unterredung zu enden, die euch beiden unmöglich wohl thun kann. Ihr seyd, mein Bruder, noch zu sehr geschwächt, um von Dingen, die wahrscheinlich aus Euerm frühern Leben schmerzhafte Erinnerungen aufregen, so anhaltend fortzusprechen; Ihr könnet ja nach und nach von Euerm Freunde Alles erfahren, denn wenn Ihr auch ganz genesen

unsere Anstalt verlasset, so wird Euch doch wohl Euer Freund weiter geleiten. Zudem habt Ihr (er wandte sich zu Schönfeld) eine Art des Vortrages, die ganz dazu geeignet ist, Alles das, wovon Ihr sprecht, dem Zuhörer lebendig vor die Augen zu bringen. In Deutschland muß man Euch für toll halten, und selbst bei uns würdet Ihr für einen guten Buffone gelten. Ihr könnt auf dem komischen Theater Euer Glück machen.“ Schönfeld starrte den Geistlichen mit weit aufgerissenen Augen an, dann erhob er sich auf den Fußspitzen, schlug die Hände über den Kopf zusammen und rief auf italienisch: „Geisterstimme! ... Schicksalsstimme, du hast aus dem Munde dieses ehrwürdigen Herrn zu mir gesprochen! . . . Belcampo . . Belcampo . . . so konntest Du Deinen wahrhaften Beruf verkennen . . . es ist entschieden!“ — Damit sprang er zur Thüre hinaus. Den andern Morgen trat er reisefertig zu mir herein. „Du bist, mein lieber Bruder Medardus, sprach er: nunmehr ganz genesen, Du bedarfst meines Beistandes nicht mehr, ich ziehe fort, wohin mich mein innerster Beruf leitet ... Lebe wohl! ... doch erlaube, daß ich zum letztenmal meine Kunst, die mir nun wie ein schnödes Gewerbe vorkommt, an Dir übe.“ Er zog Messer, Scheere und Kamm hervor, und brachte unter tausend Grimassen und possenhaften Reden meine Tonsur und meinen Bart in Ordnung. Der Mensch war mir, trotz der Treue, die er mir bewiesen, unheimlich worden, ich war froh als er geschieden. Der Arzt hatte mir mit stärkender Arznei ziemlich aufgeholfen; meine Farbe war frischer worden, und durch immer längere Spaziergänge gewann ich meine Kräfte wieder. Ich war überzeugt, eine Fußreise aushalten zu können, und verließ ein Haus, das dem Geisteskranken wohlthätig, dem Gesunden aber unheimlich und grauenvoll seyn mußte. Man hatte mir die Absicht untergeschoben, nach Rom zu pilgern, ich beschloß, dieses wirklich zu thun, und so wandelte ich fort auf der Straße, die, als dorthin führend, mir bezeichnet worden war. Unerachtet mein Geist vollkommen genesen, war ich mir doch selbst eines gefühllosen Zustandes bewußt, der über jedes im Innern aufkeimende Bild einen düstern Flor warf, so daß alles farblos, grau in grau erschien. Ohne alle deutliche Erinnerung des Vergangenen, beschäftigte mich die Sorge für den Augenblick ganz und gar. Ich sah in die Ferne, um den Ort zu erspähen, wo ich würde einsprechen können, um mir Speise oder Nachtquartier zu erbetteln, und war recht innig

froh, wenn Andächtige meinen Bettelsack und meine Flasche gut gefüllt hatten, wofür ich meine Gebete mechanisch herplapperte. Ich war selbst im Geist zum gewöhnlichen stupiden Bettelmönch herabgesunken. So kam ich endlich an das große Capuzinerkloster, das, wenige Stunden von Rom, nur von Wirthschaftsgebäuden umgeben, einzeln da liegt. Dort mußte man den Ordensbruder aufnehmen, und ich gedachte, mich in voller Gemächlichkeit recht auszupflegen. Ich gab vor, daß, nachdem das Kloster in Deutschland, worin ich mich sonst befand, aufgehoben worden, ich fortgepilgert sey, und in irgend ein anderes Kloster meines Ordens einzutreten wünsche. Mit der Freundlichkeit, die den italiänischen Mönchen eigen, bewirthete man mich reichlich, und der Prior erklärte, daß, in sofern mich nicht vielleicht die Erfüllung eines Gelübdes weiter zu pilgern nöthige, ich als Fremder so lange im Kloster bleiben könne, als es mir anstehen würde. Es war Vesperzeit, die Mönche gingen in den Chor, und ich trat in die Kirche. Der kühne, herrliche Bau des Schiffs setzte mich nicht wenig in Verwunderung, aber mein zur Erde gebeugter Geist konnte sich nicht erheben, wie es sonst geschah, seit der Zeit, als ich, ein kaum erwachtes Kind, die Kirche der heiligen Linde geschaut hatte. Nachdem ich mein Gebet am Hochaltar verrichtet, schritt ich durch die Seitengänge, die Altargemälde betrachtend, welche, wie gewöhnlich, die Martyrien der Heiligen, denen sie geweiht, darstellten. Endlich trat ich in eine Seitenkapelle, deren Altar von den, durch die bunten Fensterscheiben brechenden Sonnenstrahlen magisch beleuchtet wurde. Ich wollte das Gemälde betrachten, ich stieg die Stufen hinauf. — Die heilige Rosalia — das verhängnißvolle Altarblatt meines Klosters — Ach! — Aurelien erblickte ich! Mein ganzes Leben — meine tausendfachen Frevel — meine Missethaten — Hermogens — Aureliens Mord — Alles — Alles nur ein entsetzlicher Gedanke, und der durchfuhr wie ein spitzes, glühendes Eisen mein Gehirn. — Meine Brust — Adern und Fibern zerrissen im wilden Schmerz der grausamsten Folter! — Kein lindernder Tod! — Ich warf mich nieder — ich zerriß in rasender Verzweiflung mein Gewand — ich heulte auf im trostlosen Jammer, daß es weit in der Kirche nachhallte: „Ich bin verflucht, ich bin verflucht! — Keine Gnade — kein Trost mehr, hier und dort! — Zur Hölle — zur Hölle — ewige Verdammniß über mich verruchten Sünder beschlossen!“ — Man hob mich auf — die

Mönche waren in der Capelle, vor mir stand der Prior, ein hoher, ehrwürdiger Greis. Er schaute mich an mit unbeschreiblich mildem Ernst, er faßte meine Hände, und es war, als halte ein Heiliger, von himmlischem Mitleid erfüllt, den Verlornen in den Lüften über dem Flammenpfuhl fest, in den er hinabstürzen wollte. „Du bist krank, mein Bruder! sprach der Prior, wir wollen Dich in das Kloster bringen, da magst Du Dich erholen." Ich küßte seine Hände, sein Kleid, ich konnte nicht sprechen, nur tiefe angstvolle Seufzer verriethen den fürchterlichen zerrissenen Zustand meiner Seele. — Man führte mich in das Refektorium, auf einen Wink des Priors entfernten sich die Mönche, ich blieb mit ihm allein. „Du scheinst, mein Bruder, fing er an: von schwerer Sünde belastet, denn nur die tiefste, trostloseste Reue über eine entsetzliche That kann sich so gebehrden. Doch groß ist die Langmuth des Herrn, stark und kräftig ist die Fürsprache der Heiligen, fasse Vertrauen — Du sollst mir beichten und es wird Dir, wenn Du büßest, Trost der Kirche werden!" In dem Augenblick schien es mir, als sey der Prior jener alte Pilger aus der heiligen Linde, und nur der sey das einzige Wesen auf der ganzen weiten Erde, dem ich mein Leben voller Sünde und Frevel offenbaren müsse. Noch war ich keines Wortes mächtig, ich warf mich vor dem Greise nieder in den Staub. „Ich gehe in die Capelle des Klosters," sprach er mit feierlichem Ton, und schritt von dannen. — Ich war gefaßt — ich eilte ihm nach, er saß im Beichtstuhl, und ich that augenblicklich, wozu mich der Geist unwiderstehlich trieb; ich beichtete Alles — Alles! — Schrecklich war die Buße, die mir der Prior auflegte. Verstoßen von der Kirche, wie ein Aussätziger verbannt aus den Versammlungen der Brüder, lag ich in den Todtengewölben des Klosters, mein Leben kärglich fristend durch unschmackhafte in Wasser gekochte Kräuter, mich geißelnd und peinigend mit Marterinstrumenten, die die sinnreichste Grausamkeit erfunden, und meine Stimme erhebend nur zur eigenen Anklage, zum zerknirschten Gebet um Rettung aus der Hölle, deren Flammen schon in mir loderten. Aber wenn das Blut aus hundert Wunden rann, wenn der Schmerz in hundert giftigen Scorpionstichen brannte und dann endlich die Natur erlag, bis der Schlaf sie, wie ein ohnmächtiges Kind, schützend mit seinen Armen umfing, dann stiegen feindliche Traumbilder empor, die mir neue Todesmarter bereiteten. — Mein ganzes Leben gestaltete sich auf ent-

setzliche Weise. Ich sah Euphemien, wie sie in üppiger Schönheit mir nahte, aber laut schrie ich auf: „Was willst Du von mir, Verruchte! Nein, die Hölle hat keinen Theil an mir.“ Da schlug sie ihr Gewand aus einander, und die Schauer der Verdammniß ergriffen mich. Zum Gerippe eingedorrt war ihr Leib, aber in dem Gerippe wanden sich unzählige Schlangen durcheinander und streckten ihre Häupter, ihre rothglühenden Zungen mir entgegen. „Laß ab von mir! ... Deine Schlangen stechen hinein in die wunde Brust ... sie wollen sich mästen an meinem Herzblut ... aber dann sterbe ich ... dann sterbe ich ... der Tod entreißt mich Deiner Rache.“ So schrie ich auf, da heulte die Gestalt: — „Meine Schlangen können sich nähren von Deinem Herzblut ... aber das fühlst Du nicht, denn das ist nicht Deine Qual — Deine Qual ist in Dir, und tödtet Dich nicht, denn Du lebst in ihr. Deine Qual ist der Gedanke des Frevels und der ist ewig!“ — Der blutende Hermogen stieg auf, aber vor ihm floh Euphemie und er rauschte vorüber, auf die Halswunde deutend, die die Gestalt des Kreuzes hatte. Ich wollte beten, da begann ein sinnverwirrendes Flüstern und Rauschen. Menschen, die ich sonst gesehen, erschienen zu tollen Fratzen verunstaltet. — Köpfe krochen mit Heuschreckenbeinen, die ihnen an die Ohren gewachsen, umher und lachten mich hämisch an — seltsames Geflügel — Raben mit Menschengesichtern rauschten in der Luft. — Ich erkannte den Concertmeister aus B. mit seiner Schwester, die drehte sich in wildem Walzer, und der Bruder spielte dazu auf, aber auf der eigenen Brust streichend, die zur Geige worden. — Belcampo, mit einem häßlichen Eidexengesicht, auf einem ekelhaften geflügelten Wurm sitzend, fuhr auf mich ein, er wollte meinen Bart kämmen mit eisernem glühendem Kamm — aber es gelang ihm nicht. — Toller und toller wird das Gewirre, seltsamer, abentheuerlicher werden die Gestalten, von der kleinsten Ameise mit tanzenden Menschenfüßchen bis zum langgedehnten Roßgerippe mit funkelnden Augen, dessen Haut zur Schabracke worden, auf der ein Reuter mit leuchtendem Eulenkopfe sitzt. — Ein bodenloser Becher ist sein Leibharnisch — ein umgestülpter Trichter sein Helm! — Der Spaß der Hölle ist emporgestiegen. Ich höre mich lachen, aber dies Lachen zerschneidet die Brust, und brennender wird der Schmerz und heftiger bluten alle Wunden. — Die Gestalt eines Weibes leuchtet hervor, das Gesindel weicht — sie tritt auf mich zu! —

Ach es ist Aurelie! „Ich lebe und bin nun ganz Dein!“ spricht die Gestalt. — Da wird der Frevel in mir wach. — Rasend vor wilder Begier umschlinge ich sie mit meinen Armen. — Alle Ohnmacht ist von mir gewichen, aber da legt es sich glühend an meine Brust — rauhe Borsten zerkratzen meine Augen und der Satan lacht gellend auf: Nun bist Du ganz mein! — Mit dem Schrei des Entsetzens erwache ich, und bald fließt mein Blut in Strömen von den Hieben der Stachelpeitsche, mit der ich mich in trostloser Verzweiflung züchtige. Denn selbst die Frevel des Traums, jeder sündliche Gedanke fordert doppelte Buße. — Endlich war die Zeit, die der Prior zur strengsten Buße bestimmt hatte, verstrichen und ich stieg empor aus dem Todtengewölbe, um in dem Kloster selbst, aber in abgesonderter Zelle, entfernt von den Brüdern, die nun mir auferlegten Bußübungen vorzunehmen. Dann, immer in geringern Graden der Buße, wurde mir der Eintritt in die Kirche und in den Chor der Brüder erlaubt. Doch mir selbst genügte nicht diese letzte Art der Buße, die nur in täglicher gewöhnlicher Geißelung bestehen sollte. Ich wies standhaft jede bessere Kost zurück, die man mir reichen wollte, ganze Tage lag ich ausgestreckt auf dem kalten Marmorboden vor dem Bilde der heiligen Rosalia, und marterte mich in einsamer Zelle selbst auf die grausamste Weise, denn durch äußere Qualen gedachte ich die innere gräßliche Marter zu übertäuben. Es war vergebens, immer kehrten jene Gestalten, von dem Gedanken erzeugt, wieder, und dem Satan selbst war ich preisgegeben, daß er mich höhnend foltere und verlocke zur Sünde. Meine strenge Buße, die unerhörte Weise, wie ich sie vollzog, erregte die Aufmerksamkeit der Mönche. Sie betrachteten mich mit ehrfurchtsvoller Scheu, und ich hörte es sogar unter ihnen flüstern: Das ist ein Heiliger! Dies Wort war mir entsetzlich, denn nur zu lebhaft erinnerte es mich an jenen gräßlichen Augenblick in der Capuzinerkirche zu B., als ich dem mich anstarrenden Maler in vermessenem Wahnsinn entgegen rief: ich bin der heilige Antonius! — Die letzte von dem Prior bestimmte Zeit der Buße war endlich auch verflossen, ohne daß ich davon abließ, mich zu martern, unerachtet meine Natur der Qual zu erliegen schien. Meine Augen waren erloschen, mein wunder Körper ein blutendes Gerippe, und es kam dahin, daß wenn ich Stundenlang am Boden gelegen, ich ohne Hülfe Anderer nicht aufzustehen vermochte. Der Prior ließ mich in sein Sprachzim-

mer bringen. „Fühlst Du, mein Bruder, fing er an, durch die strenge Buße Dein Inneres erleichtert? ist Trost des Himmels Dir worden?“ — Nein, ehrwürdiger Herr, erwiederte ich in dumpfer Verzweiflung. „Indem ich Dir, fuhr der Prior mit erhöhter Stimme fort: Indem ich Dir, mein Bruder, da Du mir eine Reihe entsetzlicher Thaten gebeichtet hattest, die strengste Buße auflegte, genügte ich den Gesetzen der Kirche, welche wollen, daß der Uebelthäter, den der Arm der Gerechtigkeit nicht erreichte und der reuig dem Diener des Herrn seine Verbrechen bekannte, auch durch äußere Handlungen die Wahrheit seiner Reue kund thue. Er soll den Geist ganz dem Himmlischen zuwenden, und doch das Fleisch peinigen, damit die irdische Marter jede teuflische Lust der Unthaten aufwäge. Doch glaube ich, und mir stimmen berühmte Kirchenlehrer bei, daß die entsetzlichsten Qualen, die sich der Büßende zufügt, dem Gewicht seiner Sünden auch nicht ein Quentlein entnehmen, sobald er darauf seine Zuversicht stützt und der Gnade des Ewigen deßhalb sich würdig dünkt. Keiner menschlichen Vernunft erforschlich ist es, wie der Ewige unsere Thaten mißt, verloren ist der, der, ist er auch vom wirklichen Frevel rein, vermessen glaubt, den Himmel zu erstürmen durch äußeres Frommthun, und der Büßende, welcher nach der Bußübung seinen Frevel vertilgt glaubt, beweiset, daß seine innere Reue nicht wahrhaft ist. Du, lieber Bruder Medardus, empfindest noch keine Tröstung, das beweiset die Wahrhaftigkeit Deiner Reue, unterlasse jetzt, ich will es, alle Geißelungen, nimm bessere Speise zu Dir, und fliehe nicht mehr den Umgang der Brüder. — Wisse, daß Dein geheimnißvolles Leben mir in allen seinen wunderbarsten Verschlingungen besser bekannt worden, als Dir selbst. — Ein Verhängniß, dem Du nicht entrinnen konntest, gab dem Satan Macht über Dich, und indem Du freveltest, warst Du nur sein Werkzeug. Wähne aber nicht, daß Du deshalb weniger sündig vor den Augen des Herrn erschienest, denn Dir war die Kraft gegeben, im rüstigen Kampf den Satan zu bezwingen. In wessen Menschen Herz stürmt nicht der Böse, und widerstrebt dem Guten; aber ohne diesen Kampf gäb' es keine Tugend, denn diese ist nur der Sieg des guten Princips über das böse, so wie aus dem umgekehrten die Sünde entspringt. — Wisse fürs Erste, daß Du Dich eines Verbrechens anklagst, welches Du nur im Willen vollbrachtest. — Aurelie lebt, in wildem Wahnsinn verletztest Du

Dich selbst, das Blut Deiner eignen Wunde war es, was über Deine Hand floß . . . Aurelie lebt . . . ich weiß es."

Ich stürzte auf die Knie, ich hob meine Hände betend empor, tiefe Seufzer entflohen der Brust, Thränen quollen aus den Augen! — „Wisse ferner, fuhr der Prior fort, daß jener alte fremde Maler, von dem Du in der Beichte gesprochen, schon so lange, als ich denken kann, zuweilen unser Kloster besucht hat und vielleicht bald wieder eintreffen wird. Er hat ein Buch mir in Verwahrung gegeben, welches verschiedene Zeichnungen, vorzüglich aber eine Geschichte enthält, der er jedesmal, wenn er bei uns einsprach, einige Zeilen zusetzte. — Er hat mir nicht verboten, das Buch jemandem in die Hände zu geben, und um so mehr will ich es Dir anvertrauen, als dies meine heiligste Pflicht ist. Den Zusammenhang Deiner eignen, seltsamen Schicksale, die Dich bald in eine höhere Welt wunderbarer Visionen, bald in das gemeinste Leben versetzten, wirst Du erfahren. Man sagt, das Wunderbare sei von der Erde verschwunden, ich glaube nicht daran. Die Wunder sind geblieben, denn wenn wir selbst das Wunderbarste, von dem wir täglich umgeben, deshalb nicht mehr so nennen wollen, weil wir einer Reihe von Erscheinungen die Regel der cyklischen Wiederkehr abgelauert haben, so fährt doch oft durch jenen Kreis ein Phänomen, das all' unsre Klugheit zu Schanden macht, und an das wir, weil wir es nicht zu erfassen vermögen, in stumpfsinniger Verstocktheit nicht glauben. Hartnäckig leugnen wir dem innern Auge deshalb die Erscheinung ab, weil sie zu durchsichtig war, um sich auf der rauhen Fläche des äußern Auges abzuspiegeln. — Jenen seltsamen Maler rechne ich zu den außerordentlichen Erscheinungen, die jeder erlauerten Regel spotten; ich bin zweifelhaft, ob seine körperliche Erscheinung d a s ist, was wir w a h r nennen. So viel ist gewiß, daß niemand die gewöhnlichen Funktionen des Lebens bei ihm bemerkt hat. Auch sah ich ihn niemals schreiben oder zeichnen, unerachtet im Buch, worin er nur zu lesen schien, jedesmal, wenn er bei uns gewesen, mehr Blätter als vorher beschrieben waren. Seltsam ist es auch, daß mir Alles im Buche nur verworrenes Gekritzel, undeutliche Skizze eines phantastischen Malers zu sein schien, und nur dann erst erkennbar und lesbar wurde, als Du, mein lieber Bruder Medardus! mir gebeichtet hattest. — Nicht näher darf ich mich darüber auslassen, was ich Rücksichts des Malers ahne und

glaube. Du selbst wirst es errathen, oder vielmehr das Geheimniß wird sich Dir von selbst aufthun. Gehe, erkräftige Dich, und fühlst Du Dich, wie ich glaube, daß es in wenigen Tagen geschehen wird, im Geiste aufgerichtet, so erhältst Du von mir des fremden Malers wunderbares Buch.

Ich that nach dem Willen des Priors, ich aß mit den Brüdern, ich unterließ die Kasteiungen und beschränkte mich auf inbrünstiges Gebet an den Altären der Heiligen. Blutete auch meine Herzenswunde fort, wurde auch nicht milder der Schmerz, der aus dem Innern heraus mich durchbohrte, so verließen mich doch die entsetzlichen Traumbilder, und oft, wenn ich, zum Tode matt, auf dem harten Lager schaflos lag, umwehte es mich, wie mit Engelsfittigen, und ich sah die holde Gestalt der lebenden Aurelie, die, himmlisches Mitleiden im Auge voll Thränen, sich über mich hinbeugte. Sie streckte die Hand, wie mich beschirmend, aus über mein Haupt, da senkten sich meine Augenlider, und ein sanfter erquickender Schlummer goß neue Lebenskraft in meine Adern. Als der Prior bemerkte, daß mein Geist wieder einige Spannung gewonnen, gab er mir des Malers Buch, und ermahnte mich, es aufmerksam in seiner Zelle zu lesen. — Ich schlug es auf, und das erste, was mir ins Auge fiel, waren die in Umrissen angedeuteten und dann in Licht und Schatten ausgeführten Zeichnungen der Fresko-Gemälde in der heiligen Linde. Nicht das mindeste Erstaunen, nicht die mindeste Begierde, schnell das Räthsel zu lösen, regte sich in mir. Nein! — es gab kein Räthsel für mich, längst wußte ich ja Alles, was in diesem Malerbuch aufbewahrt worden. Das, was der Maler auf den letzten Seiten des Buchs in kleiner, kaum lesbarer bunt gefärbter Schrift zusammen getragen hatte, waren meine Träume, meine Ahnungen, nur deutlich, bestimmt in scharfen Zügen dargestellt, wie ich es niemals zu thun vermochte.

Eingeschaltete Anmerkung des Herausgebers.

Bruder Medardus fährt hier, ohne sich weiter auf das, was er im Malerbuche fand, einzulassen, in seiner Erzählung fort, wie er Abschied nahm von dem in seine Geheimnisse eingeweihten Prior und von den freundlichen Brüdern, und wie er nach Rom pilgerte, und überall, in St. Peter, in St. Sebastian und Laurenz, in St. Giovani a

Laterano, in Sankta Maria Maggiore u. s. w. an allen Altären kniete und betete, wie er selbst des Papstes Aufmerksamkeit erregte, und endlich in einen Geruch der Heiligkeit kam, der ihn — da er jetzt wirklich ein reuiger Sünder worden, und wohl fühlte, daß er nichts mehr als das sey — von Rom vertrieb. Wir, ich meine Dich und mich, mein günstiger Leser, wissen aber viel zu wenig deutliches von den Ahnungen und Träumen des Bruders Medardus, als daß wir, ohne zu lesen, was der Maler aufgeschrieben, auch nur im mindesten das Band zusammen zu knüpfen vermöchten, welches die verworren auseinander laufenden Fäden der Geschichte des Medardus, wie in einen Knoten einigt. Ein besseres Gleichniß übrigens ist es, daß uns der Fokus fehlt, aus dem die verschiedenen bunten Strahlen brachen. Das Manuscript des seligen Capuziners war in altes vergelbtes Pergament eingeschlagen, und dies Pergament mit kleiner, beinahe unleserlicher Schrift beschrieben, die, da sich darin eine ganz seltsame Hand kund that, meine Neugierde nicht wenig reizte. Nach vieler Mühe gelang es mir, Buchstaben und Worte zu entziffern, und wie erstaunte ich, als es mir klar wurde, daß es jene im Malerbuch aufgezeichnete Geschichte sei, von der Medardus spricht. Im alten Italienisch ist sie beinahe Chronikenartig und sehr aphoristisch geschrieben. Der seltsame Ton klingt im Deutschen nur rauh und dumpf, wie ein gesprungenes Glas, doch war es nöthig, zum Verständniß des Ganzen hier die Uebersetzung einzuschalten; dies thue ich, nachdem ich nur noch folgendes wehmüthigst bemerkt. Die fürstliche Familie, aus der jener oft genannte Francesko abstammte, lebt noch in Italien, und eben so leben noch die Nachkömmlinge des Fürsten, in dessen Residenz sich Medardus aufhielt. Unmöglich war es daher, die Namen zu nennen, und unbehülflicher, ungeschickter ist Niemand auf der ganzen Welt, als derjenige, der Dir, günstiger Leser, dies Buch in die Hände giebt, wenn er Namen erdenken soll da, wo schon wirkliche, und zwar schön und romantisch tönende, vorhanden sind, wie es hier der Fall war. Bezeichneter Herausgeber gedachte sich sehr gut mit dem: der Fürst, der Baron u. s. w. herauszuhelfen, nun aber der alte Maler die geheimnißvollsten, verwickeltsten Familienverhältnisse ins Klare stellt, sieht er wohl ein, daß er mit den allgemeinen Bezeichnungen nicht vermag ganz verständlich zu werden. Er müßte den einfachen Chroniken-Choral des Malers mit allerlei Erklärungen und Zurechtwei-

sungen, wie mit krausen Figuren, verschnörkeln und verbrämen. — Ich trete in die Person des Herausgebers, und bitte Dich, günstiger Leser, Du wollest, ehe Du weiter liesest, folgendes Dir gütigst merken. Camillo, Fürst von P., tritt als Stammvater der Familie auf, aus der Francesco, des Medardus Vater stammt. Theodor, Fürst von W., ist der Vater des Fürsten Alexander von W., an dessen Hofe sich Medardus aufhielt. Sein Bruder Albert, Fürst von W., vermählte sich mit der italienischen Prinzessin Giazinta B. Die Familie des Barons F. im Gebirge ist bekannt, und nur zu bemerken, daß die Baronesse von F. aus Italien abstammte, denn sie war die Tochter des Grafen Pietro S., eines Sohnes des Grafen Filippo S. Alles wird sich, lieber Leser, nun klärlich darthun, wenn Du diese wenigen Vornamen und Buchstaben im Sinn behältst. Es folgt nunmehr, statt der Fortsetzung der Geschichte,

das Pergamentblatt des alten Malers.

— — — Und es begab sich, daß die Republik Genua, hart bedrängt von den algierischen Corsaren, sich an den großen Seehelden Camillo, Fürsten von P., wandte, daß er mit vier wohl ausgerüsteten und bemannten Galleonen einen Streifzug gegen die verwegenen Räuber unternehmen möge. Camillo, nach ruhmvollen Thaten dürstend, schrieb sofort an seinen ältesten Sohn Francesko, daß er kommen möge, in des Vaters Abwesenheit das Land zu regieren. Francesko übte in Leonardo da Vinci's Schule die Malerei, und der Geist der Kunst hatte sich seiner so ganz und gar bemächtigt, daß er nichts anderes denken konnte. Daher hielt er auch die Kunst höher, als alle Ehre und Pracht auf Erden, und alles übrige Thun und Treiben der Menschen erschien ihm als ein klägliches Bemühen um eitlen Tand. Er konnte von der Kunst und von dem Meister, der schon hoch in den Jahren war, nicht lassen, und schrieb daher dem Vater zurück, daß er wohl den Pinsel, aber nicht den Szepter zu führen verstehe, und bei Leonardo bleiben wolle. Da war der alte stolze Fürst Camillo hoch erzürnt, schalt den Sohn einen unwürdigen Thoren, und schickte vertraute Diener ab, die den Sohn zurückbringen sollten. Als nun aber Francesko standhaft verweigerte, zurückzukehren, als er erklärte, daß ein Fürst, von allem Glanz des Throns umstrahlt, ihm nur ein elendiglich Wesen dünke gegen einen tüchtigen Maler, und

daß die größten Kriegesthaten nur ein grausames irdisches Spiel wären, dagegen die Schöpfung des Malers die reine Abspiegelung des ihm inwohnenden göttlichen Geistes sey, da ergrimmte der Seeheld Camillo und schwur, daß er den Francesko verstoßen und seinem jüngern Bruder Zenobio die Nachfolge zusichern wolle. Francesko war damit gar zufrieden, ja er trat in einer Urkunde seinem jüngern Bruder die Nachfolge auf den fürstlichen Thron mit aller Form und Feierlichkeit ab, und so begab es sich, daß, als der alte Fürst Camillo in einem harten blutigen Kampfe mit den Algierern sein Leben verloren hatte, Zenobio zur Regierung kam, Francesko dagegen, seinen fürstlichen Stand und Namen verläugnend, ein Maler wurde, und von einem kleinen Jahrgehalt, den ihm der regierende Bruder ausgesetzt, kümmerlich genug lebte. Francesko war sonst ein stolzer, übermüthiger Jüngling gewesen, nur der alte Leonardo zähmte seinen wilden Sinn, und als Francesko dem fürstlichen Stand entsagt hatte, wurde er Leonardo's frommer, treuer Sohn. Er half dem Alten manch' wichtiges großes Werk vollenden, und es geschah, daß der Schüler, sich hinaufschwingend zu der Höhe des Meisters, berühmt wurde, und manches Altarblatt für Kirchen und Klöster malen mußte. Der alte Leonardo stand ihm treulich bei mit Rath und That, bis er denn endlich im hohen Alter starb. Da brach, wie ein lange mühsam unterdrücktes Feuer, in dem Jüngling Francesko wieder der Stolz und Uebermuth hervor. Er hielt sich für den größten Maler seiner Zeit und die erreichte Kunstvollkommenheit mit seinem Stande paarend, nannte er sich selbst den fürstlichen Maler. Von dem alten Leonardo sprach er verächtlich, und schuf, abweichend von dem frommen, einfachen Styl, sich eine neue Manier, die mit der Ueppigkeit der Gestalten und dem prahlenden Farbenglanz die Augen der Menge verblendete, deren übertriebene Lobsprüche ihn immer eitler und übermüthiger machten. Es geschah, daß er zu Rom unter wilde ausschweifende Jünglinge gerieth, und wie er nun in Allem der erste und vorzüglichste zu seyn begehrte, so war er bald im wilden Sturm des Lasters der rüstigste Segler. Ganz von der falschen trügerischen Pracht des Heidenthums verführt, bildeten die Jünglinge, an deren Spitze Francesko stand, einen geheimen Bund, in dem sie, das Christenthum auf frevelige Weise verspottend, die Gebräuche der alten Griechen nachahmten und mit frechen Dirnen verruchte sündhafte

Feste feierten. Es waren Maler, aber noch mehr Bildhauer unter ihnen, die wollten nur von der antiken Kunst etwas wissen und verlachten Alles, was neue Künstler, von dem heiligen Christenthum entzündet, zur Glorie desselben erfunden und herrlich ausgeführt hatten. Francesko malte in unheiliger Begeisterung viele Bilder aus der lügenhaften Fabelwelt. Keiner als er vermochte, die buhlerische Ueppigkeit der weiblichen Gestalten so wahrhaft darzustellen, indem er von lebenden Modellen die Carnation, von den alten Marmorbildern aber Form und Bildung entnahm. Statt, wie sonst, in den Kirchen und Klöstern sich an den herrlichen Bildern der alten frommen Meister zu erbauen, und sie mit künstlerischer Andacht aufzunehmen in sein Inneres, zeichnete er ämsig die Gestalten der lügnerischen Heidengötter nach. Von keiner Gestalt war er aber so ganz und gar durchdrungen, als von einem berühmten Venusbilde, das er stets in Gedanken trug. Das Jahrgehalt, das Zenobio dem Bruder ausgesetzt hatte, blieb einmal länger als gewöhnlich aus, und so kam es, daß Francesko bei seinem wilden Leben, das ihm allen Verdienst schnell hinweg raffte, und das er doch nicht lassen wollte, in arge Geldnoth gerieth. Da gedachte er, daß vor langer Zeit ihm ein Capuzinerkloster aufgetragen hatte, für einen hohen Preis das Bild der heiligen Rosalia zu malen, und er beschloß, das Werk, das er aus Abscheu gegen alle christliche Heiligen nicht unternehmen wollte, nun schnell zu vollenden um das Geld zu erhalten. Er gedachte die Heilige nackt, und in Form und Bildung des Gesichts jenem Venusbilde gleich, darzustellen. Der Entwurf gerieth über die Maaßen wohl, und die freveligen Jünglinge priesen hoch Francesko's verruchten Einfall, den frommen Mönchen, statt der christlichen Heiligen, ein heidnisches Götzenbild in die Kirche zu stellen. Aber wie Francesko zu malen begann, siehe, da gestaltete sich alles anders, als er es in Sinn und Gedanken getragen, und ein mächtigerer Geist überwältigte den Geist der schnöden Lüge der ihn beherrscht hatte. Das Gesicht eines Engels aus dem hohen Himmelreiche fing an, aus düstern Nebeln hervor zu dämmern; aber als wie von scheuer Angst, das Heilige zu verletzen und dann dem Strafgericht des Herrn zu erliegen, ergriffen, wagte Francesko nicht, das Gesicht zu vollenden, und um den nackt gezeichneten Körper legten in anmuthigen Falten sich züchtige Gewänder, ein dunkelrothes Kleid und ein azurblauer Mantel. Die

Capuzinermönche hatten in dem Schreiben an den Maler Francesko nur des Bildes der heiligen Rosalia gedacht, ohne weiter zu bestimmen, ob dabei nicht eine denkwürdige Geschichte ihres Lebens der Vorwurf des Malers seyn solle, und eben daher hatte Francesko auch nur in der Mitte des Blatts die Gestalt der Heiligen entworfen; aber nun malte er, vom Geiste getrieben, allerlei Figuren rings umher, die sich wunderbarlich zusammenfügten, um das Martyrium der Heiligen darzustellen. Francesko war in sein Bild ganz und gar versunken, oder vielmehr das Bild war selbst der mächtige Geist worden, der ihn mit starken Armen umfaßte und emporhielt über das frevelige Weltleben, das er bisher getrieben. Nicht zu vollenden vermochte er aber das Gesicht der Heiligen, und das wurde ihm zu einer höllischen Qual, die, wie mit spitzen Stacheln, in sein inneres Gemüth bohrte. Er gedachte nicht mehr des Venusbildes, wohl aber war es ihm, als sähe er den alten Meister Leonardo, der ihn anblickte mit kläglicher Geberde, und ganz ängstlich und schmerzlich sprach: Ach, ich wollte Dir wohl helfen, aber ich darf es nicht, Du mußt erst entsagen allem sündhaften Streben, und in tiefer Reue und Demuth die Fürbitte der Heiligen erflehen, gegen die Du gefrevelt hast. — Die Jünglinge, welche Francesko so lange geflohen, suchten ihn auf in seiner Werkstatt und fanden ihn, wie einen ohnmächtigen Kranken, ausgestreckt auf seinem Lager liegen. Da aber Francesko ihnen seine Noth klagte, wie er, als habe ein böser Geist seine Kraft gebrochen, nicht das Bild der heiligen Rosalia fertig zu machen vermöge, da lachten sie alle auf und sprachen: „ei mein Bruder, wie bist Du denn mit einemmal so krank worden? — Laßt uns dem Aeskulap und der freundlichen Hygeia ein Weinopfer bringen, damit jener Schwache dort genese!“ Es wurde Syrakuser Wein gebracht, womit die Jünglinge die Trinkschaalen füllten, und, vor dem unvollendeten Bilde den heidnischen Göttern Libationen darbringend, ausgossen. Aber als sie dann wacker zu zechen begannen, und dem Francesko Wein darboten, da wollte dieser nicht trinken, und nicht Theil nehmen an dem Gelage der wilden Brüder, unerachtet sie Frau Venus hoch leben ließen! Da sprach einer unter ihnen: „Der thörigte Maler da ist wohl wirklich in seinen Gedanken und Gliedmaßen krank, und ich muß nur einen Doktor herbeiholen.“ Er warf seinen Mantel um, steckte seinen Stoßdegen an und schritt zur

Thüre hinaus. Es hatte aber nur wenige Augenblicke gedauert, als er wieder hereintrat und sagte: „Ei seht doch nur, ich bin ja selbst schon der Arzt, der jenen Siechling dort heilen will.“ Der Jüngling, der gewiß einem alten Arzt in Gang und Stellung recht ähnlich zu seyn begehrte, trippelte mit gekrümmten Knien einher, und hatte sein jugendliches Gesicht seltsamlich in Runzeln und Falten verzogen, so daß er anzusehen war, wie ein alter recht häßlicher Mann, und die Jünglinge sehr lachten und riefen: „Ei seht doch, was der Doktor für gelehrte Gesichter zu schneiden vermag!“ Der Doktor näherte sich dem kranken Francesko, und sprach mit rauher Stimme und verhöhnendem Ton: „Ei, Du armer Geselle, ich muß Dich wohl aufrichten aus trübseliger Ohnmacht! — Ei, Du erbärmlicher Geselle, wie siehst Du doch so blaß und krank aus, der Frau Venus wirst Du so nicht gefallen! — Kann seyn, daß Donna Rosalia sich Deiner annehmen wird, wenn Du gesundet! — Du ohnmächtiger Geselle, nippe von meiner Wunder-Arzeney. Da Du Heilige malen willst, wird Dich mein Trank wohl zu erkräftigen vermögen, es ist Wein aus dem Keller des heiligen Antonius.“ Der angebliche Doktor hatte eine Flasche unter dem Mantel hervorgezogen, die er jetzt öffnete. Es stieg ein seltsamlicher Duft aus der Flasche, der die Jünglinge betäubte, so daß sie, wie von Schläfrigkeit übernommen, in die Sessel sanken und die Augen schlossen. Aber Francesko riß in wilder Wuth, verhöhnt zu seyn als ein ohnmächtiger Schwächling, die Flasche dem Doktor aus den Händen und trank in vollen Zügen. „Wohl bekomm Dir's,“ rief der Jüngling, der nun wieder sein jugendliches Gesicht und seinen kräftigen Gang angenommen hatte. Dann rief er die andern Jünglinge aus dem Schlafe auf, worin sie versunken, und sie taumelten mit ihm die Treppe hinab. — So wie der Berg Vesuv in wildem Brausen verzehrende Flammen aussprüht, so tobte es jetzt in Feuerströmen heraus aus Francesko's Innern. Alle heidnische Geschichten, die er jemals gemalt, sah er vor Augen, als ob sie lebendig worden, und er rief mit gewaltiger Stimme: „Auch Du mußt kommen, meine geliebte Göttin, Du mußt leben und mein seyn, oder ich weihe mich den unterirdischen Göttern!“ Da erblickte er Frau Venus, dicht vor dem Bilde stehend, und ihm freundlich zuwinkend. Er sprang auf von seinem Lager, und begann an dem Kopfe der heiligen Rosalia zu malen, weil er nun der Frau

Venus reizendes Angesicht ganz getreulich abzukonterfeyen gedachte. Es war ihm so, als könne der feste Wille nicht gebieten der Hand, denn immer glitt der Pinsel ab von den Nebeln, in denen der Kopf der heiligen Rosalia eingehüllt war, und strich unwillkürlich an den Häuptern der barbarischen Männer, von denen sie umgeben. Und doch kam das himmlische Antlitz der Heiligen immer sichtbarlicher zum Vorschein, und blickte den Francesko plötzlich mit solchen lebendigstrahlenden Augen an, daß er, wie von einem herabfahrenden Blitze tödtlich getroffen, zu Boden stürzte. Als er wieder nur etwas weniges seiner Sinnen mächtig worden, richtete er sich mühsam in die Höhe, er wagte jedoch nicht, nach dem Bilde, das ihm so schrecklich worden, hinzublicken, sondern schlich mit gesenktem Haupte nach dem Tische, auf dem des Doktors Weinflasche stand, aus der er einen tüchtigen Zug that. Da war Francesko wieder ganz erkräftigt, er schaute nach seinem Bilde, es stand, bis auf den letzten Pinselstrich vollendet, vor ihm, und nicht das Antlitz der heiligen Rosalia, sondern das geliebte Venusbild lachte ihn mit üppigem Liebesblicke an. In demselben Augenblick wurde Francesko von wilden freveligen Trieben entzündet. Er heulte vor wahnsinniger Begier, er gedachte des heidnischen Bildhauers Pygmalion, dessen Geschichte er gemalt, und flehte so wie er zur Frau Venus, daß sie seinem Bilde Leben einhauchen möge. Bald war es ihm auch, als finge das Bild an sich zu regen, doch als er es in seine Arme fassen wollte, sah er wohl, daß es todte Leinewand geblieben. Dann zerraufte er sein Haar und gebehrdete sich wie einer, der von dem Satan besessen. Schon zwei Tage und zwei Nächte hatte es Francesko so getrieben; am dritten Tag, als er, wie eine erstarrte Bildsäule, vor dem Bilde stand, ging die Thüre seines Gemachs auf, und es rauschte hinter ihm wie mit weiblichen Gewändern. Er drehte sich um und erblickte ein Weib, das er für das Original seines Bildes erkannte. Es wären ihm schier die Sinne vergangen, als er das Bild, welches er aus seinen innersten Gedanken nach einem Marmorbilde erschaffen, nun lebendig vor sich in aller nur erdenklichen Schönheit erblickte, und es wandelte ihn beinahe ein Grausen an, wenn er das Gemälde ansah, das nun wie eine getreuliche Abspiegelung des fremden Weibes erschien. Es geschah ihm dasjenige, was die wunderbarliche Erscheinung eines Geistes zu bewirken pflegt, die Zunge war ihm gebunden, und er fiel

lautlos vor der Fremden auf die Kniee und hob die Hände wie anbetend zu ihr empor. Das fremde Weib richtete ihn aber lächelnd auf und sagte ihm, daß sie ihn schon damals, als er in der Malerschule des alten Leonardo da Vinci gewesen, als ein kleines Mädchen oftmals gesehen und eine unsägliche Liebe zu ihm gefaßt habe. Eltern und Verwandte habe sie nun verlassen, und sey allein nach Rom gewandert, um ihn wiederzufinden, da eine in ihrem Innern ertönende Stimme ihr gesagt habe, daß er sie sehr liebe und sie aus lauter Sehnsucht und Begierde abkonterfeyt habe, was denn, wie sie jetzt sehe, auch wirklich wahr sey. Franceško merkte nun, daß ein geheimnißvolles Seelenverständniß mit dem fremden Weibe obgewaltet, und daß dieses Verständniß das wunderbare Bild und seine wahnsinnige Liebe zu demselben geschaffen hatte. Er umarmte das Weib voll inbrünstiger Liebe, und wollte sie sogleich nach der Kirche führen, damit ein Priester sie durch das heilige Sakrament der Ehe auf ewig binde. Davor schien sich das Weib aber zu entsetzen, und sie sprach: „Ei, mein geliebter Francesko, bist Du denn nicht ein wackrer Künstler, der sich nicht fesseln läßt von den Banden der christlichen Kirche? Bist Du nicht mit Leib und Seele dem freudigen frischen Alterthum und seinen dem Leben freundlichen Göttern zugewandt? Was geht unser Bündniß die traurigen Priester an, die in düstern Hallen ihr Leben in hoffnungsloser Klage verjammern? Laß uns heiter und hell das Fest unserer Liebe feiern. Francesko wurde von diesen Reden des Weibes verführt, und so geschah es, daß er mit den von sündigem, freveligem Leichtsinn befangenen Jünglingen, die sich seine Freunde nannten, noch an demselben Abende sein Hochzeitsfest mit dem fremden Weibe nach heidnischen Gebräuchen beging. Es fand sich, daß das Weib eine Kiste mit Kleinodien und baarem Gelde mitgebracht hatte, und Francesko lebte mit ihr, in sündlichen Genüssen schwelgend, und seiner Kunst entsagend, lange Zeit hindurch. Das Weib fühlte sich schwanger und blühte nun erst immer herrlicher und herrlicher in leuchtender Schönheit auf, sie schien ganz und gar das erweckte Venusbild, und Francesko vermochte kaum, die üppige Lust seines Lebens zu ertragen. Ein dumpfes angstvolles Stöhnen weckte in einer Nacht den Francesko aus dem Schlafe; als er erschrocken aufsprang und mit der Leuchte in der Hand nach seinem Weibe sah, hatte sie ihm ein Knäblein geboren. Schnell mußten die

Diener eilen, um Wehmutter und Arzt herbeizurufen. Francesko nahm das Kind von dem Schooße der Mutter, aber in demselben Augenblick stieß das Weib einen entsetzlichen, durchdringenden Schrei aus und krümmte sich, wie von gewaltigen Fäusten gepackt, zusammen. Die Wehmutter kam mit ihrer Dienerin, ihr folgte der Arzt; als sie nun aber dem Weibe Hülfe leisten wollten, schauderten sie entsetzt zurück, denn das Weib war zum Tode erstarrt, Hals und Brust durch blaue, garstige Flecke verunstaltet, und statt des jungen schönen Gesichts erblickten sie ein gräßlich verzerrtes runzliges Gesicht mit offnen heraus starrenden Augen. Auf das Geschrei, das die beiden Weiber erhoben, liefen die Nachbarsleute herzu, man hatte von jeher von dem fremden Weibe allerlei seltsames gesprochen; die üppige Lebensart, die sie mit Francesko führte, war Allen ein Greuel gewesen, und es stand daran, daß man ihr sündhaftes Beisammensein ohne priesterliche Einsegnung, den geistlichen Gerichten anzeigen wollte. Nun, als sie die gräßlich entstellte Todte sahen, war es Allen gewiß, daß sie im Bündniß mit dem Teufel gelebt, der sich jetzt ihrer bemächtigt habe. Ihre Schönheit war nur ein lügnerisches Trugbild verdammter Zauberei gewesen. Alle Leute die gekommen, flohen erschreckt von dannen, keiner mochte die Todte anrühren. Francesko wußte nun wohl, mit wem er es zu thun gehabt hatte, und es bemächtigte sich seiner eine entsetzliche Angst. Alle seine Frevel standen ihm vor Augen, und das Strafgericht des Herrn begann hier schon auf Erden, da die Flammen der Hölle in seinem Innern aufloderten.

Des andern Tages kam ein Abgeordneter des geistlichen Gerichts, mit den Häschern, und wollte den Francesko verhaften, da erwachte aber sein Muth und stolzer Sinn, er ergriff seinen Stoßdegen, machte sich Platz und entrann. Eine gute Strecke von Rom fand er eine Höhle, in die er sich ermüdet und ermattet verbarg. Ohne sich dessen deutlich bewußt zu sein, hatte er das neugeborne Knäblein in den Mantel gewickelt und mit sich genommen. Voll wilden Ingrimms wollte er das, von dem teuflischen Weibe ihm geborene Kind an den Steinen zerschmettern, aber indem er es in die Höhe hob, stieß es klägliche bittende Töne aus, und es wandelte ihn tiefes Mitleid an, er legte das Knäblein auf weiches Moos und tröpfelte ihm den Saft einer Pommeranze ein, die er bei sich getragen. Francesko hatte, gleich einem büßenden Einsiedler, mehrere Wochen in der Höhle zu-

gebracht, und sich abwendend von dem sündlichen Frevel, in dem er gelebt, inbrünstig zu den Heiligen gebetet. Aber vor allen Anderen rief er die von ihm schwer beleidigte Rosalia an, daß sie vor dem Throne des Herrn seine Fürsprecherin sein möge. Eines Abends lag Francesko, in der Wildniß betend, auf den Knien, und schaute in die Sonne, welche sich tauchte in das Meer, das in Westen seine rothen Flammenwellen emporschlug. Aber, so wie die Flammen verblaßten im grauen Abendnebel, gewahrte Francesko in den Lüften einen leuchtenden Rosenschimmer, der sich bald zu gestalten begann. Von Engeln umgeben sah Francesko die heilige Rosalia, wie sie auf einer Wolke kniete, und ein sanftes Säuseln und Rauschen sprach die Worte: „Herr, vergieb dem Menschen, der in seiner Schwachheit und Ohnmacht nicht zu widerstehen vermochte den Lockungen des Satans." Da zuckten Blitze durch den Rosenschimmer, und ein dumpfer Donner ging dröhnend durch das Gewölbe des Himmels: „Welcher sündige Mensch hat gleich diesem gefrevelt! Nicht Gnade, nicht Ruhe im Grabe soll er finden, so lange der Stamm, den sein Verbrechen erzeugte, fortwuchert in freveliger Sünde!" — — Francesko sank nieder in den Staub, denn er wußte wohl, daß nun sein Urtheil gesprochen, und ein entsetzliches Verhängniß ihn trostlos umhertreiben werde. Er floh, ohne des Knäbleins in der Höhle zu gedenken, von dannen, und lebte, da er nicht mehr zu malen vermochte, im tiefen, jammervollen Elend. Manchmal kam es ihm in den Sinn, als müsse er, zur Glorie der christlichen Religion, herrliche Gemälde ausführen, und er dachte große Stücke in der Zeichnung und Färbung aus, die die heiligen Geschichten der Jungfrau und der heiligen Rosalia darstellen sollten; aber wie konnte er solche Malerei beginnen, da er keinen Skudo besaß, um Leinwand und Farben zu kaufen, und nur von dürftigen Almosen, an den Kirchenthüren gespendet, sein qualvolles Leben durchbrachte. Da begab es sich, daß als er einst in einer Kirche, die leere Wand anstarrend, in Gedanken malte, zwei in Schleier gehüllte Frauen auf ihn zutraten, von denen eine mit holder Engelsstimme sprach: „In dem fernen Preußen ist der Jungfrau Maria, da wo die Engel des Herrn ihr Bildniß auf einen Lindenbaum niedersetzten, eine Kirche erbaut worden, die noch des Schmuckes der Malerei entbehrt. Ziehe hin, die Ausübung Deiner Kunst sey Dir heilige Andacht, und Deine zerrissene Seele wird gelabt werden mit

himmlischem Trost." — Als Francesko aufblickte zu den Frauen, gewahrte er, wie sie in sanftleuchtenden Strahlen zerflossen, und ein Lilien= und Rosenduft die Kirche durchströmte. Nun wußte Francesko wer die Frauen waren und wollte den andern Morgen seine Pilgerfahrt beginnen. Aber noch am Abende desselben Tages fand ihn, nach vielem Mühen, ein Diener Zenobio's auf, der ihm ein zweijähriges Gehalt auszahlte, und ihn einlud an den Hof seines Herrn. Doch nur eine geringe Summe behielt Francesko, das übrige theilte er aus an die Armen und machte sich auf nach dem fernen Preußen. Der Weg führte ihn über Rom, und er kam in das nicht ferne davon gelegene Capuzinerkloster, für welches er die heilige Rosalia gemalt hatte. Er sah auch das Bild in den Altar eingefugt, doch bemerkte er, bei näherer Betrachtung, daß es nur eine Copie seines Gemäldes war. Das Original hatten, wie er erfuhr, die Mönche nicht behalten mögen, wegen der sonderbaren Gerüchte, die man von dem entflohenen Maler verbreitete, aus dessen Nachlaß sie das Bild bekommen, sondern dasselbe nach genommener Copie, an das Capuzinerkloster in B. verkauft. Nach beschwerlicher Pilgerfahrt langte Francesko in dem Kloster der heiligen Linde in Ostpreußen an, und erfüllte den Befehl, den ihm die heilige Jungfrau selbst gegeben. Er malte die Kirche so wunderbarlich aus, daß er wohl einsah, wie der Geist der Gnade in ihm zu wirken beginne. Trost des Himmels floß in seine Seele.

Es begab sich, daß der Graf Filippo S. auf der Jagd in einer abgelegenen wilden Gegend von einem bösen Unwetter überfallen wurde. Der Sturm heulte durch die Klüfte, der Regen goß in Strömen herab, als solle in einer neuen Sündfluth Mensch und Thier untergehen; da fand Graf Filippo eine Höhle, in die er sich, sammt seinem Pferde, das er mühsam hineinzog, rettete. Schwarzes Gewölk hatte sich über den ganzen Horizont gelegt, daher war es, zumal in der Höhle, so finster, daß Graf Filippo nichts unterscheiden und nicht entdecken konnte, was dicht neben ihm so raschle und rausche. Er war voll Bangigkeit, daß wohl ein wildes Thier in der Höhle verborgen sein könne, und zog sein Schwert, um jeden Angriff abzuwehren. Als aber das Unwetter vorüber, und die Sonnenstrahlen in

die Höhle fielen, gewahrte er zu seinem Erstaunen, daß neben ihm auf einem Blätterlager ein nacktes Knäblein lag und ihn mit hellen funkelnden Augen anschaute. Neben ihm stand ein Becher von Elfenbein, in dem der Graf Filippo noch einige Tropfen duftenden Weines fand, die das Knäblein begierig einsog. Der Graf ließ sein Horn ertönen, nach und nach sammelten sich seine Leute, die hierhin, dorthin geflüchtet waren, und man wartete auf des Grafen Befehl, ob sich nicht derjenige, der das Kind in die Höhle gelegt, einfinden würde, es abzuholen. Als nun aber die Nacht einzubrechen begann, da sprach der Graf Filippo: „Ich kann das Knäblein nicht hülflos liegen lassen, sondern will es mit mir nehmen, und daß ich dies gethan, überall bekannt machen lassen, damit es die Eltern, oder sonst einer, der es in die Höhle legte, von mir abfordern kann.“ Es geschah so; aber Wochen, Monate und Jahre vergingen, ohne daß sich jemand gemeldet hätte. Der Graf hatte dem Findling in heiliger Taufe den Namen Francesko geben lassen. Der Knabe wuchs heran und wurde an Gestalt und Geist ein wunderbarer Jüngling, den der Graf, seiner seltenen Gaben wegen, wie seinen Sohn liebte, und ihm, da er kinderlos war, sein ganzes Vermögen zuzuwenden gedachte. Schon fünf und zwanzig Jahre war Francesko alt worden, als der Graf Filippo in thörichter Liebe zu einem armen bildschönen Fräulein entbrannte, und sie heirathete, unerachtet sie blutjung, er aber schon sehr hoch in Jahren war. Francesko wurde alsbald von sündhafter Begier nach dem Besitze der Gräfin erfaßt, und unerachtet sie gar fromm und tugendhaft war, und nicht die geschworne Treue verletzen wollte, gelang es ihm doch endlich nach hartem Kampfe, sie durch teuflische Künste zu verstricken, so daß sie sich der frevelichen Lust überließ, und er seinem Wohlthäter mit schwarzem Undank und Verrath lohnte. Die beiden Kinder, Graf Pietro und Gräfin Angiola, die der greise Filippo in vollem Entzücken der Vaterfreude an sein Herz drückte, waren die Früchte des Frevels, der ihm, so wie der Welt, auf ewig verborgen blieb.

Von innerm Geiste getrieben, trat ich zu meinem Bruder Zenobio und sprach: „ich habe dem Throne entsagt, und selbst dann, wenn Du kinderlos vor mir sterben solltest, will ich ein armer Maler

bleiben und mein Leben in stiller Andacht, die Kunst übend, hinbringen. Doch nicht fremdem Staat soll unser Ländlein anheim fallen. Jener Francesko, den der Graf Filippo S. erzogen, ist mein Sohn. Ich war es, der auf wilder Flucht ihn in der Höhle zurückließ, wo ihn der Graf fand. Auf dem elfenbeinernen Becher, der bei ihm stand, ist unser Wappen geschnitzt, doch noch mehr als das schützt des Jünglings Bildung, die ihn als aus unserer Familie abstammend, getreulich bezeichnet, vor jedem Irrthum. Nimm, mein Bruder Zenobio! den Jüngling als Deinen Sohn auf, und er sey Dein Nachfolger!" — Zenobio's Zweifel, ob der Jüngling Francesko in rechtmäßiger Ehe erzeugt sey, wurden durch die von dem Papst sanktionirte Adoptionsurkunde, die ich auswirkte, gehoben, und so geschah es, daß meines Sohnes sündhaftes, ehebrecherisches Leben endete und er bald in rechtmäßiger Ehe einen Sohn erzeugte, den er Paolo Francesko nannte. — Gewuchert hat der verbrecherische Stamm auf verbrecherische Weise. Doch, kann meines Sohnes Reue nicht seine Frevel sühnen? Ich stand vor ihm, wie das Strafgericht des Herrn, denn sein Innerstes lag vor mir offen und klar, und was der Welt verborgen, das sagte mir der Geist, der mächtig und mächtiger wird in mir, und mich emporhebt über den brausenden Wellen des Lebens, daß ich hinabzuschauen vermag in die Tiefe, ohne daß dieser Blick mich hinabzieht zum Tode.

Francesko's Entfernung brachte der Gräfin S. den Tod, denn nun erst erwachte sie zum Bewußtseyn der Sünde, und nicht überstehen konnte sie den Kampf der Liebe zum Verbrecher, und der Reue über das, was sie begangen. Graf Filippo wurde neunzig Jahr alt, dann starb er als ein kindischer Greis. Sein vermeintlicher Sohn Pietro zog mit seiner Schwester Angiola an den Hof Francesko's, der dem Zenobio gefolgt war. Durch glänzende Feste wurde Paolo Francesko's Verlobung mit Vittoria, Fürstin von M., gefeiert, als aber Pietro die Braut in voller Schönheit erblickte, wurde er in heftiger Liebe entzündet, und ohne der Gefahr zu achten, bewarb er sich um Vittoria's Gunst. Doch Paolo Francesko's Blicken entging Pietro's Bestreben, da er selbst in seine Schwester Angiola heftig entbrannt war, die all' sein Bemühen kalt zurückwies. Vittoria entfernte sich

von dem Hofe um, wie sie vorgab, noch vor ihrer Heirath in stiller Einsamkeit ein heiliges Gelübde zu erfüllen. Erst nach Ablauf eines Jahres kehrte sie zurück, die Hochzeit sollte vor sich gehen, und gleich nach derselben wollte Graf Pietro mit seiner Schwester Angiola nach seiner Vaterstadt zurückkehren. Paolo Francesko's Liebe zur Angiola war durch ihr stetes, standhaftes Widerstreben immer mehr entflammt worden, und artete jetzt aus in die wüthende Begier des wilden Thieres, die er nur durch den Gedanken des Genusses zu bezähmen vermochte. — So geschah es, daß er durch den schändlichsten Verrath am Hochzeitstage, ehe er in die Brautkammer ging, Angiola in ihrem Schlafzimmer überfiel, und ohne daß sie zur Besinnung kam, denn Opiate hatte sie beim Hochzeitmahl bekommen, seine frevelige Lust befriedigte. Als Angiola durch die verruchte That dem Tod nahe gebracht wurde, da gestand der von Gewissensbissen gefolterte Paolo Francesko ein, was er begangen. Im ersten Aufbrausen des Zorns, wollte Pietro den Verräther niederstoßen, aber gelähmt sank sein Arm nieder, da er daran dachte, daß seine Rache der That vorangegangen. Die kleine Giazinta, Fürstin von B., allgemein für die Tochter der Schwester Vittoria's geltend, war die Frucht des geheimen Verständnisses, das Pietro mit Paolo Francesko's Braut unterhalten hatte. Pietro ging mit Angiola nach Deutschland, wo sie einen Sohn gebar, den man Franz nannte und sorgfältig erziehen ließ. Die schuldlose Angiola tröstete sich endlich über den entsetzlichen Frevel, und blühte wieder auf in gar herrlicher Anmuth und Schönheit. So kam es, daß der Fürst Theodor von W. eine gar heftige Liebe zu ihr faßte, die sie aus tiefer Seele erwiederte. Sie wurde in kurzer Zeit seine Gemahlin, und Graf Pietro vermählte sich zu gleicher Zeit mit einem deutschen Fräulein, mit der er eine Tochter erzeugte, so wie Angiola dem Fürsten zwei Söhne gebar. Wohl konnte sich die fromme Angiola ganz rein im Gewissen fühlen, und doch versank sie oft in düsteres Nachdenken, wenn ihr, wie ein böser Traum, Paolo Francesko's verruchte That in den Sinn kam, ja es war ihr oft so zu Muthe, als sey selbst die bewußtlos begangene Sünde strafbar, und würde gerächt werden an ihr und ihren Nachkommen. Selbst die Beichte und vollständige Absolution konnte sie nicht beruhigen. Wie eine himmlische Eingebung kam ihr nach langer Qual der Gedanke, daß sie alles ihrem Gemahl entdecken müsse. Unerachtet sie wohl sich des

schweren Kampfes versah, den ihr das Geständniß des von dem Bösewicht Paolo Francesko verübten Frevels kosten würde, so gelobte sie sich doch feierlich, den schweren Schritt zu wagen, und sie hielt, was sie gelobt hatte. Mit Entsetzen vernahm Fürst Theodor die verruchte That, sein Inneres wurde heftig erschüttert, und der tiefe Ingrimm schien selbst der schuldlosen Gemahlin bedrohlich zu werden. So geschah es, daß sie einige Monate auf einem entfernten Schloß zubrachte; während der Zeit bekämpfte der Fürst die bittern Empfindungen, die ihn quälten, und es kam so weit, daß er nicht allein versöhnt der Gemahlin die Hand bot, sondern auch, ohne daß sie es wußte, für Franzens Erziehung sorgte. Nach dem Tode des Fürsten und seiner Gemahlin, wußte nur Graf Pietro und der junge Fürst Alexander von W. um das Geheimniß von Franzens Geburt. Keiner der Nachkömmlinge des Malers wurde jenem Francesko, den Graf Filippo erzog, so ganz und gar ähnlich an Geist und Bildung als dieser Franz. Ein wunderbarer Jüngling vom höheren Geiste belebt, feurig und rasch in Gedanken und That. Mag des Vaters, mag des Ahnherrn Sünde nicht auf ihm lasten, mag er widerstehen den bösen Verlockungen des Satans. Ehe Fürst Theodor starb, reiseten seine beiden Söhne Alexander und Johann nach dem schönen Welschland, doch nicht sowohl offenbare Uneinigkeit, als verschiedene Neigung, verschiedenes Streben war die Ursache, daß die beiden Brüder sich in Rom trennten. Alexander kam an Paolo Francesko's Hof, und faßte solche Liebe zu Paolo's jüngster mit Vittoria erzeugten Tochter, daß er sich ihr zu vermählen gedachte. Fürst Theodor wies indessen mit einem Abscheu, der dem Fürsten Alexander unerklärlich war, die Verbindung zurück, und so kam es, daß erst nach Theodors Tode Fürst Alexander sich mit Paolo Francesko's Tochter vermählte. Prinz Johann hatte auf dem Heimwege seinen Bruder Franz kennen gelernt, und fand an dem Jünglinge, dessen nahe Verwandtschaft mit ihm er nicht ahnte, solches Behagen, daß er sich nicht mehr von ihm trennen mochte. Franz war die Ursache, daß der Prinz, statt heimzukehren nach der Residenz des Bruders, nach Italien zurückging. Das ewige unerforschliche Verhängniß wollte es, daß Beide, Prinz Johann und Franz, Vittoria's und Pietro's Tochter Giazinta sahen, und Beide in heftiger Liebe zu ihr entbrannten. — Das Verbrechen keimt, wer vermag zu widerstehen den dunkeln Mächten.

Wohl waren die Sünden und Frevel meiner Jugend entsetzlich, aber durch die Fürsprache der Gebenedeiten und der heiligen Rosalia bin ich errettet vom ewigen Verderben, und es ist mir vergönnt, die Qualen der Verdammniß zu erdulden hier auf Erden, bis der verbrecherische Stamm verdorret ist und keine Früchte mehr trägt. Ueber geistige Kräfte gebietend drückt mich die Last des Irdischen nieder, und das Geheimniß der düstern Zukunft ahnend, blendet mich der trügerische Farbenglanz des Lebens, und das blöde Auge verwirrt sich in zerfließenden Bildern, ohne daß es die wahre innere Gestaltung zu erkennen vermag! — Ich erblicke oft den Faden, den die dunkle Macht, sich auflehnend gegen das Heil meiner Seele, fortspinnt, und glaube thörigt ihn erfassen, ihn zerreißen zu können. Aber dulden soll ich, und gläubig und fromm in fortwährender reuiger Buße die Marter ertragen, die mir auferlegt worden um meine Missethaten zu sühnen. Ich habe den Prinzen und Franz von Giazinta weggescheucht, aber der Satan ist geschäftig, dem Franz das Verderben zu bereiten, dem er nicht entgehen wird. — Franz kam mit dem Prinzen an den Ort, wo sich Graf Pietro mit seiner Gemahlin und seiner Tochter Aurelie, die eben funfzehn Jahr alt worden, aufhielt. So wie der verbrecherische Vater Paolo Francesko in wilder Begier entbrannte, als er Angiola sah, so loderte das Feuer verbotener Lust auf in dem Sohn, als er das holde Kind Aurelie erblickte. Durch allerlei teuflische Künste der Verführung wußte er die fromme kaum erblühte Aurelie zu umstricken, daß sie mit ganzer Seele ihm sich ergab, und sie hatte gesündigt, ehe der Gedanke der Sünde aufgegangen in ihrem Innern. Als die That nicht mehr verschwiegen bleiben konnte, da warf er sich, wie voll Verzweiflung über das, was er begangen, der Mutter zu Füßen und gestand alles. Graf Pietro, unerachtet selbst in Sünde und Frevel befangen, hätte Franz und Aurelie ermordet. Die Mutter ließ den Franz ihren gerechten Zorn fühlen, indem sie ihn mit der Drohung, die verruchte That dem Grafen Pietro zu entdecken, auf immer aus ihren und der verführten Tochter Augen verbannte. Es gelang der Gräfin die Tochter den Augen des Grafen Pietro zu entziehen, und sie gebar an entferntem Orte ein Töchterlein. Aber Franz konnte nicht lassen von Aurelien, er erfuhr ihren Aufenthalt, eilte hin und trat in das Zimmer, als eben die Gräfin, verlassen vom Hausgesinde, neben dem Bette der Tochter saß

und das Töchterlein, das erst acht Tage alt worden, auf dem Schooße hielt. Die Gräfin stand voller Schreck und Entsetzen über den unvermutheten Anblick des Bösewichts auf, und gebot ihm, das Zimmer zu verlassen. „Fort ... fort, sonst bist Du verloren; Graf Pietro weiß, was Du Verruchter begangen!“ So rief sie, um dem Franz Furcht einzujagen, und drängte ihn nach der Thüre; da übermannte den Franz wilde, teuflische Wuth, er riß der Gräfin das Kind vom Arme, versetzte ihr einen Faustschlag vor die Brust, daß sie rücklings niederstürzte, und rannte fort. Als Aurelie aus tiefer Ohnmacht erwachte, war die Mutter nicht mehr am Leben, die tiefe Kopfwunde (sie war auf einen mit Eisen beschlagenen Kasten gestürzt) hatte sie getödtet. Franz hatte im Sinn, das Kind zu ermorden, er wickelte es in Tücher, lief am finstern Abend die Treppe hinab und wollte eben zum Hause hinaus, als er ein dumpfes Wimmern vernahm, das aus einem Zimmer des Erdgeschosses zu kommen schien. Unwillkürlich blieb er stehen, horchte und schlich endlich jenem Zimmer näher. In dem Augenblick trat eine Frau, welche er für die Kinderwärterin der Baronesse S., in deren Hause er wohnte, erkannte, unter kläglichem Jammern heraus. Franz frug, weshalb sie sich so gebehrde? „Ach Herr, sagte die Frau: mein Unglück ist gewiß, so eben saß die kleine Euphemie auf meinem Schoße und juchzte und lachte, aber mit einemmal läßt sie das Köpfchen sinken und ist todt. — Blaue Flecken hat sie auf der Stirn, und so wird man mir Schuld geben, daß ich sie habe fallen lassen!“ — Schnell trat Franz hinein, und als er das todte Kind erblickte, gewahrte er, wie das Verhängniß das Leben seines Kindes wollte, denn es war mit der todten Euphemie auf wunderbare Weise gleich gebildet und gestaltet. Die Wärterin, vielleicht nicht so unschuldig an dem Tode des Kindes als sie vorgab, und bestochen durch Franzens reichliches Geschenk, ließ sich den Tausch gefallen; Franz wickelte nun das todte Kind in die Tücher und warf es in den Strom. Aureliens Kind wurde als die Tochter der Baronesse von S., Euphemie mit Namen, erzogen und der Welt blieb das Geheimniß ihrer Geburt verborgen. Die Unselige wurde nicht durch das Sakrament der heiligen Taufe in den Schoß der Kirche aufgenommen, denn getauft war schon das Kind, dessen Tod ihr Leben erhielt. Aurelie hat sich nach mehreren Jahren mit dem Baron von F. vermählt; zwei Kinder, Hermogen und Aurelie sind die Frucht dieser Vermählung.

Die ewige Macht des Himmels hatte es mir vergönnt, daß, als der Prinz mit Francesko (so nannte er den Franz auf italienische Weise) nach der Residenzstadt des fürstlichen Bruders zu gehen gedachte, ich zu ihnen treten und mitziehen durfte. Mit kräftigem Arm wollte ich den schwankenden Francesko erfassen, wenn er sich dem Abgrunde nahte, der sich vor ihm aufgethan. Thörigtes Beginnen des ohnmächtigen Sünders, der noch nicht Gnade gefunden vor dem Throne des Herrn! — Francesko ermordete den Bruder, nachdem er an Giazinta verruchten Frevel geübt! Francesko's Sohn ist der unselige Knabe, den der Fürst unter dem Namen des Grafen Viktorin erziehen läßt. Der Mörder Francesko gedachte sich zu vermählen mit der frommen Schwester der Fürstin, aber ich vermochte dem Frevel vorzubeugen in dem Augenblick, als er begangen werden sollte an heiliger Stätte.

Wohl bedurfte es des tiefen Elends, in das Franz versank — nachdem er, gefoltert von dem Gedanken nie abzubüßender Sünde, entflohen — um ihn zur Reue zu wenden. Von Gram und Krankheit gebeugt kam er auf der Flucht zu einem Landmann, der ihn freundlich aufnahm. Des Landmanns Tochter, eine fromme, stille Jungfrau, faßte wunderbare Liebe zu dem Fremden, und pflegte ihn sorglich. So geschah es, daß, als Francesko genesen, er der Jungfrau Liebe erwiederte, und sie wurden durch das heilige Sakrament der Ehe vereinigt. Es gelang ihm durch seine Klugheit und Wissenschaft sich aufzuschwingen und des Vaters nicht geringen Nachlaß reichlich zu vermehren, so daß er viel irdischen Wohlstand genoß. Aber unsicher und eitel ist das Glück des mit Gott nicht versöhnten Sünders. Franz sank zurück in die bitterste Armuth und tödtend war sein Elend, denn er fühlte, wie Geist und Körper hinschwanden in kränkelnder Siechheit. Sein Leben wurde eine fortwährende Bußübung. Endlich sandte ihm der Himmel einen Strahl des Trostes. — Er soll pilgern nach der heiligen Linde und dort wird ihm die Geburt eines Sohnes die Gnade des Herrn verkünden.

In dem Walde, der das Kloster zur heiligen Linde umschließt, trat ich zu der bedrängten Mutter, als sie über dem neugebornen vaterlosen Knäblein weinte, und erquickte sie mit Worten des Trostes. —

Wunderbar geht die Gnade des Herrn auf, dem Kinde, das geboren wird in dem segensreichen Heiligthum der Gebenedeiten! Oftmals begiebt es sich, daß das Jesuskindlein sichtbarlich zu ihm tritt und früh in dem kindischen Gemüth den Funken der Liebe entzündet. —

Die Mutter hat in heiliger Taufe dem Knaben des Vaters Namen, Franz, geben lassen! — Wirst Du es denn seyn, Franziskus, der, an heiliger Stätte geboren, durch frommen Wandel den verbrecherischen Ahnherrn entsündigt und ihm Ruhe schafft im Grabe? Fern von der Welt und ihren verführerischen Lockungen, soll der Knabe sich ganz dem Himmlischen zuwenden. Er soll geistlich werden. So hat es der heilige Mann, der wunderbaren Trost in meine Seele goß, der Mutter verkündet, und es mag wohl die Prophezeihung der Gnade seyn, die mich mit wundervoller Klarheit erleuchtet, so daß ich in meinem Innern das lebendige Bild der Zukunft zu erschauen vermeine.

Ich sehe den Jüngling den Todeskampf streiten mit der finstern Macht, die auf ihn eindringt mit furchtbarer Waffe! — Er fällt, doch ein göttlich Weib erhebt über sein Haupt die Siegeskrone! — Es ist die heilige Rosalia selbst, die ihn errettet! — So oft es mir die ewige Macht des Himmels vergönnt, will ich dem Knaben, dem Jünglinge, dem Mann nahe seyn und ihn schützen, wie es die mir verliehene Kraft vermag. — Er wird seyn wie —

Anmerkung des Herausgebers.

Hier wird, günstiger Leser! die halb erloschene Schrift des alten Malers so undeutlich, daß weiter etwas zu entziffern, ganz unmöglich ist. Wir kehren zu dem Manuscript des merkwürdigen Capuziners Medardus zurück.

Dritter Abschnitt.

Die Rückkehr in das Kloster.

Es war so weit gekommen, daß überall, wo ich mich in den Straßen von Rom blicken ließ, Einzelne aus dem Volk still standen, und in gebeugter, demüthiger Stellung um meinen Segen baten. Mocht' es seyn, daß meine strengen Bußübungen, die ich fortsetzte, schon Aufsehen erregten, aber gewiß war es, daß meine fremdartige, wunderliche Erscheinung den lebhaften phantastischen Römern bald zu einer Legende werden mußte, und daß sie mich vielleicht, ohne daß ich es ahnte, zu dem Helden irgend eines frommen Mährchens erhoben hatten. Oft weckten mich bange Seufzer und das Gemurmel leiser Gebete aus tiefer Betrachtung, in die ich, auf den Stufen des Altars liegend, versunken, und ich bemerkte dann, wie rings um mich her Andächtige knieten, und meine Fürbitte zu erflehen schienen. So wie in jenem Capuzinerkloster, hörte ich hinter mir rufen: il Santo! — und schmerzhafte Dolchstiche fuhren durch meine Brust. Ich wollte Rom verlassen, doch wie erschrak ich, als der Prior des Klosters, in dem ich mich aufhielt, mir ankündigte, daß der Papst mich hätte zu sich entbieten lassen. Düstre Ahnungen stiegen in mir auf, daß vielleicht aufs Neue die böse Macht in feindlichen Verkettungen mich festzubannen trachte, indessen faßte ich Muth und ging zur bestimmten Stunde nach dem Vatikan. Der Papst, ein wohlgebildeter Mann, noch in den Jahren der vollen Kraft, empfing mich auf einem reich verzierten Lehnstuhl sitzend. Zwei wunderschöne geistlich gekleidete Knaben bedienten ihn mit Eiswasser und durchfächelten das Zimmer mit Reiherbüschen, um, da der Tag überheiß war, die Kühle zu erhalten. Demüthig trat ich auf ihn zu und machte die gewöhnliche

Kniebeugung. Er sah mich scharf an, der Blick hatte aber etwas Gutmüthiges und statt des strengen Ernstes, der sonst, wie ich aus der Ferne wahrzunehmen geglaubt, auf seinem Gesicht ruhte, ging ein sanftes Lächeln durch alle Züge. Er frug, woher ich käme, was mich nach Rom gebracht — kurz das Gewöhnlichste über meine persönlichen Verhältnisse, und stand dann auf, indem er sprach: „Ich ließ Euch rufen, weil man mir von Eurer seltenen Frömmigkeit erzählt. — Warum, Mönch Medardus, treibst Du Deine Andachtsübungen öffentlich vor dem Volk in den besuchtesten Kirchen? — Gedenkst Du zu erscheinen als ein Heiliger des Herrn und angebetet zu werden von dem fanatischen Pöbel, so greife in Deine Brust und forsche wohl, wie der innerste Gedanke beschaffen, der Dich so zu handeln treibt. — Bist Du nicht rein vor dem Herrn und vor mir, seinem Statthalter, so nimmst Du bald ein schmähliches Ende, Mönch Medardus!" — Diese Worte sprach der Papst mit starker, durchdringender Stimme, und wie treffende Blitze funkelte es aus seinen Augen. Nach langer Zeit zum erstenmal fühlte ich mich nicht der Sünde schuldig, der ich angeklagt wurde, und so mußte es wohl kommen, daß ich nicht allein meine Fassung behielt, sondern auch von dem Gedanken, daß meine Buße aus wahrer innerer Zerknirschung hervorgegangen, erhoben wurde, und wie ein Begeisterter zu sprechen vermochte: „Ihr hochheiliger Statthalter des Herrn, wohl ist Euch die Kraft verliehen, in mein Inneres zu schauen; wohl mögt Ihr es wissen, daß Centnerschwer mich die unsägliche Last meiner Sünden zu Boden drückt, aber eben so werdet Ihr die Wahrheit meiner Reue erkennen. Fern von mir ist der Gedanke schnöder Heuchelei, fern von mir jede ehrgeizige Absicht, das Volk zu täuschen auf verruchte Weise. — Vergönnt es dem büßenden Mönche, o hochheiliger Herr! daß er in kurzen Worten sein verbrecherisches Leben, aber auch das, was er in der tiefsten Reue und Zerknirschung begonnen, Euch enthülle!" — So fing ich an, und erzählte nun, ohne Namen zu nennen und so gedrängt als möglich, meinen ganzen Lebenslauf. Aufmerksamer und aufmerksamer wurde der Papst. Er setzte sich in den Lehnstuhl, und stützte den Kopf in die Hand; er sah zur Erde nieder, dann fuhr er plötzlich in die Höhe; die Hände über einander geschlagen und mit dem rechten Fuß ausschreitend, als wolle er auf mich zu treten, starrte er mich an mit glühenden Augen. Als ich geendet, setzte er sich aufs

Reue. „Eure Geschichte, Mönch Medardus! fing er an, ist die verwunderlichste, die ich jemals vernommen. — Glaubt Ihr an die offenbare sichtliche Einwirkung einer bösen Macht, die die Kirche Teufel nennt?" — Ich wollte antworten, der Papst fuhr fort: „Glaubt Ihr, daß der Wein, den Ihr aus der Reliquienkammer stahlt und austranket, Euch zu den Freveln trieb, die Ihr beginget?" — „Wie ein von giftigen Dünsten geschwängertes Wasser gab er Kraft dem bösen Keim, der in mir ruhete, daß er fortzuwuchern vermochte!" — Als ich dies erwiedert, schwieg der Papst einige Augenblicke, dann fuhr er mit ernstem in sich gekehrtem Blick fort: „Wie, wenn die Natur die Regel des körperlichen Organism auch im geistigen befolgte, daß gleicher Keim nur gleiches zu gebähren vermag? . . . Wenn Neigung und Wollen, — wie die Kraft, die im Kern verschlossen, des hervorschießenden Baumes Blätter wieder grün färbt — sich fortpflanzte von Vätern zu Vätern, alle Willkür aufhebend? . . . Es giebt Familien von Mördern, von Räubern! . . . Das wäre die Erbsünde, des frevelhaften Geschlechts ewiger, durch kein Sühnopfer vertilgbarer Fluch!" — „Muß der vom Sünder Geborne wieder sündigen, vermöge des vererbten Organism, dann giebt es keine Sünde," so unterbrach ich den Papst. „Doch! sprach er, der ewige Geist schuf einen Riesen, der jenes blinde Thier, das in uns wüthet, zu bändigen und in Fesseln zu schlagen vermag. Bewußtseyn heißt dieser Riese, aus dessen Kampf mit dem Thier sich die Spontaneität erzeugt. Des Riesen Sieg ist die Tugend, der Sieg des Thieres die Sünde." Der Papst schwieg einige Augenblicke, dann heiterte sein Blick sich auf, und er sprach mit sanfter Stimme: „Glaubt Ihr, Mönch Medardus, daß es für den Statthalter des Herrn schicklich sey, mit Euch über Tugend und Sünde zu vernünfteln?" — „Ihr habt, hochheiliger Herr, erwiederte ich, Euern Diener gewürdigt Eure tiefe Ansicht des menschlichen Seyns zu vernehmen, und wohl mag es Euch ziemen über den Kampf zu sprechen, den Ihr längst, herrlich und glorreich siegend, geendet." — „Du hast eine gute Meinung von mir, Bruder Medardus, sprach der Papst, oder glaubst Du, daß die Tiara der Lorbeer sey, der mich als Helden und Sieger der Welt verkündet?" — „Es ist, sprach ich, wohl etwas großes, König seyn und herrschen über ein Volk. So im Leben hochgestellt, mag Alles rings umher näher zusammengerückt in jedem Verhältniß commensurabler erscheinen, und eben durch die

hohe Stellung sich die wunderbare Kraft des Ueberschauens entwickeln, die, wie eine höhere Weihe, sich kund thut im gebornen Fürsten." — „Du meinst, fiel der Papst ein, daß selbst den Fürsten, die schwach an Verstande und Willen, doch eine gewisse wunderliche Sagazität beiwohne, die füglich für Weisheit geltend, der Menge zu imponiren vermag. Aber wie gehört das hieher?" — „Ich wollte, fuhr ich fort, von der Weihe der Fürsten reden, deren Reich von dieser Welt ist, und dann von der heiligen, göttlichen Weihe des Statthalters des Herrn. Auf geheimnißvolle Weise erleuchtet der Geist des Herrn die im Conklave eingeschlossenen hohen Priester. Getrennt, in einzelnen Gemächern frommer Betrachtung hingegeben, befruchtet der Strahl des Himmels das nach der Offenbarung sich sehnende Gemüth, und ein Name erschallt, wie ein, die ewige Macht lobpreisender Hymnus, von den begeisterten Lippen. — Nur kund gethan in irdischer Sprache wird der Beschluß der ewigen Macht, die sich ihren würdigen Statthalter auf Erden erkor, und so, hochheiliger Herr! ist Eure Krone, im dreifachen Ringe das Mysterium Eures Herrn, des Herrn der Welten, verkündend, in der That der Lorbeer, der Euch als Helden und Sieger darstellt. — Nicht von dieser Welt ist Euer Reich, und doch seyd Ihr berufen zu herrschen über alle Reiche dieser Erde, die Glieder der unsichtbaren Kirche sammelnd unter der Fahne des Herrn! — Das weltliche Reich, das Euch beschieden, ist nur Euer in himmlischer Pracht blühender Thron." — „Das giebst Du zu, unterbrach mich der Papst, — das giebst Du zu, Bruder Medardus, daß ich Ursache habe, mit diesem mir beschiedenen Thron zufrieden zu sein. Wohl ist meine blühende Roma geschmückt mit himmlischer Pracht, das wirst Du auch wohl fühlen, Bruder Medardus! hast Du Deinen Blick nicht ganz dem Irdischen verschlossen.... Doch das glaub' ich nicht ... Du bist ein wackrer Redner und hast mir zum Sinn gesprochen. ... Wir werden uns, merk ich, näher verständigen! ... Bleibe hier! ... In einigen Tagen bist Du vielleicht Prior, und später könnt' ich Dich wohl gar zu meinem Beichtvater erwählen. ... Gehe ... gebehrde Dich weniger närrisch in den Kirchen, zum Heiligen schwingst Du Dich nun einmal nicht hinauf — der Kalender ist vollzählig. Gehe." — Des Papstes letzte Worte verwunderten mich eben so, wie sein ganzes Betragen überhaupt, das ganz dem Bilde widersprach, wie es sonst von dem Höchsten der christlichen

Gemeinde, dem die Macht gegeben zu binden und zu lösen, in meinem Innern aufgegangen war. Es war mir nicht zweifelhaft, daß er Alles, was ich von der hohen Göttlichkeit seines Berufs gesprochen, für eine leere listige Schmeichelei gehalten hatte. Er ging von der Idee aus, daß ich mich hatte zum Heiligen aufschwingen wollen, und daß ich, da er mir aus besondern Gründen den Weg dazu versperren mußte, nun gesonnen war, mir auf andere Weise Ansehn und Einfluß zu verschaffen. Auf dieses wollte er wieder aus besonderen mir unbekannten Gründen eingehen.

Ich beschloß, — ohne daran zu denken, daß ich ja, ehe der Papst mich rufen ließ, Rom hatte verlassen wollen — meine Andachtsübungen fortzusetzen. Doch nur zu sehr im Innern fühlte ich mich bewegt, um wie sonst mein Gemüth ganz dem Himmlischen zuwenden zu können. Unwillkürlich dachte ich selbst im Gebet an mein früheres Leben; erblaßt war das Bild meiner Sünden und nur das Glänzende der Laufbahn, die ich als Liebling eines Fürsten begonnen, als Beichtiger des Papstes fortsetzen, und wer weiß auf welcher Höhe enden werde, stand grell leuchtend vor meines Geistes Augen. So kam es, daß ich, nicht weil es der Papst verboten, sondern unwillkürlich meine Andachtsübungen einstellte, und statt dessen in den Straßen von Rom umherschlenderte. Als ich eines Tages über den spanischen Platz ging, war ein Haufen Volks um den Kasten eines Puppenspielers versammelt. Ich vernahm Pulcinells komisches Gequäke und das wiehernde Gelächter der Menge. Der erste Akt war geendet, man bereitete sich auf den zweiten vor. Die kleine Decke flog auf, der junge David erschien mit seiner Schleuder und dem Sack voll Kieselsteinen. Unter possierlichen Bewegungen versprach er, daß nunmehr der ungeschlachte Riese Goliath ganz gewiß erschlagen und Israel errettet werden solle. Es ließ sich ein dumpfes Rauschen und Brummen hören. Der Riese Goliath stieg empor mit einem ungeheuern Kopfe. — Wie erstaunte ich, als ich auf den ersten Blick in dem Goliathskopf den närrischen Belcampo erkannte. Dicht unter dem Kopf hatte er mittelst einer besondern Vorrichtung einen kleinen Körper mit Aermchen und Beinchen angebracht, seine eigenen Schultern und Arme aber durch eine Draperie versteckt, die wie Goliaths breit gefalteter Mantel anzusehen war. Goliath hielt, mit den seltsamsten Grimassen und groteskem Schütteln des Zwergleibes, eine

stolze Rede, die David nur zuweilen durch ein feines Kichern unterbrach. Das Volk lachte unmäßig, und ich selbst, wunderlich angesprochen von der neuen fabelhaften Erscheinung Belcampo's, ließ mich fortreißen und brach aus in das längst ungewohnte Lachen der innern kindischen Lust. — Ach wie oft war sonst mein Lachen nur der convulsivische Krampf der innern herzzerreißenden Qual. Dem Kampf mit dem Riesen ging eine lange Disputation voraus, und David bewies überaus künstlich und gelehrt, warum er den furchtbaren Gegner todtschmeißen müsse und werde. Belcampo ließ alle Muskeln seines Gesichts wie knisternde Lauffeuer spielen und dabei schlugen die Riesenärmchen nach dem kleiner als kleinen David, der geschickt unterzuducken wußte und dann hier und da, ja selbst aus Goliaths eigner Mantelfalte zum Vorschein kam. Endlich flog der Kiesel an Goliaths Haupt, er sank hin und die Decke fiel. Ich lachte immer mehr, durch Belcampo's tollen Genius gereizt, überlaut, da klopfte Jemand leise auf meine Schulter. Ein Abbate stand neben mir. „Es freut mich, fing er an: daß Ihr, mein ehrwürdiger Herr, nicht die Lust am Irdischen verloren habt. Beinahe traute ich Euch, nachdem ich Eure merkwürdigen Andachtsübungen gesehen, nicht mehr zu, daß Ihr über solche Thorheiten zu lachen vermöchtet." Es war mir so, als der Abbate dieses sprach, als müßte ich mich meiner Lustigkeit schämen, und unwillkürlich sprach ich, was ich gleich darauf schwer bereute gesprochen zu haben. „Glaubt mir, mein Herr Abbate, sagte ich, daß dem, der in dem buntesten Wogenspiel des Lebens ein rüstiger Schwimmer war, nie die Kraft gebricht, aus dunkler Fluth aufzutauchen und muthig sein Haupt zu erheben." Der Abbate sah mich mit blitzenden Augen an. „Ei, sprach er, wie habt Ihr das Bild so gut erfunden und ausgeführt. Ich glaube Euch jetzt zu kennen ganz und gar, und bewundere Euch aus tiefstem Grunde meiner Seele."

Ich weiß nicht, mein Herr! wie ein armer büßender Mönch Eure Bewunderung zu erregen vermochte!

„Vortrefflich, Ehrwürdigster! — Ihr fallt zurück in Eure Rolle! — Ihr seyd des Papstes Liebling?"

Dem hochheiligen Statthalter des Herrn hat es gefallen, mich seines Blicks zu würdigen. — Ich habe ihn verehrt im Staube, wie es der Würde, die ihm die ewige Macht verlieh, als sie himmlisch-reine Tugend bewährt fand in seinem Innern, geziemt.

„Nun, Du ganz würdiger Vasall an dem Thron des dreifach Gekrönten, Du wirst tapfer thun, was deines Amtes ist! — Aber glaube mir, der jetzige Statthalter des Herrn ist ein Kleinod der Tugend gegen Alexander den sechsten, und da magst Du Dich vielleicht doch verrechnet haben! — Doch — spiele deine Rolle — ausgespielt ist bald, was munter und lustig begann. — Lebt wohl, mein sehr ehrwürdiger Herr!“

Mit gellendem Hohngelächter sprang der Abbate von dannen, erstarrt blieb ich stehen. Hielt ich seine letzte Aeußerung mit meinen eignen Bemerkungen über den Papst zusammen, so mußte es mir wohl klar aufgehen, daß er keinesweges der nach dem Kampf mit dem Thier gekrönte Sieger war, für den ich ihn gehalten, und eben so mußte ich auf entsetzliche Weise mich überzeugen, daß, wenigstens dem eingeweihten Theil des Publikums, meine Buße als ein heuchlerisches Bestreben erschienen war, mich auf diese oder jene Weise aufzuschwingen. Verwundet bis tief in das Innerste, kehrte ich in mein Kloster zurück und betete inbrünstig in der einsamen Kirche. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und ich erkannte bald die Versuchung der finstern Macht, die mich aufs Neue zu verstricken getrachtet hatte, aber auch zugleich meine sündige Schwachheit und die Strafe des Himmels. — Nur schnelle Flucht konnte mich retten, und ich beschloß mit dem frühesten Morgen mich auf den Weg zu machen. Schon war beinahe die Nacht eingebrochen, als die Hausglocke des Klosters stark angezogen wurde. Bald darauf trat der Bruder Pförtner in meine Zelle und berichtete, daß ein seltsam gekleideter Mann durchaus begehre mich zu sprechen. Ich ging nach dem Sprachzimmer, es war Belcampo, der nach seiner tollen Weise auf mich zusprang, bei beiden Armen mich packte, und mich schnell in einen Winkel zog. „Medardus, fing er leise und eilig an: Medardus, Du magst es nun anstellen wie Du willst, um Dich zu verderben, die Narrheit ist hinter Dir her auf den Flügeln des Westwindes — Südwindes oder auch Süd-Südwest — oder sonst, und packt Dich, ragt auch nur noch ein Zipfel deiner Kutte hervor aus dem Abgrunde, und zieht Dich herauf — O Medardus, erkenne das — erkenne was Freundschaft ist, erkenne was Liebe vermag, glaube an David und Jonathan, liebster Capuziner!“ — „Ich habe Sie als Goliath bewundert, fiel ich dem Schwätzer in die Rede, aber sagen Sie mir schnell, worauf

es ankommt — was Sie zu mir hertreibt?“ — „Was mich hertreibt? sprach Belcampo: was mich hertreibt? — Wahnsinnige Liebe zu einem Capuziner, dem ich einst den Kopf zurechtsetzte, der umherwarf mit blutiggoldenen Dukaten — der Umgang hatte mit scheußlichen Revenants — der, nachdem er was Weniges gemordet hatte — die Schönste der Welt heirathen wollte, bürgerlicher oder vielmehr adliger Weise.“ — „Halt ein, rief ich: halt ein, Du grauenhafter Narr! Gebüßt habe ich schwer, was Du mir vorwirfst im freveligen Muthwillen.“ — „O Herr, fuhr Belcampo fort, noch ist die Stelle so empfindlich, wo Euch die feindliche Macht tiefe Wunden schlug? — Ei, so ist Eure Heilung noch nicht vollbracht. — Nun ich will sanft und ruhig seyn, wie ein frommes Kind, ich will mich bezähmen, ich will nicht mehr springen, weder körperlich noch geistig, und Euch, geliebter Capuziner, blos sagen, daß ich Euch hauptsächlich Eurer sublimen Tollheit halber so zärtlich liebe, und da es überhaupt nützlich ist, daß jedes tolle Prinzip so lange lebe und gedeihe auf Erden als nur immer möglich, so rette ich Dich aus jeder Todesgefahr, in die Du muthwilliger Weise Dich begiebst. In meinem Puppenkasten habe ich ein Gespräch belauscht, das Dich betrifft. Der Papst will Dich zum Prior des hiesigen Capuzinerklosters und zu seinem Beichtiger erheben. Fliehe schnell, schnell fort von Rom, denn Dolche lauern auf Dich. Ich kenne den Bravo, der Dich ins Himmelreich spediren soll. Du bist dem Dominikaner, der jetzt des Papstes Beichtiger ist, und seinem Anhange im Wege. — Morgen darfst Du nicht mehr hier sein.“ — Diese neue Begebenheit konnte ich gar gut mit den Aeußerungen des unbekannten Abbate zusammenreimen; so betroffen war ich, daß ich kaum bemerkte, wie der possierliche Belcampo mich einmal über das andere an das Herz drückte und endlich mit seinen gewöhnlichen seltsamen Grimassen und Sprüngen Abschied nahm. —

Mitternacht mochte vorüber seyn, als ich die äußere Pforte des Klosters öffnen und einen Wagen dumpf über das Pflaster des Hofes hereinrollen hörte. Bald darauf kam es den Gang herauf; man klopfte an meine Zelle, ich öffnete und erblickte den Pater Guardian, dem ein tief vermummter Mann mit einer Fackel folgte. „Bruder Medardus, sprach der Guardian: ein Sterbender verlangt in der Todesnoth Euern geistlichen Zuspruch und die letzte Oelung. Thut,

was Eures Amtes ist, und folgt diesem Mann, der Euch dorthin führen wird, wo man Eurer bedarf." — Mich überlief ein kalter Schauer, die Ahnung daß man mich zum Tode führen wolle, regte sich in mir auf; doch durfte ich mich nicht weigern, und folgte daher dem Vermummten, der den Schlag des Wagens öffnete, und mich nöthigte einzusteigen. Im Wagen fand ich zwei Männer, die mich in ihre Mitte nahmen. Ich frug, wo man mich hinführen wolle? — wer gerade von mir Zuspruch und letzte Oelung verlange? — Keine Antwort! In tiefem Schweigen ging es fort durch mehrere Straßen. Ich glaubte an dem Klange wahrzunehmen, daß wir schon außerhalb Roms waren, doch bald vernahm ich deutlich, daß wir durch ein Thor und dann wieder durch gepflasterte Straßen fuhren. Endlich hielt der Wagen, und schnell wurden mir die Hände gebunden und eine dicke Kappe fiel über mein Gesicht. „Euch soll nichts Böses widerfahren, sprach eine rauhe Stimme, nur schweigen müßt Ihr über Alles, was Ihr sehen und hören werdet, sonst ist Euer augenblicklicher Tod gewiß." — Man hob mich aus dem Wagen, Schlösser klirrten, und ein Thor dröhnte auf in schweren ungefügigen Angeln. Man führte mich durch lange Gänge und endlich Treppen hinab — tiefer und tiefer. Der Schall der Tritte überzeugte mich, daß wir uns in Gewölben befanden, deren Bestimmung der durchdringende Todtengeruch verrieth. Endlich stand man still — die Hände wurden mir losgebunden, die Kappe mir vom Kopfe gezogen. Ich befand mich in einem geräumigen, von einer Ampel schwach beleuchteten Gewölbe, ein schwarz vermummter Mann, wahrscheinlich derselbe, der mich hergeführt hatte, stand neben mir, rings umher saßen auf niedrigen Bänken Dominikanermönche. Der grauenhafte Traum, den ich einst in dem Kerker träumte, kam mir in den Sinn, ich hielt meinen qualvollen Tod für gewiß, doch blieb ich gefaßt und betete inbrünstig im Stillen, nicht um Rettung, sondern um ein seliges Ende. Nach einigen Minuten düstern ahnungsvollen Schweigens trat einer der Mönche auf mich zu, und sprach mit dumpfer Stimme: „Wir haben einen Eurer Ordensbrüder gerichtet, Medardus! das Urtheil soll vollstreckt werden. Von Euch, einem heiligen Manne, erwartet er Absolution und Zuspruch im Tode! — Geht und thut was Eures Amts ist." Der Vermummte, welcher neben mir stand, faßte mich unter den Arm und führte mich weiter fort, durch einen engen Gang in

ein kleines Gewölbe. Hier lag, in einem Winkel, auf dem Strohlager ein bleiches, abgezehrtes, mit Lumpen behängtes Gerippe. Der Vermummte setzte die Lampe, die er mitgebracht, auf den steinernen Tisch in der Mitte des Gewölbes, und entfernte sich. Ich nahte mich dem Gefangenen, er drehte sich mühsam nach mir um; ich erstarrte, als ich die ehrwürdigen Züge des frommen Cyrillus erkannte. Ein himmlisches verklärtes Lächeln überflog sein Gesicht. „So haben mich, fing er mit matter Stimme an, die entsetzlichen Diener der Hölle, welche hier hausen, doch nicht getäuscht. Durch sie erfuhr ich, daß Du, mein lieber Bruder Medardus, Dich in Rom befändest, und als ich mich so sehnte nach Dir, weil ich großes Unrecht an Dir verübt habe, da versprachen sie mir, sie wollten Dich zu mir führen in der Todesstunde. Die ist nun wohl gekommen und sie haben Wort gehalten." Ich kniete nieder bei dem frommen ehrwürdigen Greis, ich beschwor ihn, mir nur vor allen Dingen zu sagen, wie es möglich gewesen sey, ihn einzukerkern, ihn zum Tode zu verdammen. „Mein lieber Bruder Medardus, sprach Cyrill: erst nachdem ich reuig bekannt, wie sündlich ich aus Irrthum an Dir gehandelt, erst wenn Du mich mit Gott versöhnt, darf ich von meinem Elende, von meinem irdischen Untergange zu Dir reden! — Du weißt, daß ich, und mit mir unser Kloster, Dich für den verruchtesten Sünder gehalten; die ungeheuersten Frevel hattest Du (so glaubten wir) auf Dein Haupt geladen, und ausgestoßen hatten wir Dich aus aller Gemeinschaft. Und doch war es nur ein verhängnißvoller Augenblick, in dem der Teufel Dir die Schlinge über den Hals warf und Dich fortriß von der heiligen Stätte in das sündliche Weltleben. Dich um Deinen Namen, um Dein Kleid, um Deine Gestalt betrügend, beging ein teuflischer Heuchler jene Unthaten, die Dir beinahe den schmachvollen Tod des Mörders zugezogen hätten. Die ewige Macht hat es auf wunderbare Weise offenbart, daß Du zwar leichtsinnig sündigtest, indem Dein Trachten darauf ausging, Dein Gelübde zu brechen, daß Du aber rein bist von jenen entsetzlichen Freveln. Kehre zurück in unser Kloster, Leonardus, die Brüder werden Dich, den verloren Geglaubten, mit Liebe und Freudigkeit aufnehmen. — O Medardus . . ." — Der Greis, von Schwäche übermannt, sank in eine tiefe Ohnmacht. Ich widerstand der Spannung, die seine Worte, welche eine neue wunderbare Begebenheit zu verkünden schienen, in mir erregt hatten, und nur

an ihn, an das Heil seiner Seele denkend, suchte ich, von allen andern Hülfsmitteln entblößt, ihn dadurch ins Leben zurückzurufen, daß ich langsam und leise Kopf und Brust mit meiner rechten Hand anstrich, eine in unsern Klöstern übliche Art, Todtkranke aus der Ohnmacht zu wecken. Cyrillus erholte sich bald, und beichtete mir, er der Fromme, dem freveligen Sünder! — Aber es war, als würde, indem ich den Greis, dessen höchste Vergehen nur in Zweifeln bestanden, die ihm hie und da aufgestoßen, absolvirte, von der hohen ewigen Macht ein Geist des Himmels in mir entzündet, und als sei ich nur das Werkzeug, das körpergewordene Organ, dessen sich jene Macht bediene, um schon hienieden zu dem noch nicht entbundenen Menschen menschlich zu reden. Cyrillus hob den andachtsvollen Blick zum Himmel, und sprach: „O, mein Bruder Medardus, wie haben mich Deine Worte erquickt! — Froh gehe ich dem Tode entgegen, den mir verruchte Bösewichter bereitet! Ich falle, ein Opfer der gräßlichsten Falschheit und Sünde, die den Thron des dreifach Gekrönten umgiebt.“ — Ich vernahm dumpfe Tritte, die näher und näher kamen, die Schlüssel rasselten im Schloß der Thüre. Cyrillus raffte sich mit Gewalt empor, erfaßte meine Hand und rief mir ins Ohr: „Kehre in unser Kloster zurück — Leonardus ist von allem unterrichtet, er weiß, wie ich sterbe — beschwöre ihn, über meinen Tod zu schweigen. — Wie bald hätte mich ermatteten Greis auch sonst der Tod ereilt — Lebe wohl, mein Bruder! — Bete für das Heil meiner Seele! — Ich werde bei Euch sein, wenn ihr im Kloster mein Todtenamt haltet. Gelobe mir, daß Du hier über alles was Du erfahren, schweigen willst, denn Du führst nur Dein Verderben herbei, und verwickelst unser Kloster in tausend schlimme Händel!“ — Ich that es, Vermummte waren hereingetreten, sie hoben den Greis aus dem Bette und schleppten ihn, der vor Mattigkeit nicht fortzuschreiten vermochte, durch den Gang nach dem Gewölbe, in dem ich früher gewesen. Auf den Wink der Vermummten war ich gefolgt, die Dominikaner hatten einen Kreis geschlossen, in den man den Greis brachte und auf ein Häufchen Erde, das man in der Mitte aufgeschüttet, niederknien hieß. Man hatte ihm ein Kruzifix in die Hand gegeben. Ich war, weil ich es meines Amts hielt, mit in den Kreis getreten und betete laut. Ein Dominikaner ergriff mich beim Arm und zog mich bei Seite. In dem Augenblick sah ich in der Hand eines Vermummten, der

hinterwärts in den Kreis getreten, ein Schwert blitzen und Cyrillus blutiges Haupt rollte zu meinen Füßen hin. — Ich sank bewußtlos nieder. Als ich wieder zu mir selbst kam, befand ich mich in einem kleinen zellenartigen Zimmer. Ein Dominikaner trat auf mich zu und sprach mit hämischem Lächeln: „Ihr seyd wohl recht erschrocken, mein Bruder, und solltet doch billig Euch erfreuen, da Ihr mit eignen Augen ein schönes Martyrium angeschaut habt. So muß man ja wohl es nennen, wenn ein Bruder aus Euerm Kloster den verdienten Tod empfängt, denn Ihr seid wohl Alle sammt und sonders Heilige?" — „Nicht Heilige sind wir, sprach ich, aber in unserm Kloster wurde noch nie ein Unschuldiger ermordet! — Entlaßt mich — ich habe mein Amt vollbracht mit Freudigkeit! — Der Geist des Verklärten wird mir nahe sein, wenn ich fallen sollte in die Hände verruchter Mörder!" — „Ich zweifle gar nicht, sprach der Dominikaner: daß der selige Bruder Cyrillus Euch in dergleichen Fällen beizustehen im Stande seyn wird, wollet aber doch, lieber Bruder! seine Hinrichtung nicht etwa einen Mord nennen? — Schwer hatte sich Cyrillus versündigt an dem Statthalter des Herrn, und dieser selbst war es, der seinen Tod befahl. — Doch er muß Euch ja wohl Alles gebeichtet haben, unnütz ist es daher, mit Euch darüber zu sprechen, nehmt lieber dieses zur Stärkung und Erfrischung, Ihr seht ganz blaß und verstört aus." Mit diesen Worten reichte mir der Dominikaner einen kristallenen Pokal, in dem ein dunkelrother stark duftender Wein schäumte. Ich weiß nicht, welche Ahnung mich durchblitzte, als ich den Pokal an den Mund brachte. — Doch war es gewiß, daß ich denselben Wein roch, den mir einst Euphemie in jener verhängnißvollen Nacht kredenzte, und unwillkürlich, ohne deutlichen Gedanken, goß ich ihn aus in den linken Aermel meines Habits, indem ich, wie von der Ampel geblendet, die linke Hand vor die Augen hielt. „Wohl bekomm' es Euch," rief der Dominikaner, indem er mich schnell zur Thüre hinausschob. — Man warf mich in den Wagen, der zu meiner Verwunderung leer war, und zog mit mir von dannen. Die Schrecken der Nacht, die geistige Anspannung, der tiefe Schmerz über den unglücklichen Cyrill warfen mich in einen betäubten Zustand, so daß ich mich ohne zu widerstehen hingab, als man mich aus dem Wagen heraus riß und ziemlich unsanft auf den Boden fallen ließ. Der Morgen brach an, und ich sah mich an der

Pforte des Capuzinerklosters liegen, dessen Glocke ich, als ich mich aufgerichtet hatte, anzog. Der Pförtner erschrak über mein bleiches verstörtes Ansehen und mochte dem Prior die Art, wie ich zurückgekommen, gemeldet haben, denn gleich nach der Frühmesse trat dieser mit besorglichem Blick in meine Zelle. Auf sein Fragen erwiederte ich nur im Allgemeinen, daß der Tod dessen, den ich absolviren müssen, zu gräßlich gewesen sey, um mich nicht im Innersten aufzuregen, aber bald konnte ich vor dem wüthenden Schmerz, den ich am linken Arme empfand, nicht weiter reden, ich schrie laut auf. Der Wundarzt des Klosters kam, man riß mir den fest am Fleisch klebenden Aermel herab, und fand den ganzen Arm wie von einer ätzender Materie zerfleischt und zerfressen. — „Ich habe Wein trinken sollen — ich habe ihn in den Aermel gegossen," stöhnte ich, ohnmächtig von der entsetzlichen Qual! — „Aetzendes Gift war in dem Weine," rief der Wundarzt, und eilte, Mittel anzuwenden, die wenigstens bald den wüthenden Schmerz linderten. Es gelang der Geschicklichkeit des Wundarztes und der sorglichen Pflege, die mir der Prior angedeihen ließ, den Arm, der erst abgenommen werden sollte, zu retten, aber bis auf den Knochen dorrte das Fleisch ein und alle Kraft der Bewegung hatte der feindliche Schierlingstrank gebrochen. „Ich sehe nur zu deutlich, sprach der Prior, was es mit jener Begebenheit, die Euch um Euern Arm brachte, für eine Bewandniß hat. Der fromme Bruder Cyrillus verschwand aus unserm Kloster und aus Rom auf unbegreifliche Weise, und auch Ihr, lieber Bruder Medardus! werdet auf dieselbe Weise verloren gehen, wenn Ihr Rom nicht alsbald verlasset. Auf verschiedene verdächtige Weise erkundigte man sich nach Euch, während der Zeit als Ihr krank lagt, und nur meiner Wachsamkeit und der Einigkeit der frommgesinnten Brüder möget Ihr es verdanken, daß Euch der Mord nicht bis in Eure Zelle verfolgte. So wie Ihr überhaupt mir ein verwunderlicher Mann zu seyn scheint, den überall verhängnißvolle Bande umschlingen, so seid Ihr auch seit der kurzen Zeit Eures Aufenthalts in Rom gewiß wider Euren Willen viel zu merkwürdig geworden, als daß es gewissen Personen nicht wünschenswerth seyn sollte, Euch aus dem Wege zu räumen. Kehrt zurück in Euer Vaterland, in Euer Kloster! — Friede sey mit Euch!" —

Ich fühlte wohl, daß, so lange ich mich in Rom befände, mein Leben in steter Gefahr bleiben müsse, aber zu dem peinigenden An-

denken an alle begangene Frevel, das die strengste Buße nicht zu vertilgen vermocht hatte, gesellte sich der körperliche empfindliche Schmerz des abwelkenden Armes, und so achtete ich ein qualvolles sieches Daseyn nicht, das ich durch einen schnell mir gegebenen Tod wie eine drückende Bürde fahren lassen konnte. Immer mehr gewöhnte ich mich an den Gedanken, eines gewaltsamen Todes zu sterben, und er erschien mir bald sogar als ein glorreiches durch meine strenge Buße erworbenes Märtyrerthum. Ich sah mich selbst, wie ich zu den Pforten des Klosters hinausschritt, und wie eine finstre Gestalt mich schnell mit einem Dolch durchbohrte. Das Volk versammelte sich um den blutigen Leichnam — „Medardus — der fromme büßende Medardus ist ermordet!“ — So rief man durch die Straßen und dichter und dichter drängten sich die Menschen, laut wehklagend um den Entseelten. — Weiber knieten nieder und trockneten mit weißen Tüchern die Wunde, aus der das Blut hervorquoll. Da sieht Eine das Kreuz an meinem Halse, laut schreit sie auf: Er ist ein Märtyrer, ein Heiliger — seht hier das Zeichen des Herrn, das er am Halse trägt, — da wirft sich Alles auf die Knie. — Glücklich, der den Körper des Heiligen berühren, der nur sein Gewand erfassen kann! — schnell ist eine Bahre gebracht, der Körper hinaufgelegt, mit Blumen bekränzt, und im Triumphzuge unter lautem Gesang und Gebet tragen ihn Jünglinge nach St. Peter! — So arbeitete meine Phantasie ein Gemälde aus, das meine Verherrlichung hienieden mit lebendigen Farben darstellte, und nicht gedenkend, nicht ahnend, wie der böse Geist des sündlichen Stolzes mich auf neue Weise zu verlocken trachte, beschloß ich, nach meiner völligen Genesung in Rom zu bleiben, meine bisherige Lebensweise fortzusetzen, und so entweder glorreich zu sterben oder, durch den Papst meinen Feinden entrissen, emporzusteigen zu hohen Würden der Kirche. — Meine starke lebenskräftige Natur ließ mich endlich den namenlosen Schmerz ertragen, und widerstand der Einwirkung des höllischen Safts, der von außen her mein Inneres zerrütten wollte. Der Arzt versprach meine baldige Herstellung, und in der That empfand ich nur in den Augenblicken jenes Delirirens, das dem Einschlafen vorher zu gehen pflegt, fieberhafte Anfälle, die mit kalten Schauern und fliegender Hitze wechselten. Gerade in diesen Augenblicken war es, als ich, ganz erfüllt von dem Bilde meines Martyriums, mich selbst, wie es schon oft geschehen, durch einen Dolch-

stich in der Brust ermordet schaute. Doch, statt daß ich mich sonst gewöhnlich auf dem spanischen Platz niedergestreckt und bald von einer Menge Volks, die meine Heiligsprechung verbreitete, umgeben sah, lag ich einsam in einem Laubgange des Klostergartens in B. — Statt des Blutes quoll ein ekelhafter farbloser Saft aus der weit aufklaffenden Wunde und eine Stimme sprach: Ist das Blut vom Märtyrer vergossen? — Doch ich will das unreine Wasser klären und färben, und dann wird das Feuer, welches über das Licht gesiegt, ihn krönen! Ich war es, der dies gesprochen, als ich mich aber von meinem todten Selbst getrennt fühlte, merkte ich wohl, daß ich der wesenlose Gedanke meines Ichs sey, und bald erkannte ich mich als das im Aether schwimmende Roth. Ich schwang mich auf zu den leuchtenden Bergspitzen — ich wollte einziehn durch das Thor goldner Morgenwolken in die heimathliche Burg, aber Blitze durchkreuzten, gleich im Feuer auflodernden Schlangen, das Gewölbe des Himmels, und ich sank herab, ein feuchter, farbloser Nebel. Ich — ich, sprach der Gedanke, ich bin es, der Eure Blumen — Euer Blut färbt — Blumen und Blut sind Euer Hochzeitschmuck, den ich bereite! — So wie ich tiefer und tiefer niederfiel, erblickte ich die Leiche mit weitaufklaffender Wunde in der Brust, aus der jenes unreine Wasser in Strömen floß. Mein Hauch sollte das Wasser umwandeln in Blut, doch geschah es nicht, die Leiche richtete sich auf und starrte mich an mit hohlen gräßlichen Augen und heulte wie der Nordwind in tiefer Kluft: Verblendeter, thörichter Gedanke, kein Kampf zwischen Licht und Feuer, aber das Licht ist die Feuertaufe durch das Roth, das Du zu vergiften trachtest — Die Leiche sank nieder; alle Blumen auf der Flur neigten verwelkt ihre Häupter, Menschen, bleichen Gespenstern ähnlich, warfen sich zur Erde und ein tausendstimmiger trostloser Jammer stieg in die Lüfte: O Herr, Herr! ist so unermeßlich die Last unsrer Sünde, daß Du Macht giebst dem Feinde unseres Blutes Sühnopfer zu ertödten? Stärker und stärker, wie des Meeres brausende Welle, schwoll die Klage! — der Gedanke wollte zerstäuben in dem gewaltigen Ton des trostlosen Jammers, da wurde ich wie durch einen elektrischen Schlag emporgerissen aus dem Traum. Die Thurmglocke des Klosters schlug zwölf, ein blendendes Licht fiel aus den Fenstern der Kirche in meine Zelle. „Die Todten richten sich auf aus den Gräbern und halten Gottesdienst.“ So sprach es

in meinem Innern und ich begann zu beten. Da vernahm ich ein leises Klopfen. Ich glaubte, irgend ein Mönch wolle zu mir herein, aber mit tiefem Entsetzen hörte ich bald jenes grauenvolle Kichern und Lachen meines gespenstischen Doppeltgängers, und es rief neckend und höhnend: — „Brüderchen ... Brüderchen ... Nun bin ich wieder bei Dir ... die Wunde blutet ... die Wunde blutet ... roth ... roth ... Komm mit mir, Brüderchen Medardus! Komm mit mir!" — Ich wollte aufspringen vom Lager, aber das Grausen hatte seine Eisdecke über mich geworfen und jede Bewegung die ich versuchte, wurde zum innern Krampf, der die Muskeln zerschnitt. Nur der Gedanke blieb und war inbrünstiges Gebet: daß ich errettet werden möge von den dunklen Mächten, die aus der offenen Höllenpforte auf mich eindrangen. Es geschah, daß ich mein Gebet, nur im Innern gedacht, laut und vernehmlich hörte, wie es Herr wurde über das Klopfen und Kichern und unheimliche Geschwätz des furchtbaren Doppeltgängers, aber zuletzt sich verlor in ein seltsames Summen, wie wenn der Südwind Schwärme feindlicher Insekten geweckt hat, die giftige Saugrüssel ansetzen an die blühende Saat. Zu jener trostlosen Klage der Menschen wurde das Summen, und meine Seele frug, ist das nicht der weissagende Traum, der sich auf deine blutende Wunde heilend und tröstend legen will? — In dem Augenblicke brach der Purpurschimmer des Abendroths durch den düstern farblosen Nebel, aber in ihm erhob sich eine hohe Gestalt. — Es war Christus, aus jeder seiner Wunden perlte ein Tropfen Bluts und wiedergegeben war der Erde das Roth, und der Menschen Jammer wurde ein jauchzender Hymnus, denn das Roth war die Gnade des Herrn, die über ihnen aufgegangen! Nur Medardus Blut floß noch farblos aus der Wunde, und er flehte inbrünstig: Soll auf der ganzen weiten Erde ich, ich allein nur trostlos der ewigen Qual der Verdammniß preisgegeben bleiben? Da regte es sich in den Büschen — eine Rose, von himmlischer Gluth hoch gefärbt, streckte ihr Haupt empor und schaute den Medardus an mit englisch mildem Lächeln, und süßer Duft umfing ihn, und der Duft war das wunderbare Leuchten des reinsten Frühlingsäthers. „Nicht das Feuer hat gesiegt, kein Kampf zwischen Licht und Feuer. — Feuer ist das Wort, das den Sündigen erleuchtet." — Es war, als hätte die Rose diese Worte gesprochen, aber die Rose war ein holdes Frauenbild. — In weißem Gewande, Rosen in das

dunkle Haar geflochten, trat sie mir entgegen. — Aurelie, schrie ich auf, aus dem Traume erwachend; ein wunderbarer Rosengeruch erfüllte die Zelle und für Täuschung meiner aufgeregten Sinne mußt' ich es wohl halten, als ich deutlich Aureliens Gestalt wahrzunehmen glaubte, wie sie mich mit ernsten Blicken anschaute und dann in den Strahlen des Morgens, die in die Zelle fielen, zu verduften schien. — Nun erkannte ich die Versuchung des Teufels und meine sündige Schwachheit. Ich eilte herab und betete inbrünstig am Altar der heiligen Rosalia. — Keine Kasteiung, — keine Buße im Sinn des Klosters; aber als die Mittagssonne senkrecht ihre Strahlen herabschoß, war ich schon mehrere Stunden von Rom entfernt. — Nicht nur Cyrillus Mahnung, sondern eine innere unwiderstehliche Sehnsucht nach der Heimath, trieb mich fort auf demselben Pfade, den ich bis nach Rom durchwandert. Ohne es zu wollen hatte ich, indem ich meinem Beruf entfliehen wollte, den geradesten Weg nach dem mir von dem Prior Leonardus bestimmten Ziel genommen. —

Ich vermied die Residenz des Fürsten, nicht weil ich fürchtete, erkannt zu werden und aufs Neue dem Criminalgericht in die Hände zu fallen, aber wie konnte ich ohne herzzerreißende Erinnerung den Ort betreten, wo ich in frevelnder Verkehrtheit nach einem irdischen Glück zu trachten mich vermaß, dem ich Gottgeweihter ja entsagt hatte — ach, wo ich, dem ewigen reinen Geist der Liebe abgewandt, für des Lebens höchsten Lichtpunkt, in dem das Sinnliche und Uebersinnliche in einer Flamme auflodert, den Moment der Befriedigung des irdischen Triebes nahm; wo mir die rege Fülle des Lebens, genährt von seinem eigenen üppigen Reichthum, als das Prinzip erschien, das sich kräftig auflehnen müsse gegen jenes Aufstreben nach dem Himmlischen, das ich nur unnatürliche Selbstverläugnung nennen konnte! — Aber noch mehr! — tief im Innern fühlte ich, trotz der Erkräftigung, die mir durch unsträflichen Wandel, durch anhaltende schwere Buße werden sollte, die Ohnmacht, einen Kampf glorreich zu bestehen, zu dem mich jene dunkle, grauenvolle Macht, deren Einwirkung ich nur zu oft, zu schreckbar gefühlt, unversehends aufreizen könne. — Aurelien wiedersehen! — vielleicht in voller Anmuth und Schönheit prangend! — Konnt' ich das ertragen, ohne übermannt zu werden von dem Geist des Bösen, der wohl noch mit den Flammen der Hölle mein Blut aufkochte, daß es zischend und gährend

durch die Adern strömte? — Wie oft erschien mir Aureliens Gestalt, aber wie oft regten sich dabei Gefühle in meinem Innersten, deren Sündhaftigkeit ich erkannte und mit aller Kraft des Willens vernichtete. Nur in dem Bewußtseyn alles dessen, woraus die hellste Aufmerksamkeit auf mich selbst hervorging, und dem Gefühl meiner Ohnmacht, die mich den Kampf vermeiden hieß, glaubte ich die Wahrhaftigkeit meiner Buße zu erkennen, und tröstend war die Ueberzeugung, daß wenigstens der höllische Geist des Stolzes, die Vermessenheit, es aufzunehmen mit den dunklen Mächten, mich verlassen habe. Bald war ich im Gebirge, und eines Morgens tauchte aus dem Nebel des vor mir liegenden Thals ein Schloß auf, das ich näher schreitend wohl erkannte. Ich war auf dem Gute des Barons von F. Die Anlagen des Parks waren verwildert, die Gänge verwachsen und mit Unkraut bedeckt; auf dem sonst so schönen Rasenplatz vor dem Schlosse weidete in dem hohen Grase Vieh — die Fenster des Schlosses hin und wieder zerbrochen — der Aufgang verfallen. — Keine menschliche Seele ließ sich blicken. — Stumm und starr stand ich da in grauenvoller Einsamkeit. Ein leises Stöhnen drang aus einem noch ziemlich erhaltenen Boskett, und ich wurde einen alten eisgrauen Mann gewahr, der in dem Boskett saß, und mich, unerachtet ich ihm nahe genug war, nicht wahrzunehmen schien. Als ich mich noch mehr näherte, vernahm ich die Worte: „Todt — todt sind sie Alle, die ich liebte! — Ach Aurelie! Aurelie — auch Du! — die letzte! — todt — todt für diese Welt!“ Ich erkannte den alten Reinhold — eingewurzelt blieb ich stehen. — „Aurelie todt? Nein, nein, du irrst Alter, Die hat die ewige Macht beschützt vor dem Messer des freveligen Mörders.“ — So sprach ich, da fuhr der Alte wie vom Blitz getroffen zusammen, und rief laut: „Wer ist hier? — wer ist hier? Leopold! — Leopold!“ — Ein Knabe sprang herbei; als er mich erblickte, neigte er sich tief und grüßte: Laudetur Jesus Christus! — „In omnia saecula saeculorum“ erwiederte ich, da raffte der Alte sich auf und rief noch stärker: Wer ist hier? — wer ist hier? — Nun sah ich, daß der Alte blind war. — „Ein ehrwürdiger Herr, sprach der Knabe: ein Geistlicher vom Orden der Capuziner ist hier.“ Da war es, als erfasse den Alten tiefes Grauen und Entsetzen, und er schrie: „Fort — fort — Knabe führe mich fort — hinein — hinein — verschließ' die Thüren — Peter soll Wache halten — fort, fort, hinein.“ Der

Alte nahm alle Kraft zusammen, die ihm geblieben, um vor mir zu fliehen, wie vor dem reißenden Thier. Verwundert, erschrocken sah mich der Knabe an, doch der Alte, statt sich von ihm führen zu lassen, riß ihn fort, und bald waren sie durch die Thüre verschwunden, die, wie ich hörte, fest verschlossen wurde. — Schnell floh ich fort von dem Schauplatz meiner höchsten Frevel, die bei diesem Auftritt lebendiger als jemals vor mir sich wiedergestalteten, und bald befand ich mich in dem tiefsten Dickigt. Ermüdet setzte ich mich an den Fuß eines Baumes in das Moos nieder; unweit davon war ein kleiner Hügel aufgeschüttet, auf welchem ein Kreuz stand. Als ich aus dem Schlaf, in den ich vor Ermattung gesunken, erwachte, saß ein alter Bauer neben mir, der alsbald, da er mich ermuntert sah, ehrerbietig seine Mütze abzog und im Ton der vollsten ehrlichsten Gutmüthigkeit sprach: „Ei Ihr seyd wohl weit her gewandert, ehrwürdiger Herr! und recht müde geworden, denn sonst wäret Ihr hier an dem schauerlichen Plätzchen nicht in solch tiefen Schlaf gesunken. Oder Ihr wisset vielleicht gar nicht, was es mit diesem Orte hier für eine Bewandniß hat?" — Ich versicherte, daß ich als fremder, von Italien hereinwandernder Pilger durchaus nicht von dem, was hier vorgefallen, unterrichtet sey. „Es geht, sprach der Bauer: Euch und Euere Ordensbrüder ganz besonders an, und ich muß gestehen, als ich Euch so sanft schlafend fand, setzte ich mich her, um jede etwaige Gefahr von Euch abzuwenden. Vor mehreren Jahren soll hier ein Capuziner ermordet worden seyn. So viel ist gewiß, daß ein Capuziner zu der Zeit durch unser Dorf kam, und nachdem er übernachtet, dem Gebirge zuwanderte. An demselben Tage ging mein Nachbar den tiefen Thalweg, unterhalb des Teufelsgrundes, hinab, und hörte mit einemmal ein fernes durchdringendes Geschrei, welches ganz absonderlich in den Lüften verklang. Er will sogar, was mir aber unmöglich scheint, eine Gestalt von der Bergspitze herab in den Abgrund stürzen gesehen haben. So viel ist gewiß, daß wir Alle im Dorfe, ohne zu wissen warum, glaubten, der Capuziner könne wohl herabgestürzt sein, und daß Mehrere von uns hingingen und, soweit es nur möglich war, ohne das Leben aufs Spiel zu setzen, hinab stiegen, um wenigstens die Leiche des unglücklichen Menschen zu finden. Wir konnten aber nichts entdecken und lachten den Nachbar tüchtig aus, als er einmal in der mondhellen Nacht auf dem Thalwege heimkehrend, ganz

voll Todesschrecken einen nackten Menschen aus dem Teufelsgrunde wollte emporsteigen gesehen haben. Das war nun pure Einbildung; aber später erfuhr man denn wohl, daß der Capuziner, Gott weiß warum, hier von einem vornehmen Mann ermordet, und der Leichnam in den Teufelsgrund geschleudert worden sey. Hier auf diesem Fleck muß der Mord geschehen seyn, davon bin ich überzeugt, denn seht einmal, ehrwürdiger Herr! hier sitze ich einst, und schaue so in Gedanken da den hohlen Baum neben uns an. Mit einemmal ist es mir, als hinge ein Stück dunkelbraunes Tuch zur Spalte heraus. Ich springe auf, ich gehe hin, und ziehe einen ganz neuen Capuzinerhabit heraus. An dem einen Aermel klebte etwas Blut und in einem Zipfel war der Name Medardus hineingezeichnet. Ich dachte, arm wie ich bin, ein gutes Werk zu thun, wenn ich den Habit verkaufte und für das daraus gelöste Geld dem armen ehrwürdigen Herrn, der hier ermordet, ohne sich zum Tode vorzubereiten und seine Rechnung zu machen, Messen lesen ließe. So geschah es denn, daß ich das Kleid nach der Stadt trug, aber kein Trödler wollte es kaufen, und ein Capuzinerkloster gab es nicht am Orte; endlich kam ein Mann, seiner Kleidung nach wars wohl ein Jäger oder ein Förster, der sagte, er brauche gerade solch einen Capuzinerrock und bezahlte mir meinen Fund reichlich. Nun ließ ich von unserm Herrn Pfarrer eine tüchtige Messe lesen und setzte, da im Teufelsgrunde kein Kreuz anzubringen, hier eins hin zum Zeichen des schmählichen Todes des Herrn Capuziners. Aber der selige Herr muß etwas viel über die Schnur gehauen haben, denn er soll hier noch zuweilen herumspuken und so hat des Herrn Pfarrers Messe nicht viel geholfen. Darum bitte ich Euch, ehrwürdiger Herr, seyd Ihr gesund heimgekehrt von Eurer Reise, so haltet ein Amt für das Heil der Seele Eures Ordensbruders Medardus. Versprecht mir das!" — „Ihr seyd im Irrthum, mein guter Freund! sprach ich, der Capuziner Medardus, der vor mehreren Jahren auf der Reise nach Italien durch Euer Dorf zog, ist nicht ermordet. Noch bedarf es keiner Seelenmesse für ihn, er lebt und kann noch arbeiten für sein ewiges Heil! — Ich bin selbst dieser Medardus!" — Mit diesen Worten schlug ich meine Kutte aus einander und zeigte ihm den in den Zipfel gestickten Namen Medardus. Kaum hatte der Bauer den Namen erblickt, als er erbleichte und mich voll Entsetzen anstarrte. Dann sprang er jählings

auf und lief laut schreiend in den Wald hinein. Es war klar, daß er mich für das umgehende Gespenst des ermordeten Medardus hielt, und vergeblich würde mein Bestreben gewesen seyn, ihm den Irrthum zu benehmen. — Die Abgeschiedenheit, die Stille des Orts nur von dem dumpfen Brausen des nicht fernen Waldstroms unterbrochen, war auch ganz dazu geeignet, grauenvolle Bilder aufzuregen; ich dachte an meinen gräßlichen Doppelgänger, und, angesteckt von dem Entsetzen des Bauers, fühlte ich mich im Innersten erbeben, da es mir war, als würde er aus diesem, aus jenem finstern Busch hervortreten. — Mich ermannend schritt ich weiter fort, und erst dann, als mich die grausige Idee des Gespenstes, meines Ichs, für das mich der Bauer gehalten, verlassen, dachte ich daran, daß mir nun ja erklärt worden sey, wie der wahnsinnige Mönch zu dem Capuzinerrock gekommen, den er mir auf der Flucht zurückließ und den ich unbezweifelt für den meinigen erkannte. Der Förster, bei dem er sich aufhielt, und den er um ein neues Kleid angesprochen, hatte ihn in der Stadt von dem Bauer gekauft. Wie die verhängnißvolle Begebenheit am Teufelsgrunde auf merkwürdige Weise verstümmelt worden, das fiel tief in meine Seele, denn ich sah wohl, wie alle Umstände sich vereinigen mußten, um jene unheilbringende Verwechslung mit Viktorin herbeizuführen. Sehr wichtig schien mir des furchtsamen Nachbars wunderbare Vision, und ich sah mit Zuversicht noch deutlicherer Aufklärung entgegen, ohne zu ahnen, wo und wie ich sie erhalten würde.

Endlich, nach rastloser Wanderung, mehrere Wochen hindurch, nahte ich mich der Heimath; mit klopfendem Herzen sah ich die Thürme des Cisterziensernonnenklosters vor mir aufsteigen. Ich kam in das Dorf, auf den freien Platz vor der Klosterkirche. Ein Hymnus, von Männerstimmen gesungen, klang aus der Ferne herüber. — Ein Kreuz wurde sichtbar — Mönche, paarweise wie in Prozession fortschreitend, hinter ihm. — Ach — ich erkannte meine Ordensbrüder, den greisen Leonardus von einem jungen, mir unbekannten Bruder geführt, an ihrer Spitze. — Ohne mich zu bemerken schritten sie singend bei mir vorüber und hinein durch die geöffnete Klosterpforte. Bald darauf zogen auf gleiche Weise die Dominikaner und Franziskaner aus B. herbei, fest verschlossene Kutschen fuhren hinein in den Klosterhof, es waren die Klaren Nonnen aus B. Alles ließ mich wahrnehmen, daß irgend ein außerordentliches Fest gefeiert werden solle. Die

Kirchenthüren standen weit offen, ich trat hinein, und bemerkte, wie alles sorgfältig gekehrt und gesäubert wurde. — Man schmückte den Hochaltar und die Nebenaltäre mit Blumengewinden, und ein Kirchendiener sprach viel von frisch aufgeblühten Rosen, die durchaus morgen in aller Frühe herbeigeschafft werden müßten, weil die Frau Aebtissin ausdrücklich befohlen habe, daß mit Rosen der Hochaltar verziert werden solle. — Entschlossen, nun gleich zu den Brüdern zu treten, ging ich, nachdem ich mich durch kräftiges Gebet gestärkt, in das Kloster und frug nach dem Prior Leonardus; die Pförtnerin führte mich in einen Saal, Leonardus saß im Lehnstuhl, von den Brüdern umgeben; laut weinend, im Innersten zerknirscht, keines Wortes mächtig, stürzte ich zu seinen Füßen. „Medardus!" — schrie er auf, und ein dumpfes Gemurmel lief durch die Reihe der Brüder: „Medardus — Bruder Medardus ist endlich wieder da!" — Man hob mich auf, — die Brüder drückten mich an ihre Brust: „Dank den himmlischen Mächten, daß Du errettet bist aus den Schlingen der arglistigen Welt — aber erzähle — erzähle, mein Bruder" — so riefen die Mönche durch einander. Der Prior erhob sich, und auf seinen Wink folgte ich ihm in das Zimmer, welches ihm gewöhnlich bei dem Besuch des Klosters zum Aufenthalt diente. „Medardus, fing er an: Du hast auf freveliche Weise Dein Gelübde gebrochen; Du hast, indem Du, anstatt die Dir gegebenen Aufträge auszurichten, schändlich entflohst, das Kloster auf die unwürdigste Weise betrogen. — Einmauern könnte ich Dich lassen, wollte ich verfahren nach der Strenge des Klostergesetzes!" — Richtet mich, mein ehrwürdiger Vater, erwiederte ich: richtet mich, wie das Gesetz es will; ach! mit Freuden werfe ich die Bürde eines elenden qualvollen Lebens ab! — Ich fühl' es wohl, daß die strengste Buße, der ich mich unterwarf, mir keinen Trost hienieden geben konnte!" — „Ermanne Dich, fuhr Leonardus fort: der Prior hat mit Dir gesprochen, jetzt kann der Freund, der Vater mit Dir reden! — Auf wunderbare Weise bist Du errettet worden vom Tode, der Dir in Rom drohte. — Nur Cyrillus fiel als Opfer ..." — „Ihr wißt also?" frug ich voll Staunen. „Alles, erwiederte der Prior: Ich weiß, daß Du dem Armen beistandest in der letzten Todesnoth, und daß man Dich mit dem vergifteten Wein, den man Dir zum Labetrunk darbot, zu ermorden gedachte. Wahrscheinlich hast Du, bewacht von den Argusaugen der Mönche, doch Gelegenheit ge-

funden, den Wein ganz zu verschütten, denn trankst Du nur einen Tropfen, so warst Du hin, in Zeit von zehn Minuten." — „O, schaut her," rief ich und zeigte, den Aermel der Kutte aufstreifend, dem Prior meinen bis auf den Knochen eingeschrumpften Arm, indem ich erzählte wie ich, Böses ahnend, den Wein in den Aermel gegossen. Leonardus schauerte zurück vor dem häßlichen Anblick des mumienartigen Gliedes, und sprach dumpf in sich hinein: „Gebüßt hast Du, der Du freveltest auf jedigliche Weise; aber Cyrillus — Du frommer Greis!" — Ich sagte dem Prior, daß mir die eigentliche Ursache der heimlichen Hinrichtung des armen Cyrillus unbekannt geblieben. „Vielleicht, sprach der Prior, hattest Du dasselbe Schicksal, wenn Du, wie Cyrillus, als Bevollmächtigter unseres Klosters auftratst. Du weißt, daß die Ansprüche unsers Klosters Einkünfte des Cardinals ***, die er auf unrechtmäßige Weise zieht, vernichten; dies war die Ursache, warum der Cardinal mit des Papstes Beichtvater, den er bis jetzt angefeindet, plötzlich Freundschaft schloß, und so sich in dem Dominikaner einen kräftigen Gegner gewann, den er dem Cyrillus entgegen stellen konnte. Der schlaue Mönch fand bald die Art aus, wie Cyrill gestürzt werden konnte. Er führte ihn selbst ein bei dem Papst, und wußte diesem den fremden Capuziner so darzustellen, daß der Papst ihn wie eine merkwürdige Erscheinung bei sich aufnahm, und Cyrillus in die Reihe der Geistlichen trat, von denen er umgeben. Cyrillus mußte nun bald gewahr werden, wie der Statthalter des Herrn nur zu sehr sein Reich in dieser Welt und ihren Lüsten suche und finde; wie er einer heuchlerischen Brut zum Spielwerk diene, die ihn trotz des kräftigen Geistes, der sonst ihm innewohnte, den sie aber durch die verworfensten Mittel zu beugen wußte, zwischen Himmel und Hölle herumwerfe. Der fromme Mann, das war vorauszusehen, nahm großes Aergerniß daran, und fühlte sich berufen, durch feurige Reden, wie der Geist sie ihm eingab, den Papst im Innersten zu erschüttern und seinen Geist von dem Irdischen abzulenken. Der Papst, wie verweichlichte Gemüther pflegen, wurde in der That von des frommen Greises Worten ergriffen, und eben in diesem erregten Zustande wurde es dem Dominikaner leicht, auf geschickte Weise nach und nach den Schlag vorzubereiten, der den armen Cyrillus treffen sollte. Er berichtete dem Papst, daß es auf nichts Geringeres abgesehen sey, als auf eine heimliche Verschwörung, die ihn der Kirche als unwürdig

der dreifachen Krone darstellen sollte; Cyrillus habe den Auftrag, ihn dahin zu bringen, daß er irgend eine öffentliche Bußübung vornehme, welche dann als Signal des förmlichen, unter den Cardinälen gährenden Aufstandes dienen würde. Jetzt fand der Papst in den salbungsvollen Reden unseres Bruders die versteckte Absicht leicht heraus, der Alte wurde ihm tief verhaßt, und um nur irgend einen auffallenden Schritt zu vermeiden, litt er ihn noch in seiner Nähe. Als Cyrillus wieder einmal Gelegenheit fand, zu dem Papst ohne Zeugen zu sprechen, sagte er geradezu, daß der, der den Lüsten der Welt nicht ganz entsage, der nicht einen wahrhaft heiligen Wandel führe, ein unwürdiger Statthalter des Herrn, und der Kirche eine Schmach und Verdammniß bringende Last sey, von der sie sich befreien müsse. Bald darauf, und zwar nachdem man Cyrillus aus den innern Kammern des Papstes treten gesehen, fand man das Eiswasser, welches der Papst zu trinken pflegte, vergiftet. Daß Cyrillus unschuldig war, darf ich Dir, der Du den frommen Greis gekannt hast, nicht versichern. Doch überzeugt war der Papst von seiner Schuld, und der Befehl, den fremden Mönch bei den Dominikanern heimlich hinzurichten, die Folge davon. Du warst in Rom eine auffallende Erscheinung; die Art, wie Du Dich gegen den Papst äußertest, vorzüglich die Erzählung Deines Lebenslaufs, ließ ihn eine gewisse geistige Verwandtschaft zwischen ihm und Dir finden; er glaubte, sich mit Dir zu einem höhern Standpunkt erheben und in sündhaftem Vernünfteln über alle Tugend und Religion recht erlaben und erkräftigen zu können, um, wie ich wohl sagen mag, mit rechter Begeisterung für die Sünde zu sündigen. Deine Bußübungen waren ihm nur ein recht klug angelegtes heuchlerisches Bestreben, zum höheren Zweck zu gelangen. Er bewunderte Dich und sonnte sich in den glänzenden, lobpreisenden Reden, die Du ihm hieltest. So kam es, daß Du, ehe der Dominikaner es ahnte, Dich erhobst und der Rotte gefährlicher wurdest, als es Cyrillus jemals werden konnte. — Du merkst, Medardus! daß ich von Deinem Beginnen in Rom genau unterrichtet bin; daß ich jedes Wort weiß, welches Du mit dem Papst sprachst, und darin liegt weiter nichts geheimnißvolles, wenn ich Dir sage, daß das Kloster in der Nähe Sr. Heiligkeit einen Freund hat, der mir genau alles berichtete. Selbst als Du mit dem Papst allein zu seyn glaubtest, war er nahe genug um jedes Wort zu verstehen. — Als

Du in dem Capuzinerkloster, dessen Prior mir nahe verwandt ist, Deine strengen Bußübungen begannst, hielt ich Deine Reue für ächt. Es war auch wohl dem so, aber in Rom erfaßte Dich der böse Geist des sündhaften Hochmuths, dem Du bei uns erlagst, aufs Neue. Warum klagtest Du Dich gegen den Papst Verbrechen an, die Du niemals begingst? — Warst Du denn jemals auf dem Schlosse des Barons von F.?" — „Ach! mein ehrwürdiger Vater, rief ich von innerm Schmerz zermalmt: das war ja der Ort meiner entsetzlichsten Frevel! — Das ist aber die härteste Strafe der ewigen unerforschlichen Macht, daß ich auf Erden nicht gereinigt erscheinen soll von der Sünde, die ich in wahnsinniger Verblendung beging! — Auch Euch, mein Ehrwürdiger Vater, bin ich ein sündiger Heuchler?" — „In der That, fuhr der Prior fort: bin ich jetzt, da ich Dich sehe und spreche, beinahe überzeugt, daß Du, nach Deiner Buße, der Lüge nicht mehr fähig warst, dann aber waltet noch ein mir bis jetzt unerklärliches Geheimniß ob. Bald nach Deiner Flucht aus der Residenz (der Himmel wollte den Frevel nicht, den Du zu begehen im Begriff standest, er errettete die fromme Aurelie), bald nach Deiner Flucht, sage ich, und nachdem der Mönch, den selbst Cyrillus für Dich hielt, wie durch ein Wunder sich gerettet hatte, wurde es bekannt, daß nicht Du, sondern der als Capuziner verkappte Graf Viktorin auf dem Schlosse des Barons gewesen war. Briefe, die sich in Euphemiens Nachlaß fanden, hatten dies zwar schon früher kund gethan, man hielt aber Euphemien selbst für getäuscht, da Reinhold versicherte, er habe Dich zu genau gekannt, um selbst bei Deiner treuesten Aehnlichkeit mit Viktorin getäuscht zu werden. Euphemiens Verblendung blieb unbegreiflich. Da erschien plötzlich der Reitknecht des Grafen, und erzählte, wie der Graf, der seit Monaten im Gebirge einsam gelebt, und sich den Bart wachsen lassen, ihm in dem Walde und zwar bei dem sogenannten Teufelsgrunde plötzlich als Capuziner gekleidet erschienen sey. Obgleich er nicht gewußt, wo der Graf die Kleider hergenommen, so sey ihm doch die Verkleidung weiter nicht aufgefallen, da er von dem Anschlage des Grafen, im Schlosse des Barons in Mönchshabit zu erscheinen, denselben ein ganzes Jahr zu tragen und so auch wohl noch höhere Dinge auszuführen, unterrichtet gewesen. Geahnt habe er wohl, wo der Graf zum Capuzinerrock gekommen sey, da er den Tag vorher gesagt, wie er einen Capuziner im Dorfe gesehen, und

von ihm, wandere er durch den Wald, seinen Rock auf diese oder jene Weise zu bekommen hoffe. Gesehen habe er den Capuziner nicht, wohl aber einen Schrei gehört; bald darauf sey auch im Dorf von einem im Walde ermordeten Capuziner die Rede gewesen. Zu genau habe er seinen Herrn gekannt, zu viel mit ihm noch auf der Flucht aus dem Schlosse gesprochen, als daß hier eine Verwechselung statt finden könne. — Diese Aussage des Reitknechts entkräftete Reinholds Meinung, und nur Viktorins gänzliches Verschwinden blieb unbegreiflich. Die Fürstin stellte die Hypothese auf, daß der vorgebliche Herr von Krczinski aus Kwieczyczewo eben der Graf Viktorin gewesen sey, und stützte sich auf seine merkwürdige, ganz auffallende Aehnlichkeit mit Francesko, an dessen Schuld längst Niemand zweifelte, so wie auf die Motion, die ihr jedesmal sein Anblick verursacht habe. Viele traten ihr bei und wollten, im Grunde genommen, viel gräflichen Anstand an jenem Abentheurer bemerkt haben, den man lächerlicher Weise für einen verkappten Mönch gehalten. Die Erzählung des Försters von dem wahnsinnigen Mönch, der im Walde hausete und zuletzt von ihm aufgenommen wurde, fand nun auch ihren Zusammenhang mit der Unthat Viktorins, sobald man nur einige Umstände als wahr voraussetzte. — Ein Bruder des Klosters, in dem Medardus gewesen, hatte den wahnsinnigen Mönch ausdrücklich für den Medardus erkannt, er mußte es also wohl seyn. Viktorin hatte ihn in den Abgrund gestürzt; durch irgend einen Zufall, der gar nicht unerhört seyn dürfte, wurde er errettet. Aus der Betäubung erwacht, aber schwer am Kopfe verwundet, gelang es ihm, aus dem Grabe heraufzukriechen. Der Schmerz der Wunde, Hunger und Durst machten ihn wahnsinnig — rasend! — So lief er durch das Gebirge, vielleicht von einem mitleidigen Bauer hin und wieder gespeiset und mit Lumpen behangen, bis er in die Gegend der Försterwohnung kam. Zwei Dinge bleiben hier aber unerklärbar, nämlich wie Medardus eine solche Strecke aus dem Gebirge laufen konnte, ohne angehalten zu werden, und wie er, selbst in den von Aerzten bezeugten Augenblicken des vollkommensten ruhigsten Bewußtseins, sich zu Unthaten bekennen konnte, die er nie begangen. Die, welche die Wahrscheinlichkeit jenes Zusammenhangs der Sache vertheidigten, bemerkten, daß man ja von den Schicksalen des aus dem Teufelsgrunde erretteten Medardus gar nichts wisse; es sey ja möglich, daß sein Wahnsinn erst ausgebrochen,

als er auf der Pilgerreise in der Gegend der Försterwohnung sich befand. Was aber das Zugeständniß der Verbrechen, deren er beschuldigt, belange, so sey eben daraus abzunehmen, daß er niemals geheilt gewesen, sondern anscheinend bei Verstande, doch immer wahnsinnig geblieben wäre. Daß er die ihm angeschuldigten Mordthaten wirklich begangen, dieser Gedanke habe sich zur fixen Idee umgestaltet. — Der Criminalrichter, auf dessen Sagazität man sehr baute, sprach, als man ihn um seine Meinung frug: Der vorgebliche Herr von Krczinski war kein Pole und auch kein Graf, der Graf Viktorin gewiß nicht, aber unschuldig auch keinesweges — der Mönch blieb wahnsinnig und unzurechnungsfähig in jedem Fall, deshalb das Criminalgericht auch nur auf seine Einsperrung als Sicherheitsmaßregel erkennen konnte. — Dieses Urtheil durfte der Fürst nicht hören, denn er war es allein, der, tief ergriffen von den Freveln auf dem Schlosse des Barons, jene von dem Criminalgericht in Vorschlag gebrachte Einsperrung in die Strafe des Schwerts umwandelte. — Wie aber Alles in diesem elenden vergänglichen Leben, sey es Begebenheit oder That, noch so ungeheuer im ersten Augenblick erscheinend, sehr bald Glanz und Farbe verliert, so geschah es auch, daß das, was in der Residenz und vorzüglich am Hofe Schauer und Entsetzen erregt hatte, herabsank bis zur ärgerlichen Klatscherei. Jene Hypothese, daß Aureliens entflohener Bräutigam Graf Viktorin gewesen, brachte die Geschichte der Italienerin in frisches Andenken, selbst die früher nicht Unterrichteten wurden von denen, die nun nicht mehr schweigen zu dürfen glaubten, aufgeklärt, und jeder, der den Medardus gesehen, fand es natürlich, daß seine Gesichtszüge vollkommen denen des Grafen Viktorin glichen, da sie Söhne eines Vaters waren. Der Leibarzt war überzeugt, daß die Sache sich so verhalten müßte und sprach zum Fürsten: Wir wollen froh seyn, gnädigster Herr! daß beide unheimliche Gesellen fort sind, und es bei der ersten vergeblich gebliebenen Verfolgung bewenden lassen. — Dieser Meinung trat der Fürst aus dem Grunde seines Herzens bei, denn er fühlte wohl, wie der doppelte Medardus ihn von einem Mißgriff zum andern verleitet hatte. Die Sache wird geheimnißvoll bleiben, sagte der Fürst: wir wollen nicht mehr an dem Schleier zupfen, den ein wunderbares Geschick wohlthätig darüber geworfen hat. — Nur Aurelie ...“ — „Aurelie, unterbrach ich den Prior mit Heftigkeit:

um Gott, mein ehrwürdiger Vater, sagt mir, wie ward es mit Aurelien?" — „Ei, Bruder Medardus, sprach der Prior sanft lächelnd: noch ist das gefährliche Feuer in Deinem Innern nicht verdampft? — noch lodert die Flamme empor bei leiser Berührung? — So bist Du noch nicht frei von den sündlichen Trieben, denen Du Dich hingabst. — Und ich soll der Wahrheit Deiner Buße trauen; ich soll überzeugt seyn, daß der Geist der Lüge Dich ganz verlassen? — Wisse, Medardus, daß ich Deine Reue für wahrhaft nur dann anerkennen würde, wenn Du jene Frevel, deren Du Dich anklagst, wirklich begingst. Denn nur in diesem Fall könnt' ich glauben, daß jene Unthaten so Dein Inneres zerütteten, daß Du, meiner Lehren, alles dessen, was ich Dir über äußere und innere Buße sagte, uneingedenk, wie der Schiffbrüchige nach dem leichten unsichern Brett, nach jenen trügerischen Mitteln Dein Verbrechen zu sühnen haschtest, die Dich nicht allein einem verworfenen Papst, sondern jedem wahrhaft frommen Mann als einen eitlen Gaukler erscheinen ließen. — Sage, Medardus! war Deine Andacht, Deine Erhebung zu der ewigen Macht ganz makellos, wenn Du Aureliens gedenken mußtest?" — Ich schlug, im Innern vernichtet, die Augen nieder. — „Du bist aufrichtig, Medardus, fuhr der Prior fort, Dein Schweigen sagt mir Alles. — Ich wußte mit der vollsten Ueberzeugung, daß Du es warst, der in der Residenz die Rolle eines polnischen Edelmanns spielte und die Baronesse Aurelie heirathen wollte. Ich hatte den Weg, den Du genommen, ziemlich genau verfolgt, ein seltsamer Mensch (er nannte sich den Haarkünstler Belcampo), den Du zuletzt in Rom sahst, gab mir Nachrichten; ich war überzeugt, daß Du auf verruchte Weise Hermogen und Euphemien mordetest, und um so gräßlicher war es mir, daß Du Aurelien so in Teufelsbande verstricken wolltest. Ich hätte Dich verderben können; doch weit entfernt, mich zum Rächeramt erkoren zu glauben, überließ ich Dich und Dein Schicksal der ewigen Macht des Himmels. Du bist erhalten worden auf wunderbare Weise und schon dieses überzeugt mich, daß Dein irdischer Untergang noch nicht beschlossen war. — Höre, welches besonderen Umstandes halber ich später glauben mußte, daß es in der That Graf Viktorin war, der als Capuziner auf dem Schlosse des Barons von F. erschien! — Nicht gar zu lange ist es her, als Bruder Sebastianus, der Pförtner, durch ein Aechzen und Stöhnen, das den Seufzern eines Ster-

Benden glich, geweckt wurde. Der Morgen war schon angebrochen, er stand auf, öffnete die Klosterpforte und fand einen Menschen, der dicht vor derselben, halb erstarrt vor Kälte, lag und mühsam die Worte herausbrachte: er sey Medardus, der aus unserm Kloster entflohene Mönch. — Sebastianus meldete mir ganz erschrocken, was sich unten zugetragen; ich stieg mit den Brüdern hinab, wir brachten den ohnmächtigen Mann in das Refektorium. Troß des bis zum Grausen entstellten Gesichts des Mannes, glaubten wir doch Deine Züge zu erkennen, und Mehrere meinten, daß wohl nur die veränderte Tracht den wohlbekannten Medardus so fremdartig darstelle. Er hatte Bart und Tonsur, dazu aber eine weltliche Kleidung, die zwar ganz verdorben und zerrissen war, der man aber noch die ursprüngliche Zierlichkeit ansah. Er trug seidene Strümpfe, auf einem Schuhe noch eine goldene Schnalle, eine weiße Atlasweste . . ." — „Einen kastanienbraunen Rock von dem feinsten Tuch, fiel ich ein, zierlich genähte Wäsche — einen einfachen goldenen Ring am Finger." — „Allerdings, sprach Leonardus erstaunt: aber wie kannst Du . . ." — „Ach, es war ja der Anzug, wie ich ihn an jenem verhängnißvollen Hochzeittage trug! — Der Doppeltgänger stand mir vor Augen. — Nein es war nicht der wesenlose entsetzliche Teufel des Wahnsinns, der hinter mir herrannte, der, wie ein mich bis ins Innerste zerfleischendes Unthier, aufhockte auf meinen Schultern; es war der entflohene wahnsinnige Mönch, der mich verfolgte, der endlich, als ich in tiefer Ohnmacht da lag, meine Kleider nahm und mir die Kutte überwarf. Er war es, der an der Klosterpforte lag, mich — mich selbst auf schauderhafte Weise darstellend!" — Ich bat den Prior nur fortzufahren in seiner Erzählung, da die Ahnung der Wahrheit, wie es sich mit mir auf die wunderbarste, geheimnißvollste Weise zugetragen, in mir aufdämmere. — „Nicht lange dauerte es, erzählte der Prior weiter, als sich bei dem Manne die deutlichsten unzweifelhaftesten Spuren des unheilbaren Wahnsinns zeigten, und unerachtet, wie gesagt, die Züge seines Gesichts den Deinigen auf das Genaueste glichen, unerachtet er fortwährend rief: Ich bin Medardus der entlaufene Mönch, ich will Buße thun bei Euch — so war doch bald jeder von uns überzeugt, daß es fixe Idee des Fremden sey, sich für Dich zu halten. Wir zogen ihm das Kleid der Capuziner an, wir führten ihn in die Kirche, er mußte die gewöhn-

lichen Andachtsübungen vornehmen, und wie er dies zu thun sich bemühte, merkten wir bald, daß er niemals in einem Kloster gewesen seyn könne. Es mußte mir wohl die Idee kommen: wie, wenn dies der aus der Residenz entsprungene Mönch, wie wenn dieser Mönch Viktorin wäre? — Die Geschichte, die der Wahnsinnige ehemals dem Förster aufgetischt hatte, war mir bekannt worden, indessen fand ich, daß alle Umstände, das Auffinden und Austrinken des Teufelselixirs, die Vision in dem Kerker, kurz der ganze Aufenthalt im Kloster, wohl die, durch Deine auf seltsame psychische Weise einwirkende Individualität, erzeugte Ausgeburt des erkrankten Geistes seyn könne. Merkwürdig war es in dieser Hinsicht, daß der Mönch in bösen Augenblicken immer geschrieen hatte, er sey Graf und gebietender Herr! — Ich beschloß, den fremden Mann der Irrenanstalt zu St. Getreu zu übergeben, weil ich hoffen durfte, daß, wäre Wiederherstellung möglich, sie gewiß dem Direktor jener Anstalt, einem in jede Abnormität des menschlichen Organismus tief eindringenden, genialen Arzte, gelingen werde. Des Fremden Genesen mußte das geheimnißvolle Spiel der unbekannten Mächte wenigstens zum Theil enthüllen. — Es kam nicht dazu. In der dritten Nacht weckte mich die Glocke, die, wie Du weißt, angezogen wird, sobald jemand im Krankenzimmer meines Beistandes bedarf. Ich trat hinein, man sagte mir, der Fremde habe eifrig nach mir verlangt und es scheine, als habe ihn der Wahnsinn gänzlich verlassen, wahrscheinlich wolle er beichten; denn er sey so schwach, daß er die Nacht wohl nicht überleben werde. Verzeiht, fing der Fremde an: als ich ihm mit frommen Worten zugesprochen, verzeiht, ehrwürdiger Herr, daß ich Euch täuschen zu wollen mich vermaß. Ich bin nicht der Mönch Medardus, der Euerm Kloster entfloh. Den Grafen Viktorin seht Ihr vor Euch . . . Fürst sollte er heißen, denn aus fürstlichem Hause ist er entsprossen, und ich rathe Euch, dies zu beachten, da sonst mein Zorn Euch treffen könnte. — Sey er auch Fürst, erwiederte ich, so wäre dies in unsern Mauern, und in seiner jetzigen Lage, ohne alle Bedeutung und es schiene mir besser zu seyn, wenn er sich abwende von dem Irdischen, und in Demuth erwarte, was die ewige Macht über ihn verhängt habe. — Er sah mich starr an, ihm schienen die Sinne zu vergehen, man gab ihm stärkende Tropfen, er erholte sich bald und sprach: Es ist mir so, als müsse ich bald sterben und vorher mein Herz erleichtern. Ihr habt

Macht über mich, denn so sehr Ihr Euch auch verstellen möget, merke ich doch wohl, daß Ihr der heilige Antonius seyd und am besten wisset, was für Unheil Eure Elixire angerichtet. Ich hatte wohl Großes im Sinne, als ich beschloß, mich als ein geistlicher Herr darzustellen mit großem Barte und brauner Kutte. Aber als ich so recht mit mir zu Rathe ging, war es, als träten die heimlichsten Gedanken aus meinem Innern heraus und verpuppten sich zu einem körperlichen Wesen, das recht graulich, doch mein Ich war. Dies zweite Ich hatte grimmige Kraft und schleuderte mich, als aus dem schwarzen Gestein des tiefen Abgrundes, zwischen sprudelndem schäumigen Gewässer, die Prinzessin schneeweiß hervortrat, hinab. Die Prinzessin fing mich auf in ihren Armen und wusch meine Wunden aus, daß ich bald keinen Schmerz mehr fühlte. Mönch war ich nun freilich geworden, aber das Ich meiner Gedanken war stärker, und trieb mich, daß ich die Prinzessin, die mich errettet und die ich sehr liebte, sammt ihrem Bruder ermorden mußte. Man warf mich in den Kerker, aber Ihr wißt selbst, heiliger Antonius, auf welche Weise Ihr, nachdem ich Euern verfluchten Trank gesoffen, mich entführtet, durch die Lüfte. Der grüne Waldkönig nahm mich schlecht auf, unerachtet er doch meine Fürstlichkeit kannte; das Ich meiner Gedanken erschien bei ihm und rückte mir allerlei häßliches vor, und wollte, weil wir doch alles zusammen gethan, in Gemeinschaft mit mir bleiben. Das geschah auch, aber bald, als wir davon liefen, weil man uns den Kopf abschlagen wollte, haben wir uns doch entzweit. Als das lächerliche Ich indessen immer und ewig genährt seyn wollte von meinem Gedanken, schmiß ich es nieder, prügelte es derb ab und nahm ihm seinen Rock. — So weit waren die Reden des Unglücklichen einigermaßen verständlich, dann verlor er sich in das unsinnige alberne Gewäsch des höchsten Wahnsinns. Eine Stunde später, als das Frühamt eingeläutet wurde, fuhr er mit einem durchdringenden entsetzlichen Schrei auf, und sank, wie es uns schien, todt nieder. Ich ließ ihn nach der Todtenkammer bringen, er sollte in unserm Garten an geweihter Stätte begraben werden, Du kannst Dir aber wohl unser Erstaunen, unsern Schreck denken, als die Leiche, da wir sie hinaustragen und einsargen wollten, spurlos verschwunden war. Alles Nachforschen blieb vergebens, und ich mußte darauf verzichten, jemals Näheres, Verständlicheres über den räthselhaften Zusammenhang der Begeben-

heiten, in die Du mit dem Grafen verwickelt wurdest, zu erfahren. Indessen, hielt ich alle mir über die Vorfälle im Schloß bekannt gewordenen Umstände mit jenen verworrenen, durch Wahnsinn entstellten Reden zusammen, so konnte ich kaum daran zweifeln, daß der Verstorbene wirklich Graf Viktorin war. Er hatte, wie der Reitknecht andeutete, irgend einen pilgernden Capuziner im Gebirge ermordet und ihm das Kleid genommen, um seinen Anschlag im Schlosse des Barons auszuführen. Wie er vielleicht es gar nicht im Sinn hatte, endete der begonnene Frevel mit dem Morde Euphemiens und Hermogens. Vielleicht war er schon wahnsinnig, wie Reinhold es behauptet, oder er wurde es dann auf der Flucht, gequält von Gewissensbissen. Das Kleid, welches er trug und die Ermordung des Mönchs, gestaltete sich in ihm zur fixen Idee, daß er wirklich ein Mönch, und sein Ich zerspaltet sey in zwei sich feindliche Wesen. Nur die Periode von der Flucht aus dem Schlosse bis zur Ankunft bei dem Förster, bleibt dunkel, so wie es unerklärlich ist, wie sich die Erzählung von seinem Aufenthalt im Kloster und der Art seiner Rettung aus dem Kerker in ihm bildete. Daß äußere Motive statt finden mußten, leidet gar keinen Zweifel, aber höchst merkwürdig ist es, daß diese Erzählung Dein Schicksal, wiewohl verstümmelt, darstellt. Nur die Zeit der Ankunft des Mönchs bei dem Förster, wie dieser sie angiebt, will gar nicht mit Reinholds Angabe des Tages, wann Viktorin aus dem Schlosse entfloh, zusammenstimmen. Nach der Behauptung des Försters mußte sich der wahnsinnige Viktorin gleich haben im Walde blicken lassen, nachdem er auf dem Schlosse des Barons angekommen." — „Haltet ein, unterbrach ich den Prior: Haltet ein, mein ehrwürdiger Vater, jede Hoffnung, der Last meiner Sünden unerachtet, nach der Langmuth des Herrn noch Gnade und ewige Seligkeit zu erringen, soll aus meiner Seele schwinden; in trostloser Verzweiflung, mich selbst und mein Leben verfluchend, will ich sterben, wenn ich nicht in tiefster Reue und Zerknirschung Euch alles, was sich mit mir begab, seitdem ich das Kloster verließ, getreulich offenbaren will, wie ich es in heiliger Beichte that." Der Prior gerieth in das höchste Erstaunen, als ich ihm nun mein ganzes Leben mit aller nur möglichen Umständlichkeit enthüllte. — „Ich muß Dir glauben, sprach der Prior, als ich geendet, ich muß Dir glauben, Bruder Medardus, denn alle Zeichen wahrer Reue entdeckte ich, als Du redetest. — Wer

vermag das Geheimniß zu enthüllen, das die geistige Verwandtschaft zweier Brüder, Söhne eines verbrecherischen Vaters, und selbst in Verbrechen befangen, bildete. — Es ist gewiß, daß Viktorin auf wunderbare Weise errettet wurde aus dem Abgrunde, in den Du ihn stürztest, daß er der wahnsinnige Mönch war, den der Förster aufnahm, der Dich als Dein Doppeltgänger verfolgte und hier im Kloster starb. Er diente der dunkeln Macht, die in Dein Leben eingriff, nur zum Spiel, — nicht Dein Genosse war er, nur das untergeordnete Wesen, welches Dir in den Weg gestellt wurde, damit das lichte Ziel, das sich Dir vielleicht aufthun konnte, Deinem Blick verhüllt bleibe. Ach, Bruder Medardus, noch geht der Teufel rastlos auf Erden umher, und bietet den Menschen seine Elixire dar! — Wer hat dieses oder jenes seiner höllischen Getränke nicht einmal schmackhaft gefunden; aber das ist der Wille des Himmels, daß der Mensch der bösen Wirkung des augenblicklichen Leichtsinns sich bewußt werde, und aus diesem klaren Bewußtseyn die Kraft schöpfe, ihr zu widerstehen. Darin offenbart sich die Macht des Herrn, daß, so wie das Leben der Natur durch das Gift, das sittlich gute Prinzip in ihr erst durch das Böse bedingt wird. — Ich darf zu Dir so sprechen, Medardus! da ich weiß, daß Du mich nicht mißverstehest. Gehe jetzt zu den Brüdern.“ —

In dem Augenblick erfaßte mich, wie ein jäher alle Nerven und Pulse durchzuckender Schmerz, die Sehnsucht der höchsten Liebe; Aurelie — ach Aurelie! rief ich laut. Der Prior stand auf und sprach in sehr ernstem Ton: „Du hast wahrscheinlich die Zubereitungen zu einem großen Feste in dem Kloster bemerkt? — Aurelie wird morgen eingekleidet und erhält den Klosternamen Rosalia.“ — Erstarrt — lautlos blieb ich vor dem Prior stehen. „Gehe zu den Brüdern!“ rief er beinahe zornig, und ohne deutliches Bewußtseyn stieg ich hinab in das Refektorium, wo die Brüder versammelt waren. Man bestürmte mich aufs Neue mit Fragen, aber nicht fähig war ich, auch nur ein einziges Wort über mein Leben zu sagen; alle Bilder der Vergangenheit verdunkelten sich in mir, und nur Aureliens Lichtgestalt trat mir glänzend entgegen. Unter dem Vorwande einer Andachtsübung verließ ich die Brüder und begab mich nach der Kapelle, die an dem äußersten Ende des weitläuftigen Klostergartens lag. Hier wollte ich beten, aber das kleinste Geräusch, das linde Säuseln des Laub-

ganges riß mich empor aus frommer Betrachtung. Sie ist es . . . Sie kommt . . . ich werde sie wiedersehen — so rief es in mir, und mein Herz bebte vor Angst und Entzücken. Es war mir, als höre ich ein leises Gespräch. Ich raffte mich auf, ich trat aus der Capelle, und siehe, langsamen Schrittes, nicht fern von mir, wandelten zwei Nonnen, in ihrer Mitte eine Novize. — Ach es war gewiß Aurelie — mich überfiel ein krampfhaftes Zittern — mein Athem stockte — ich wollte vorschreiten, aber keines Schrittes mächtig sank ich zu Boden. Die Nonnen, mit ihnen die Novize, verschwanden im Gebüsch. Welch ein Tag! — welch eine Nacht! Immer nur Aurelie und Aurelie — Kein anderes Bild — Kein anderer Gedanke fand Raum in meinem Innern. —

So wie die ersten Strahlen des Morgens aufgingen, verkündigten die Glocken des Klosters das Fest der Einkleidung Aureliens, und bald darauf versammelten sich die Brüder in einem großen Saal; die Aebtissin trat, von zwei Schwestern begleitet, herein. — Unbeschreiblich ist das Gefühl, das mich durchdrang, als ich die wiedersah, die meinen Vater so innig liebte, und unerachtet er durch Frevelthaten ein Bündniß, das ihm das höchste Erdenglück erwerben mußte, gewaltsam zerriß, doch die Neigung, die ihr Glück zerstört hatte, auf den Sohn übertrug. Zur Tugend, zur Frömmigkeit wollte sie diesen Sohn aufziehen, aber dem Vater gleich, häufte er Frevel auf Frevel und vernichtete so jede Hoffnung der frommen Pflegemutter, die in der Tugend des Sohnes Trost für des sündigen Vaters Verderbniß finden wollte. — Niedergesenkten Hauptes, den Blick zur Erde gerichtet, hörte ich die kurze Rede an, worin die Aebtissin nochmals der versammelten Geistlichkeit Aureliens Eintritt in das Kloster anzeigte, und sie aufforderte, eifrig zu beten, in dem entscheidenden Augenblick des Gelübdes, damit der Erbfeind nicht Macht haben möge, sinneverwirrendes Spiel zu treiben, zur Qual der frommen Jungfrau. „Schwer, sprach die Aebtissin: schwer waren die Prüfungen, die die Jungfrau zu überstehen hatte. Der Feind wollte sie verlocken zum Bösen, und alles, was die List der Hölle vermag, wandte er an, sie zu bethören, daß sie, ohne Böses zu ahnen, sündige und dann aus dem Traum erwachend untergehe in Schmach und Verzweiflung. Doch die ewige Macht beschützte das Himmelskind, und mag denn der Feind auch noch heute es versuchen, ihr verderblich zu nahen, ihr Sieg über

ihn wird desto glorreicher seyn. Betet — betet, meine Brüder, nicht darum, daß die Christusbraut nicht wanke, denn fest und standhaft ist ihr dem Himmlischen ganz zugewandter Sinn, sondern daß kein irdisches Unheil die fromme Handlung unterbreche. — Eine Bangigkeit hat sich meines Gemüths bemächtigt, der ich nicht zu widerstehen vermag!" —

Es war klar, daß die Aebtissin mich — mich allein den Teufel der Versuchung nannte, daß sie meine Ankunft mit der Einkleidung Aureliens in Bezug, daß sie vielleicht in mir die Absicht irgend einer Greuelthat voraussetzte. Das Gefühl der Wahrheit meiner Reue, meiner Buße, der Ueberzeugung, daß mein Sinn geändert worden, richtete mich empor. Die Aebtissin würdigte mich nicht eines Blickes; tief im Innersten gekränkt, regte sich in mir jener bittere, verhöhnende Haß, wie ich ihn sonst in der Residenz bei dem Anblick der Fürstin gefühlt, und statt daß ich, ehe die Aebtissin jene Worte sprach, mich hätte vor ihr niederwerfen mögen in den Staub, wollte ich keck und kühn vor sie hintreten und sprechen: warst Du denn immer solch ein überirdisches Weib, daß die Lust der Erde Dir nicht aufging? . . . Als Du meinen Vater sahst, verwahrtest Du denn immer Dich so, daß der Gedanke der Sünde nicht Raum fand? . . . Ei sage doch, ob selbst dann, als schon die Inful und der Stab Dich schmückten, in unbewachten Augenblicken meines Vaters Bild nicht Sehnsucht nach irdischer Lust in Dir aufregte? . . . Was empfandest Du denn, Stolze! als Du den Sohn des Geliebten an Dein Herz drücktest, und den Namen des Verlornen, war er gleich ein frevelicher Sünder, so schmerzvoll riefst? — Hast Du jemals gekämpft mit der dunklen Macht wie ich? — Kannst Du Dich eines wahren Sieges erfreuen, wenn kein harter Kampf vorherging? — Fühlst Du Dich selbst so stark, daß Du den verachtest, der dem mächtigsten Feinde erlag und sich dennoch erhob in tiefer Reue und Buße? — Die plötzliche Aenderung meiner Gedanken, die Umwandlung des Büßenden in den, der stolz auf den bestandenen Kampf fest einschreitet in das wiedergewonnene Leben, muß selbst im Aeußern sichtlich gewesen seyn. Denn der neben mir stehende Bruder frug: „Was ist Dir, Medardus, warum wirfst Du solche sonderbare zürnende Blicke auf die hochheilige Frau?" — „Ja, erwiederte ich halblaut: wohl mag es eine hochheilige Frau seyn, denn sie stand immer so hoch, daß das Profane sie nicht erreichen

konnte, doch kommt sie mir jetzt nicht sowohl wie eine christliche, sondern wie eine heidnische Priesterin vor, die sich bereitet, mit gezücktem Messer das Menschenopfer zu vollbringen.“ Ich weiß selbst nicht, wie ich dazu kam, die letzten Worte, die außer meiner Ideenreihe lagen, zu sprechen, aber mit ihnen drängten sich im bunten Gewirr Bilder durcheinander, die nur im Entsetzlichsten sich zu einen schienen. — Aurelie sollte auf immer die Welt verlassen, sie sollte, wie ich, durch ein Gelübde, das mir jetzt nur die Ausgeburt des religiösen Wahnsinns schien, dem Irdischen entsagen? — So wie ehemals, als ich, dem Satan verkauft, in Sünde und Frevel den höchsten strahlendsten Lichtpunkt des Lebens zu schauen wähnte, dachte ich jetzt daran, daß beide, ich und Aurelie, im Leben, sey es auch nur durch den einzigen Moment des höchsten irdischen Genusses, vereint und dann als der unterirdischen Macht Geweihte sterben müßten. — Ja, wie ein gräßlicher Unhold, wie der Satan selbst, ging der Gedanke des Mordes mir durch die Seele! — Ach, ich Verblendeter gewahrte nicht, daß in dem Moment, als ich der Aebtissin Worte auf mich deutete, ich preisgegeben war der vielleicht härtesten Prüfung, daß der Satan Macht bekommen über mich, und mich verlocken wollte zu dem Entsetzlichsten, das ich noch begangen! Der Bruder, zu dem ich gesprochen, sah mich erschrocken an: „Um Jesus und der heiligen Jungfrau willen, was sagt Ihr da!“ so sprach er; ich schaute nach der Aebtissin, die im Begriff stand, den Saal zu verlassen, ihr Blick fiel auf mich, todtenbleich starrte sie mich an, sie wankte, die Nonnen mußten sie unterstützen. Es war mir, als lisple sie die Worte: „O all' ihr Heiligen, meine Ahnung.“ Bald darauf wurde der Prior Leonardus zu ihr gerufen. Schon läuteten aufs Neue alle Glocken des Klosters, und dazwischen tönten die donnernden Töne der Orgel, die Weihgesänge der im Chor versammelten Schwestern, durch die Lüfte, als der Prior wieder in den Saal trat. Nun begaben sich die Brüder der verschiedenen Orden in feierlichem Zuge nach der Kirche, die von Menschen beinahe so überfüllt war, als sonst am Tage des heiligen Bernardus. An einer Seite des mit duftenden Rosen geschmückten Hochaltars waren erhöhte Sitze für die Geistlichkeit angebracht, der Tribune gegenüber, auf welcher die Capelle des Bischofs die Musik des Amts, welches er selbst hielt, ausführte. Leonardus rief mich an seine Seite, und ich bemerkte, daß er ängstlich auf mich

wachte; die kleinste Bewegung erregte seine Aufmerksamkeit; er hielt mich an, fortwährend aus meinem Brevier zu beten. Die Klaren Nonnen versammelten sich in dem mit einem niedrigen Gitter eingeschlossenen Platz dicht vor dem Hochaltar, der entscheidende Augenblick kam; aus dem Innern des Klosters, durch die Gitterthüre hinter dem Altar, führten die Cisterzienser Nonnen Aurelien herbei. — Ein Geflüster rauschte durch die Menge, als sie sichtbar worden, die Orgel schwieg und der einfache Hymnus der Nonnen erklang in wunderbaren tief ins Innerste dringenden Akkorden. Noch hatte ich keinen Blick aufgeschlagen; von einer furchtbaren Angst ergriffen, zuckte ich krampfhaft zusammen, so daß mein Brevier zur Erde fiel. Ich bückte mich darnach, es aufzuheben, aber ein plötzlicher Schwindel hätte mich von dem hohen Sitz herabgestürzt, wenn Leonardus mich nicht faßte und festhielt. „Was ist Dir, Medardus, sprach der Prior leise: Du befindest Dich in seltsamer Bewegung, widerstehe dem bösen Feinde, der Dich treibt." Ich faßte mich mit aller Gewalt zusammen, ich schaute auf, und erblickte Aurelien, vor dem Hochaltar knieend. O Herr des Himmels, in hoher Schönheit und Anmuth strahlte sie mehr als je! Sie war bräutlich — ach! eben so wie an jenem verhängnißvollen Tage, da sie mein werden sollte, gekleidet. Blühende Myrthen und Rosen im künstlich geflochtenen Haar. Die Andacht, das Feierliche des Moments, hatte ihre Wangen höher gefärbt, und in dem zum Himmel gerichteten Blick lag der volle Ausdruck himmlischer Lust. Was waren jene Augenblicke, als ich Aurelien zum erstenmal, als ich sie am Hofe des Fürsten sah, gegen dieses Wiedersehen. Rasender als jemals flammte in mir die Gluth der Liebe — der wilden Begier auf — O Gott — o, all' ihr Heiligen! laßt mich nicht wahnsinnig werden, nur nicht wahnsinnig — rettet mich, rettet mich von dieser Pein der Hölle — Nur nicht wahnsinnig laßt mich werden — denn das Entsetzliche muß ich sonst thun, und meine Seele Preis geben der ewigen Verdammniß! — So betete ich im Innern, denn ich fühlte, wie immer mehr und mehr der böse Geist über mich Herr werden wollte. — Es war mir als habe Aurelie Theil an dem Frevel, den ich nur beging, als sey das Gelübde, das sie zu leisten gedachte, in ihren Gedanken nur der feierliche Schwur, vor dem Altar des Herrn mein zu seyn. — Nicht die Christusbraut, des Mönchs der sein Gelübde brach, verbrecherisches Weib sah ich in ihr. — Sie

mit aller Inbrunst der wüthenden Begier umarmen und dann ihr den Tod geben — **der** Gedanke erfaßte mich unwiderstehlich. Der böse Geist trieb mich wilder und wilder — schon wollte ich schreien: „Haltet ein, verblendete Thoren! nicht die von irdischem Triebe reine Jungfrau, die Braut des Mönchs wollt ihr erheben zur Himmelsbraut!“ — mich hinabstürzen unter die Nonnen, sie herausreißen — ich faßte in die Kutte, ich suchte nach dem Messer, da war die Ceremonie so weit gediehen, daß Aurelie anfing das Gelübde zu sprechen. — Als ich ihre Stimme hörte, war es als bräche milder Mondesglanz durch die schwarzen, von wildem Sturm gejagten Wetterwolken. Licht wurde es in mir, und ich erkannte den bösen Geist, dem ich mit aller Gewalt widerstand. — Jedes Wort Aureliens gab mir neue Kraft, und im heißen Kampf wurde ich bald Sieger. Entflohen war jeder schwarze Gedanke des Frevels, jede Regung der irdischen Begier. — Aurelie war die fromme Himmelsbraut, deren Gebet mich retten konnte von ewiger Schmach und Verderbniß. — Ihr Gelübde war mein Trost, meine Hoffnung, und hell ging in mir die Heiterkeit des Himmels auf. Leonardus, den ich nun erst wieder bemerkte, schien die Aenderung in meinem Innern wahrzunehmen, denn mit sanfter Stimme sprach er: „Du hast dem Feinde widerstanden, mein Sohn! das war wohl die letzte schwere Prüfung, die Dir die ewige Macht auferlegt!“ —

Das Gelübde war gesprochen; während eines Wechselgesanges, den die Klaren Schwestern anstimmten, wollte man Aurelien das Nonnengewand anlegen. Schon hatte man die Myrthen und Rosen aus dem Haar geflochten, schon stand man im Begriff die herabwallenden Locken abzuschneiden, als ein Getümmel in der Kirche entstand — ich sah, wie die Menschen aus einander gedrängt und zu Boden geworfen wurden; — näher und näher wirbelte der Tumult. — Mit rasender Gebehrde, — mit wildem, entsetzlichen Blick drängte sich ein halbnackter Mensch (die Lumpen eines Capuzinerrocks hingen ihm um den Leib), alles um sich her mit geballten Fäusten niederstoßend, durch die Menge. — Ich erkannte meinen gräßlichen Doppeltgänger, aber in demselben Moment, als ich, Entsetzliches ahnend, hinabspringen und mich ihm entgegen werfen wollte, hatte der wahnsinnige Unhold die Gallerie, die den Platz des Hochaltars einschloß, übersprungen. Die Nonnen stäubten schreiend aus einander; die Aebtissin

hatte Aurelien fest in ihre Arme eingeschlossen. — „Ha ha ha! - kreischte der Rasende mit gellender Stimme: wollt ihr mir die Prinzessin rauben? — Ha ha ha! — die Prinzessin ist mein Bräutchen, mein Bräutchen“ — und damit riß er Aurelien empor, und stieß ihr das Messer, das er hochgeschwungen in der Hand hielt, bis an das Heft in die Brust, daß des Blutes Springquell hoch emporspritzte. „Juchhe — Juch Juch — nun hab' ich mein Bräutchen, nun hab' ich die Prinzessin gewonnen!“ — So schrie der Rasende auf, und sprang hinter den Hochaltar, durch die Gitterthüre fort in die Klostergänge. Voll Entsetzen kreischten die Nonnen auf. — „Mord — Mord am Altar des Herrn,“ schrie das Volk, nach dem Hochaltar stürmend. „Besetzt die Ausgänge des Klosters, daß der Mörder nicht entkomme,“ rief Leonardus mit lauter Stimme, und das Volk stürzte hinaus und wer von den Mönchen rüstig war, ergriff die im Winkel stehenden Prozessionsstäbe und setzte dem Unhold nach durch die Gänge des Klosters. Alles war die That eines Augenblicks; bald kniete ich neben Aurelien, die Nonnen hatten mit weißen Tüchern die Wunde, so gut es gehen wollte, verbunden, und standen der ohnmächtigen Aebtissin bei. Eine starke Stimme sprach neben mir: Sancta Rosalia, ora pro nobis, und alle die noch in der Kirche geblieben, riefen laut: „Ein Mirakel — ein Mirakel, ja sie ist eine Märtyrin — Sancta Rosalia, ora pro nobis.“ — Ich schaute auf. — Der alte Maler stand neben mir, aber ernst und mild, so wie er mir im Kerker erschien. — Kein irdischer Schmerz über Aureliens Tod, kein Entsetzen über die Erscheinung des Malers konnte mich fassen, denn in meiner Seele dämmerte es auf, wie nun die räthselhaften Schlingen, die die dunkle Macht geknüpft, sich löſten.

Mirakel, Mirakel! schrie das Volk immer fort: Seht ihr wohl den alten Mann im violetten Mantel? — der ist aus dem Bilde des Hochaltars herabgestiegen — ich habe es gesehen — ich auch, ich auch — riefen mehrere Stimmen durch einander und nun stürzte Alles auf die Knie nieder und das verworrene Getümmel verbrauste und ging über in ein von heftigem Schluchzen und Weinen unterbrochenes Gemurmel des Gebets. Die Aebtissin erwachte aus der Ohnmacht, und sprach mit dem herzzerschneidenden Ton des tiefen, gewaltigen Schmerzes: „Aurelie! mein Kind! meine fromme Tochter! — ewiger Gott — es ist Dein Rathschluß!“ — Man hatte eine mit Polstern

und Decken belegte Bahre herbeigebracht. Als man Aurelien hinaufhob, seufzte sie tief und schlug die Augen auf. Der Maler stand hinter ihrem Haupte, auf das er seine Hand gelegt. Er war anzusehen wie ein mächtiger Heiliger, und Alle, selbst die Aebtissin, schienen von wunderbarer scheuer Ehrfurcht durchdrungen. — Ich kniete beinahe dicht an der Seite der Bahre. Aureliens Blick fiel auf mich, da erfaßte mich tiefer Jammer über der Heiligen schmerzliches Märtyrerthum. Keines Wortes mächtig, war es nur ein dumpfer Schrei, den ich ausstieß. Da sprach Aurelie sanft und leise: „Was klagest Du über die, welche von der ewigen Macht des Himmels gewürdigt wurde von der Erde zu scheiden, in dem Augenblick als sie die Nichtigkeit alles Irdischen erkannt, als die unendliche Sehnsucht nach dem Reich der ewigen Freude und Seligkeit ihre Brust erfüllte?“ — Ich war aufgestanden, ich war dicht an die Bahre getreten. „Aurelie, sprach ich: — heilige Jungfrau! Nur einen einzigen Augenblick senke Deinen Blick herab aus den hohen Regionen, sonst muß ich vergehen in — meine Seele, mein innerstes Gemüth zerrüttenden, verderbenden Zweifeln. — Aurelie! verachtest Du den Frevler der, wie der böse Feind selbst, in Dein Leben trat? — Ach! schwer hat er gebüßt — aber er weiß es wohl, daß alle Buße seiner Sünden Maaß nicht mindert — Aurelie! bist Du versöhnt im Tode?“ — Wie von Engelsfittigen berührt, lächelte Aurelie und schloß die Augen. „O, — Heiland der Welt — heilige Jungfrau — so bleibe ich zurück, ohne Trost der Verzweiflung hingegeben! — O Rettung! — Rettung von höllischem Verderben!“ So betete ich inbrünstig, da schlug Aurelie noch einmal die Augen auf und sprach: „Medardus — nachgegeben hast Du der bösen Macht! aber blieb ich denn rein von der Sünde, als ich irdisches Glück zu erlangen hoffte in meiner verbrecherischen Liebe? — Ein besonderer Rathschluß des Ewigen hatte uns bestimmt, schwere Verbrechen unseres freveligen Stammes zu sühnen, und so vereinigte uns das Band der Liebe, die nur über den Sternen thront und die nichts gemein hat mit irdischer Lust. Aber dem listigen Feinde gelang es, die tiefe Bedeutung unserer Liebe uns zu verhüllen, ja uns auf entsetzliche Weise zu verlocken, daß wir das Himmlische nur deuten konnten auf irdische Weise. — Ach! war ich es denn nicht, die Dir ihre Liebe bekannte im Beichtstuhl, aber statt den Gedanken der ewigen Liebe in Dir zu entzünden, die höllische Gluth der Lust in

Dir entflammte, welche Du, da sie Dich verzehren wollte, durch Verbrechen zu löschen gedachtest? Fasse Muth, Medardus! der wahnsinnige Thor, den der böse Feind verlockt hat zu glauben, er sey Du, und müsse, vollbringen was Du begonnen, war das Werkzeug des Himmels, durch das sein Rathschluß vollendet wurde. — Fasse Muth, Medardus — bald bald . . ." Aurelie, die das letzte schon mit geschlossenen Augen und hörbarer Anstrengung gesprochen, wurde ohnmächtig, doch der Tod konnte sie noch nicht erfassen. „Hat sie Euch gebeichtet, ehrwürdiger Herr? hat sie Euch gebeichtet?" so frugen mich neugierig die Nonnen. „Mit nichten, erwiederte ich: nicht ich, sie hat meine Seele mit himmlischem Trost erfüllt." — „Wohl Dir, Medardus, bald ist Deine Prüfungszeit beendet — und wohl mir dann!" Es war der Maler, der diese Worte sprach. Ich trat auf ihn zu: „So verlaßt mich nicht, wunderbarer Mann." — Ich weiß selbst nicht, wie meine Sinne, indem ich weiter sprechen wollte, auf seltsame Weise betäubt worden; ich gerieth in einen Zustand zwischen Wachen und Träumen, aus dem mich ein lautes Rufen und Schreien erweckte. Ich sah den Maler nicht mehr. Bauern — Bürgersleute — Soldaten waren in die Kirche gedrungen und verlangten durchaus, daß ihnen erlaubt werden solle, das ganze Kloster zu durchsuchen, um den Mörder Aureliens, der noch im Kloster seyn müsse, aufzufinden. Die Aebtissin, mit Recht Unordnungen befürchtend, verweigerte dies, aber ihres Ansehens unerachtet vermochte sie nicht die erhitzten Gemüther zu beschwichtigen. Man warf ihr vor, daß sie aus kleinlicher Furcht den Mörder verhehle, weil er ein Mönch sey, und immer heftiger tobend schien das Volk sich zum Stürmen des Klosters aufzuregen. Da bestieg Leonardus die Kanzel und sagte dem Volk nach einigen kräftigen Worten über die Entweihung heiliger Stätten, daß der Mörder keinesweges ein Mönch, sondern ein Wahnsinniger sey, den er im Kloster zur Pflege aufgenommen, den er, als er todt geschienen, im Ordenshabit nach der Todtenkammer bringen lassen, der aber aus dem todtähnlichen Zustande erwacht und entsprungen sey. Wäre er noch im Kloster, so würden es ihm die getroffenen Maaßregeln unmöglich machen, zu entspringen. Das Volk beruhigte sich, und verlangte nur, daß Aurelie nicht durch die Gänge, sondern über den Hof in feierlicher Prozession nach dem Kloster gebracht werden solle. Dies geschah. Die verschüchterten Nonnen hoben die Bahre

auf, die man mit Rosen bekränzt hatte. Auch Aurelie war, wie vorher, mit Myrthen und Rosen geschmückt. Dicht hinter der Bahre, über welche vier Nonnen den Baldachin trugen, schritt die Aebtissin von zwei Nonnen unterstützt, die übrigen folgten mit den Klaren Schwestern, dann die Brüder der verschiedenen Orden, ihnen schloß sich das Volk an, und so bewegte sich der Zug durch die Kirche. Die Schwester, welche die Orgel spielte, mußte sich auf den Chor begeben haben, denn so wie der Zug in der Mitte der Kirche war, ertönten dumpf und schauerlich tiefe Orgeltöne vom Chor herab. Aber siehe, da richtete sich Aurelie langsam auf, und erhob die Hände betend zum Himmel, und aufs Neue stürzte alles Volk auf die Kniee nieder und rief Sancta Rosalia, ora pro nobis. — So wurde das wahr, was ich, als ich Aurelien zum erstenmal sah, in satanischer Verblendung nur frevelig heuchelnd, verkündet.

Als die Nonnen in dem untern Saal des Klosters die Bahre niedersetzten, als Schwestern und Brüder betend im Kreis umherstanden, sank Aurelie mit einem tiefen Seufzer der Aebtissin, die neben ihr kniete, in die Arme. — Sie war todt! — Das Volk wich nicht von der Klosterpforte, und als nun die Glocken den irdischen Untergang der frommen Jungfrau verkündeten, brach Alles aus in Schluchzen und Jammergeschrei. — Viele thaten das Gelübde, bis zu Aureliens Exequien in dem Dorf zu bleiben, und erst nach denselben in die Heimath zurückzufahren, während der Zeit aber strenge zu fasten. Das Gerücht von der entsetzlichen Unthat, und von dem Martyrium der Braut des Himmels, verbreitete sich schnell, und so geschah es, daß Aureliens Exequien, die nach vier Tagen begangen wurden, einem hohen die Verklärung einer Heiligen feiernden Jubelfest glichen. Denn schon Tages vorher war die Wiese vor dem Kloster, wie sonst am Bernardustage, mit Menschen bedeckt, die, sich auf dem Boden lagernd, den Morgen erwarteten. Nur statt des frohen Getümmels hörte man fromme Seufzer und ein dumpfes Murmeln. — Von Mund zu Mund ging die Erzählung von der entsetzlichen That am Hochaltar der Kirche, und brach einmal eine laute Stimme hervor, so geschah es in Verwünschungen des Mörders, der spurlos verschwunden blieb. —

Von tieferer Einwirkung auf das Heil meiner Seele waren wohl diese vier Tage, die ich meistens einsam in der Capelle des Gartens zubrachte, als die lange strenge Buße im Capuzinerkloster bei Rom.

Aureliens letzte Worte hatten mir das Geheimniß meiner Sünden erschlossen und ich erkannte, daß ich, ausgerüstet mit aller Kraft der Tugend und Frömmigkeit, doch wie ein muthloser Feigling dem Satan, der den verbrecherischen Stamm zu hegen trachtete, daß er fort und fort gedeihe, nicht zu widerstehen vermochte. Gering war der Keim des Bösen in mir, als ich des Conzertmeisters Schwester sah, als der frevelige Stolz in mir erwachte, aber da spielte mir der Satan jenes Elixir in die Hände, das mein Blut wie ein verdammtes Gift, in Gährung setzte. Nicht achtete ich des unbekannten Malers, des Priors, der Aebtissin ernste Mahnung. — Aureliens Erscheinung am Beichtstuhl vollendete den Verbrecher. Wie eine physische Krankheit von jenem Gift erzeugt, brach die Sünde hervor. Wie konnte der dem Satan Ergebene das Band erkennen, das die Macht des Himmels als Symbol der ewigen Liebe um mich und Aurelien geschlungen? — Schadenfroh fesselte mich der Satan an einen Verruchten, in dessen Seyn mein Ich eindringen, so wie er geistig auf mich einwirken mußte. Seinen scheinbaren Tod, vielleicht das leere Blendwerk des Teufels, mußte ich mir zuschreiben. Die That machte mich vertraut mit dem Gedanken des Mordes, der dem teuflischen Trug folgte. So war der in verruchter Sünde erzeugte Bruder das vom Teufel beseelte Prinzip, das mich in die abscheulichsten Frevel stürzte und mich mit den gräßlichsten Qualen umhertrieb. Bis dahin, als Aurelie nach dem Rathschluß der ewigen Macht ihr Gelübde sprach, war mein Inneres nicht rein von der Sünde; bis dahin hatte der Feind Macht über mich, aber die wunderbare innere Ruhe, die wie von oben herabstrahlende Heiterkeit, die über mich kam, als Aurelie die letzten Worte gesprochen, überzeugte mich, daß Aureliens Tod die Verheißung der Sühne sey. — Als in dem feierlichen Requiem der Chor die Worte sang: Confutatis maledictis flammis acribus addictis, fühlte ich mich erbeben, aber bei dem Voca me cum benedictis war es mir, als sähe ich in himmlischer Sonnenklarheit Aurelien, wie sie erst auf mich niederblickte und dann ihr von einem strahlenden Sternenringe umgebenes Haupt zum höchsten Wesen erhob, um für das ewige Heil meiner Seele zu bitten! — Oro supplex et acclinis cor contritum quasi cinis! — Niedersank ich in den Staub, aber wie wenig glich mein inneres Gefühl, mein demüthiges Flehen, jener leidenschaftlichen Zerknirschung, jenen grausamen wilden Bußübungen im Capuziner-

Kloster. Erst jetzt war mein Geist fähig, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, und bei diesem klaren Bewußtseyn mußte jede neue Prüfung des Feindes wirkungslos bleiben. — Nicht Aureliens Tod, sondern nur die als gräßlich und entsetzlich erscheinende Art desselben hatte mich in den ersten Augenblicken so tief erschüttert; aber wie bald erkannte ich, daß die Gunst der ewigen Macht sie das höchste bestehen ließ! — Das Martyrium der geprüften, entsündigten Christusbraut! — War sie denn für mich untergegangen? Nein! jetzt erst, nachdem sie der Erde voller Qual entrückt, wurde sie mir der reine Strahl der ewigen Liebe, der in meiner Brust aufglühte. Ja! Aureliens Tod war das Weihfest jener Liebe, die, wie Aurelie sprach, nur über den Sternen thront, und nichts gemein hat mit dem Irdischen. — Diese Gedanken erhoben mich über mein irdisches Selbst, und so waren wohl jene Tage im Cisterzienserkloster die wahrhaft seligsten meines Lebens.

Nach der Exportation welche am folgenden Morgen statt fand, wollte Leonardus mit den Brüdern nach der Stadt zurückkehren; die Aebtissin ließ mich, als schon der Zug beginnen sollte, zu sich rufen. Ich fand sie allein in ihrem Zimmer, sie war in der höchsten Bewegung, die Thränen stürzten ihr aus den Augen. „Alles — alles weiß ich jetzt, mein Sohn Medardus! Ja ich nenne Dich so wieder, denn überstanden hast Du die Prüfungen, die über Dich Unglücklichen, Bedauernswürdigen ergingen! Ach, Medardus, nur sie, nur sie, die am Throne Gottes unsere Fürsprecherin seyn mag, ist rein von der Sünde. Stand ich nicht am Rande des Abgrundes, als ich, von dem Gedanken an irdische Lust erfüllt, dem Mörder mich verkaufen wollte? — Und doch — Sohn Medardus! — verbrecherische Thränen hab' ich geweint, in einsamer Zelle, Deines Vaters gedenkend! — Gehe, Sohn Medardus! Jeder Zweifel, daß ich vielleicht, zur mir selbst anzurechnenden Schuld in Dir den freveligsten Sünder erzog, ist aus meiner Seele verschwunden.“ —

Leonardus, der gewiß der Aebtissin alles enthüllt hatte, was ihr aus meinem Leben noch unbekannt geblieben, bewies mir durch sein Betragen, daß auch er mir verziehen und dem Höchsten anheim gestellt hatte, wie ich vor seinem Richterstuhl bestehen werde. Die alte Ordnung des Klosters war geblieben, und ich trat in die Reihe der Brüder ein, wie sonst. Leonardus sprach eines Tages zu mir: „ich möchte

Dir, Bruder Medardus, wohl noch eine Bußübung aufgeben." Demüthig frug ich, worin sie bestehen solle. „Du magst, erwiderte der Prior, die Geschichte Deines Lebens genau aufschreiben. Keiner der merkwürdigen Vorfälle, auch selbst der unbedeutenderen, vorzüglich nichts, was Dir im bunten Weltleben widerfuhr, darfst Du auslassen. Die Phantasie wird Dich wirklich in die Welt zurückführen, Du wirst alles Grauenvolle, Possenhafte, Schauerliche und Lustige noch einmal fühlen, ja es ist möglich, daß Du im Moment Aurelien anders, nicht als die Nonne Rosalia, die das Martyrium bestand, erblickst; aber hat der Geist des Bösen Dich ganz verlassen, hast Du Dich ganz vom Irdischen abgewendet, so wirst Du, wie ein höheres Prinzip über allem schweben, und so wird jener Eindruck keine Spur hinterlassen." Ich that wie der Prior geboten. Ach! — wohl geschah es so, wie er es ausgesprochen! — Schmerz und Wonne, Grauen und Lust — Entsetzen und Entzücken stürmten in meinem Innern, als ich mein Leben schrieb. — Du, der Du einst diese Blätter liesest, ich sprach zu Dir von der Liebe höchster Sonnenzeit, als Aureliens Bild mir im regen Leben aufging! — Es giebt höheres als irdische Lust, die meistens nur Verderben bereitet dem leichtsinnigen, blödsinnigen Menschen, und das ist jene höchste Sonnenzeit, wenn fern von dem Gedanken freveliger Begier die Geliebte, wie ein Himmelsstrahl, alles Höhere, alles, was aus dem Reich der Liebe segensvoll herabkommt auf den armen Menschen, in Deiner Brust entzündet. — Dieser Gedanke hat mich erquickt, wenn bei der Erinnerung an die herrlichsten Momente, die mir die Welt gab, heiße Thränen den Augen entstürzten und alle längst verharrschte Wunden aufs Neue bluteten.

Ich weiß, daß vielleicht noch im Tode der Widersacher Macht haben wird, den sündigen Mönch zu quälen, aber standhaft, ja mit inbrünstiger Sehnsucht erwarte ich den Augenblick, der mich der Erde entrückt, denn es ist der Augenblick der Erfüllung alles dessen, was mir Aurelie, ach! die heilige Rosalia selbst, im Tode verheißen. Bitte — bitte für mich, o heilige Jungfrau, in der dunklen Stunde, daß die Macht der Hölle, der ich so oft erlegen, nicht mich bezwinge und hinabreiße in den Pfuhl ewiger Verderbniß!

Nachtrag des Paters Spiridion, Bibliothekar des Capuzinerklosters zu B.

In der Nacht vom dritten auf den vierten September des Jahres 17** hat sich viel Wunderbares in unserm Kloster ereignet. Es mochte wohl um Mitternacht sein, als ich in der, neben der meinigen liegenden, Zelle des Bruders Medardus ein seltsames Kichern und Lachen, und während dessen ein dumpfes klägliches Aechzen vernahm. Mir war es, als höre ich deutlich von einer sehr häßlichen, widerwärtigen Stimme die Worte sprechen: „Komm mit mir, Brüderchen Medardus, wir wollen die Braut suchen.“ Ich stand auf, und wollte mich zum Bruder Medardus begeben, da überfiel mich aber ein besonderes Grauen, so daß ich, wie von dem Frost eines Fiebers ganz gewaltig durch alle Glieder geschüttelt wurde; ich ging demnach, statt in des Medardus Zelle, zum Prior Leonardus, weckte ihn nicht ohne Mühe, und erzählte ihm, was ich vernommen. Der Prior erschrak sehr, sprang auf und sagte, ich solle geweihte Kerzen holen und wir wollten uns beide dann zum Bruder Medardus begeben. Ich that, wie mir geheißen, zündete die Kerzen an der Lampe des Muttergottesbildes auf dem Gange an, und wir stiegen die Treppe hinauf. So sehr wir aber auch horchen mochten, die abscheuliche Stimme, die ich vernommen, ließ sich nicht wieder hören. Statt dessen hörten wir leise liebliche Glockenklänge, und es war so, als verbreite sich ein feiner Rosenduft. Wir traten näher, da öffnete sich die Thüre der Zelle, und ein wunderlicher großer Mann, mit weißem krausen Bart, in einem violetten Mantel, schritt heraus; ich war sehr erschrocken, denn ich wußte wohl, daß der Mann ein drohendes Gespenst sein mußte, da die Klosterpforten fest verschlossen waren, mithin kein Fremder eindringen konnte; aber Leonardus schaute ihn keck an, jedoch ohne ein Wort zu sagen. „Die Stunde der Erfüllung ist nicht mehr fern,“ sprach die Gestalt sehr dumpf und feierlich, und verschwand in dem dunklen Gange, so daß meine Bangigkeit noch stärker wurde und ich schier hätte die Kerze aus der zitternden Hand fallen lassen mögen. Aber der Prior, der, ob seiner Frömmigkeit und Stärke im Glauben, nach Gespenstern nicht viel frägt, faßte mich beim Arm und sagte: nun wollen wir in die Zelle des Bruders Medardus treten. Das geschah denn auch. Wir fanden den Bruder, der schon seit einiger Zeit sehr schwach worden, im Sterben, der Tod

hatte ihm die Zunge gebunden, er röchelte nur noch was Weniges. Leonardus blieb bei ihm, und ich weckte die Brüder, indem ich die Glocke stark anzog und mit lauter Stimme rief: „Steht auf! — steht auf! — Der Bruder Medardus liegt im Tode!“ Sie standen auch wirklich auf, so daß nicht ein einziger fehlte, als wir mit angebrannten Kerzen uns zu dem sterbenden Bruder begaben. Alle, auch ich, der ich dem Grauen endlich widerstanden, überließen uns vieler Betrübniß. Wir trugen den Bruder Medardus auf einer Bahre nach der Klosterkirche, und setzten ihn vor dem Hochaltar nieder. Da erholte er sich zu unserm Erstaunen und fing an zu sprechen, so daß Leonardus selbst, sogleich nach vollendeter Beichte und Absolution, die letzte Oelung vornahm. Nachher begaben wir uns, während Leonardus unten blieb und immerfort mit dem Bruder Medardus redete, in den Chor und sangen die gewöhnlichen Todtengesänge für das Heil der Seele des sterbenden Bruders. Gerade als die Glocke des Klosters den andern Tag, nämlich am fünften September des Jahres 17** Mittags zwölfe schlug, verschied Bruder Medardus in des Priors Armen. Wir bemerkten, daß es Tag und Stunde war, in der voriges Jahr die Nonne Rosalia auf entsetzliche Weise, gleich nachdem sie das Gelübde abgelegt, ermordet wurde. Bei dem Requiem und der Exportation hat sich noch Folgendes ereignet. Bei dem Requiem nämlich verbreitete sich ein sehr starker Rosenduft, und wir bemerkten, daß an dem schönen Bilde der heiligen Rosalia, das von einem sehr alten unbekannten italienischen Maler verfertigt sein soll, und das unser Kloster von den Capuzinern in der Gegend von Rom für erkleckliches Geld erkaufte, so daß sie nur eine Copie des Bildes behielten, ein Strauß der schönsten, in dieser Jahreszeit seltenen Rosen befestigt war. Der Bruder Pförtner sagte, daß am frühen Morgen ein zerlumpter, sehr elend aussehender Bettler, von uns unbemerkt, hinaufgestiegen und den Strauß an das Bild geheftet habe. Derselbe Bettler fand sich bei der Exportation ein und drängte sich unter die Brüder. Wir wollten ihn zurückweisen, als aber der Prior Leonardus ihn scharf angeblickt hatte, befahl er, ihn unter uns zu leiden. Er nahm ihn als Laienbruder im Kloster auf; wir nannten ihn Bruder Peter, da er im Leben Peter Schönfeld geheißen, und gönnten ihm den stolzen Namen, weil er überaus still und gutmüthig war, wenig sprach und nur zuweilen sehr possierlich lachte, welches, da es

gar nichts Sündliches hatte, uns sehr ergötzte. Der Prior Leonardus sprach einmal: des Peters Licht sei im Dampf der Narrheit verlöscht, in die sich in seinem Innern die Ironie des Lebens umgestaltet. Wir verstanden Alle nicht, was der gelehrte Leonardus damit sagen wollte, merkten aber wohl, daß er mit dem Laienbruder Peter längst bekannt sein müsse. So habe ich den Blättern, die des Bruders Medardt Leben enthalten sollen, die ich aber nicht gelesen, die Umstände seines Todes sehr genau und nicht ohne Mühe ad majorem dei gloriam hinzugefügt. Friede und Ruhe dem entschlafenen Bruder Medardus, der Herr des Himmels lasse ihn dereinst fröhlich auferstehen und nehme ihn auf in den Chor heiliger Männer, da er sehr fromm gestorben.

Ende.

Inhalt des sechsten Bandes.

Die Elixiere des Teufels.

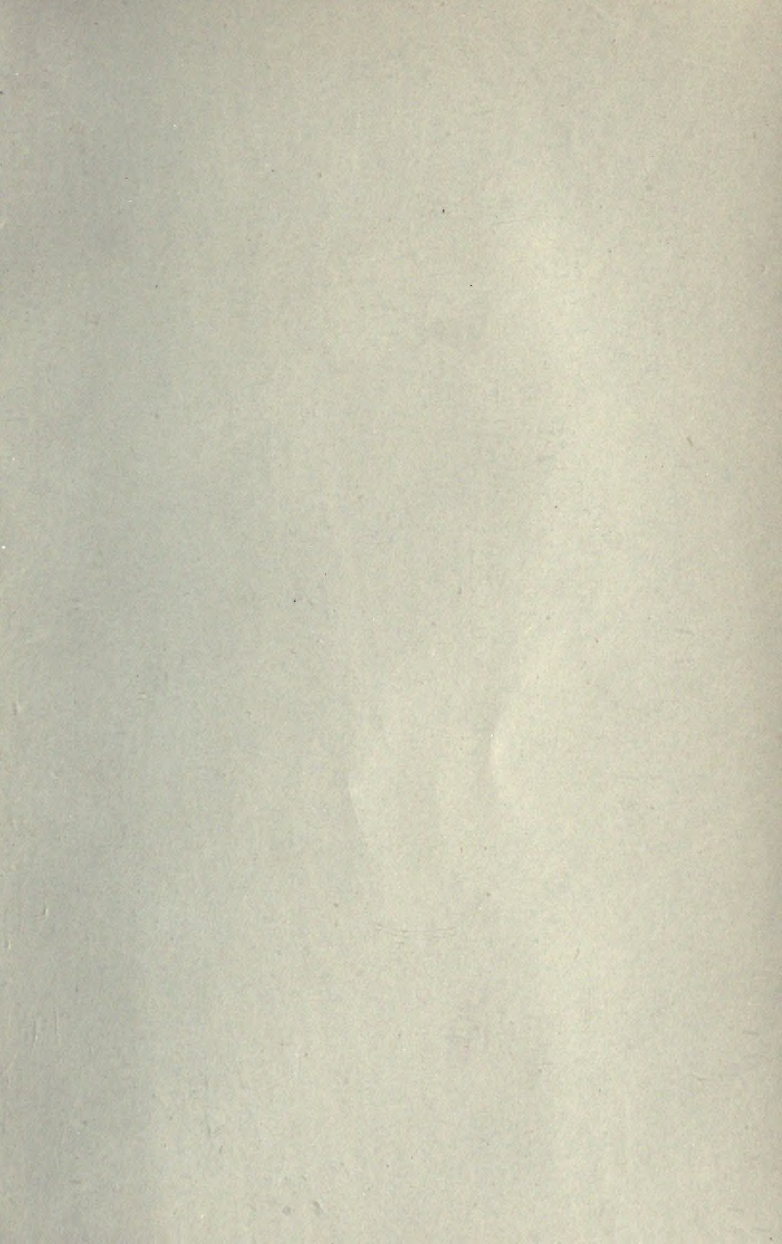
Zwei Theile.

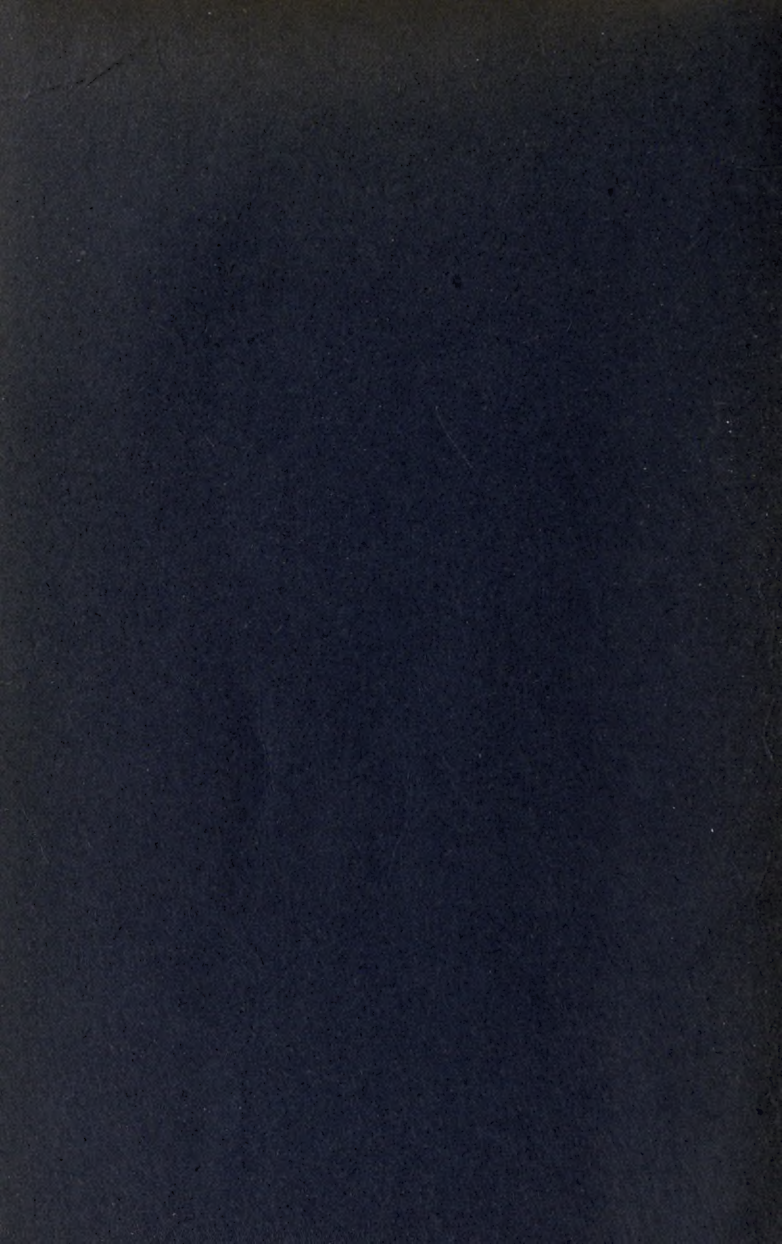
Erster Theil.

Zweiter Theil.










BBW